

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 40

August 1991

Gene

European Network
for
Media and Cultural Studies

presents

Crossing Boundaries

*location and social grouping
in europe's cultural markets*

University of Amsterdam
April 15th - 19th 1991

2nd intensive seminar of the
erasmus exchange programme

Inhalt:

Erasmus-Tagung in Amsterdam

UTE BECHDOLF: Crossing Boundaries	3
HARDY KROMER und TANJA MARQUARDT: "Identity is one of the slipperiest of sliding customers". Stuart Hall über Grenzverschiebungen in der Postmoderne	7
STEFAN BECK und HANS-JÜRGEN BOK: "The epistemic violence of the discourses of the Other." New Ethnicities und die serielle Struktur des Sozialen	8
MICHI KNECHT: "Identity comes back with a vengeance." Kleine feministische Freuden beim Intensiv-Seminar	10
RICK MOY: Hidden Boundaries. An American in Amsterdam	13
WIEGAND JAHN: Widerhall von Grenzen	14
FRANZISKA PUHAN-SCHULZ: Exkursion zum Migrantentelevisie (MTV) in Amsterdam	17
MARION HAMM und FRANZISKA ROLLER: Het Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis - Das Internationale Institut für Sozialgeschichte	19
RALPH WINKLE: Mit ERASMUS nach Frankreich - oder die Unmöglichkeit, der EKW zu entkommen	20
KATI BURCHARDT: Dubliner Stimmungsbild eines Studienaufenthaltes	21
FRANZISKA ROLLER: Bologna	23
Literatur	26

Beiträge

PETER NIEDERMÜLLER: Die Volkskultur und die Symbolisierung der Gesellschaft: der Mythos der Nationalkultur in Mitteleuropa	27
UTE HOLFELDER und STEFANIE KRUG: Blick zurück nach vorn zum zweiten. Frauengeschichte am LUI	44

Verschiedenes

Tagungshinweise	49
Vereinsnachrichten	57
Institutsnachrichten	59

Crossing Boundaries

Ein Bericht vom zweiten Intensiv-Seminar des ERASMUS-Netzwerks für Kultur- und Medienforschung in Amsterdam

Die Grenze. Grenzüberschreitung. Welche Grenze ist gemeint, die sichtbare, oder die in den Köpfen? Welche Bedeutung hat eine Ländergrenze, die Tag- und Nacht-Grenze, die Schmerz- oder die Schamgrenze? Und wie überschreiten wir welche? Fragen wie diese dominierten während des letzten Semesters viele Gespräche im LUI, angeregt durch die studentische Projekt-Ausstellung "Zur Grenze", die vier Wochen lang im Haspelturm gezeigt wurde.¹

Das Englische scheint uns den Umgang mit der sprachlichen Vieldeutigkeit um einiges zu erleichtern: "frontier" ist die Ländergrenze, "border" ebenfalls, mit "limit", "barrier" und "limitation" sind die Grenzen im übertragenen Sinn gemeint, sie bezeichnen auch die uns auferlegten Einschränkungen und Begrenzungen (beispielsweise finanzieller Art, oder das amerikanische "speed limit"), während "boundary" von meinem Lexikon lediglich als Spielfeldgrenze im Sport geführt wird. Daß die Definitionen und Überschreitungen der jeweiligen Grenzen so einfach nicht sind, vor allem, wenn vorher diverse Sprachgrenzen überwunden werden müssen, zeigen die in diesem Heft versammelten Berichte und Kommentare über eine Exkursion nach Amsterdam.

"Crossing Boundaries. Location and Social Grouping in Europe's Cultural Markets" war das Rahmenthema eines Intensiv-Seminars, an dem eine Gruppe von elf Studierenden und zwei Lehrenden des Instituts teilnahm. Vom 15. bis 19 April dieses Jahres konnten wir fünf Tage lang einen Versuch in europäischem "networking" wagen, es war die erste Teilnahme von LUI-Studierenden an einer wahrhaft internationalen Tagung. Finanziert wurden Reise und Aufenthalt vom Austauschprogramm der EG-Kommission mit dem (eher an Rotterdam erinnernden) Namen ERASMUS. Die als "Flaggschiffprogramm"² bezeichnete Kooperation zwischen europäischen Hochschulen umfaßt jedoch nicht automatisch alle beteiligten Universitäten, sondern gilt jeweils nur für ein "network", ein Netzwerk von Instituten, die sich für ein solches Programm zusammengeschlossen haben. Am "European Network for Media and Cultural Studies" sind insgesamt achtzehn Institute beteiligt, wobei die großbritannischen und dänischen stark überwiegen und das LUI bislang als einziges deutsches vertreten ist.³ Die Vorteile

¹ Zur Ausstellung ist auch ein Katalog erschienen: Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. Tübingen 1991. Erhältlich bei der TVV (DM 12).

² DAAD (1990): 7.

³ Es ist geplant, sobald wie möglich ein ostdeutsches Institut in das Netzwerk aufzunehmen. Vorgesehen ist auch über das TEMPUS-Programm der EG eine Kooperation mit Warschau, Budapest und Ljubljana. Im Network sind die medien- und kulturwissenschaftlichen Abteilungen der folgenden Universitäten zusammengeschlossen: Aalborg, Aarhus, Kopenhagen, Roskilde (DK); Barcelona (E); Rennes, Paris VIII und Paris X (F); Bologna, Neapel (I); Dublin (IRL); Amsterdam (NL); Middlesex Polytechnic,

dieser meist auf persönlichen Kontakten beruhenden Kooperation liegen auf der Hand: der Kreis der Beteiligten bleibt überschaubar, und die direkte Kommunikation zwischen den einzelnen Instituten funktioniert ohne große bürokratische Umwege wesentlich besser.

Drei Komponenten umfaßt das ERAMUS-Network. Neben dem jährlich stattfindenden Intensivseminar⁴ und der Möglichkeit zu einem kürzeren DozentInnen-Austausch bildet das StudentInnen-Mobilitätsprogramm den wichtigsten Aspekt - d.h. der Austausch von Studierenden der Partnerinstitute, der pro Person mit einem Teilstipendium von etwa 400 DM monatlich unterstützt wird. Im akademischen Jahr 1990/91 konnten damit vier Studierende des LUI jeweils ein Semester in Irland, Italien und Frankreich verbringen, die Aufenthalte des nächsten Jahres sind für acht StudentInnen gesichert.⁵ Welche Bereicherungen mit einem Auslandsaufenthalt verbunden sind, fachlicher, kultureller wie auch persönlicher Art, schildern die drei Erfahrungsberichte am Ende dieses ERASMUS-Teils.

Die folgenden Beiträge, von ExkursionsteilnehmerInnen aus verschiedenen Perspektiven zum Thema "Grenzüberschreitungen" verfaßt, verdeutlichen die Wichtigkeit des internationalen Austauschs von Ideen und Studienprogrammen, von reisenden Studierenden wie auch Lehrenden: nicht nur die Sicht des Fremden, sondern auch der Blick auf das Eigene wird geschärft. Am deutlichsten traten die Differenzen und Verunsicherungen in den nachmittäglichen "workshop-discussions" zutage, die sich jeweils mit den Vorträgen des Vormittags beschäftigten, und zu denen die OrganisatorInnen sowohl Studierende wie auch Lehrende per Liste zugeteilt hatten, um möglichst heterogene Gruppen zu schaffen. Erst später am Nachmittag bot der informelle Treffpunkt in der Kneipe die Möglichkeit, zur "home base" zurückzukehren. Durch die Konfrontation mit unterschiedlichen Sichtweisen, durch die eigene Erfahrung des Anderen, oft Unverständlichen und nicht immer Einsehbaren wurden die uns trennenden Grenzen sichtbar - eine Voraussetzung dafür, sie überschreiten zu können. Daß auch dieses Bild eine unzulässige Vereinfachung beinhaltet, da die Grenzen keine festgelegten sind, sondern sich in Bewegung befinden und immer gerade dann wegrutschen, wenn wir meinen, sie überwunden zu haben, ist eine zentrale Erkenntnis, die wir aus Amsterdam mitgebracht haben.

Ute Bechdolf

Brunel Univ., Goldsmith's College und City Polytechnic (alle London) sowie Birmingham (UK). - Weitere Informationen im Network-Handbuch, erhältlich bei der ERASMUS-Beauftragten am LUI, Gisela Welz.

Das erste Seminar fand 1990 in Paris statt und hatte "National Media - Transnational Identities" zum Thema. Für 1992 ist London mit "Popular Entertainment" vorgesehen, und 1993 ist Tübingen als Tagungsort geplant.

Bisher war das LUI als Wunschort für ausländische Studierende noch nicht sehr gefragt, was wohl vor allem an der Sprachhürde liegt.

EUROPEAN NETWORK FOR MEDIA AND CULTURAL STUDIES

Amsterdam Intensive Programme
April 15th - 19th, University of Amsterdam

Crossing Boundaries: Location and Social Groupings in Europe's Cultural Markets

Sunday 14th April

15.00-20.00

Arrival and registration at Sleep In

21.00-24.00

Speech of welcome in "Kerkzaal" (Churchroom) at Sleep In, with drinks offered by the City Council of Amsterdam

Monday 15th April

11.00-13.00

room: Oude Mannen
Huis Poort (OMHP) F001

Nation, gender and ethnicity

Chair: Conny van der Molen (CBC 1991)

Presentations: Mike Dawney (Middlesex Polytechnic),
Stuart Hall (Open University Great Britain)

13.30

Lunch at Atrium

15.00-17.00

Workshop Discussions

17.15

Informal feedback at meeting point De
Engelbewaarder

Tuesday 16th April

11.00-13.00

Room: OMHP D008

Daily Life

Chair: Joke Hermes (University of Amsterdam)

Presentations: Kirsten Drotner (University of
Copenhagen),
Mir Wermuth (CBC 1991),
Ann Gray (University of Birmingham)

13.30

Lunch at Atrium

15.00-17.00

Workshop Discussions

17.15

Informal feedback at meeting point De
Engelbewaarder

20.00-21.00

Redeeming History, videodocumentary, shown
and introduced by Desmond Bell (University of
Ulster), at the "Casino" of the Sleep In

Wednesday 17th April

11.00-13.00

History and Collective Memory

Chair: Liesbet van Zoonen (University of Amsterdam)

Room: OMHP F001

Presentations: Richard Johnson (University of Birmingham),
Per Jauert (University of Aarhus),
Lola Young (Ealing College, London)

13.30

Lunch at Atrium

15.00

-Network business meeting (for Network representative from each institution)
-Excursions for students

Thursday 18th April

11.00-13.00

Workshop Discussions on History and Collective Memory

13.30

Lunch at Atrium

15.00-17.00

Tourism

Chair: Jon Bird (Middlesex Polytechnic)

Room: OMHP D018

Presentations: Barbara O'Connor (Dublin City University),
Liesbet van Zoonen (University of Amsterdam),
Agnes Sommer (University of Amsterdam)

17.15

Informal feedback at meeting point De Engelbewaarder

19.00 uur

video's on quizzes and tourism introduced by Conny van der Molen

21.00

Party at Sleep In

Friday 19th April

11.00-12.30

Workshop Discussions on Tourism

12.45

Lunch at Atrium

14.00-15.00

Concluding remarks and participants feedback

Room: OMHP D018

15.30

Depart

This intensive seminar has been made possible by the European Community,
British Council, Gemeente Amsterdam, Goethe Institut, Anjerfonds

HARDY KROMER und TANJA MARQUARDT

"Identity is one of the slipperiest of sliding customers"

Stuart Hall über Grenzverschiebungen in der Postmoderne

"Crossing boundaries, shifting boundaries, de- and reconstructing boundaries": Grenz-Salat als Hauptgericht auf der Speisekarte der Postmoderne. Üppige Metaphorik zu vielfältigen kulturellen und sozialen Verschiebungsprozessen in globalem Maßstab prägte und zelebrierte der britische Soziologe Stuart Hall im Eröffnungsvortrag des Amsterdamer ERASMUS-Kongresses. Der Mitbegründer und ehemalige Direktor des Centre of Contemporary Cultural Studies (CCCS) an der Universität Birmingham, der seit drei Jahrzehnten als Integrationsfigur der britischen Linken gilt, sprach über den Einfluß der Faktoren Nationalität, Geschlecht, Klasse und Ethnizität auf die Identitätsbildung unter dem Vorzeichen allgegenwärtiger Grenzverschiebungen. Stuart Hall, gebürtiger Jamaikaner, untersuchte dabei insbesondere die Auswirkungen der Migration, die für ihn der entscheidende kulturelle Prozeß der Gegenwart ist, und stellte die These auf, daß bislang klar fixierte Identitäten ins Rutschen geraten sind: "Identity is one of the slipperiest of sliding customers".

Halls Ausgangspunkt ist die Beobachtung, daß die bislang klar markierten Grenzen zwischen Nationen und "Welten" ihre Bedeutung verlieren - ein Vorgang, der seit dem Ende des Kalten Krieges auch die osteuropäischen Staaten betrifft. Im Gange ist ein Prozeß der Globalisierung über nationale Grenzen hinweg, dessen materielle Basis in einer weltweiten Neuverteilung von Produktions- und Konsumtionsstätten und -mustern liegt. Integraler Bestandteil dieser ökonomischen Globalisierung sind die technologischen Veränderungen, die für die "Informationsgesellschaft" konstitutiv sind.

"Crossing boundaries", die Grenzüberschreitung als globales Ereignis, wird für Stuart Hall gerade dadurch so kompliziert, daß gleichzeitig damit ein "shifting of boundaries" stattfindet, ein Prozeß der Grenzverschiebung auf allen Ebenen. Für die industrialisierten westeuropäischen Staaten ergeben sich damit zwei Konsequenzen aus dem Globalisierungsprozeß: zum einen eine Neuordnung der (Außen-) Beziehungen zur sogenannten Zweiten und Dritten Welt; zum anderen eine Umstrukturierung sozialer und mentaler Landschaften innerhalb der europäischen Gesellschaften.

Im Rahmen dieser Verschiebungsprozesse mißt Stuart Hall der Migration eine Schlüsselrolle bei. Migration ist für ihn der kulturelle Prozeß der Gegenwart. Sie verändert die ethnische Zusammensetzung der Gesellschaften und bringt damit etablierte soziokulturelle Grenzen ins Wanken. Das zunehmende Auseinanderdriften von Nationalität und Ethnizität ist einer der Faktoren, den Hall in diesem Zusammenhang betonte. In einer Welt, in der Grenzlinien verschwimmen und Wahlmöglichkeiten zunehmen, wird die kulturelle Orientierung immer diffuser. Koordinaten der Identitätsbildung wie Klasse, Geschlecht, Nationalität und Ethnizität verlieren an Trennschärfe. Alte Sicherheiten sind in Frage gestellt, neue Orientierungsmuster noch nicht gefunden. Wir sind, sagt Stuart Hall, in einer "in-between-period", in einer Übergangsphase. Und deshalb ist alles und jedes irgendwie "post-".

Postmodern zum Beispiel. In der mit diesem Attribut gekennzeichneten Gesellschaft bekommen mehr und mehr Menschen das Gefühl, MigrantInnen zu sein, keinen stabilen, klar definierbaren Platz in der Gesellschaft zu haben. Der Begriff der Identität verliert seinen Singular. Parallel zu der Pluralisierung von Kulturen innerhalb einer Gesellschaft wird auch die Identität pluralisiert, aufgesplittet, gebrochen, einem stetigem Wandel unterworfen. Aus einem "self" werden mehrere "selves". Suche nach Zugehörigkeit, nach Heimat (um das Phänomen auf einen sehr deutschen Begriff zu bringen) wird deshalb zu einer universellen Erfahrung. Migration bricht Grenzen auf und verändert Lebensweisen. Die Folge davon ist, daß Menschen in ihrer eigenen Gesellschaft zu MigrantInnen werden. Dieser dialektische Prozeß führt zu der Erscheinung, daß MigrantInnen im engeren Sinne - wie etwa der schwarze Jamaikaner Stuart Hall - nicht mehr notwendigerweise am Rande der Gesellschaft stehen. "Now that, in the postmodern age, you all feel so dispersed, I feel centered", sagt Hall. Und den weißen Europäern ruft er zu: "Welcome to migranhood!" Was wie ein leiser Triumph klingt, droht allerdings zum Pyrrhus-Sieg zu werden. Denn die De-Zentrierung der bislang im Zentrum stehenden Europäer, die Hall für die repräsentative postmoderne Erfahrung hält, ist teilweise eine selbstgewählte. Wo Migration zu einem alltäglichen Phänomen wird, ist die Romantisierung des "klassischen" Nomadentums nicht weit. Nur allzu gerne würde Europa doch von seinem Privileg Gebrauch machen, sich vor der Verantwortung zu drücken, die seine jahrhundertalte Zentrumsrolle mit sich bringt.

Diese Entwicklung birgt indes noch andere Gefahren: Wo die "großen Erzählungen" der Identitätsbildung kollabieren, feiern die Kompensationsstrategien fröhliche Urständ'. Der Drang neu marginalisierter Gruppen, alte, stabilitätsverheißende Grenzen wiederherzustellen, kann Rassismen, Nationalismen und Regionalismen wiederaufleben lassen oder gar verstärken. Derlei Vorgänge bergen ein ähnlich ausgrenzendes Potential in sich wie die Bestrebungen, Westeuropa im Zuge seiner politischen und ökonomischen Entgrenzung zur wohlintegrierten, aber für "klassische" EmigrantInnen geschlossenen Gesellschaft zu machen. "The West and the rest" - dieser negativen Vision setzte Stuart Hall die Aufforderung entgegen, in der kritischen Kulturtheorie einen radikalen Sinn für die Notwendigkeit von Unterschieden zu entwickeln: "We do need outside voices".

STEFAN BECK und HANS-JÜRGEN BOK

"The epistemic violence of the discourses of the Other"

New Ethnicities und die serielle Struktur des Sozialen

Es ist das Privileg der metropoliten Mittel- und Oberschichten, nach Ende des Kolonialismus dessen Früchte zu genießen und per Aneignung der Kultur der Kolonisierten die post-schwerindustrielle Diversifikation der Lebensstile voranzutreiben. Exotisches wird mit Speisefolgen, Musikstilen und (Multi-)Kulturveranstaltungen einverleibt

und veralltäglicht. Was hier als kulturelle Bereicherung erfahren wird, ist auf der anderen Seite der Armutsgränze Enteignung einer identitätsbildenden kulturellen Praxis. In diesem Spannungsfeld aus Politik der Lebensstile, fortdauerndem Rassismus und ethnischer Identität sind die Thesen Stuart Halls⁶ angesiedelt, in denen er einen Wandel der "black politics Großbritanniens fordert und eine neue Politik der Ethnizität skizziert.

In seinen Überlegungen greift er "the discourses of a Eurocentric, largely white, critical cultural theory" feministischer, neomarxistischer, poststrukturalistischer, psychoanalytischer und postmoderner Prägung auf und analysiert mit diesem Instrumentarium das Dilemma der Britischen "black politics". Seine zentrale These: Entlang der vom Rassismus errichteten, undurchdringlichen symbolischen Grenze zwischen *Zugehörigkeit* und dem je *Anderen* entstand eine "epistemic violence", eine bipolare Logik, die Differenzen und Verschiedenheiten - differente soziale Positionen, politische Erfahrungen und kulturelle Identitäten - gewaltsam homogenisierte. Entstanden unter dem von "fear and desire" getragenen Marginalisierungsdruck des Rassismus löst sich die vormalig orientierende, Widerstand organisierende, kulturell und politisch konstruierte Kategorie *black* nun in einzelne Ethnizitäten mit sehr unterschiedlichen sozialen, geschichtlichen, kulturellen und politischen Erfahrungen auf: das Ende der Unschuld des "essential black subject".

Hall ist sich der Gefahren bewußt, wenn er den Begriff Ethnizität aufnimmt und positiv wenden will. Das Konzept Ethnizität wird im Diskurs des Rassismus so benutzt, daß die Realität der Unterdrückung und Marginalisierung schon allein dadurch verlängert wird, indem die in Großbritannien hegemoniale *Englishness* selbst nicht als Ethnizität begriffen wird. Diesem Versuch des Stillstellens und Stabilisierens kultureller und sozialer Ungleichheiten, der sich bis ins das liberale Konzept der Multi-Ethnizität fortsetzt, will Hall eine Politik der Ethnizitäten entgegenstellen, die auf dem Konzept der *différance* Derridas beruht. Ihm geht es darum, die symbolischen Ordnungen des Sozialen in Unruhe zu halten, Differenzen zu setzen, um Differenzen zu machen: "We are all, in that sense, *ethnically* located and our ethnic identities are crucial to our subjective sense of who we are. But this is also a recognition that this is not an ethnicity which is doomed to survive, as Englishness was, only by marginalising, dispossessing, displacing and forgetting other ethnicities. This precisely is the politics of ethnicity predicted on difference and diversity." Dahinter verbirgt sich eine Sichtweise des Sozialen als einer Struktur serieller Interaktionen.⁷ Die von ihm an "black politics" gestellte Forderung ist, "[to] make common struggle and resistance possible without suppressing the real heterogeneity of interests and identities".

⁶ Stuart Hall: "New Ethnicities." In: ICA Documents (Black Film and British Cinema), pp. 27-31. Abgedruckt im Reader zur Amsterdamer Tagung. Die englischsprachigen Zitate sind diesem Text entnommen.

⁷ Vgl. dazu Heinz Bude: Auflösung des Sozialen? Die Verflüssigung des soziologischen "Gegenstandes" im Fortgang der soziologischen Theorie. In: Soziale Welt, Heft 1, 1988, S. 4-17.

"Identity comes back with a vengeance"⁸

Kleine feministische Freuden beim Intensiv-Seminar

Die Amsterdamer Studierendengruppe, die während des diesjährigen Intensivseminars in der dort täglich erscheinenden "Crossing-Boundaries-News" gleich in der ersten Ausgabe vor stereotypen Toleranz- und Liberalitätsmythen über Amsterdam warnte, wird mich vielleicht als unbelehrbare Provinztouristin einschätzen: Noch eine, die dem schönen Schein dieser Großstadt - so vielfältig, so in Bewegung, so offen - zum Opfer gefallen ist. Aber für mich war die Crossing-Boundaries-Tagung in Amsterdam gerade deshalb ein auch 'akademisch' besonderes Erlebnis, weil hier eine Kultur der Differenz nicht nur im Stadtbild, als urbane Erfahrung von Großstadt- oder Metropolenalltag, sondern auch innerhalb der Universität ihre Sprache fand und dort als ein Merkmal intellektueller Praxis spürbar wurde. "Die Metropolen erlauben die Einübung in ein Dasein ohne Tradition und geschichtliche Bindung, sie lenken den Blick unmittelbar auf ethnische oder individuelle Differenzen"⁹.

Allein, daß auf der Amsterdamer Tagung keine exklusiv weiße, vorherrschend männliche Professorenschaft über ihre Forschungen berichtete, ist nach deutschen Universitätsmaßstäben immer noch eher ungewöhnlich. Aber auch das "wie" der Vorträge, die unterschiedlichen Arten zu sprechen und zu präsentieren, überschritt die Grenzen dessen, was im hiesigen Akademiebereich, ohne allzu sehr verallgemeinern zu müssen, noch als Intellektuellen-Habitus beschreibbar wäre: eine kleine Rap-Einlage als "Warm-Up" für einen Vortrag über die Funktionen des Ausschlusses schwarzer Frauen aus der offiziellen Geschichtsschreibung (Lola Young), eine große Nachdenklichkeit bei Ann Gray, die sehr weitgehend die Methodik ihrer Forschung über Frauen und Video-Nutzung offenlegte und hinterfragte, oder Mir Wermuths problemorientierte Präsentation einer ethnographischen Untersuchung über schwarze Hip-Hop Kultur in Amsterdam, deren theoretische Erträge noch gar nicht "erschlossen" sind ("work in progress at its best"), sowie Richard Johnsons witzig-subtiler Vortrag über "sichere" und "gefährliche" Geschichten (safe and risky stories) bei der Erforschung kollektiver Erinnerungen.

Alle diese Tagungsbeiträge praktizierten ein Stück weit das, was Stuart Hall in seinem Eröffnungsvortrag einen der wichtigsten Beiträge feministischer Forschung im Bereich der Kulturwissenschaften nannte: die Arbeit an einer "language of subject

positioning and subjectivity". Was bei diesem Hall-Zitat neben der eigentlichen Aussage natürlich ins Auge, oder besser, mit kleinen Hüpfen singend ins Ohr springt, ist ebenfalls ein bei uns noch ziemlich unübliches Phänomen: Feministische Theorie wird rezipiert! Genauer: sie wird nicht nur als eine in der Zuständigkeit einiger Frauen liegende Arbeit hingenommen und damit wegdelegiert, sondern sie wird tatsächlich gelesen, überdacht, disputiert, und nicht nur kritisiert, sondern auch als eigenes Anliegen formuliert. In einer Zeit, in der ein schwarzer Professor die Perspektive der Mehrheit der Weltbevölkerung (der sogenannten Dritten Welt) gegenüber seiner westeuropäischen ZuhörerInnenschaft aus dem Blickwinkel des Feminismus auf Geschlechterverhältnisse verständlich zu machen versucht, scheint die Kategorie Geschlecht als Strukturmerkmal neben Ethnizität, Nation und Schicht anerkannt, und die jeweilige Artikulation und das Verhältnis zwischen diesen Strukturen ein politisch-wissenschaftliches Theorie- und Praxis-Problem kritischer Kulturwissenschaft geworden zu sein. Jedenfalls in Amsterdam.

Oder in Birmingham, wo Stuart Hall als langjähriger Mitarbeiter und Leiter des dortigen "Centre for Contemporary Cultural Studies" seit 1964 gearbeitet hat. Dieses Kulturforschungszentrum, kurz das CCCS genannt, das vor allem in den 70er Jahren mit wichtigen Untersuchungen zur populären Kultur wie auch zu jugendlichen Subkulturen bekannt geworden ist, weist in seiner Geschichte, seinen Arbeitsweisen und Ausrichtungen einige Ähnlichkeiten mit dem Ludwig-Uhland-Institut auf, Gemeinsamkeiten und Parallelen, vor deren Hintergrund die Konstatierung eines Unterschiedes, wie er sich hinsichtlich der Feminismus-Rezeption in Amsterdam feststellen ließ¹⁰, eigentlich erst richtig spannend wird.

Das Centre for Contemporary Cultural Studies Birmingham¹¹ wurde 1964 mit dem Ziel gegründet, eine links-kritische Forschungsrichtung an der Universität zu etablieren und Kultur- als Sozialforschung zu betreiben. Entwickelt hat sich nicht so sehr eine enge Disziplin, sondern eher ein plurales Forschungsfeld, innerhalb dessen verschiedene Theorien und Methoden nebeneinander existieren können. Mit 'Klasse/Schicht' als wichtiger analytischer Kategorie (Working Class Studies), der Suche nach dem immer auch Widerständischen im Alltagsverhalten, überhaupt Alltag als Forschungsansatz, konzeptioneller und theoretischer Arbeit am Begriff Kultur¹², sowie einem in gleicher Weise von außen eingeforderten wie von innen erwünschten kritischen Begründungsmaßstab für das eigene wissenschaftliche Tun jenseits orthodoxer Fachgrenzen, ließen sich einige Gemeinsamkeiten zwischen EKW/LUI und CCCS benennen. Warum aber gibt es hinsichtlich der Integration feministischer Standpunkte und Arbeitsweisen am

⁸ Stuart Hall beim Eröffnungsvortrag "Nation, Gender, Ethnicity". Vgl. auch: Tania Modleski: *Loving with a Vengeance. Mass-produced Fantasies for Women*. New York, 1988. - "With a vengeance" meint übersetzt ungefähr: "gewaltig", "jetzt erst recht, und wie!", "daß es so eine Art hat".

⁹ Ludger Heidbrink: "Das Gewissen des Auges." Rezension von Richard Sennett: *Civitas*. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. In: TAZ, 29. Mai 1991.

¹⁰ Dies zeigt sich auch an der relativ großen Anzahl von Publikationen zu Geschlechterforschung und Feminismus im Rahmen der CCCS-Veröffentlichungsreihen sowie im Umkreis des CCCS, z.B. Hobson 1978, McRobbie 1982, Carby 1982, Carter 1990.

¹¹ Inzwischen hat sich das CCCS in "Department of Cultural Studies" an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Birmingham umbenannt.

¹² Vgl. Kreutzner (1989)

Ludwig-Uhland-Institut keine Parallele zu dem, was Stuart Hall unter der Kapitelüberschrift "The Impact of Feminism" für das CCCS schon 1980 beschrieben hat?

"Feminism has ... radically altered the terrain of Cultural Studies. It has, of course, brought whole new concrete areas of inquiry, new sites of investigation into being within the Cultural Studies agenda, as well as reshaped existing ones. But its larger impact has been theoretical and organizational ... both for what is studied in the Centre and for how it is studied: the organization of a new intellectual practice. The attempt really to take these questions into account - not simply to nod, generally, in their direction - has been a painful exercise at times. ... For some time work in this area was organized within the Women's Studies Group. But after an initial phase this has been abandoned in favour of making questions of gender and patriarchal relations central to the concerns of all our research groups and no longer the responsibility of women alone to sustain."¹³

Wie entsteht eine derartige Offenheit und Auseinandersetzungsbereitschaft, wie sie Hall für Birmingham beschrieben hat? Ist hier der Einfluß der Großstadt auf den akademischen Diskurs festzumachen - via alltagspraktischer Einübung des Aushaltens und Aushandelns von Differenzen? Ist das CCCS tatsächlich stärker als das LUI von den neuen sozialen Bewegungen der 70er und 80er Jahre geprägt worden, insbesondere von der Frauenbewegung und den politisch aktiv werdenden MigrantInnen, und dadurch enger mit sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen verknüpft geblieben? Oder liegt die Differenz zwischen LUI und CCCS vor allem darin, daß an einem Großstadt-Institut mehr Menschen mit "fragmentierten Identitäten" angeschwemmt werden, Mitglieder aller möglichen (subalternen) Gruppen und Subkulturen, deren Denks Traditionen und alltäglicher Habitus den Stil des britischen Instituts ganz anders färben?

Die individuelle Biographie, der jeweilige gesellschaftliche Platz, sowie die eigene Identität beeinflussen und bestimmen die wissenschaftlichen Themen, Herangehensweisen und Produkte. Nachdenklich stimmt, was Gabriele Kreutzner der deutschen Kulturwissenschaft attestiert, und was über eine Kritik an der Nicht-Rezeption feministischer Ansätze noch hinausgeht:

"... there is also a specific difficulty that cultural studies face in this country, in so far as the range of discussions about (contemporary) culture and its political functions and social determinations remains very limited. ... Moreover, I see this uninterest as the discipline's active contribution to their gradual degeneration into a position of sociocultural insignificance - a sort of intellectual version of collective hara-kiri."¹⁴

Mehr und verschiedenartigere feministische Forschungen am LUI, kritische Begriffsarbeit auch am "gender"-Begriff, getragen von einem kontrovers-konstruktiven Auseinandersetzungsstil an Orten wie im Kolloquium, mutigeres Infragestellen männlicher

¹³ Hall (1980): 39, 41. Die 'Gegenbewegung' im Sinne einer kritischen Rezeption der Forschungen (männlicher) Kollegen aus einer feministischen Perspektive betrieb am CCCS u.a. Angela McRobbie (1982).

¹⁴ Vgl. Kreutzner (1989): 242-243.

Positionierung in Theorie und Praxis - so könnte "Loving Cultural Studies With a Vengeance" auch in Tübingen aussehen.

RICK MOY

Hidden Boundaries. An American in Amsterdam.

In his introductory speech to the Crossing Boundaries conference in Amsterdam Stuart Hall delivered an animated, insightful picture of the social change taking place in post-modern Europe. The sense was one of exciting flux in which the rise of the ethnic and the decline of the national identity was purported. People, identities, values and boundaries of all types are subject to change, whereby Hall jested that "it's hard to cross these boundaries when they keep moving around." Indeed, my impressions of the conference revolve around the identification and confrontation of "boundaries."

A boundary is an (imagined) line that marks a limit or represents a contour between differences; thus, limiting and/or separating. These "boundaries" vary in type and function and are not always readily recognized, though they might nonetheless be acknowledged. Yet, the occasionally uncomfortable process of courting "boundaries" is important for building one's concept of self and culture. (And what better opportunity is there than a multicultural event in a multicultural city?)

Though the term "smorgasbørd" could be freely applied to describe the cultural composition of the conference participants, the actual participation was noticeably less diverse. Presentations were made exclusively by English, Dutch and Danish lecturers, half of whom were native speakers. Possible French, German, Italian and Spanish representatives, whose perspectives certainly would have enriched the exchange, were obviously missing. Similar tendencies prevailed in the workshops, where non-native speakers were understandably intimidated by language barriers. At the same time, some native speakers acquired a false confidence and occasionally presented misinformed interpretations regarding foreign cultures, thus crossing the boundaries of their own knowledge of "the other". Where invariance in the lecturers' ethnicity might be attributed to organisational circumstances, group dynamic processes in the workshops elucidated dilemmas and cultural domination prevalent throughout the conference.

However limited the group of contributors might have been, the range of topics discussed demonstrated quite the opposite. Various issues of interest were: popular memory, the introduction of a shopping mall into an otherwise rural community, Hip-Hop culture in Amsterdam, video consumption among women in England, and women's sex tourism in Africa, just to name a few. In each instance, the topic was treated according to the specific situation in the respective country. Though primarily intra-national in scope, these contributions and ensuing discussions provided the international audience with valuable insight to common issues in cultural studies.

Unfortunately, inter-national, inner-European differences were never explicitly dealt with in the presentations. For example: French-German, English-French, Dutch-German relations were conspicuously absent from the agenda. Only rarely did these issues become passing topics in the workshop discussions. In fact, group members periodically used intermediary issues in communicating with one another; for example: how minorities are treated in the various countries. Additionally, two topics seemed to imply the wholeness of Europe in relation to the construction of a non-Europe (other); namely, Africa and the USA. In these discussions exotic sex-tourism in Africa and fear of American cultural imperialism (through mass media, shopping malls and McDonalds) served to distract attention from inner-European dissonances by creating an "us-Europe" and a "them-non-Europe" awareness - one example of how certain differences can be repressed while accentuating others. In this sense, my expectations of the conference, raised by Stuart Hall's keynote speech in addition to the conference title ("Crossing Boundaries: location and social grouping in Europe's cultural markets"), remained unfulfilled; the intra-national was overaccentuated at the expense of the inter-national.

Though the "nation" might not be so important in the future, as Richard Johnson (Birmingham) remarked, the saliency of nationality as an identity building and behavioral factor continues to be demonstrated at least in social interaction. I found, accordingly, that casual group building during these five days was surprisingly highly correlated to factors of language and nationality. The forming of such cliques - groups of people with a common experience, where the common experience is predominantly nationality and/or language - is a self-imposed limit, and possibly a counterproductive one, considering the opportunities.

The common denominator here is the "boundary". Identifying boundaries means ascertaining differences and limits on a micro and macro level - individual and group, for example. We may find "boundaries" in the range of topics, or in the cultural backgrounds of individuals, and thus in their views as well as within ourselves; for example, in relation to the challenges we are willing to face. Ultimately, we may choose to seek or not to seek (to repress) these limits and differences. However, he/she who does not seek, cannot find, and in becoming conscious of these hidden "boundaries" we can confront them much better, either defy or respect them. It seems the necessity is: knowing which ones to cross.

WIEGAND JAHN

Widerhall von Grenzen

"What we are seeing is the re-positioning of boundaries while the process of dissolution is happening" notiere ich in meinen Notizblock. Worte von Stuart Hall, Eingangsreferent und begeisterter Stichwortgeber der "Crossing Boundaries"-Tagung.

Fünf Tage lang versammelten wir uns, Studierende aus acht europäischen Ländern und ihr akademischer Lehranhang, in der holländischen Metropole, um über "boundaries" zu diskutieren. Ein Thema, wenngleich nicht unbedingt im Mittelpunkt der Tagung, kehrte immer wieder: "1992". Was geschieht mit Europas Grenzen? Fragen und Besorgtheiten: West-Europa und Ost-Europa, Minderheiten in Europa, armes und reiches Europa, Europa und die "Dritte Welt".

Viele befürchten Abschottung und neue Ausgrenzungen. Dem entgegenzutreten war eines der Motive, nach Amsterdam zu kommen. Es ist ja beileibe (noch) nicht selbstverständlich, daß sich WissenschaftlerInnen aus Europa zusammenfinden, eigens um die vorhandenen nationalstaatlichen und kulturellen Barrieren zu überbrücken und den Austausch zu fördern. Es gilt, einen offenkundigen Mangel auszugleichen. Auf der Metaebene wird der große Rahmen längst gezimmert: Der Europäische Binnenmarkt ist in rasantem Tempo im Entstehen begriffen - und die Wissenschaft rennt hinterher. Die sich kritisch verstehende zumal, denn der ökonomistisch motivierte Europaschub bedarf dringend der Entgegnung durch europaweite Verständigung auf Basis der Solidarität, der sozialen Gerechtigkeit, des gleichberechtigten kulturellen Austauschs.

Betrachten wir im folgenden nun die Amsterdamer Tagung als soziales Experiment des Umgangs mit Grenzen, und nehmen wir als Resultat nicht mehr oder weniger gehaltvolle Reden und Erkenntnisse *über* Grenzen, sondern den Umgang *mit* ihnen: "Crossing Boundaries" als grenzkulturelles Ereignis. Zur Illustration sei der kulturelle Höhepunkt am letzten Abend gewählt: die Disco-Party.

Länderweise trudeln die Grüppchen ein. Das Acht-Nationen-Tanzmeeting (mit TeilnehmerInnen aus England, Irland, Italien, Dänemark, Spanien, den Niederlanden, Frankreich und Deutschland) beginnt etwas zäh, bekommt aber mit zunehmender Dauer Dampf und Farbe. Der Länderaustausch funktioniert schon deutlich besser und selbstverständlicher als zu Beginn der Tagung, als das Herumglucken in der vertrauten "peer-group" noch eindeutig überwog. Beim Betrachten der Tanzfläche verschwindet zwar, zumindest in meiner Wahrnehmung, noch nicht das Bild wabernder, dunstumhüllter Länderblasen (die Gesichter lassen sich mittlerweile eindeutig nach Ländergruppen zuordnen), doch deren Ausläufer überlappen sich zunehmend, fließen ineinander über, oder die Blasen schmücken sich mit auswärtigen Einsprengseln. Happy crossing!

Während des Abends pendle ich hauptsächlich im Dreieck zwischen meiner Tübinger "peer-group", einer Gruppe DänInnen und den weitgereisten Leuten aus Barcelona. Im Gespräch mit den letztgenannten ist ein Thema unvermeidlich: die Sprachschwierigkeiten, denen sie sich ausgesetzt sahen. In manchem workshop der letzten Tage wurde deutlich, daß die allgemeine Verkehrssprache Englisch so uneingeschränkt verkehrsgerecht nicht ist. Im südlichen Teil unserer Alten Welt tut man sich schwer damit, sicher auch als Resultat unterschiedlicher politischer, wirtschaftlicher und kultureller Orientierungen der Nord- und der Südhälfte Europas im Verlauf der letzten Jahrhunderte. (Den Gegenbeweis traten die recht englischgewandten ItalienerInnen aus Napoli an, ganz meinem Vorurteil und meinen Erfahrungen widersprechend, daß südlich der Alpen und westlich des Rheins es vorüber sei mit dem mehr oder weniger unkomplizierten Betreiben englischer Konversation).

Wie auch immer, die SpanierInnen fühlten sich durch das Englische an den Rand gedrängt und beteiligten sich folglich deutlich weniger an den Diskussionen. Sie ärgerten sich über die britische Dominanz, verstärkt noch durch einen 'Überhang' englischer MedienwissenschaftlerInnen, die hier den Ton vorgaben.

"Nur" ein kleiner Ärger am Rande, keine übergroße Verärgerung oder gar Wut ist spürbar. Aber dieser "Grenzverlauf" scheint mir dennoch keineswegs zufällig. Im Mikrokosmos der Tagung spiegelten sich übergreifende politische und wirtschaftliche (Macht-) Strukturen wider, sichtbare und unsichtbare. In Amsterdam versammelt waren im wesentlichen Studierende und Lehrende aus den potenten Kernländern der Europäischen Gemeinschaft, die Peripherie war nur mangelhaft einbezogen. Aus Portugal und Griechenland, den EG-Nachzüglern, ist erst gar niemand erschienen - noch gehört dort kein Institut zum Netzwerk. Provokative Absicht oder unbewußt-selbstverständliche Nachlässigkeit: Das Titelblatt des Tagungs-Readers¹⁵ zielt eine europäische Landkarte, "European Network for Media and Cultural Studies presents 'Crossing Boundaries'" lautet der Text. Skandinavien erscheint nicht darauf, ebenso wenig Griechenland. Irgendwo quer durch Polen, die CSFR, Ungarn und Jugoslawien beendet ein akkurater, linealgezogener Strich den Ausschnitt. Hier endet also Europa, dort beginnt ...

Mir scheint, die Amsterdamer "Crossing Boundaries"-Tagung fand sich teilweise im (unbewußten) Reflex der europainternen Machtverhältnisse wieder. Die wirtschaftlich führenden EG-Länder dominierten das Geschehen, die Peripherie fühlte sich auch als solche oder war erst gar nicht präsent. Die Paradoxie der in der eingangs von Stuart Hall zitierten Bemerkung entfaltet hier ihr wirkliches Dilemma: Das "European Network" nimmt ja tatsächlich Gestalt an, zum Beispiel in Form von "Crossing Boundaries", bringt manch altbekannte Grenze zum Verschwinden ("process of dissolution"), während aber gleichzeitig das "re-positioning" von Grenzen in Gang gesetzt wird. Das Intensivseminar hatte Anteil am Schaffen von "collective memory" (eines der Programm-Themen), mit den reichen EG-Staaten als wesentlichen Bezugspunkten, unter weitgehender Ausgrenzung der Peripherie.

Ich widerrufe das Geschriebene. "Crossing Boundaries" war prima, hat Spaß gemacht und hatte natürlich den richtigen Ansatz. Sie hat Studierende und Lehrende auf in der Vergangenheit nicht übliche Weise zusammengebracht, hat Grenzen durchstoßen und neue Dialogschneisen in Sicht gebracht oder gar schon realisiert. Ich kann nur erahnen, welche Schwierigkeiten es den OrganisatorInnen bereitet hat, in diesem Rahmen "Crossing Boundaries" auf die Beine zu stellen. Niemand kann erwarten, alle und jeden gleich und sofort miteinzubeziehen, unter Meisterung aller Hürden und Grenzen. Außerdem ist Schweden mittlerweile dem ERASMUS-Programm beigetreten, und über Ost-Europa hat man in Amsterdam auch schon geredet, daß man da Kontakte knüpfen wolle ... Die Sorgen und Bedenken bezüglich des Charakters des zukünftigen Europäischen Binnenmarktes ernstzunehmen, heißt jedoch, dessen Begrenztheiten und

Ausgrenzungsmechanismen früh zu erkennen und in gemeinsamer Anstrengung zu durchbrechen. In diesem Sinne: Crossing Boundaries!

FRANZISKA PUHAN-SCHULZ

Exkursion zum Migrantentelevisie (MTV) in Amsterdam¹⁶

Es dürften wohl zwei Gründe gewesen sein, die eine so große Zahl von StudentInnen motivierte, am Exkursionsnachmittag der Tagung die Migrantentelevisie in der Rembrandtplein 17 zu besuchen. Zum einen haben Film und Fernsehen an sich immer noch den Beigeschmack von Glamour und Exzentrik, eben etwas besonderem. Zum anderen ging es uns ganz einfach darum, etwas kennenzulernen, was es in Deutschland und den anderen europäischen Ländern nicht gibt. Das Gebäude selbst zeigte sich in postmodernem Kleide. Das gesamte erste Stockwerk wird als Restaurant und Kaffeehaus mit äußerst exklusivem Beigeschmack und einer bei Sonnenschein recht feinen Loggia genutzt, wo wir allerdings erst nach Beendigung der Exkursion verweilten. Zunächst nahmen wir in einem weißgetünchten, mit viel Technik bestücktem Raum Platz, der sich durchaus mit den neuen Sat 1-Räumen in Berlin messen läßt. Gerard Reteig, der Direktor, ein sympatischer, ruhiger und dennoch sehr vital wirkender Schwarzer Mitte vierzig, stellte uns das Projekt und seine Zielsetzungen vor.

MTV existiert seit 1984 und strahlt in Amsterdam jeden Donnerstag eine Stunde lang abwechselnd eine türkische, surinamische¹⁷, antillianische oder marokkanische Sendung aus. Die Besonderheit des MTV besteht darin, daß MigrantInnen für MigrantInnen eigene Programme konzipieren und in der jeweiligen Sprache gestalten. Ähnliche Projekte, die auf der Grundlage der Erfahrungen von MTV begonnen wurden, gibt es inzwischen in zwei weiteren holländischen Städten. MTV begann als Projekt mit viel Enthusiasmus - und fast ohne Geld. Daß es überhaupt für einen nichtstaatlichen Sender möglich war, einen Sendeanteil von 50 Stunden pro Jahr zu erhalten, gewährleistete das in Holland existierende Lokalrundfunkgesetz: Grundsätzlich kann sich jeder Anbieter des Fernseekabelnetzes bedienen, falls er in der Lage ist, für eine einstündige Ausstrahlung rund 1500 Gulden auf den Tisch zu legen.

In den ersten drei Jahren stellte die Regierung dem Vorzeigeprojekt MTV nur den vergleichsweise geringen Betrag von 300.000 Gulden (etwa 260.000 DM) pro Jahr für die technische Neuausstattung und Produktion zur Verfügung. Während zunächst alle MitarbeiterInnen unentgeltlich für arbeiteten, wurde ihr Einsatz 1988 mit insgesamt

¹⁵ Vgl. auch das Titelblatt dieses Ko-Blattes

¹⁶ unter Mitarbeit von Elke Gaugele

¹⁷ Die Republik Surinam, bis 1975 "Niederländisch Guayana", liegt im Norden Südamerikas.

900.000 Gulden staatlicher Unterstützung belohnt. Inzwischen arbeiten vier Redakteure, sechs festangestellte und 20 freie MitarbeiterInnen bei MTV.

Reteig und sein Team sind bemüht, die stereotypen Vorstellungen von Schwarzen und anderen Minderheiten in den Medien zu durchbrechen und ein positiveres Bild entstehen zu lassen. Ebenso wichtig, wie alte Klischees durch realistischere Vorstellungen zu ersetzen, ist es ihnen, die Kommunikation zwischen Minderheiten und Mehrheiten in Amsterdam zu fördern. Im Rahmen der Möglichkeiten des MTV bedeutet dies, daß alle Sendungen holländisch untertitelt werden. Nicht ohne Stolz erklärt er, daß 18% aller FernsehzuschauerInnen (und Amsterdam hat mittlerweile fast eine Million Einwohner) regelmäßig die Programme des MTV verfolgen - davon sind die Hälfte in den Niederlanden geboren. Dennoch richten sich die Sendungen nicht in erster Linie an die HolländerInnen, betont Reteig, sondern sind vor allem für die MigrantInnen selbst gedacht: "We don't make programs to make the Dutch people see who we are, we just make our own programs."

Es kann allerdings nicht darum gehen, Konflikte zwischen den Migranten zu harmonisieren, sondern es werden auch kapitalistische Machtstrukturen gezeigt - und entlarvt. So kommt auch der "knallharte" schwarze Managertyp, der gerade ein Job-Center für Schwarze mit Champagnerempfang eröffnet, zu Wort. Reteig wünscht sich, darüber hinaus die Veränderungen in den Herkunftsländern vor dem Spiegel der Amsterdamer Lebenssituation zeigen zu können, denn viele Probleme entstehen aus einer Fortführung der Traditionen des Herkunftslandes, die dort keinesfalls stagnieren, sondern im Wandel begriffen sind. Besonders augenscheinlich wird dies, wenn MigrantInnen nach einem langen Amsterdamaufenthalt in die Heimat zurückkehren wollen. Leider verbietet das Budget MTVs zu diesem Zeitpunkt noch die Umsetzung solcher Pläne.

MTV bringt jede Woche ein Magazin mit aktuellen Themen, wie die Vorstellung sozialer Hilfseinrichtungen zu den verschiedensten Problembereichen wie Arbeitserlaubnis, Jobsuche, Lohnsteuer, Aufenthaltsgenehmigung, Kinderunterbringung, medizinische Behandlung usw. In diesem Magazin ist ein 8-minütiger Nachrichtenteil enthalten, der von anderen Sendern übernommen, allerdings je nach Programm in türkisch, surinamisch, antillianisch, oder arabisch verlesen wird. Monatlich läuft zusätzlich ein Programm über Kunst und Kultur mit Musik-Clips und Veranstaltungstips. Während des Golfkrieges war MTV bemüht, die stereotype Berichterstattung der "mainstream medias" durch Gegendarstellungen zu ergänzen.

Das größte Anfangsproblem war, daß keine ausgebildeten Fachleute für die speziellen Sendungen zur Verfügung standen, inzwischen kann MTV sogar eine eigene Ausbildung anbieten. Allerdings ist der Betrieb ein überwiegend von Männern dominiertes Projekt, es arbeiten nur 20% Frauen dort. Die meisten sind als Cutterassistentinnen, seltener als Cutterinnen beschäftigt, Redakteurinnen oder Kamerafrauen gibt es so gut wie keine. Reteig erklärt uns die Problematik damit, "daß die Migrantinnen, die für das Projekt in Frage kommen, türkische, surinamische, antillianische und marokkanische, eher als andere Frauen auf den häuslichen Bereich fixiert sind." Neben dem emanzipatorischen Anspruch, für die Minderheiten Amsterdams einzutreten, gewinnt mann/frau

doch sehr stark den Eindruck, daß das Projekt die in den Migrantengruppen (und in den Medien) vorhandenen patriarchalen Machtstrukturen reproduziert.

Abschließend führte uns Reteig noch kurz durch die zwei Studios, die Misch- und Schneideräume. Nicht unbeeindruckt von der modernsten Technik verließen wir die Räume des MTV. Es blieb der Eindruck haften, daß Reteig die treibende Kraft des Projekts ist. Sein Engagement und vor allem seine Fähigkeit, andere Menschen zur Kooperation zu bewegen, dürfte ein wesentlicher Grund dafür sein, daß MTV Amsterdam in dieser Form existiert.

MARION HAMM und FRANZISKA ROLLER

Het Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Das Internationale Institut für Sozialgeschichte

Wer über Widerstand im Nationalsozialismus forschen will, beschränkt sich oft auf lokale Quellen. Nach dem Motto "warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah" werden ZeitzeugInnen befragt, Stadtarchive durchforstet, und gierig wird über Zeitungsannoncen nach Tagebuchaufzeichnungen gefahndet. Doch gerade wenn es um Themenstellungen wie Arbeitergeschichte, Widerstandsbewegungen oder anarchistische Gruppierungen geht, kann bei uns die Quellensuche aus bekannten Gründen schwierig werden. Denn während der faschistischen Herrschaft wurden viele Dokumente, Nachlässe, Briefsammlungen und Archive ins sichere Ausland gebracht.

Wichtigste Anlaufstelle war das Internationale Institut für Sozialgeschichte. Hier finden sich große Teile des SPD-Archivs aus der Zeit vor 1938, das auf abenteuerliche Weise nach Amsterdam gelangte: Da die Verhandlungen der SPD mit Moskau um die Übernahme der Bestände scheiterten, wurden große Teile des Archivs an das Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte verkauft. Auf diese Weise konnten wichtige Dokumente in Sicherheit gebracht und gleichzeitig GenossInnen im Exil finanziell unterstützt werden.

Interessierte haben heute die Möglichkeit, Buchbesitz und Briefwechsel bekannter Sozialdemokraten einzusehen oder sich an Reliquien wie Marx' "Kapital" in Manuskriptform zu begeistern. Ein weiterer wichtiger Bestand sind die Archive des Bakunin-Biographen Max Nettlau, die anarchistische Schriften aus aller Welt umfassen, unter anderem Aufzeichnungen von Gustav Landauer und Emma Goldman. Nettlau entschied sich erst nach jahrelangem Zögern, sein Archive dem Institut zu überlassen. Letztlich wird ihn die rechtliche Organisationsform des Instituts zur Übergabe bewogen haben. Het Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis ist eine Stiftung, die nur zu einem kleinen Teil vom Staat finanziert wird. Im Vertrauen auf diese Unabhängigkeit überlassen bis heute gerade anarchistische Gruppen ihre Bestände dem Amsterdamer Institut.

Das reichhaltige Material steht Forschenden aus aller Welt zur Verfügung. Ein ausgefeiltes EDV-System erleichtert den Zugriff auf tausend andere Archive, dreißigtausend Poster, hunderttausend Fotografien und zwölftausend Karikaturen. Von Fahnen und Buttons aus der Arbeiterbewegung bis zu bedruckten Plastiktüten ist alles für das jungdynamische Ausstellungsteam auf Lager. Wir wären am liebsten gleich dageblieben.

RALPH WINKLE

Mit ERASMUS nach Frankreich - oder die Unmöglichkeit, der EKW zu entkommen

Von meinem Studienaufenthalt in Frankreich zu schreiben, stellt mich insofern vor Probleme, als es nicht etwa über den Gegenstand einer Forschungsarbeit zu berichten gilt, sondern vielmehr über neun Monate, die ich im Ausland verbracht habe. Ich schreibe daher nur indirekt über meine dortigen Studien und stelle die Wünsche und Erfahrungen, die ich mit dieser Zeit verbinde, in den Vordergrund.

Die Partizipation an einem universitären Austauschprogramm schließt mehr ein als nur die Möglichkeit, für ein Semester an einer anderen Hochschule zu studieren. Der Gedanke, in Frankreich neue Literatur zu bekannten Themen zu erschließen und zusammen mit französischen Studierenden arbeiten zu können, war anregend. Aber sicherlich bewegten mich auch Gründe, die in keiner Bewerbung für ein solches Austauschprogramm aufgeführt werden. So zum Beispiel, daß Rennes, wohin die Reise ging, von KennerInnen als die französische Hauptstadt der Rockmusik gehandelt wird, oder daß die archaische Schönheit der Bretagne durch eine früher unternommene Reise einen tiefen Eindruck in meiner Erinnerung hinterlassen hatte. Besonders faszinierend war die Vorstellung, mich in einer in der Schulzeit mühsam erlernten, aber doch fremd gebliebenen Sprache zu bewegen. Wer könnte leugnen, daß sich hinter dem Wunsch, eine andere Kultur kennenzulernen, die leise Hoffnung verbirgt, mit der Sprech- und Lesefähigkeit auch die eigene Persönlichkeit ein gutes Stück zu erweitern? Die Reise nach Rennes bedeutete mitunter auch den Abschied von einer zu eng gewordenen Universitätsstadt und einem monotonen Bücherleben.

Doch die Zeit in Frankreich ermöglichte mir nicht nur den distanzierten Rückblick auf drei Jahre Studium, sondern ich wurde dort auch mit Situationen konfrontiert, deren Problematik mir aus der EKW theoretisch bekannt waren. Nur hatte sich diesmal das wohlgeordnete Verhältnis von Forscher, Feld und Objekt auf beunruhigende Art und Weise aufgelöst. Eine dafür beispielhafte Erfahrung mußte ich gleich bei meiner Ankunft in Rennes machen: Hatte ich mich mit Themen wie "Kulturkontakt - Kulturkonflikt", "Ausländer - Inländer" bereits im Studium beschäftigt, so mußte ich nun

selbst erleben, was es bedeutet, sich als Ausländer auf Wohnungssuche zu machen, sich in eine Schlange von meist französischen MitbewerberInnen einzureihen, den prüfenden Blick auf mir ruhend, die Frage "vous n'êtes pas français?" verneinen zu müssen. Auch an der Uni machte ich die Erfahrung, die gewohnte Eloquenz, welche ich durch das Privileg einer Hochschulausbildung vermittelt bekommen hatte, mit dem beschränkten Wortschatz einer fremden Sprache eingetauscht zu haben. Sicherlich, eine hilfreiche finanzielle Absicherung durch das Stipendium war gegeben, der Platz an der Universität war sicher, und die Rückfahrkarte garantierte die Heimfahrt.

Trotzdem schwand einiges an Vertrautheit, welche die Heimat vermittelt. Die eigene nationale und kulturelle Identität mußte immer wieder aufs Neue hinterfragt, der Konfrontation mit der eigenen Geschichte konnte nicht mehr so einfach ausgewichen werden wie im eigenen Land. Angefangen bei unterschiedlichen Tischsitten, wo die Erkenntnis in die Relativität der eigenen kulturellen Regeln von mir noch mit einem Lächeln begleitet werden konnte, ging die Begegnung der unterschiedlichen Kulturen manchmal so weit, daß mir das Lachen verging: Bei Ausbruch des Golfkrieges gehörte ich einer Nation an, die am Golf keine Truppen stationiert hatte. Dieses Faktum wurde von verschiedenen Seiten ganz unterschiedlich interpretiert. Ich diskutierte darüber viel mit Studierenden meiner Fakultät und besonders mit MigrantInnen aus Maghrebstaaten, von denen vereinzelte die deutsche "Zurückhaltung" lobten und auch deshalb Sympathien für die Deutschen hegten, weil sie in Hitlers deutschem Afrikakorps noch immer die (gescheiterten) Befreier von den englischen und französischen Kolonialunterdrückern sahen. Gemeinsamkeiten zwischen Deutschen und Arabern wurden auch in einer vorausgesetzten Feindschaft gegenüber dem jüdischen Volk gesehen, was bei mir nicht nur zu äußerst unangenehmen Gefühlen, sondern auch zur Einsicht in die "longue durée" des nazistischen Erbes führte. In wichtigen und schwierigen Gesprächen versuchte ich, Mißverständnisse auszuräumen und meinen eigenen Standpunkt klarzumachen.

Auch in den immer wiederkehrenden Fragen nach der deutschen Wiedervereinigung, in denen sich manchmal die Furcht vor einem "großen Deutschland" widerspiegelte, und in den sich wiederholenden Anspielungen auf den deutschen Nationalcharakter, seine Tugenden von Ordnung, Fleiß und Disziplin, holten mich in Frankreich die Themen ein, welche ich zuhause in EKW zum Gegenstand meiner Arbeiten gemacht hatte.

KATI BURCHARDT

Dublin - Stimmungsbild eines Studienaufenthaltes

Dublin, mein Dublin - zunächst ein wohlklingendes Wortspiel, traumhafte Bilder in tausende von Grüntöne getaucht. Bevor ich überhaupt den Fuß auf die Insel setze, folgen meine Gedanken den Spuren vorausgegangener und schwärmender Reiseberichte.

Sie folgen Joyce, Wilde, Beckett und Böll. Stimmungen ziehen über irische Höhen und Tiefen, über Fels und Abgrund der Seelen-Landschaften, den verlockenden Klängen der "tin-whistles" hinterher.

Der Wunsch nach Abwechslung und Ideenerweiterung zieht mich in eines der entlegendsten Länder Europas, in ein Land, das sich noch heute gegen Bevormundung und Marginalisierung behaupten muß. Meine Reise beginnt lange bevor ich ankomme - mit der Suche nach der Feinfühligkeit Benachteiligter und nach jenem Stolz, der fern von brillianten Wirtschaftsbilanzen zu entdecken ist. Neugierig wie ein Kind lausche ich den Sagen und Geschichten, um von der Dichtkunst irgendwann einmal zu lernen. Dermaßen empfänglich für die verheißungsvollen Bilder wundert es wohl kaum, daß ich den Flug von Frankfurt über Paris nach Dublin, von einer zur anderen extremen Metropole, wie im Höhenrausch erlebe. Nach sanfter Landung empfängt mich tatsächlich eine irische Idylle: eine grasgrüne Ankunftshalle mit fröhlichen Gesichtern und rotblonden Schöpfen, eine schwungvolle Busfahrt mit vielen Tips und hilfsbereiten Händen. Und bemerkenswert ist, wie schnell Klischees bestätigt werden, wie mein Blick das erhascht, was wiedererkannt werden will, und wie musterhaft selektive Wahrnehmung in der Fremde funktioniert! Doch gerade diese gemalten Vorstellungen will ich jetzt hinter mir lassen und erhoffe mir damit, einen Abstand von Tübinger Selbstverständlichkeiten zu gewinnen. Es wurde ein langes Abschiednehmen - aber kein endgültiges!

Mit der Auflösung der mitgebrachten Bilder wurde ich immer gespannter, was noch alles passieren würde. Zahlreiche Irritationen im Alltag bereiteten mir richtigen Spaß. Ich fieberte danach, mir die Fremdheiten zu eigen zu machen, neue Angebote auszuprobieren, ohne mir mit Sinn- und Zweck-Fragen die Laune bereits vorher zu verderben. Faszinierend war, daß Zeit kaum eine Rolle spielte. Überhaupt genossen wir Austausch-Studis den lässigen Zeitbegriff der IrInnen und kosteten voll und ganz unsere Narrenfreiheit aus, die wir nicht nur an der Uni hatten. Auch unterwegs brachte man uns Fremden eine ungewöhnliche Offenherzigkeit entgegen. Teilweise war die Gastfreundschaft so überwältigend, daß mir das Ganze unrealistisch vorkam und mein Gefühl, in einer anderen Welt zu sein, bestärkte. Manchmal hätte ich diesen "Film" anhalten, die Bildsequenz ausschneiden und mitnehmen wollen, um sie hier wiederholen zu können.

Der Widersprüche waren es nie genug! So erlebte ich die größte Warmherzigkeit im Norden Irlands, in dem Teil, vor dem unsereins gewarnt wird, ihn nie zu betreten. Wohl einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leisten dazu die ausschließlichen Schreckensmeldungen über den grenzenlosen Bombenterror - verkannt bleibt dabei der Medienterror durch Inszenierungen und Zensur. Neben den jahrhundertelangen, verbit-terten Kämpfen jedoch zeigte sich eine weitverbreitete menschliche Liebesswürdigkeit! Je mehr ich vom Land begriff, je mehr Leuten ich begegnete, desto zersplitteter und differenzierter wurden meine Irland-Bilder. Nicht selten zerrissen Aussagen die glän-zende Oberfläche und ließen mich tiefere Schichten von Realitäten ahnen. Alltagsleben sind dort genauso wenig einheitlich wie hier. Die ausgeprägte regionale Zugehörigkeit mit all den Sprachverfärbungen erinnerte mich oft an deutsche Unterscheidungen und verdeutlichte, daß manches für typisch deutsch Gehaltenes durchaus woanders existiert.

Entgegen dem Stereotyp von einem rückständigen Irland profitierte ich von einer hochmodernen technischen Ausstattung der Uni, dem praxisorientierten Unterricht und vom Interesse der Lehrenden, das sie uns Studierenden entgegenbrachten. Mir bot sich eine glückliche Verbindung zwischen europäischer Starthilfe und irischem Willkommen-heißen: Die freizügigen Voraussetzungen sowohl des ERASMUS-Netzwerkes als auch der Dublin City University ermöglichten den spielerischen Umgang mit Neuem - ein geeignetes Milieu für Neuankömmlinge.

Ob Schwierigkeiten oder Erfolge - ob ich im Filmkurs hilflos nach Verbindungen zwischen Kamera, Recorder und Monitor suchte, konfus Cassettendecks, Mischpulte und Computercodes miteinander verwechselte, oder ob auf meine Einschätzung Wert gelegt wurde - ich habe mich selbst in neuen Rollen, von anderen Seiten kennengelernt. Dabei spielte es keine Rolle, ob ich als blutige Anfängerin oder Expertin galt, es zählte vielmehr die mitmenschliche Sensibilität und ein gesunder Menschenverstand. Selbst Gefühlseinbrüche wie Einsamkeit trugen konkret - nicht theoretisch - zur Selbst(er)-kenntnis bei. Aus einem Tief konnte nur ich mich allein ziehen; das, was ich erleben wollte und an Aufmerksamkeit anderer erwartete, hing von mir selbst ab. Es war ein ungeheurer Ansporn zur Aktivität.

Überhaupt entwickelten sich gegenseitiges Verstehen und Freundschaften aus augenblicklichen Reaktionen. Spontaneität wurde großgeschrieben; denn gemeinsam erlebte Vergangenheit und geteilte Erinnerungen gab es noch nicht. Zeitweise war es berauschend, einfach so angenommen zu werden, wie man ist - ohne Gehabe und Leistungsnachweis. Handeln konnte einer Häutung gleichkommen, einer Befreiung aus zu eng gewordenen Vorstellungen. Auch schmerzliche Grenzerfahrungen, beispielsweise von eigenen Beschränkungen, sprengten nicht den Rahmen jenes horizonterweiternden "Studien-Urlaubs".

Zurück in Irland blieb die Intensität, mit der Auseinander-setzungen geführt oder das Aufklären von Mißverständnissen betrieben wurde. Jetzt, nach Wochen des Abschieds, flackert eine Sehnsucht nach dieser grünen Insel auf. Sprühende Erinnerungen entfachen sich im Nu am kleinsten Indiz. Kein Bild und kein Traum werden diese lebendige Bereicherung mehr ersetzen können.

FRANZISKA ROLLER

Bologna

In Bologna, la grassa, führt schon der erste Spaziergang in den arkadengesäumten Straßen an unzähligen Trattorien und winzigen Läden vorbei, die zum Bersten vollge-stopft sind mit Bergen von Früchten und Gemüse, pasta e pane, oder riesigen Schinken, die von der Decke hängen. Die Stadt ist aber nicht nur für ihre kulinarischen Genüsse berühmt, sie ist auch als "La Rossa" für ihre kommunistischen Traditionen seit der

Resistenza gegen die Nazifascisti bekannt. Einige Bologneser sind allerdings der Meinung, das Rötteste an Bologna seien inzwischen die Häuser - und die Fassaden der mittelalterlichen Stadt leuchten tatsächlich in allen Rottönen, von ocker über orange bis ziegel- oder rostrot. Die Stammgäste im Café um die Ecke berichten stolz, sie seien alle Kommunisten, während der Beo im Käfig dazu animiert wird, die ersten Töne von "Avanti popolo" zu pfeifen. Sie erzählen selbstbewußt von der Geschichte ihres Viertels, in dem früher Tagelöhner und Fuhrleute wohnten, die den Kies vom Rheno zu den Baustellen karren. In anderen Vierteln wie z.B. San Viola sind Geschichtswerkstätten entstanden, die zum Großteil von älteren Bewohnern des Viertels getragen werden, und in denen die Fotografien von "früher" zu kleinen Katalogen und Ausstellungen zusammengestellt werden. Darüber vergesse ich manchmal fast, daß ich eigentlich zum Studieren in die Stadt mit der ältesten Universität Europas gekommen bin, wo die Juristerei schon seit dem 11. Jahrhundert Tradition ist und heute vieldiskutierte Wissenschaftler wie Umberto Eco oder Carlo Ginzburg lehren.

Im Studentenwohnheim finde ich mich in einem ganz anderen Italien wieder, denn die BewohnerInnen kommen beinahe ausschließlich aus dem Süden, aus Kalabrien oder Apulien. Sie können in Bologna und nur dort studieren, weil die Stadt Begabte aus ärmeren Familien fördert, und es scheint manchmal, daß sie sich hier beinahe fremder fühlen als ich. Studieren wird groß geschrieben bei meinen Mitbewohnerinnen, schon allein um nicht wegen schlechter Leistungen den Wohnheimplatz zu verlieren, und abends bleiben wir meist zuhause, denn schon ein Kinobesuch kostet 10.000 Lire, und das können sich weder die Süditalienerinnen noch die ERASMUS-Studentin allzu oft leisten. Aber am Sonntag muß groß gekocht werden, wir laden die Bekannten aus der Nachbarwohnung ein und dazu einen Cousin oder eine Schwester (über Verwandte in Schlafsäcken stolpert man hier im Wohnheim sowieso allenthalben, denn bei der unglaublichen Wohnungsknappheit sind wir mit unseren Doppelzimmern immer auch Herberge für eine ganze Reihe von Familienmitgliedern, die in Bologna Arbeit suchen). Allerdings darf das Essen nicht zu lange dauern, denn nachmittags kommt "Beautiful" im Fernsehen, und keine von uns will die Auflösung der Frage verpassen, ob Thorn tatsächlich auf seinen Bruder schoß und was sich Caroline wieder ausgedacht hat, um Rick zu betören ... Gegen Abend sitzen wir noch ein bißchen zusammen, spielen vielleicht Karten, oder Donatella erzählt mir von zuhause. Ihre Geschichten über ihre Familie, über Katzen, Vogelfang und die Leute aus ihrem Dorf sind immer zum Heulen komisch und enden meistens mit dem Satz "... und dann weinte mein Vater". Und ich versuche, mir meine Kulturwissenschaftlerinnen-Fragen zu sparen, wenn sie von Schwarzer Magie erzählt oder von dem Polizisten, den die Mafia in den Wahnsinn getrieben hat.

Dann geht die Woche und mit ihr die Arbeit wieder los. Die italienischen Studierenden sitzen schon früh wieder an ihren Schreibtischen, denn unzählige Bücher müssen auswendiggelernt werden für die Prüfungen; und ich mache einen eher zwielichtigen Eindruck, weil ich in Bibliotheken gehe, einfach nur um zu lesen, und das studieren nenne. Im Lesesaal habe ich meinen eigenen Platz, an dem ich mich Seite um Seite durch diese Sprache kämpfe und ein bißchen unglücklich bin, weil die Ordnung der

Bücher allein der Bibliothekarin bekannt ist, die die neuen Bücher zwar in ihre Unterlagen, nicht aber in den Katalog eingibt. Mehrere Bücher zu einem Thema zu finden, scheint unmöglich. Doch nach Wochen habe ich wie durch ein Wunder ihre Sympathie erlangt, und sie bringt ganze Stapel interessanter Bücher an. Und als mir einmal ein kleiner Fotokatalog so gut gefällt, bekomme ich ihn einfach geschenkt - wie das genau möglich ist, weiß keiner, und es ist auch nicht so wichtig.

An der Universität habe ich nach langem Suchen und vielen für mich unergiebigem Vorlesungen in Kommunikationswissenschaft die Sozialhistoriker ausfindig gemacht, die sich, anders als bei uns, vorzugsweise mit Alltagsgeschichte beschäftigen. Prof. Sorcinellis bevorzugten Themen sind Seuchen. Cholera, Malaria, die Spanische Krankheit oder die Pest - zu jeder dieser Schrecklichkeiten präsentiert er uns interessante Forschungen und Quellen über den Umgang mit Krankheit und Tod. Ein weiteres Lieblingsthema Sorcinellis sind Manicomi, Irrenhäuser um die Jahrhundertwende, wobei heiße Diskussionen über die Theorien Lombrosi, der Köpfe vermaß und von Unregelmäßigkeiten auf die Psyche schloß, nicht ausbleiben. Zu diesen Themen gibt der Professor Interessierten auch mal einen Ordner mit Quellen mit nachhause. So gerate ich an Patientenkarteen eines Bologneser Irrenhauses, aus denen sich mit Ginzburgs detektivischen Rekonstruktionsmethoden vielfältige Rückschlüsse auf Familien- und Sozialstrukturen im Norditalien der Jahrhundertwende ziehen lassen.

Die "(ri)unificazione della Germania" erlebe ich ganz unspektakulär, weit weg von deutscher Nationalbegeisterung. Die ItalienerInnen betrachten das Geschehen in Deutschland interessiert und bedenken mich mit Sprüchen wie "ihr habt die Wiedervereinigung, und wir würden uns lieber wieder von Südtalien trennen". Der Golfkrieg dagegen versetzt das ganze Land in diffuse Panik, doch obwohl viele Studenten Angst haben eingezogen zu werden, wird das Kriegsgeschehen fast widerspruchslos hingenommen, wie eines der häufigen Erdbeben, die Südtalien erschüttern. Außer der eigenartigen Union von Papst und Kommunisten - in Deutschland unvorstellbar -, die sich gegen diesen Krieg ausspricht, sind es nur einige Autonome, die demonstrieren. Sie werfen Innereien vor die Banca del Lavoro, die Rüstungskredite gewährt hat, und verbrennen einen Fernseher auf der Straße. Dieser schwarze, stinkende Rauch erbost die Bologneser weit mehr als die brennenden Ölquellen in Kuwait. Mit dem Ende der Bombardierungen schwindet die Erinnerung an den Krieg schnell. Die ItalienerInnen lösen sich langsam wieder von der Glotze und hören auf, durch Hamsterkäufe die Versorgung mit Pasta und Zucker zu gefährden. Beide im Irak in Gefangenschaft geratenen italienischen Piloten sind wieder frei, und damit hat alles ein glückliches Ende genommen. Tragödien verlieren hier schnell an Aktualität und damit an Wichtigkeit, weil sie von täglich neuen Unglücksmeldungen verdrängt werden. Die letzte Demonstration, nachdem ein Militärflugzeug in eine vollbesetzte Schule stürzte, ist bei der nächsten gegen den Mord an drei Carabinieri schon fast vergessen. Streiks sind sowieso an der Tagesordnung, scheinen eher obligatorisches Begleitprogramm von Forderungen und Meinungsäußerungen als wirksames Druckmittel zu sein.

Und auch ich beginne so langsam, zu meiner leisen Beunruhigung, aber auch Erleichterung, mich an die täglichen kleinen und großen Katastrophen zu gewöhnen, so

wie ich mich auch daran gewöhnt habe, daß der Satz: "mi dispiace, ma è impossibile" nur die Einleitung zu jeder Verhandlung mit Behörden ist. Italien ist eben das Land der unbegrenzten Möglichkeiten - und Unmöglichkeiten. Mit der Zeit kann ich die Kategorien "besser" und "schlechter" fallenlassen und akzeptieren, daß vieles einfach "anders" geht als ich es gewohnt bin. An dem Tag, als ich meinem kleinen dunklen Doppelzimmer am Rande der Stadt sagte: "è impossibile, ich will wieder nach Hause" - da hat mein Leben in Bologna erst richtig angefangen.

Literatur:

- Ang, Ien (1990): "Culture and Communication: Towards an Ethnographic Critique of Media Consumption in the Transnational Media System." In: *European Journal of Communication*, 5: 239-260. R.
- Carby, Hazel V. (1982): "White Women Listen! Black Feminism and the Boundaries of Sisterhood." In: CCCS (Hg.): *The Empire Strikes Back. Race and Racism in 70s Britain*. London: 212-235.
- Carter, Erika (1990): "Vorüberlegungen zu einer Theorie der Wohlstandskultur - Feministische Kritik, populäre Kultur und Konsumismus." In: *Feministische Studien* 2/1990: 35-54.
- Cohen, Anthony P., (Hg.) (1986): *Symbolising Boundaries. Identity and Diversity in British Cultures*. Manchester.
- Crossing Boundaries News, Vol. 1, No 1-5, (April 1991). R.
- DAAD (Hg.) (1990): *Studienland EG. Geförderte Kooperationsprogramme deutscher Hochschulen 1990/91*. Bonn.
- de Certeau, Michel (1988): *The Practice of Everyday Life*. University of California. (General Introd.: R.)
- Gilroy, Paul (1987): *There Ain't no Black in the Union Jack. The Cultural Politics of Race and Nation*. London.
- Gray, Ann (1987): "Behind Closed Doors: Video Recorders in the Home." In: Helen Baehr/Gillian Dyer (Hg.): *Boxed In: Women and Television*. London: 38-54. R.
- Hall, Stuart (1980): "Cultural Studies and the Centre: Some Problematics and Problems." In: *Centre for Contemporary Cultural Studies* (Hg.): *Culture, Media, Language*. London: 15-47.
- Hall, Stuart (1989): *Ausgewählte Schriften. Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus*. Hamburg.
- Hall, Stuart (1999): *Reproducing Ideologies ...*
- Hebdige, Dick (1987): *Cut'n Mix. Culture, Identity and Caribbean Music*. London.
- Hobson, Dorothy (1978): "Housewives: Isolation as Oppression." In: CCCS Women's Studies Group (Hg.): *Women Take Issue*. Birmingham.
- Johnson, Richard (1982): "Popular Memory: Theory, Politics, Method." In: *Making Histories. Studies in History Writing and Politics*. London. R.
- Kreutzner, Gabriele (1989): "On Doing Cultural Studies in West Germany." In: *Cultural Studies* 3/2: 240-249.
- McRobbie, Angela (1982): "Abrechnung mit dem Mythos Subkultur. Eine feministische Kritik." In: Angela McRobbie/Monika Savier (Hg.): *Autonomie - aber wie! Mädchen - Alltag - Abenteuer*. München: 205-224.
- Urry, John (1990): "Tourism, Culture and Social Inequality." In: *The Tourist Gaze*. London: 135-156. R.

(R. = im Tagungs-Reader abgedruckt; LUI-Bibliothek)

PETER NIEDERMÜLLER

Die Volkskultur und die Symbolisierung der Gesellschaft: Der Mythos der Nationalkultur in Mitteleuropa

In diesem Aufsatz geht es mir darum, einige Dimensionen des Zusammenhangs zwischen Volkskultur und Nationalkultur in Mitteleuropa darzustellen¹⁸. Ich werde drei miteinander in engen Beziehungen stehende Fragenkreise untersuchen. Zuerst möchte ich einige Bemerkungen machen zu den verschiedenen Konzeptionen von Volkskultur. Dann versuche ich die unterschiedlichen Verwendungsweisen der Volkskultur zu beschreiben. Die heutigen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungen sprechen sehr oft über zwei differente Auffassungen von Volkskultur. Im einen Fall wird der Begriff Volkskultur im Prozeß der *Bildung* der Nationalkultur und der Nationalidentität benützt; im anderen Fall wird die Volkskultur für die *aktive Selbstdarstellung* der Nationalkultur und Nationalidentität gebraucht. Ich bin nicht ganz sicher, ob sich zwischen den beiden Typen eine eindeutige Grenze ziehen läßt; aber es ist kein Zweifel, daß sich hinter den verschiedenen Verwendungsweisen unterschiedliche historische, kulturelle usw. Erfahrungen und verschiedenartige Modelle der Nationalkultur und Nationalidentität verstecken. Am Ende dieses Aufsatzes möchte ich dann noch ganz kurz über die symbolischen Funktionen der Nationalkultur, über die Symbolisierung der Gesellschaft reden.

Manchmal scheint es mir nützlich zu sein, den "Klassikern" der Volkskunde oder der Anthropologie zu folgen. Clifford Geertz hat einmal geschrieben, daß "die Hauptaufgabe der Theoriebildung in der Ethnologie nicht darin besteht, abstrakte Regelmäßigkeiten festzuschreiben, sondern darin, dichte Beschreibungen zu ermöglichen. Es werden keine allgemeinen Aussagen angestrebt, die sich auf verschiedene Fälle beziehen, sondern nur Generalisierungen im Rahmen eines Einzelfalls." (Geertz 1983: 37). Diesen Rat befolgend, möchte ich an einem konkreten Beispiel darstellen, was für eine Verbindung zwischen Volkskultur und Nationalkultur in Ungarn existierte.

20. August - die Metamorphose eines Nationalfestes

Ursprünglich war der 20. August das Fest des ersten ungarischen Königs Sankt Stephan gewesen. Der frühfeudale ungarische Staat war von Sankt Stephan zustandegebracht und organisiert worden. Der Katholizismus als offizielle Staatsreligion war von ihm eingeführt worden. Er hatte die Struktur der Kirche ausgebaut, und gleichzeitig machte

¹⁸ Von "Mitteleuropa" zu sprechen, führt immer zur Debatte über den Begriff Mitteleuropa, über seinen historischen, geographischen, politischen, kulturellen usw. Inhalt. Hier möchte ich diese Diskussion gerne vermeiden. Wenn ich von Mitteleuropa spreche, handelt es sich um das geographische, historische Gebiet der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, d.h. meistens um die ehemaligen sozialistischen Ländern Europas. Die Beispiele stammen überwiegend aus Ungarn, aber sie charakterisieren gleichzeitig auch andere Ländern dieser Region.

er die Kirche zum wichtigsten Teil der politischen Macht. Als Belohnung erhielt Sankt Stephan die königliche Krone - die heilige Krone - und damit natürlich auch deren symbolische Macht und Bedeutung vom Papst im Jahr 1000. Etwa vier Jahrzehnte nach seinem Tod war Sankt Stephan von der katholischen Kirche heiliggesprochen worden. Bei dieser Gelegenheit war seine sterbliche Hülle aus dem Grab gehoben worden. Dabei bemerkte man, daß die rechte Hand des Königs nicht in Verwesung übergegangen war. Nach diesem Wunder wurde die rechte Hand nicht wieder beerdigt, sondern als "die Heilige Rechte", als Reliquie der ungarischen katholischen Kirche und gleichzeitig als Symbol des ungarischen Staates aufbewahrt¹⁹.

Der 20. August hatte sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts an, seit der Entstehung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, in steigendem Maße als Nationalfest etabliert. Zuerst waren die religiösen, kirchlichen Beziehungen des Festes betont worden, dann traten nach und nach die politische Bedeutung und der politische Inhalt dieses Festes in den Vordergrund. Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Friedensvertrag in Trianon, nach dem Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie also, hat die politische und nationale Bedeutsamkeit dieses Festes plötzlich und sprunghaft zugenommen. Zwischen den beiden Weltkriegen bildete der 20. August zweifellos das größte Nationalfest in Ungarn. An diesem Tag wurden zahllose politische und kirchliche Kundgebungen organisiert. Das wichtigste Moment der Feier war der festliche Umzug, bei dem die "Heilige Rechte" durch die Innenstadt von Budapest getragen wurde. An diesem Umzug nahmen zehntausende Menschen teil, die auch aus den verschiedenen Regionen Ungarns nach Budapest gekommen waren. Jugendliche in Volkstrachten zogen mit National- und kirchlichen Fahnen mit; die politischen Würdenträger nahmen zu Pferde und in Nationaltracht teil²⁰. Auch die kirchlichen Würdenträger zogen mit verschiedenen kirchlichen Reliquien im Umgang mit. An diesem Tag hielt auch das ungarische Parlament eine festliche Sitzung zum Gedenken an die ungarische Staatsgründung ab.

Auch in verschiedenen Landschaften Ungarns wurden festliche Veranstaltungen organisiert. Aber der semantische Akzent des Festes wurde in der Provinz anders gesetzt. Für das provinzielle Ungarn war der 20. August vor allem das "Fest des neuen Brotes". Einfach deswegen, weil in Ungarn Mitte August jene Zeit nach der Ernte ist, in der die ersten, aus neuem Getreide gebackenen Brote fertig werden. Das "Fest des neuen Brotes" besaß so eine jahrhundertelange Tradition in der ungarischen Bauernkultur. In festlicher Tracht trugen die Bauern ein neues und mit nationalfarbigen

Bändern geschmücktes Brot zu dem Gutsherrn oder - seltener - zum Dorfschulzen. Dort wurde das Brot zuerst vom Dorfpfarrer gesegnet und dann vom Gutsherrn angeschnitten. Anders formuliert: Für die ländliche Bevölkerung war der 20. August einerseits ein religiöses, kirchliches Fest, das Fest Sankt Stephans und der "Heiligen Rechten"; andererseits aber war es ein lokales Fest, ein Fest der lokalen Gemeinschaft, eben ein "Fest des neuen Brotes".

Schon in dieser kurzen und skizzenhaften Beschreibung kann man verschiedene symbolische Ebenen, verschiedene Symbole und verschiedene Bedeutungen in der Struktur und in der Konzeption des Festes feststellen. Dabei weist die Verschiedenheit der Symbole und Bedeutungen aber keineswegs auf eine Vereinzelung oder Unverbundenheit der Symbole und Bedeutungen hin. Umgekehrt: Die Unterschiede der Feier und der Festlichkeit, die zwischen der Hauptstadt und der Provinz oder zwischen dem Fest von Sankt Stephan und dem "Fest des neuen Brotes" zu beobachten sind, waren nur äußerliche. Auf der symbolischen Ebene bildeten die verschiedenen Dimensionen des Festes eine sinnliche Einheit. Und genau wegen dieser sinnlichen Einheit konnte der 20. August die wichtigste Nationalfeier in der Zwischenkriegszeit in Ungarn sein.

Wenn wir diese sinnliche Einheit nun in analytischer Weise zu erklären versuchen, dann können wir sie als Symbolstruktur wahrnehmen, die in dieser Zeit in Ungarn die politische Macht legitimierte und gleichzeitig die herrschende Konzeption der Nationalkultur und Nationalidentität darstellte. In dieser Konzeption kann man drei große Blöcke der Bedeutungen unterscheiden: erstens die Figur Stephans als dem *ersten ungarischen König*, die eine sehr wichtige Rolle spielt als eine Art politischer Ahn, als eine symbolische Legitimation des damaligen politischen Systems. Das wichtigste politische Erbe von König Stephan war für das damalige politische System die Idee und die Praxis der hierarchischen Staatsorganisation bzw. die Zugehörigkeit Ungarns zu Westeuropa, zur zivilisierten Welt (gegen Ost, gegen Asien und gegen die "Barbarei"). Zweitens die Figur von Sankt Stephan, der das Christentum in Ungarn eingeführt und der das Christentum auch zum politischen Faktor gemacht, der in Ungarn die christliche Staatsidee verbreitet hatte (Hann 1990). Schließlich darf der dritte Block in dieser Konzeption, das Symbol des *neues Brotes* nicht vergessen werden. Das neue Brot und die ländlichen "Feste des neuen Brotes" haben das Bauerntum als den "unteren" Teil des stark gegliederten christlichen Staates, als den "unteren" Teil der ungarischen Nation dargestellt. In diesem Fall meinte "unten" nicht nur gesellschaftliche Unterordnung, sondern das bäuerliche Leben, den Mythos des Bodens, des Ackerwerks, des Brotes, der "Ursprünglichkeit", letztlich die historische und ethnische (später rassische) Kontinuität. D.h. das Bauerntum wurde als die "untere" Schicht der ungarischen Nation gleichzeitig als *Grund*, als Fundament der Nation vorgestellt, und es hatte auf diese Art das politische System, den Staat, die konservative Konzeption der Nation zu legitimieren. Selbstverständlich symbolisierte der oben erwähnte Umzug dieselbe Konzeption der Nation.

Es läßt sich also feststellen, daß dieses Fest nur scheinbar aus unterschiedlichen Teilen bestanden hat. Tatsächlich bildete es eine Einheit, die die durch die damalige politische Macht unterstützte Konzeption der Nationalkultur und Nationalidentität

¹⁹ Die historische, religiöse, politische Bedeutung von Sankt Stephan wurde durch verschiedene kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungen dargestellt. Ich möchte hier nur auf einige Untersuchungen hinweisen: Glatz/Kardos (Hg.) 1988; Györfy 1977; von Bogyay 1978; Szűcs 1988; Willhelmb-Cenner 1988.

²⁰ Volkstracht und Nationaltracht waren keineswegs identisch. Die hier erwähnte sog. Nationaltracht wurde als eine "Innovation der Tradition" am Ende des 17. Jahrhundert verbreitet.

symbolisierte. Mit dieser symbolischen Struktur konnte sich jede gesellschaftliche Schicht oder Gruppe mehr oder minder unbehindert identifizieren. Und wenn sich irgendeine gesellschaftliche Gruppe nicht mit dieser symbolischen Struktur, mit dieser Konzeption der Nationalkultur identifizieren konnte oder wollte, hatte dies zur Folge, daß diese Gruppe sich selbst aus der "Nation" ausschloß (und diese Ausgeschlossenheit hatte nicht nur symbolische Bedeutung). In der Zwischenkriegszeit waren die Arbeiterschaft und große Gruppen des Bürgertums (z.B. die Bürgerschaft deutscher und/oder jüdischer Herkunft, die "Fremden"; bzw. das ganze liberale Bürgertum) aus dieser Konzeption der Nation ausgeschlossen. Und diese Situation war schon deswegen paradox, weil die moderne wirtschaftliche Macht (die Industrie, der Handel, das finanzielle Leben) durch diese Schichten repräsentiert war. Die Ursachen dafür zu erklären wäre wohl eher eine Aufgabe für die Sozialgeschichte als für die Volkskunde. Die Volkskunde oder die empirische Kulturwissenschaft kann aber etwas anderes tun, sie kann den symbolischen Mechanismus der Nationalkultur interpretieren. Bisher versuchte, ich diesen Mechanismus durch ein Fest zu präsentieren. Es war keine tiefe Analyse, aber man kann jedenfalls feststellen, daß diese Konzeption der Nationalkultur gewisse symbolische Grenzen setzte, die sich in der Zwischenkriegszeit durch das ganze politische System, durch den Staat und durch die Gesellschaft hingen.

1948 dann übernahm die Kommunistische Partei in Ungarn die politische Macht, und danach erlebte diese symbolische Struktur, ja die ganze Konzeption der Nationalkultur, eine gewaltsame Umwälzung. Vor allem war die Bedeutung des 20. August als Nationalfest viel kleiner geworden, weil der Sozialismus grundstürzend und rasch die Hierarchie der Nationalfeste und der Staatsfeste veränderte. Als Nationalfest wurde der 20. August nicht abgeschafft, aber das Fest wurde tiefgehend umgestaltet. Ein Weg dieser Umformung war einfach. Die neue Regierung verbot einfach den kirchlichen Umgang bzw. alle festliche Formen der Erinnerung an Sankt Stephan. Dieses direkte, später indirekte Verbot blieb in Geltung bis zur Mitte der 80er Jahre. Der Zweck dieses Verbots war ganz offenbar: Es sollte jene Dimensionen des Festes vernichten, die mit dem früheren politischen System und mit der Legitimation dieses Systems in engsten Beziehungen standen.

Gleichzeitig aber versuchte die sozialistische Regierung, das Fest mit neuen politischen Inhalten zu füllen. Seit 1949 war der 20. August das Fest der neuen sozialistischen Verfassung geworden. Auf diese Art und Weise war nicht nur die symbolische Zerstörung des früheren politischen Systems geschehen, sondern es wurde auch eine "Bühne" aufgebaut, auf der die sozialistische Macht sich in jedem Jahr darstellte und durch diese Darstellung neu legitimierte. So war die dritte Ebene des früheren Festes, "das Fest des neuen Brotes", übriggeblieben, indessen mit einem neuen Inhalt, mit einer neuen Bedeutung. Von 1949 bis zum Ende der 80er Jahre war der 20. August ein Fest angefüllt mit widersprüchlichen Bedeutungen. In jedem Jahr gab es eine riesige politische Veranstaltung, in deren Verlauf der Generalsekretär der kommunistischen Partei oder später der Staatspräsident unter festlichen Umständen das neue Brot anschnitt. Zu diesem rituellen Ereignis wurden noch politische Reden über Sozialismus und die sozialistische Verfassung gehalten, Militärparade und großes

Feuerwerk vorgeführt. Und natürlich war die Volkskultur immer anwesend: Volkstracht, Volksmusik, Volkstanz im Überfluß. Das Fest war ein genauer Abdruck jenes sinnlichen Chaos, das den Sozialismus im allgemeinen charakterisierte.

Ohne eine tiefergehende Analyse dieses Festes lassen sich bereits einige Bestimmungen feststellen. Der 20. August hatte als Nationalfest vor dem Zweiten Weltkrieg eine mythische, historische, volkstümliche, rassische Kontinuität ausgedrückt. Der Sozialismus hat demgegenüber die Betonung auf die historische, ideologische und symbolische Diskontinuität gelegt, und er hat stark die Echtheit und das Novum seines eigenen politischen Systems hervorgehoben. Selbstverständlich aber stieß die Betonung der Diskontinuität an gewisse Grenzen, denn auch der Sozialismus brauchte das "Volk", das "Volkstum", die "Volkstümlichkeit" und die "Volkskultur". Deswegen wurde die Konzeption des "sozialistischen Volkstums" erschaffen und deswegen wurden die wichtigsten Feste in "Volkstrachten" kostümiert. Es läßt sich auch beobachten, daß der Sozialismus dieses Fest vereinfachte. D.h., eine gewisse Bedeutungsebene des Festes wurde herausgegriffen und mit dem ganzen Fest gleichgesetzt. Anders formuliert, hat der Sozialismus die "volkstümliche" Beziehungen des Festes, die sich früher vor allem mit lokalen Gemeinschaften verknüpften, jetzt "gesamtnational" vergrößert. Diese Vergrößerung der "Volkstümlichkeit" des Festes funktionierte selbst als ein symbolischer Hinweis auf das Volkstum, auf das "Volk". Das Wesen dieses symbolischen Hinweises akzentuierte die Vorstellung, daß das Volk von einem subordinierten, unterdrückten Zustand zur herrschenden Klasse geworden sei. Die früher erwähnte Diskontinuität bestand natürlich auch in dieser Symbolisierung des Aufstiegs des Volkes. Genauer: Die Diskontinuität wurde durch den Aufstieg des Volkes erklärt.

Wenn man diese symbolische Bedeutung des 20. August im Kontext des sozialistischen Alltagslebens interpretiert, dann scheint mir nützlich zu sein, einen anderen Klassiker der Anthropologie aufzurufen. Victor Turner hat bei der Analyse gesellschaftlicher Übergangsriten festgestellt, die besondere Eigenart des Schwellenzustands, der "liminalen" Periode, bestehe darin, daß in dieser Periode die Wirklichkeit mit symbolischen Mitteln umkehrbar ist. D.h. all die, die in der sozialen, politischen, alltäglichen Wirklichkeit "unten" sind, werden im Schwellenzustand nach "oben" gehoben. Das Bild der Gesellschaft zeigt die Imagination der Egalität.

Der 20. August ist im Sozialismus als symbolischer Ausdruck solch eines Schwellenzustandes modelliert worden, in dem das im Alltagsleben immer "unten" befindliche Volk für eine kurze Zeit auf symbolische Weise mit der Macht gleich geworden ist. Das wichtigste Mittel der symbolischen Umkehrbarkeit, der reversiblen Wirklichkeit, war der Hinweis auf die Volkskultur, d.h. die emblematische Aufweisung einiger Erscheinungen der Volkskultur. Der Ausdruck "emblematische Aufweisung" wird hier nicht zufällig verwandt. Denn diese "Volkskultur" war für das "Volk" unbekannt. Deswegen existierte keine andere Möglichkeit, als kulturelle Embleme vorzuzeigen. Der Vorweis dieser Embleme diente als Beleg dafür, daß im Sozialismus die Nationalkultur

nur die Kultur des Volkes gewesen sei (wobei das primitive Spiel mit der Kategorie des Volkes offenbar ist, aber gleichzeitig in politischer Hinsicht erfolgreich war).²¹

Zusammenfassend: Die Grundbedeutung des 20. August blieb im Sozialismus dieselbe, die sie früher war, eine Symbolisierung der Nationalkultur und der Nation. Trotz tiefer inhaltlicher Unterschiede existierten überraschende Gleichheiten. Vor allem dadurch, daß die sozialistische Konzeption der Nationalkultur demselben Prinzip folgte, das in der Zwischenkriegszeit üblich war. D.h. es wurde ein Bild der Nationalkultur angeboten, mit dem sich jedermann identifizieren durfte. All die, die sich mit diesem Bild nicht identifizieren mochten, hatten sich selbst aus der Nationalkultur, aus der Nation ausgeschlossen. Die Nationalkultur hat auch im Sozialismus die symbolische (und ideologische) Grenze der gesellschaftlichen Integration festgelegt.

Das Bild der Volkskultur oder die "Agonie des Realen"

Im folgenden möchte ich erklären, was für eine Konzeption der ungarischen Volkskultur sich nach dieser Beschreibung des 20. August beobachten läßt, wie diese Konzeption entstanden ist und wie diese Konzeption der Volkskultur mit der Wissenschaftsgeschichte bzw. mit der Wissenschaftstheorie der Volkskunde zusammenhängt. Es ist natürlich ein sehr breites Problemfeld, das hier nicht bis in die Einzelheiten untersucht wird. Doch versuche ich, auf einige Dimensionen dieser Probleme aufmerksam zu machen.

Oben habe ich schon darauf hingewiesen, daß die Nationalkultur überall in Europa irgendeine Beziehung zur Volkskultur hatte. In Mitteleuropa ist die Eigenartigkeit dieser Verbindung durch die Konzeption der Volkskultur vorgestellt worden. Diese Konzeption wurde durch eine wichtige wissenschaftsgeschichtliche Tatsache bestimmt, nämlich dadurch, daß die Volkskunde in Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur allgemein akzeptierten wissenschaftlichen Disziplin geworden ist. Dieser Prozess des Wissenschaftwerdens hatte eine wesentliche, man könnte sagen bis heute wirkende Eigenart. Die Volkskunde kann nämlich nicht getrennt von dem sozialen, politischen, kulturellen Verlauf der Schaffung der verschiedenen Nationalkulturen in Mitteleuropa gesehen werden. D.h., die mitteleuropäische Volkskunde war ein wissenschaftliches Derivat der nationalen Bewegungen geworden: Die Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin ist nicht irgendeine Folge der inneren Logik der Wissenschaftsentwicklung, der wissenschaftlichen Erkenntnis geworden, sondern während dieser Entstehung der Volkskunde läßt sich klar beobachten, wie das gesellschaftliche Bewußtsein, die öffentlich-gesellschaftliche Denkgewohnheit und die wissenschaftliche Denkweise aufeinander eingewirkt haben. Einerseits hat die volkskundliche Forschung die

²¹ Ich möchte hier darauf hinweisen, daß in der Kulturanthropologie die Zusammenhänge zwischen Fest, Ritual und Politik oft und tief erforscht wurden. Einige Beispiele: Cohen 1974; Kertzer 1987; Wilson (ed.) 1983. Über dieselben Zusammenhänge im Sozialismus: Kideckel 1983; Lane 1981.

Kategorien des "Ursprünglichen", des "Archaischen", des "Schönen", der "Tradition" und des "Traditionalismus" in den Vordergrund gestellt. Auf diese Weise markierte sie für das alltägliche Bewußtsein die Richtungen, wie die Volkskultur betrachtet und von der Gesellschaft wahrgenommen werden sollte. Auf der anderen Seite hat aber auch die Gesellschaft oder die Politik auf die Volkskunde zurückgewirkt, indem sie gleichsam die Umrisse jenes Bildes entwarf, politisch und ideologisch vorzeichnete, das sie gern sehen wollte, das sie mit "wissenschaftlicher" Unterstützung zu schaffen versuchte.

Diese Wechselwirkung ließ eine von ideologischen Inhalten durchdrungene, für gewisse - politische wie soziale - Ziele geschaffene Konzeption entstehen, eine mit symbolischen und ideologischen Mitteln zustandegebrachte Vorstellung der Volkskultur. Diese Vorstellung der Volkskultur verband sich also bereits hier auf eine unmittelbare Weise mit politischen Intentionen und Ideen. In diesem Prozess wurde die ethnische, kulturelle und sprachliche Identität der lokalen Bauerngemeinschaften gleichgesetzt mit der durch die eigentümliche Staatstheorie entworfenen Nationalidentität, erweitert um das Moment der ruhmreichen Vergangenheit. Da wurde die Volkskultur schon zur Alternative der gesellschaftlichen Modernisierung, zu einem sozialen Identitätskonzept, welches etwas anachronistisch die Ideologie "der unverdorbenen Urwüchsigkeit" anklingen ließ.²²

Die Frage ist natürlich, wie sich dieser allgemeine Verlauf nun geschichtlich "verwirklicht" hat. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zu den wissenschaftsgeschichtlichen Anfängen der mitteleuropäischen Volkskunde zurückkehren. Die frühe Wissenschaftsgeschichte der mitteleuropäischen Volkskunde war nämlich durch verschiedene nicht-wissenschaftliche Tatsachen bestimmt worden. Einerseits war die Entdeckung der Volkskultur mit der Errettung der Volkskultur, mit der Konservierung eines gesellschaftlichen und kulturellen Zustands gleichgesetzt worden. Vor allem war die Entdeckung der Volkskultur eine emotionelle "Aufgabe" oder in die Sprache der Politik übersetzt: Es war eine *nationale* Aufgabe. Der Zweck der Entdeckung war nicht die wissenschaftliche Beschreibung der Volkskultur, sondern die Dokumentierung eines kulturellen Zustands. Und diese Dokumentierung diente einer gewissen politischen, gesellschaftlichen Absicht. Andererseits wurde die Volkskultur überall in Mitteleuropa als *echt* betrachtet, und es hieß, daß in diesen Gesellschaften eine andere, eine "fremde" Kultur existiere; die Volkskultur war gegenüber dieser Kultur die echte, wahre. Es läßt sich sehen, daß dieses Argument der Echtheit der Volkskultur der Einführung des ethnischen, sogar des rassistischen Prinzips Vorschub geleistet hat. Schließlich muß man auch darauf hinweisen, daß die Entdeckung der Volkskultur immer unter dem Vorzeichen des *Ästhetischen*, der Folklore, der Musik, des Tanzes und der Exotik (Bräuche, Ritus usw.) geschah. Diese verschiedenen nicht-wissenschaftlichen Dimensionen der Entdeckung der Volkskultur hatten ein sehr wichtiges gemeinsames Resultat zur Folge. Die

²² Das Problem, wie das Bild der Volkskultur durch die traditionelle Volkskunde produziert wurde, ist schon mehrmals klar dargestellt worden. Vgl. dazu Köstlin 1981, Bausinger 1987, Kaschuba 1988.

moderne europäische Volkskunde bzw. die postmoderne Anthropologie betonte sehr stark, die Volkskultur existiere "vor allem dadurch, daß man sie beschrieb, und sie existierte so, wie man sie beschrieb." (Köstlin 1981: 6). In dieser Anschauung wird das Wesen der Kulturforschung dadurch gebildet, daß die Kultur einer gesellschaftlichen Klasse oder Schichte durch die Beschreibung als "fremde" betrachtet wird; d.h. die Volkskultur wird gegen "alle anderen Kulturen" derselben Gesellschaft als "exotisch" gekennzeichnet, sie repräsentiert eine fremde Welt.

Diese Lage war im Fall der traditionellen (mitteleuropäischen) Volkskunde umgekehrt. Die traditionelle Volkskunde hatte die Volkskultur nämlich nie als fremde Kultur betrachtet, sondern sie hatte - nach der Entdeckung der Volkskultur - vielmehr den gegenwärtigen kulturellen Zustand der jeweiligen Gesellschaften als fremd bezeichnet. In Mitteleuropa wurde durch die traditionelle Volkskunde deklariert und durch die Entdeckung der Volkskultur demonstriert, daß früher ein "echter", ursprünglicher kultureller Zustand existiert habe und daß der heutige kulturelle Zustand der Gesellschaft "fremd", "dekadent", "verzerrt" sei im Vergleich mit der früheren, "authentischen" Kultur, mit der Kultur des Volkes. Dabei bin ich mir bewußt, daß die "Fremdheit", die die postmoderne Anthropologie betont, eine "phänomenologische Fremdheit" ist und sich auf die erkenntnistheoretischen Probleme der Forschung bezieht²³. Dagegen bezieht sich die Fremdheit, die durch die traditionelle Volkskunde erwähnt wurde, auf den politischen und gesellschaftlichen Hintergrund der Forschung. Aber genau das ist es, was man als die wichtigste Eigenschaft der traditionellen Volkskunde in Mitteleuropa bezeichnen könnte: Die theoretischen und methodologischen Standpunkte wurden durch gesellschaftliche und politische Absichten ersetzt.

Die Entdeckung der Volkskultur besitzt aber noch eine weitere Eigenart: den Zeitraum ihrer Entdeckung. Das 19. Jahrhundert war nämlich in Mitteleuropa eine historische Phase, in der die Volkskultur grundsätzlich verändert worden war. In Westeuropa bildeten das 17. und 18. Jahrhundert die Epoche der großen Transformation, in der die Volkskultur, die bisher eine kohärente Weltanschauung verkörperte, sich aufgelöst hatte. In Mitteleuropa folgte dieser Prozeß mindestens 100 Jahre später, war aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert schon in einem fortgeschrittenen Stadium. Die Entdecker aber "entdeckten" diesen Übergangszustand als die echte und archaische Volkskultur. Heute besteht kein Zweifel, daß die kulturellen Erscheinungen, die die Urtümlichkeit der Volkskultur beweisen sollten, im 19. Jahrhundert entstanden sind, in enger Beziehung mit der in dieser Zeit herrschenden wirtschaftlichen Konjunktur. Die bunte, aber sehr teure Tracht, die "marktorientierte" Volkskunst usw. wären ohne eine starke wirtschaftliche Konjunktur unvorstellbar. Es ist kein bloßer Zufall, daß jene geographischen Regionen Ungarns zu Symbolen der Volkskultur geworden waren, die - verglichen mit anderen Regionen - in wirtschaftlicher Hinsicht entwickelter waren. Wenn man an die Untersuchungen von Tamás Hofer denkt, kann man nur zustimmen, daß die Volkskultur

des 19. Jahrhunderts - wenigstens in Ungarn - mit der Volkskultur des 16. und 17. Jahrhunderts nichts mehr zu tun hatte (Hofer 1975, 1980). Doch die "Entdeckung der Volkskultur" hat diese Tatsache nicht zur Kenntnis genommen, teilweise natürlich deswegen, weil man über den früheren Zustand der Volkskultur kein Wissen besaß.

Das wichtigste Faktum aber ist, daß die Volkskultur des 19. Jahrhunderts von Anfang so dargestellt wurde, als ob diese Form der Volkskultur alleingültig und permanent gewesen wäre. Auf diese Weise wurde statt der historisch existierenden Volkskultur eine Art "domestizierte Volkskultur", wie das einmal Wolfgang Kaschuba genannt hat, vorgeführt (Kaschuba 1990: 23). Diese Konzeption der Volkskultur erhielt eine grundsätzliche Bedeutung dadurch, daß an das Wort "Volkskultur" verschiedene Epitheta - z.B. archaisch, schön, einfach, ursprünglich, traditionell, gemeinsam usw. - angehängt werden konnten, die viel wichtiger waren als die Kategorie Volkskultur selbst. Diese Epitheta waren deswegen so wichtig, weil sie "in einer kulturellen Dichotomie" (Köstlin 1984: 25) das Ideal verkörpern konnten.

Natürlich bleibt hier noch ein Problem, nämlich das der Beziehung zwischen der Volkskultur und ihren Trägern. Diese "domestizierte Volkskultur" war ein Konzentrat einer sich auflösenden kulturellen Struktur, das in dieser Form in der historischen Wirklichkeit ja nicht mehr existierte. Dagegen hat die Wissenschaft und die Gesellschaft diese kulturellen Erscheinungen als Repräsentation der Volkskultur betrachtet. Deshalb im folgenden einige Bemerkungen zur Kategorie des Volkes.

Es ist bekannt, daß die Kategorie des Volkes sich in Mitteleuropa ausschließlich auf das Bauerntum bezog, das Bauerntum wurde als eine in kultureller, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht homogene Struktur behandelt. Offensichtlich ist aber, daß das Bauerntum - wieder muß ich betonen, wenigstens in Mitteleuropa - eine in sich sehr stark gegliederte gesellschaftliche Klasse bildete. D.h. die regionale, gesellschaftliche und wirtschaftliche Gliederung der Volkskultur machte es einfach unmöglich, die ganze Volkskultur in einer einzigen kulturellen Erscheinung repräsentiert zu sehen, weil diese Erscheinungen nur in gewissen Regionen ihre Bedeutsamkeit hatten. Für die vermuteten Träger dieser Kultur, für das Volk, hatte die Vorstellung der Volkskultur als eine homogene Einheit insofern keine Bedeutung.

Man kann also feststellen, daß die Entdeckung der Volkskultur keine Beschreibung eines kulturellen Zustands oder einer kulturellen Struktur war, sondern vielmehr das Zustandekommen eines Bildes. Es war ein Bild der Volkskultur, das aber als die historische Realität vorgeführt worden ist. Und hier läßt sich an ein Buch von Jean Baudrillard denken, in dem dieser über die Agonie des Realen geschrieben hat. Baudrillard hat in diesem Buch eine eindrucksvolle Metapher der Karte benutzt. Jede Karte zeigt oder verbildlicht ein geographisches Gebiet, und daraus folgt, daß jede Karte für die Erkenntnis eines geographischen Gebiets und für die Orientierung auf diesem Gebiet gebraucht wird. Auf Grund persönlicher Erfahrungen läßt sich überprüfen, ob die Karte genau, ob sie für die Orientierung nützlich ist. Wenn ein Gebiet, ein Land oder ein Reich nicht mehr "erreichbar" ist, wächst die Bedeutsamkeit der Karte noch. In diesem Fall wird die Karte zum einzigen Zeichen der Realität. Anders gesagt: Die Karte wird als das Gebiet vorgestellt, die Karte wird selbst das Gebiet sein. Kein Mensch kann die

²³ Zum theoretischen Hintergrund der postmodernen Anthropologie vgl. Clifford/Marcus (eds.) 1986; Geertz 1988; Clifford 1988.

Authentizität, die Genauigkeit der Karte überprüfen. Die Karte wird zum alleinigen Beweis einer früher existierenden Wirklichkeit; die Karte ist gewesene Wirklichkeit (vgl. Baudrillard 1978).

Es scheint mir, daß diese Metapher die Situation der traditionellen Volkskunde sehr präzise widerspiegelt und das "Wie" der Entdeckung der Volkskultur vollkommen illustriert. Für die Gesellschaft ist die Volkskultur das, was als Volkskultur bezeichnet wird. Die Gesellschaft kann nicht, will aber auch nicht die Kategorie der Volkskultur überprüfen; die Gesellschaft kann keinen Unterschied machen zwischen der Volkskultur und dem Bild der Volkskultur. Sie wird die Kategorie der Volkskultur in der Form annehmen, in der ihr diese Kategorie dargestellt wird. In diesem Fall ist die Frage der Authentizität des Bildes uninteressant und bedeutungslos. Wie Baudrillard geschrieben hat: "Wo das Reale nicht mehr ist, was es war, bemächtigt sich die Nostalgie seines Sinns. Überholt wird sie nur noch von Ursprungsmythen und Zeichen der Realität, von einer sekundären Wahrheit, Objektivität und Authentizität." (Baudrillard 1978: 15). Ist das nicht der Fall der (traditionellen) Volkskunde?

Zusammenfassend: Die Volkskultur als historisch existierende Lebenswelt hat in der Konzeption der Volkskultur nie ihren Platz gefunden (wenigstens nie in Mitteleuropa). Zwischen der Volkskultur und dem Bild dieser Kultur existierte kein Unterschied. Wenn die Gesellschaft, wenn die Politik über die Volkskultur "redete", war die Rede immer vom Bild der Volkskultur. Diese bewußtlose Praxis hatte aber einen großen "Vorteil": Sie bot der Gesellschaft die Möglichkeit, die gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Probleme nicht zur Kenntnis zu nehmen. Konrad Köstlin hat einmal geschrieben, dieses Bild der Volkskultur enthalte "eine Vision von Totalität, einen Wunsch, definitiv begrenzte und übersehbare Systeme, Sinnzusammenhänge, Räume zu konstruieren. Das Wort Denkgebäude ist da ganz hilfreich. Ein Haus aus Gedanken, die sich aus Visionen der Vergangenheit speisen." (Köstlin 1990: 13) Und die Nationalkultur brauchte in Mitteleuropa genau diese "Denkgebäude". In der Erschaffung der Nationalkultur wurde nicht die Volkskultur benutzt, sondern stattdessen immer nur ein Bild der Volkskultur angewandt. Ein Bild, das mit der historischen Wirklichkeit sehr wenig zu tun hatte; ein Bild, das durch die traditionelle Volkskunde hergestellt wurde. Und dieses Bild hat sich zur praktisch-politischen Anwendung stets sehr gut geeignet.

Die Anwendung der Volkskultur oder das Ritual der Nationalkultur

Das Problem der Anwendung der Volkskultur ist ein wohlbekanntes Forschungsfeld in der modernen Volkskunde. Vor allem hat die bisherige Forschung intensiv die privaten und gemeinschaftlichen Erscheinungsformen des Folklorismus analysiert. Es gibt aber eine dritte Ebene der Anwendung der Volkskultur, die ich gerne als die *öffentliche* Ebene bezeichnen würde. Vor allem denke ich daran, daß in jeder Gesellschaft staatliche politische Feste existierten und existieren, die eine Botschaft nicht nur für die lokalen Gemeinschaften, sondern für die ganze Gesellschaft, für die Nation bedeuteten (vgl. Diding/Friedemann/Münch (Hg.) 1988). Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an wurden in Mitteleuropa diese öffentlichen Feste dem Zweck gewidmet, die Konzeption

der Nationalkultur und der Nationalidentität bzw. das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit in ritualisierten Formen auszudrücken. In diesem Ritual hat natürlich die Volkskultur (d.h. das Bild der Volkskultur) eine determinierende Rolle gespielt.

Natürlich sind die Nationalfeste vor allem politische Ereignisse, politische Feste. Diese Geschehnisse haben eine direkte *politische* Eigenart, weil sie die herrschenden politischen Werte einer Gesellschaft artikulieren, die herrschenden politischen Meinungen transportieren; sie sind ein Medium zur Herstellung der erwünschten politischen Öffentlichkeit. Anders gesagt: Die politischen Feste haben eine *nationale* Eigenart, die das für die politische Macht nötige Nationalgefühl erwecken können. Dieser Zusammenhang zwischen dem politischen und nationalen Charakter der öffentlichen Feste ist selbstverständlich kein Zufall. In den modernen europäischen Gesellschaften ist die ständige Neudefinierung der Zusammenhänge zwischen politischer und nationaler Eigenart öffentlicher Feste eine der wichtigsten Kundgebungen der symbolischen Macht geworden. Hier haben die mitteleuropäischen sozialistischen Länder ein "gutes" Beispiel gegeben, weil nach 1948 die Beziehungen zwischen "Politik" und "Nation" innerhalb öffentlicher Feste vielfach umgedeutet worden sind. Der Zweck dieser ständigen Neudefinierungen - bzw. der Zweck öffentlicher Feste überhaupt - ist die Produktion und Repräsentation einer erwünschten Vergangenheit und die symbolische Verbindung dieser Vergangenheit mit der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gegenwart.

Die theoretische Unterscheidung von Edward Shils zwischen tatsächlicher und imaginärer Vergangenheit hat in diesem Kontext eine besondere Bedeutsamkeit. Einfach deswegen, weil der Unterschied zwischen tatsächlicher und imaginärer Vergangenheit nicht darin liegt, daß die tatsächliche Vergangenheit in Wirklichkeit geschah und die imaginäre Vergangenheit nur eine Vorstellung ist. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß aus den Ereignissen historischer Vergangenheit einige Geschehnisse durch die Produktion dieser imaginären Vergangenheit "ausgewählt" worden sind. Bestimmte historische Geschehnisse wurden einfach "vergessen", und das Ausgewählte und Überhöhte wurde selbst als alleinige Vergangenheit dargestellt. Die Konstruktion dieser erwünschten, imaginären Vergangenheit wird immer hinter den Kulissen der jeweiligen politischen Macht geschehen. Und die wichtigsten Mittel dieser Kulissen sind die öffentlichen Feste, die "durchpolitisierten" Nationalfeste (vgl. Voigt (Hg.) 1989; Mosse 1976).

Eine besonders wirkungsvolle Art dieser Konstruktion ist der "Hinweis" auf die Volkskultur. Wie oben ausgeführt, ist in Mitteleuropa dieser Hinweis nur über das Bild der Volkskultur erfolgt. Dieses Bild hat eine Welt aufgezeigt, in der keine gesellschaftlichen Probleme, keine sozialen, ethnischen, kulturellen Unterschiede existierten, in der volle Harmonie herrschte. Diese Volkskultur zeigte eine überschaubare, einfache Welt, und in dieser sentimentalischen, idealistischen, romantischen Auffassung der Volkskultur und der Vergangenheit bot sich für die jeweilige politische Macht eine sehr gute Gelegenheit, die eigenen politischen Konzeptionen durch diese Vergangenheit legitimiert zu behaupten. Das Beispiel des 20. August hat gezeigt, daß diese Vergangenheit, die durch ein Nationalfest repräsentiert ist, für ganz ungleichartige politische Systeme verwendbar war. Vor dem Zweiten Weltkrieg hat der 20. August als Nationalfest eine christliche/bürgerliche/konservative Vergangenheit dargestellt und die entsprechende

Politik legitimiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat dasselbe Fest eine "sozialistische" Vergangenheit dargestellt und die entsprechende Politik legitimiert. Und für die Vergangenheit stand in beiden Fällen die Volkskultur.

Im Fall des 20. August kann man aber die Augen nicht davor verschließen, daß hier nicht mit dem Bild der Volkskultur gearbeitet, sondern daß hier die Volkskultur als *Symbol* der imaginären Vergangenheit genutzt wird - und dies ist ein grundsätzlicher Unterschied. Die Volkskultur wird nicht durch einige ausgewählte kulturelle Erscheinungen repräsentiert, sondern sie ist durch die *Hinweise* auf einige ausgewählte kulturelle Erscheinungen anwesend. Zum Beispiel stammen die Volkstrachten nicht aus irgendeinem Gebiet Ungarns, sondern sie sind irgendeine Kombination verschiedener Kleidungsstücke. D.h.: Die *ungarische* Volkstracht wird nicht durch regionale oder lokale Tracht repräsentiert, sondern die Kombination verschiedener Kleidungsstücke aus verschiedenen Regionen wird als *die* ungarische Volkstracht vorgeführt. In diesem Kontext ist die Frage, ob diese Volkstracht oder irgendeine andere kulturelle Erscheinung in der historischen Wirklichkeit existierte oder nicht, uninteressant und gleichgültig, weil das Symbol selbst die Wirklichkeit geworden ist. In diesem Fall ist das Bild, das Symbol keine Repräsentation der Wirklichkeit; das Symbol selbst ist die Wirklichkeit. Oder umgekehrt: Die Wirklichkeit wird durch das Symbol und durch die Symbolisierung vernichtet. Solche Symbole, die die Wirklichkeit vernichten können, werden von Murray Edelman "Verdichtungssymbole" genannt (Edelman 1990: 5). Die Verdichtungssymbole sind Symbole mit emotionellem Inhalt, die diffuse Deutungen übermitteln und damit gleichzeitig unkontrollierbar, unüberprüfbar sind (Meyer 1989: 42).

Aus dem Blickwinkel der politischen Macht bildet diese Diffusität der Deutungen und die Unüberprüfbarkeit den wichtigsten Wert der Verdichtungssymbole. Läßt sich doch mit Hilfe der Verdichtungssymbole der Zustand sog. "communitas" im Rahmen des Nationalfestes schaffen. Die Kategorie "communitas" stammt von Victor Turner, der in der Analyse der Übergangsrituale diesen Begriff für die Beschreibung einer besonderen Situation benutzt hat (Turner 1989: 94-159). Ohne die ganze Theorie von Victor Turner zu zitieren, möchte ich hier nur ein Moment hervorheben. Turner brachte die Kategorie "communitas" mit dem Schwellenzustand, mit dem Zustand der "Liminalität" in Zusammenhang. Er hat festgestellt, daß in der Situation vor und nach dem Schwellenzustand die Gesellschaft als ein strukturiertes, differenziertes und oft hierarchisch gegliedertes System politischer, rechtlicher und wirtschaftlicher Positionen mit vielen Arten der Bewegung sich darstellt, die die Menschen im Sinne eines "Mehr" oder "Weniger" trennen. Dagegen wird in der Schwellenphase selbst deutlich erkennbar, daß die Gesellschaft unstrukturiert oder rudimentär strukturiert und relativ undifferenziert ist. Es ist die Lage der "communitas", in der es keine gesellschaftliche Subordination oder keine kulturelle Hegemonie gibt, sondern eine relative oder symbolische Egalität existiert (Turner 1989: 96). Und das ist auch das Kennzeichen des Nationalfestes am 20. August. Die Nationalfeste erschaffen mit Hilfe der Verdichtungssymbole den Zustand "communitas". Zu dieser symbolischen und zeitlich begrenzten Situation gehören alle gesellschaftlichen Gruppen, die die früher erwähnten Vergangenheit mitbesitzen. D.h. die symbolische Egalität von "communitas" knüpft sich im Rahmen des

Nationalfestes an gewisse Bedingungen; diese Egalität wird sich nicht auf die ganze Gesellschaft erstrecken. Es läßt sich also feststellen, daß es sich hier um ein kohärentes symbolisches System handelt, in dem die *Vergangenheit*, die *Volkskultur*, die *Verdichtungssymbole*, die Kategorie "communitas" und das *Nationalfest* eine sehr enge Einheit bilden.

Die Nationalkultur oder die Symbolisierung der Gesellschaft

Bisher versuchte ich darzulegen, was für eine Bedeutung die verschiedenen symbolischen Mechanismen der Volkskultur und des Nationalfestes hatten oder haben. Im folgenden möchte ich kurz ausführen, inwieweit die Kategorie der Nationalkultur eine symbolische Gestalt oder aber eine tatsächliche kulturelle Praxis widerspiegelt bzw. welcher Zusammenhang zwischen den symbolischen Mechanismen und der effektiven kulturellen Praxis besteht.

Als Ausgangspunkt versuche ich durch eine einfache Typologie erkennen zu lassen, welche Zusammenhänge seit dem 18. Jahrhundert zwischen Volkskultur und Nationalkultur in Europa existierten.

I. *Der erste Typus* wird durch das Beispiel Frankreichs illustriert. Die Eigenart dieses Typus hängt mit einer Attitüde zusammen, die in dem Titel eines berühmten Buches genau widergespiegelt ist: "Peasants into Frenchmen". Diese Attitüde beruht auf der Kenntnis des tiefen Unterschieds zwischen ländlicher und urbaner Bevölkerung, auf der Kenntnis der "Fremdheit" des dörflichen Frankreich. In diesem Fall wurde die Beziehung zwischen Volkskultur und Nationalkultur als eine Art Akkulturation verstanden, weil das urbane Frankreich die Provinz an sich anpaßte und die lokalen, dörflichen Kulturen in die Modernität, in die Kultur der modernen Gesellschaften integriert wurden. Die dominante, hegemoniale Elitekultur oder die "gelehrte Kultur", wie Roger Chartier einmal geschrieben hat, hat die Provinz Frankreichs kolonisiert. Ohne Frage hatte diese wirtschaftliche Modernisierung, die politische und gesellschaftliche Integration eine Art kulturelle Homogenität verlangt, und diese kulturelle Homogenisierung war durch die Integration des "unterentwickelten" Frankreich in die Modernität zum Ausdruck gekommen (vgl. Weber 1979: 486-493). Dieses Zusammenwirken wirtschaftlicher Modernisierung, politischer und gesellschaftlicher Integration und kultureller Homogenisierung führte zu einem Konzept der Nation, das von Rainer Lepsius als "Staatsbürgernation" gezeichnet worden ist (Lepsius 1990: 243).

II. *Der folgende Typus* läßt sich durch das Beispiel Schwedens festmachen. In Schweden war die Situation etwas anders, weil die bäuerliche Kultur hier ihre symbolische Autonomie bewahrte, die bäuerliche Kultur wurde zur Nationaltradition. Als das beste Beispiel kann man hier die bäuerliche Kultur des 19. Jahrhunderts aus dem Gebiet Dalecarlia (Dalarna) nennen. Aber die schwedische Nationalkultur wird nicht auf der bäuerlichen Kultur aufgebaut, sondern sie ist das Werk der aufstrebenden städtischen Mittelklasse. D.h. die schwedische Nationalkultur hat eine doppelseitige Konzeption. Einerseits gibt es eine symbolische Sphäre; es ist die Sphäre der Volkskultur als der der bäuerlichen Kultur. Andererseits gibt es die Sphäre der tatsächlichen kulturellen

Praxis; es ist die Sphäre des Alltagslebens der urbanen Mittelklasse (vgl. Löfgren 1989). Diese doppelseitige Konzeption der Nationalkultur hilft mir, den Begriff "Klassennation" etwas anders zu füllen, als ihn Rainer Lepsius konzipiert hat (vgl. Lepsius 1990: 240-242). Ich denke, daß das schwedische Beispiel einen Fall darstellt, bei dem die Konzeption der Nationalkultur durch die symbolische (und nicht politische!) Macht einer gesellschaftlichen Klasse festgelegt worden ist. "Klassennation" meint in diesem Fall eine Nation, eine Nationalkultur, die der kulturellen Praxis einer bestimmten Klasse folgt.

III. *Einen weiteren Typus* kann man durch das Beispiel Deutschland veranschaulichen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts ist in Deutschland eine neue Sinngebung der Kategorie "Volk" entstanden. Wie Wolfgang Kaschuba kürzlich formulierte: "Denn sein 'Volk' - 'Demos' als 'Ethnos' - meint nun nicht mehr jene geduckte Masse 'gemeinen Volks' des Ancien régime, sondern eine umfassende Abstammungsgemeinschaft aller. Auch das Wort selbst ist damit emanzipiert. Und erst dieser Volksbegriff schlägt letztlich eine Brücke für den spätabolutistischen 'Untertanen' zu den neuen Ufern einer in den Begriffen der bürgerlichen Gesellschaft gedachten Nation: 'Deutschheit' schließt niemanden mehr durch ständische oder Bildungsschranken aus, vielmehr verbindet sie im 'Volkstum' die individuelle mit der kollektiven Identität." (Kaschuba 1991: 6) Der Unterschied wird hier wieder sehr genau wahrgenommen: Eine neue Kategorie, die Kategorie "Deutschheit" ist entstanden, die auf der Konzeption des Volkes beruht, die den Zweck der Integration wie der Aussperrung hatte. Gleichzeitig aber scheint mir die Kategorie "Deutschheit" das Zeichen der kulturellen Gleichheit von Menschen zu sein, wobei diese kulturelle Gleichheit sehr viel mit der Volkskultur zu tun hat. Um einen Begriff von Rainer Lepsius aufzunehmen: Die Kategorie "Deutschheit" führt zur Konzeption der "Kulturnation" (vgl. Lepsius 1990: 238-240).

IV. *Der letzte Typus* wird durch das Beispiel Ungarns und Mitteleuropas illustriert. Ich habe vorhin betont, daß in dieser Region Europas die Nationalkultur und die Volkskultur identisch sind (wenigstens für die Gesellschaft, für die Politik), und diese Gleichheit hat eine ausschließliche Gültigkeit. Andere kulturelle Strukturen und Modelle können nicht als Teil der Nationalkultur existieren oder funktionieren. Die Gleichheit der Nationalkultur und der Volkskultur beruht auf der gleichen ethnischen und kulturellen Abstammung im Sinne einer Kollektivität der Menschen. Anders gesagt: Die kulturelle Gleichheit ist eine logische Folge der gleichen ethnischen Abstammung, und die Nation bildet eine "historische" Einfassung dieser kulturellen und ethnischen Verbundenheit. Selbstverständlich hat diese Konzeption der Nation, die von Rainer Lepsius als "Volksnation" bezeichnet wird (Lepsius 1990: 235-238), nur eine symbolische Ebene oder hat nur symbolische Inhalte. Es läßt sich beobachten, daß in diesen verschiedenen Konzeptionen zwischen der symbolischen und der nicht-symbolischen, der tatsächlichen Ebene der Nationalkultur historisch veränderbare Zusammenhänge existieren. Im Fall des letzten Typus gibt es aber *nur* die symbolische Ebene, daher bedarf diese Eigenart der mitteleuropäischen Nationalkultur noch einer Interpretation.

Als Ausgangspunkt kann man feststellen, daß das sog. Nationalgefühl ein wichtiger Teil der Idee der Nationalkultur gewesen ist. Die Kategorie des Nationalgefühls wurde

natürlich auf unterschiedliche Weise dargelegt. Ich möchte hier betonen, daß das Nationalgefühl in Mitteleuropa, um eine Formulierung von Rainer Lepsius aufzugreifen, auf die Nation als eine "gedachte Ordnung" bezogen ist. Der Ausdruck "gedachte Ordnung" hat in diesem Kontext zwei miteinander streng zusammengehörige Bedeutungen. Einerseits handelt es sich darum, daß die individuelle oder gruppenweise Identifizierung mit der Nationalkultur vor allem eine emotionale gewesen ist. Zu einer Nation in Mitteleuropa zu gehören, war und ist eine emotionale Frage, wenn die Grundsätze der Nationenbildung und der Erschaffung der Nationalkultur durch das Individuum oder durch die Gruppe wahrgenommen wurden. Die Identifizierung mit einer Nation wurde durch die Annahme dieser Grundsätze, durch die Annahme der symbolischen Grenze innerhalb der Gesellschaft vollzogen. Und das ist die andere Bedeutung der "gedachten Ordnung", es ist das besondere Merkmal der mitteleuropäischen Nationalkultur.

Man muß hier eindeutig betonen, daß in Mitteleuropa immer solche Modelle der Nationalidentität angeboten worden sind, die in der Frontstellung gegenüber anderen, in der Abgrenzung und in der Abgegrenztheit von anderen wurzeln. Die Anderen sind immer als "Fremde" und die "Fremden" sind immer als "Feinde" hingestellt worden. Die früher erwähnten symbolischen Formationen - die imaginäre Vergangenheit, die Geschichte, das Volk, die Volkskultur, die Nationalmythen usw. - haben dieselbe Grundeigenschaft, da sie sich alle auf die Vergangenheit richten. Die Konzeption der Nationalkultur, die auf diese symbolische Formationen gegründet worden war, ist eine auf die Vergangenheit orientierte Konzeption. Und diese Tatsache hat zwei Folgen. Einerseits werden gewisse Schichten und Gruppen der Gesellschaft automatisch aus der Nationalkultur, aus der Nation ausgeschlossen; andererseits ist über das Alltagsleben als den Schauplatz der kontinuierlichen Reproduktion der Kultur hinweggegangen worden. Es läßt sich sehr gut beobachten, daß hier eine eigenartige Logik funktioniert. Das Wesen der Nationalkultur soll die durch die Volkskultur repräsentierte Vergangenheit sein, weil gewisse gesellschaftliche Gruppen keine Teilnehmer dieser Vergangenheit sein können. Aber alle anderen, die dieses Bild der Vergangenheit kennen, die in diesem Bild "vorkommen" oder auf diesem Bild ihre "Verwandten", ihre "Ahnen" entdecken - sie alle werden hinzugehören zur Nation, zur Nationalkultur. D.h., die politische Macht braucht keine gewaltsamen Methoden, um gewisse gesellschaftliche Gruppen und Schichten zu diskriminieren. Es reicht aus, die symbolischen Grenzen festlegen. Die verschiedenen Gruppen außerhalb dieser Grenzen sind notwendigerweise andersartig, fremd und feindlich. Selbstverständlich ist, daß diese Fremdheit nicht nur sprachliche, ethnische, religiöse Andersartigkeit bezeichnet, sondern daß die Andersartigkeit sich in Gesinnung und Mentalität ausprägt.

Das wichtigste ist aber, daß die Kriterien der Andersartigkeit, der Fremdheit nicht gleichbleibend sind: Die symbolischen Grenzen sind beweglich. Die Kriterien der Andersartigkeit, die symbolischen Grenzen werden immer durch die Besitzer der politischen Macht festgestellt. Auf diese Weise wird auch das symbolische Kapital der politischen Macht reproduziert (vgl. Cohen 1985). Umgekehrt ist das Alltagsleben, sind die historisch existierenden Lebenswelten im Konzept der mitteleuropäischen Nationalkultur uninteressant, weil sich die Zugehörigkeit zu einer Nation oder zu einer National-

kultur nur durch symbolische Akte und nur innerhalb der symbolischen Grenzen zum Ausdruck bringen kann.

Die symbolischen Grenzen haben noch einen Vorteil. Durch diese Grenzen werden die Gesellschaften in eine homogene Einheit umgeformt, durch die symbolischen Grenzen wird eine homogene, harmonische Welt ohne gesellschaftliche und politische Probleme dargestellt. In dieser Welt ist alles in Ordnung; diese Welt braucht keine Kritik, keine politische, gesellschaftliche Opposition; diese Welt wird selbst die politische Macht legitimieren. In Mitteleuropa versuchten im 20. Jahrhundert alle politischen Systeme solch ein Bild der harmonischen, problemlosen Welt und Gesellschaft herzustellen. Der konkrete Inhalt des Bildes war selbstverständlich unterschiedlich, aber das Grundprinzip war immer dasselbe. Deswegen sind die symbolischen Grenzen der Nation und der Nationalkultur in Mitteleuropa so wichtig geworden; deswegen ist die Symbolisierung der Gesellschaft so bedeutend.

Ob diese Praxis wirklich zweckdienlich gewesen ist, scheint heute sehr fraglich. Tatsache ist, daß in diesem Jahrhundert in Mitteleuropa drei große politische Systeme - die Monarchie, das konservativ-bürgerliche System und der Sozialismus - verschwunden sind. Und wenn jetzt eine neue Politik in Arbeit ist, scheint mir die "kritische Bearbeitung" der Vergangenheit endgültig unentbehrlich zu sein.

Literatur

- Baudrillard, Jean: *Agonie des Realen*. Berlin 1978.
- Bausinger, Hermann: *Neue Felder, neue Aufgaben, neue Methoden*. In: Chiva, Isaac/Utz Jeggle (Hg.): *Deutsche Volkskunde - Französische Ethnologie*. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt 1987, S. 326-344.
- Bogyay, Thomas von: *Zum Stand der Sankt-Stephan-Forschung*. In: *Süd-Ost Forschungen* 38, 1979, S. 240-257.
- Clifford, James: *The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature and Art*. Cambridge, Mass. 1988.
- Clifford, James/George Marcus (eds.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986.
- Cohen, Abner: *Two Dimensional Man: An Essay on the Anthropology of Power and Symbolism in Complex Societies*. London 1974.
- Cohen, Peter: *The Symbolic Construction of Community*. London 1985.
- Düding, Dieter/Peter Friedemann/Paul Münch (Hg.): *Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*. Reinbek 1988.
- Edelman, Murray: *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*. Frankfurt 1990.
- Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt 1983.
- Ders.: *Works and Lives. The Anthropologist as Author*. Stanford 1988.
- Glatz, Ferenc/József Kardos (Hg.): *Szent István és kora*. Budapest 1988.
- Györfy, György: *István király és műve*. Budapest 1977.

- Hann, Chris: *Socialism and King Stephen's Right Hand*. In: *Religion in Communist Land*, 18. No.1. 1990, p. 4-24.
- Hofer, Tamás: *Stilperioden der ungarischen Volkskunst. Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Österreich*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 29, 1975, S. 325-338.
- Ders.: *Changes in the Style of Folk Art and Various Branches of Folklore in Hungary during the 19th Century. An Interpretation*. In: *Acta Ethnographica* 29. 1980, p. 149-165.
- Kaschuba, Wolfgang: *Volkskultur zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft. Zur Geschichte eines Begriffs und seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit*. Frankfurt 1988.
- Ders.: *Geschichte, Tradition, Alltagskultur. Zugangsweisen zum Begriff Volkskultur*. In: Krötz, Gertraud u.a. (Hg.): *Münchner Streitgespräche zur Volkskultur*. München 1990, S. 22-27.
- Ders.: *Nationalismus als Ethnozentrismus. Anmerkungen zur kulturellen Ausgrenzung und Selbstausgrenzung ethnischer Gruppen in (deutscher) Geschichte und Gegenwart*. 1991 (mimeo).
- Kertzer, David: *Ritual, Politics and Power*. New Haven 1987.
- Kideckel, David: *Secular Ritual and Social Change: A Romanian Case*. In: *Anthropological Quarterly* 56, No. 2 (1983), p. 63-75.
- Köstlin, Konrad: *Beschreibungsebenen der Volkskultur*. In: *Kieler Blätter für Volkskunde* 13, 1981, S. 5-26.
- Ders.: *Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff*. In: *Ethnologia Europaea* 14, 1984, S. 25-31.
- Ders.: *Der Begriff Volkskultur und seine vielfältige Verwendung*. In: Krötz, Gertraud u.a. (Hg.): *Münchner Streitgespräche zur Volkskultur*. München 1990, S. 12-15.
- Lane, Christel: *The Rites of Rulers: Ritual in Industrial Society. The Soviet Case*. Cambridge 1981.
- Lepsius, M. Rainer: *Interessen, Ideen und Institutionen*. Opladen 1990.
- Löfgren, Orvar: *The Nationalization of Culture*. In: *Ethnologia Europaea* 19, 1989, p. 5-23.
- Meyer, Thomas: *Von den Fallstricken der symbolischen Politik*. In: Voigt, Rüdiger (Hg.): *Symbole der Politik - Politik der Symbole*. Opladen 1989, S. 39-54.
- Mosse, George L.: *Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich*. Frankfurt 1976.
- Szücs, Jenő: *Saint Stephen's Exhortations: King Stephen's State*. In: *New Hungarian Quarterly* 29. No. 4 (1988), p. 89-98.
- Turner, Victor: *Das Ritual: Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt 1989.
- Voigt, Rüdiger (Hg.): *Symbole der Politik - Politik der Symbole*. Opladen 1989.
- Weber, Eugen: *Peasants into Frenchmen. The Modernisation of Rural France, 1870-1914*. London 1979.
- Willhelmb-Cenner, Gizella: *The Image of Saint Stephen in Hungarian History: An Exhibition at the Hungarian National Museum, August-October 1988*. Budapest 1988.
- Wilson, Stephen (ed.): *Saint and their Cults: Studies in Religious Sociology, Folklore and History*. Cambridge 1983.

Blick zurück nach vorn zum zweiten²⁴ Frauengeschichte am LUI

"Als die Studentinnen am LUI begriffen hatten, daß die Subsumierung unter das angeblich geschlechtsneutrale 'man' Frauen — sowohl als Forscherinnen wie als Erforschte — zu einer Randexistenz im Forschungs- und Wissenschaftsbetrieb verurteilte, fingen sie an sich zu wehren: Seitdem ist viel in Bewegung gekommen!"²⁵ Diese Feststellung trafen LUI-Studentinnen 1984. Wenn wir heute diesen Faden wieder aufgreifen, dann tun wir das im verfluchten siebenten Jahr.

ELLES am LUI

Studierende, die heute neu ans LUI kommen, finden ein — im Vergleich zu anderen Instituten — breites Angebot zum Themenkomplex Frauenforschung, feministische Forschung und Geschlechterforschung vor. Diese Veranstaltungen finden regen Zulauf und sind ein fester Bestandteil des Semesterprogramms — mit dieser Vorstellung begannen jedenfalls auch wir unsere LUI-Karriere. Bei näherem Hinsehen kamen wir allerdings immer mehr zu dem Schluß, daß die scheinbare Etablierung von Frauen und ihrer Forschung in jeder Hinsicht eine höchst instabile Angelegenheit ist: Denn auch am LUI haben weibliche Lehrende "nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis"²⁶. Zudem fühlen sich nach wie vor in erster Linie Frauen dafür verantwortlich, daß die Kategorie Geschlecht kontinuierlich Berücksichtigung findet, und zwar vor allem auch bei "nicht-frauenspezifischen" Themen.

Daß die Kategorie Geschlecht nicht nur Frauen etwas angeht, wird mittlerweile von den meisten akzeptiert. Das ist immerhin ein Fortschritt. Vor nicht allzulanger Zeit war das Stichwort "feministische Theorie" nämlich für die Mehrheit ja nicht nur ein Reizwort, sondern tatsächlich noch ein Fremdwort. Feministische Forschung wird heute nicht mehr nur in Insider-Kreisen diskutiert — und sei es auch noch so kontrovers —, sondern auch darüber hinaus. Dieser Entwicklung möchten wir im folgenden noch einmal nachgehen.²⁷

²⁴ "Blick zurück nach vorn" ist der Titel eines Artikels von Tamara Citovics und Andrea Hauser im Ko-Blatt Nr. 26 vom November 1984. Dieses Ko-Blatt behandelt das Thema "Frauenforschung in der Volkskunde".

²⁵ Tamara Citovics/Andrea Hauser: Blick zurück nach vorn, Ko-Blatt Nr. 26, Nov. 1984, S. 36.

²⁶ Claudia Honegger: Epilog. In: Karin Hausen/Helga Nowotny (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt/M. 1986, S. 298.

²⁷ Es ist uns klar, daß der wissenschaftliche Umgang mit der Kategorie Geschlecht am LUI in einem Wechselverhältnis steht mit den gesamtgesellschaftlichen Veränderungen, die ihren Niederschlag nicht zuletzt auch im Geschlechterverhältnis fanden und finden. Daß

Vor unserer Zeit

Vor siebzehn Jahren wurde am LUI erstmals ein Lehrauftrag an eine Frau vergeben, und zwar an Helga Korff. Den zweiten erhielt fünf Semester später, im Wintersemester 76/77, Christel Köhle-Hezinger, uns besser als Gix bekannt. Die bloße Anwesenheit der ersten Dozentinnen führte allerdings noch nicht zu einem Paradigmenwechsel; noch galt, was Carola Lipp so auf den Punkt bringt: "Die Soziologisierung des Faches in den 60er und 70er Jahren, die Hinwendung zur funktionalen Analyse kultureller Prozesse und zu Kommunikationsforschung (Bausinger 1971) hat schließlich zu einer sukzessiven Ausblendung geschlechtsspezifischer Fragestellungen geführt."²⁸ Wir halten es zwar für schwierig, von einer 'sukzessiven Ausblendung geschlechtsspezifischer Fragestellungen' zu sprechen, weil das den Eindruck erwecken könnte, in der alten Volkskunde sei die geschlechtsspezifische Sichtweise von Bedeutung gewesen. Tatsächlich waren Frauen ja nur so weit nicht ausgeblendet, wie es die ontologisierte Perspektive des 19. Jahrhunderts vorgab. Richtig ist aber sicher, daß durch die 'Soziologisierung des Faches' die Kategorie Schicht zur obersten Instanz erhoben wurde und die Kategorie Geschlecht dabei auf der Strecke blieb.

Für uns ist es heute kaum mehr vorstellbar, daß 1978 in einem Seminar "die Hausfrau" als "Schnittpunkt von Arbeit und Freizeit"²⁹ ohne eine geschlechtsspezifische Fragestellung untersucht werden konnte. Aus dem kommentierten Vorlesungsverzeichnis WS 1982/83 ersehen wir, daß Studierende die lebhafteste feministische Diskussion vorantrieben: Auf Anregung der Fachschaft machte Hermann Bausinger erstmals "Weiblich/männlich" explizit zum Thema eines Seminars. Weitere Aussichten: Unbeständig, aber Tendenz freundlich ...

Zu Beginn der 80er Jahre wurden — wenn auch noch sehr vereinzelt — die ersten Magisterarbeiten mit feministischem Anspruch angefertigt. Konkret bedeutete das, wissenschaftlicher Scheinobjektivität bewußte Subjektivität, Parteilichkeit und Betroffenheit entgegenzusetzen. Es war für diese Studentinnen sicher nicht einfach, bei solchen Arbeiten ausschließlich auf die Betreuung durch männliche Lehrende angewiesen zu sein. Im Wintersemester 1981/82 wurde dann, wiederum von studentischer Seite, die Forderung nach einer festangestellten Dozentin und der Integration von Frauenseminaren in den offiziellen Lehrbetrieb laut. Feministische Wissenschaftskritik, die sich parallel zur außeruniversitären Frauenbewegung weiterentwickelt und ausdifferenziert hatte, wurde auch am LUI zunehmend spürbar. Der Unmut über den stillschweigenden Androzentrismus herkömmlicher Wissenschaft und die dafür Verantwortlichen entlud

wir das Thema nicht in dieser Breite behandeln können, versteht sich wohl von selbst.

²⁸ Carola Lipp: Frauenforschung. In: Rolf W. Brednich (Hrsg.): Grundriss der Volkskunde: Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie, Berlin 1988, S. 258.

²⁹ Seminarankündigung zu Utz Jeggles Seminar: Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens: die Hausfrau. Aus dem kommentierten Vorlesungsverzeichnis SS 1978.

sich unüberhörbar im Institutskolloquium 1983/84. In diesem Zusammenhang wurden die ersten Frauenvollversammlungen einberufen und das Frauenforum gegründet, welches seit nunmehr acht Jahren neben der traditionellen Fachschaft arbeitet. Dieses wirkte auch tatkräftig über die LUI-Mauern hinaus: Initiiert und organisiert von Tübinger Frauen kam es 1984 zur Gründung der Sektion Frauenforschung in der DGV.

Die Festanstellung einer weiblichen Lehrenden am LUI konnte trotz dieser vielfältigen Aktivitäten nicht durchgesetzt werden. Daß aus den anfänglich exotischen Einzelveranstaltungen zu Geschlechterfragen nach und nach ein kontinuierlicheres Angebot erwachsen konnte, dazu trug wesentlich das "48er Projekt" von Carola Lipp bei. Dieses Projekt bot interessierten Studentinnen die Möglichkeit, längerfristig und intensiver am Thema zu bleiben, als das bei Kompaktveranstaltungen der Fall ist, die von externen Lehrenden abgehalten und in der Regel nicht fortgeführt werden.

Denkste, Püppchen ...

1989 bekam die erste Frau am LUI eine scheinbar feste Stelle. Alle waren der Auffassung, endlich habe die erste Frau im Männerbund fest Fuß gefaßt. Ein unbekanntes Gesicht war sie damals schon lange nicht mehr, hatte Christel Köhle-Hezinger doch bereits -zig Jahre als Lehrbeauftragte am LUI gearbeitet. Durch den neuen Status und die ständige Präsenz änderte sich viel im Bewußtsein der Studierenden, sicher auch der Kollegen. Natürlich mußte sich nicht zuletzt Gix selbst in der neuen Rolle zurechtfinden. Von verschiedenen Seiten wurden veränderte Erwartungen an sie gerichtet: Studentinnen hatten die Hoffnung, bei einer Dozentin mit ihren Magisterarbeiten besser aufgehoben zu sein; sie äußerten sich dahingehend, einer Frau gegenüber weniger Ängste zu haben, Wissensdefizite unbefangener eingestehen zu können und infolgedessen leichter zu lernen. Die Zahl der Studentinnen, die aus solchen oder ähnlichen Gründen Gix im wahrsten Sinn des Wortes die Tür einrannten, spricht für sich. Darüberhinaus engagierte sie sich auch fachübergreifend und übernahm beispielsweise den Vorsitz der neu gegründeten Fakultätsfrauenkommission.

Dies alles geschah unter dem Vorzeichen der Festanstellung, die sich zu unser aller Erstaunen als Fehlanzeige entpuppte: Die feste Stelle war nur eine versprochene feste Stelle. Tatsächlich handelte es sich um einen alljährlich zu erneuernden Arbeitsvertrag plus der informellen Zusage, die baldige Festanstellung sei Gix damit sicher. Als es Ende 1990 wieder um die Verlängerung des Arbeitsvertrages ging, sollte Gix der allgemeinen Stellenstreichung der Universität zum Opfer fallen — was für alle Beteiligten ein böses Erwachen war. Mittlerweile sind ihre Aussichten wieder günstiger, mit anderen Worten: Das Versprechen auf eine Festanstellung wurde erneuert ...

Immer noch Frauensache

Im April 1989 bekam Gix mit Gisela Welz, einer frisch promovierten Frankfurter Kulturanthropologin, Verstärkung. Geschlechterforschung ist zwar nicht explizit Giselas Thema, allerdings signalisierte sie von Anfang an Offenheit und erklärte sich auf

Anfrage noch vor ihrer Ankunft in Tübingen bereit, die Organisation des bevorstehenden Kolloquiums "Feministische Theorie in der Kulturforschung" mitzuübernehmen.

Dieses Kolloquium im Wintersemester 1989/90 kam auf Initiative des Frauenforums zustande. Allerdings machte das Frauenforum deutlich, daß es sich für die Vorbereitung nicht alleine verantwortlich fühlen wolle. Die Organisation übernahmen dann schließlich qua Geschlecht die beiden Dozentinnen des LUI und ein paar wenige Studentinnen, obwohl auch Männer ausdrücklich um Mithilfe gebeten worden waren. Für die beteiligten Studentinnen blieb der etwas schale Nachgeschmack, daß die vornehme Zurückhaltung bei diesem Thema besonders stark war. Die Idee, feministische Theorie im Institutskolloquium und nicht nur in einem Spezialseminar zu behandeln, war aus dem Bedürfnis heraus entstanden, endlich einmal in einem größeren Kreis über Fragen der Geschlechterforschung zu diskutieren. Allerdings wurden die Erwartungen derjenigen, die geglaubt hatten, im Kolloq ein kompetentes Forum vorzufinden (immerhin ist diese Veranstaltung für Lehrende und Studierende nach der Zwischenprüfung gedacht), enttäuscht. Bereits in den ersten Sitzungen zeichnete sich die Unmöglichkeit ab, über die Vermittlung allgemeiner Grundlagen hinauszukommen. Zu einer konstruktiven Auseinandersetzung konnte es in den meisten Fällen nicht kommen, weil das Spezialwissen einiger weniger völlig unzureichenden Kenntnissen der Mehrheit gegenüberstand. Dieses Gefälle führte dazu, daß sich die Diskussion nicht selten auf einem Niveau bewegte, in dem Aussagen dominierten wie: "Schließlich sind es immer noch die Frauen, die die Kinder kriegen". Solche und ähnlich unreflektierte Äußerungen lassen auf die fortwährende Minderbewertung der feministischen Theorie schließen. Wäre es bei irgendeiner anderen neueren Theorie in vergleichbarer Weise denkbar, daß auch Professoren so freimütig eingestehen, keine Ahnung zu haben?

Zwei auf einen Streich

Gleich zwei neue Dozentinnen konnten im Sommersemester 1990 am LUI begrüßt werden. Mit Ute Bechdorf, Tübinger EKW-lerin, und Michi Knecht, Kölner Ethnologin, kam frischer Wind ans Institut. "Schwerpunkt Geschlechterforschung" war in der Stellenausschreibung zum ersten Mal ausdrückliche Bedingung für potentielle BewerberInnen gewesen. Darüberhinaus einigte man sich darauf, mit der Teilung einer Stelle zwei NachwuchswissenschaftlerInnen die Möglichkeit zur Promotion zu geben. Der Wermutstropfen aus Sicht der Studierenden: Beide sind nicht befugt, Magisterarbeiten zu betreuen. Und um sie in ihrem eigenen Interesse vor Überbelastung zu schützen, dürfen sie auch keine Projekte leiten.

Die Lage war noch nie so ernst wie immer

Betrachtet man zunächst einmal nur das gegenwärtige Zahlenverhältnis zwischen Dozentinnen und Dozenten, schneiden die Frauen gar nicht so schlecht ab: Vier Frauen stehen sechs Männern gegenüber. Diese positive Eindruck läßt sich bei näherer Betrachtung jedoch nicht aufrechterhalten: Die hierarchische Ordnung verweist die

Frauen alle auf die unteren, die Männer auf die oberen Ränge. Zudem haben – wie sich ja unlängst erst herausstellte – alle Dozentinnen, die am LUI lehren, befristete Zeitverträge. Mit anderen Worten: Sämtliche Stellen von Frauen können jederzeit wegfallen, die von Ute und Michi sogar ersatzlos. Grund zur Euphorie besteht also wahrhaftig nicht.

Ganz böse sah es Anfang des Jahres '91 für das Frauenforum aus. Nachdem sich die zweite Generation des Forums zum Studien-Endspurt angeschickt hatte, blieben die vielfältigen Bemühungen, Nachwuchs zu gewinnen, fruchtlos. Wir führen das in erster Linie darauf zurück, daß die Notwendigkeit, Initiative zu ergreifen, von außen nicht mehr ohne weiteres ersichtlich ist. Die relative Zufriedenheit mit den Zuständen am LUI hat eine gewisse Trägheit zur Folge, unter der Fachschaft und Frauenforum gleichermaßen leiden. Glücklicherweise wendete sich das Blatt doch noch einmal. Die allgemeinen Auflösungserscheinungen wurden von jungen Studentinnen aufgefangen, die die Möglichkeit der aktiven Mitbestimmung nicht verspielen wollten. Dazu haben Ute und Michi wesentlich beigetragen. Von Michi stammt auch die Idee für einen Frauentreff (jeden 1. Dienstag im Monat) für all diejenigen, die sich nicht aus den Augen verlieren und sich sowohl mit Studentinnen als auch mit Dozentinnen austauschen wollen.

Ein vielversprechendes Angebot steht außerdem für das kommende Wintersemester in Aussicht: Da nämlich soll es endlich zu der lange gewünschten Fortgeschrittenen-Veranstaltung kommen. Cornelia Klinger (Philosophin) wird im Rahmen des interdisziplinären Lehrauftrags, der im Winter vom LUI ausgerichtet wird, ein Kompaktseminar zu feministischer Wissenschaftskritik und Erkenntnistheorie abhalten. Vielleicht kommen wir so ganz langsam doch noch aus unseren Kinderschuhen in Sachen Frauen-, feministischer und Geschlechterforschung heraus – auch wenn der Weg dahin nicht gerade ein Sonntagsspaziergang war und ist.

Tagungshinweise

KOMMISSION FRAUENFORSCHUNG
IN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

Tagung

Gestaltungsspielräume - Frauen in Museum und Kulturforschung

Tagungsort: 7035 Waldenbuch

Museum für Volkskultur in Württemberg, Schloß Waldenbuch, Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums, in Waldenbuch, Landkreis Böblingen

Termin: 9.-11. Dezember 1991

Zielsetzungen:

Die vierte Tagung der Frauenkommission ist dem Arbeitsfeld Museum gewidmet. Ausgehend von neuen Ansätzen der Sachkulturforschung soll die museale Praxis auf ihre geschlechtsspezifischen Inhalte hin überprüft werden. Sind die Forschungsansätze einer kulturhistorischen Geschlechterforschung im Ausstellungswesen berücksichtigt? Sind sie in das Bewußtsein der kulturellen Öffentlichkeit vorgedrungen? Welche Rollen haben Frauen im Kulturbetrieb?

Die 1982 mit der Gründung der Kommission Frauenforschung begonnene interne Diskussion der Forschungsansätze und der fachpolitischen Perspektiven soll fortgesetzt werden. Die Planerinnen hoffen darüber hinaus, eine Diskussion mit Frauen angrenzender Fachgebiete, mit Architektinnen und Grafikerinnen in Gang setzen zu können.

Um der Vielfalt der Arbeit von Ausstellungs- und Museumsfrauen gerecht zu werden, ist parallel zur Tagung eine "Projektbörse" geplant, bei der aktuelle, aber auch abgeschlossene Projekte vorgestellt werden können.

Diese Frauenforschungstagung dient auch der beruflichen Förderung von Frauen, weshalb Frauen als ReferentInnen und als TeilnehmerInnen bevorzugt berücksichtigt werden.

Anmeldung: Anmeldungen erbitten wir schriftlich bis zum 1. Nov. 1991 an folgende Anschrift:

Kommission Frauenforschung in der DGV
c/o Forschungsgruppe Kulturgeschichte und Sachgut
Wilhelm-Herter-Straße 50
7409 Dußlingen
Fax 07072/80790

Programm:

Montag, 9. Dezember 1991

bis 16 Uhr:

Anreise, Unterbringung im Bernhäuser Forst, Installation der Projektbörse im Museum für Volkskultur

ab 17.00 Uhr:

Gaby Mentges, Heidi Staib (Museumswissenschaftlerinnen) und Marina v. Jacobs (Innenarchitektin), Stuttgart: Führungen durch das Museum

ab 20.00 Uhr:

kleines Fest mit Essen, Trinken, Plaudern und Videos
Bernhäuser Forst

Dienstag, 10. Dezember 1991

Stationen und Perspektiven

- Plenum -

9.00 Uhr: Gaby Mentges, Heidi Staib, Stuttgart: Begrüßung der Teilnehmerinnen

9.15 Uhr: Christel Köhle-Hezinger, Tübingen: Eröffnung der Tagung

9.45 Uhr: Christine Burkhardt-Seebass, Basel: Frühe Sammlerinnen und Museumsfrauen: Spuren von Volkskundlerinnen im Museum

11.00 Uhr: Kaffeepause

11.30 Uhr: Ute Mohrmann, Berlin: Frauen in der Volkskunde in der ehemaligen DDR

Diskussionsleitung: Gisela Lixfeld, Schramberg

12.30 Uhr: Mittagspause

Projektberichte - Standorte und Strategien

- Plenum -

14.30 Uhr: Bereich 1 / Ausstellungsprojekte

15.15 Uhr: Bereich 2 / Museen: Eva Scheid, Lüdenscheid

16.00 Uhr: Kaffeepause

16.30 Uhr: Bereich 3 / Freilichtmuseen: Eva Kuby, Bettina Rinke, Detmold

17.15 Uhr: Bereich 4 / Stadtrundgänge: Elisabeth Bütfering, Frankfurt

18.00 Uhr: Bereich 5 / Museumspädagogik: Dorothee Dennert, Koblenz

Diskussionsleitung: Christine Vanja, Kassel

18.45 Uhr: Abendessen

20.15 Uhr: "Frauen in der kulturellen Öffentlichkeit - Anpassung oder Neubeginn?"

Podiumsdiskussion (- Plenum -)

Teilnehmerinnen:

Gabriele Steffen, Kulturbürgermeisterin, Tübingen

Ilse Thomas, Frauenbeauftragte, Mannheim

Marianne Schmid-Bastin, Landfrauenverband Nordwürttemberg-Nordbaden, Stuttgart

Victoria Schmidt-Linsenhoff, Historisches Museum, Frankfurt am Main

Kathrin Hoffmann-Curtius, freie Kunsthistorikerin, Tübingen

Ruth-E. Mohrmann, Kulturwissenschaftliche Fakultät, Universität Bayreuth

Diskussionsleitung: Carola Lipp, Göttingen

Mittwoch, 11. Dezember 1991

Umgang mit Objekten - Stile und Stilisierungen
- drei Sektionen -

Sektion 1: Umgang mit Räumen und Möbeln

9.00 Uhr: Katrin Pallowski, Beate Binder, Berlin: Raumnutzung und Interieurgestaltung unter geschlechtsspezifischen Aspekten

10.00 Uhr: Bettina Günther, Göttingen: Mobiliar und Raumnutzung in Arbeiterwohnungen des Ruhrgebiets

10.30 Uhr: Kaffeepause

11.00 Uhr: Projektgruppe, Göttingen: Geschlechtsspezifischer Umgang mit Räumen

12.00 Uhr: Sigrid Philipps, Sabine Rumpel, Dußlingen: Häuser und Menschen - biographische Methoden der Hausforschung im Freilichtmuseum

Diskussionsleitung: Claudia Schöning-Kalender

Sektion 2: Körper und Kleidung

9.00 Uhr: Karen Ellwanger, Ingrid Heimann, Berlin: Mobilität - Tendenzen gegenwärtigen Bekleidungsverhaltens - optische und kulturwissenschaftliche Analysen

10.00 Uhr: Regina Mörtz, Graz: Der Zusammenhang zwischen der Verwendung dekorativer Kosmetik und weiblichem Rollenbild

10.30 Uhr: Kaffeepause

11.00 Uhr: Sabine Trosse, Tübingen: Narziß und Schmolmund - die Wiederkehr der Sixties

11.30 Uhr: Dagmar Neuland, Berlin: Zu Pfingsten ein neues Kleid? Kleidung junger Arbeiterfrauen im Berlin der Zwanziger Jahre

12.00 Uhr: Helga Hager, Stuttgart: Frauenbiographie und Hochzeitskleid

Diskussionsleitung: Gaby Mentges, Stuttgart

Sektion 3: Selbstbilder - Fremdbilder

- 9.00 Uhr: Susanne Regener, Hamburg: Darstellung des Anderen - zur fotografischen Dokumentation von Frauen in Polizeiwesen und Psychiatrie
- 9.30 Uhr: Sabine Kienitz, Stuttgart: Frauen auf der Straße - Interpretation zum Leben von Vagantinnen in Württemberg
- 10.00 Uhr: Gudrun König, Tübingen: Schritte im Freien - freie Schritte? Bewegungsräume bürgerlicher Frauen um 1800 in Selbst- und Fremdzeugnissen
- 10.30 Uhr: Kaffeepause
- 11.00 Uhr: Silke Wenk, Berlin: Die Allegorien sind weiblich, aber meinen nicht die Frauen. Zu Geschichte und Wirkungsweise öffentlicher Skulptur
- 11.30 Uhr: Maria Elisabeth Haas, Graz: Werbung als kulturelle Vermittlungsagentur. Am Beispiel der Geschlechterdarstellung im Anzeigenteil der Bunten Illustrierten

Diskussionsleitung: Silke Götsch, Kiel

- 14.00 Uhr: Geschlechterforschung und Präsentationsformen

Podiumsdiskussion

- Plenum -

Teilnehmerinnen:

Elisabeth v. Dücker, Museum der Arbeit, Hamburg

Marianne Pitzen, Frauenmuseum Bonn

Iris Laubstein, Design Center Stuttgart

N.N., Architektin

Diskussionsleitung: Katrin Pallowski, Berlin

- 16.00 Uhr: Kaffeepause

- 16.30 Uhr: Abschlußplenum

Leitung:

Carola Lipp, Göttingen

Claudia Schöning-Kalender, Kassel

Projektbörse:

Die Projektbörse soll die Breite der von Frauen bearbeiteten Themen und Gestaltungsmöglichkeiten verdeutlichen, Strategien resümieren, werten und verbreiten und vielleicht auch Kontakte für Wanderausstellungen schaffen.

Wir denken an Selbstdarstellungen in Form von Texten, Bildern, Grafiken und Videos. Stellwände werden vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart zur Verfügung gestellt.

Eine Veröffentlichung in den Tagungsunterlagen und im Tagungsband ist vorgesehen.

Publikationen können am Büchertisch in Kommission gegeben werden.

Unterbringung: Bernhäuser Forst - Bildungs- und Tagungsstätte der Evangelischen Jugend in Württemberg. Hotels, Gaststätten, Privatquartiere in begrenzter Anzahl.

Kinderbetreuung: Für die Planung der Kinderbetreuung bitten die Organisatorinnen, Alter und Anzahl der zu betreuenden Kinder bei der Anmeldung mitanzugeben.

Tagungsband:

Subskriptionspreis: DM 22,00

Verkauf: DM 29,80

Tagungsgebühr:

für erwerbstätige Frauen: DM 40,00

für erwerbslose Frauen/Studentinnen: DM 20,00

In der Gebühr ist die Teilnahme an der Projektbörse eingeschlossen.

Spenden:

Die Kommission Frauenforschung finanziert ihre Arbeit ausschließlich aus freiwilligen Spenden.

Beiträge erbitten wir auf folgendes Konto:

Kommission Frauenforschung DGV

483 000 81 Kreissparkasse Göttingen (BLZ 260 500 01)

Planung:

Christel Köhle-Hezinger, Sabine Trosse (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);

Gaby Mentges, Heidi Staib (Württembergisches Landesmuseum Stuttgart);

Claudine Pachnicke (freie Ausstellungsmacherin, Stuttgart);

Bettina Heinrich, Sigrid Philipps, Sabine Rumpel (Forschungsgruppe Kulturgeschichte und Sachgut, Dußlingen).

TAGUNG DER KOMMISSION ARBEITERKULTUR IN DER DGV

Die nächste Tagung der Kommission Arbeiterkultur in der DGV soll in Bremen stattfinden unter dem Thema

Pluralität der Arbeiterkultur: Geschlechter, Ethnien, Gruppierungen.

Neben Plenumsvorträgen über

- Arbeiter(selbst)bewußtsein heute
- Ethnizität und Arbeiterkultur

sind noch die Themen vorgeschlagen worden:

- Arbeiterkultur und Geschlechterrolle
- Jugend
- Religiosität
- Politik der Straße.

Die Tagung soll in den "kleinen Semesterferien" zwischen WS 1991/92 und SS 1992 ausgerichtet werden.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir - soweit noch nicht geschehen - möglichst rasch Referatsvorschläge und sonstige Hinweise zugunsten lassen würden.

Weiterhin lade ich Sie herzlich ein, an dem

Treffen der Kommission anlässlich des Volkskunde-Kongresses in Hagen (7.10.1991 um 20.00 Uhr)

teilzunehmen. Dort soll das vorgesehene Programm einschließlich der eingegangenen Referatsvorschläge erörtert und auch der endgültige Termin festgelegt werden.

Mit herzlichen Grüßen

Rainer Alsheimer

GWZ

Bibliotheksstraße
2800 Bremen 33

"Die Linse muß vollkommen klar und poliert sein."

Das Fotoatelier Otto Utz in Fellbach 1910-1960

Ausstellung im Stadtmuseum Fellbach vom 20. Juni bis 4. Oktober 1991

Öffnungszeiten: Donnerstag, Samstag, Sonntag 14 - 18 Uhr

Der Nachlaß des 1910 in Fellbach gegründeten Fotoatelier Utz, der 1990 vom Stadtmuseum übernommen wurde, enthält neben zahlreichen Fotografien, Glasplatten und Rollfilmen auch verschiedene Fotoapparate und Geräte zur Fotoherstellung. Diese Objekte werden zu einer Sonderausstellung im Stadtmuseum aufbereitet.

Heute ist uns die Flut von Bildern, die wir jeden Tag rezipieren, geläufig. Selbstverständlich war "das Bild" aber früher keineswegs. Da waren Fragen der technischen Herstellung und Reproduzierbarkeit von Bildern in ganz anderer Weise zu stellen als heute. Denkt man ferner an den Bildersturm der Reformation und seine Spätfolgen, so wird deutlich, daß es im Laufe der Neuzeit grundsätzliche Einwände gegen das Medium Bild selbst gab.

Mit dem "Klick" des Linsenverschlusses war das Bild keineswegs fertig, im Gegenteil. Die wenig spektakuläre Arbeit "hinter den Kulissen" zeigt der Nachbau eines Fotolabors der 20er/30er Jahre und stellt auf diese Weise den Fotografen in seiner Rolle als Handwerker und Chemiker vor.

An einem lokalen Beispiel, dem "großen Pfarrdorf" Fellbach, soll dieser Einzug der Fotografie in einer stark ländlich geprägten Gemeinde nachvollzogen werden. Wer ließ fotografieren, was waren die Motive (im doppelten Sinne), was geschah mit den fertigen Produkten? Die Durchsetzung des Mediums Fotografie war, so verstanden, eines der wichtigen Symptome für die Annäherung des seiner ländlichen Herkunft verpflichteten Fellbach an die Industrieregion Stuttgart. Waren die ersten Fellbacher bereits 1856 nach Stuttgart gewandert, um sich daguerrotypieren zu lassen, so besaß der Flecken ab 1910 immerhin ein eigenes Atelier. Der Aufbruch in die Moderne schien unaufhaltsam.

Doch Fragen schließen sich an: Kann man dem Bild in Form der Fotografie überhaupt trauen? Immerhin hat Otto Utz aufgrund seiner vielseitigen Ausbildung nicht nur mit Fotoretuschen, sondern auch mit Fotomontagen gearbeitet. Und schließlich fragt sich: Sieht man dem Bild sein Zustandekommen als Auftragsarbeit an, seinen sozialen Zusammenhang also?

Antworten hierauf soll die Ausstellung wie auch ein Diavortrag geben, der zum gleichen Thema vorbereitet wird.

Vorläufiges Programm

Symposium Karl Meuli

BASEL, SEMINAR FÜR KLASSISCHE PHILOLOGIE, NADELBERG 6

11.-13. September 1991

Mittwoch, 11. September 1991

- 17.00 Uhr: Eröffnung (mit musikalischer Umrahmung)
17.30 Uhr: Prof. Dr. Th. Gelzer, Bern: "Die Alte Komödie in Athen und die Basler Fastnacht"
19.00 Uhr: Dr. P.H. Boerlin, Basel: "Meuli als Lehrer: Erinnerungen eines ehemaligen HG-Schülers"
20.00 Uhr: Abendessen für Referenten, Organisationskomitee und Ehrengäste

Donnerstag, 12. September 1991

- 9.00 Uhr: Prof. Dr. M. Rassem, Salzburg: "Meuli in den Kulturwissenschaften"
10.15 Uhr: Prof. Dr. A. Henrichs, Harvard: "Meuli als Religionshistoriker der Griechen und Römer"
11.30 Uhr: Prof. Dr. Th. Bühler, Zürich: "Rechtsbräuche"
12.45-14.45 Uhr: Mittagspause
15.00 Uhr: PD Dr. W. Mezger, Freiburg: "Entwicklung der Fasnachtsforschung seit Meuli"
16.15 Uhr: Prof. Dr. C. Ginzburg, Bologna: "Schamanismus und Hexenwesen"
ca. 17.30 Uhr: Ende des Tages

Freitag, 13. September 1991

- 9.00 Uhr: Prof. Dr. L.-V. Thomas, Paris: "Trauersitten"
10.15 Uhr: Prof. Dr. V. Kast, Zürich: "Trauersitten"
11.30 Uhr: Prof. Dr. W. Burkert, Zürich: "Opferriten"
12.45 Uhr: Apéritif: Ende der Veranstaltung.

Die angegebenen Titel der Referate sind als vorläufige Arbeitstitel zu verstehen.

Vereinsnachrichten

Nachlese zur Mitgliederversammlung vom 14.2.1991

Im Vordergrund der Berichte und Diskussionen auf der Mitgliederversammlung standen zunächst wie üblich Fragen der Finanzlage des Vereins und die Publikationspläne für das Jahr 1991. Nach einem vor allem durch große Katalogveröffentlichungen finanziell recht schwierig gewordenen Jahr 1989 und einem angespanntem ersten Halbjahr 1990 hatte sich die Finanzlage im zweiten Halbjahr 1990 wieder wesentlich erfreulicher gestaltet. Dies lag in erster Linie an der recht günstigen Entwicklung des Buchverkaufs, der namentlich dank der Initiativen von Herrn Krämer sowohl im Bereich der Hauptreihe "Untersuchungen" wie auch bei den Katalogen und der kleinen Reihe den Absatz des Jahres 1989 weit übertroffen hat. Kassenlage und Kassenabschluß, der von den Kassenrevisoren zuvor geprüft war, wurden von den Mitgliedern denn auch gutgeheißen und die Entlastung des Vorstandes einstimmig vorgenommen.

Angesichts dieser relativ günstigen Situation können für das Jahr 1991 daher auch alle vorgesehenen Publikationsvorhaben durchgeführt werden. Für die Reihe "Untersuchungen" heißt dies: Im Juni erscheint der Band 75 (Werner Ströbele: Hiesiges; bereits ausgeliefert), im Juli/August dann die Bände 76 und 77 (Arbeiterkulturtagung Tübingen bzw. Barbara Happe: Friedhofskultur) und im Herbst die Bände 78 und 79 (Uli Keuler: Häberle und Pfeleiderer-Witze bzw. Nina Oxenius: Pariser Parks). Mit diesen Bänden ist dann auch wieder das "Soll" erreicht, so daß jedes Mitglied für die Jahre 1990 und 1991 wieder zwei bzw. drei Bände als Mitgliedsgabe und Gegenleistung für den Mitgliedsbeitrag erhalten hat. Daß sich gerade dieses Veröffentlichungsprogramm durch organisatorische und finanzielle Schwierigkeiten verzögert hatte, wurde natürlich nicht nur von den anwesenden Mitgliedern, sondern auch vom Vorstand bedauert. Doch dies sind manchmal eben zwangsläufig auftretende Engpässe in einem nur "ehrenamtlich" bzw. von studentischen Hilfskräften betreuten Universitätsverlag, der mittlerweile pro Jahr immerhin sechs bis zehn Bücher veröffentlicht.

Neben der Reihe "Untersuchungen" wurden auch die Neuerscheinungen in der Katalogreihe und in der kleinen Reihe geplant, wobei die Abfolge noch nicht festgelegt werden konnte. Über die diesbezüglichen Veröffentlichungen werden die Mitglieder über Ankündigungen und Prospekte jeweils rechtzeitig unterrichtet.

Als weiterer Tagesordnungspunkt stand die Wahl der Kassenrevisoren an. Die bisherigen Prüfer, Thomas Brune und Karl-Heinz Rueß, erklärten sich bereit, dieses Amt für eine weitere Periode zu übernehmen und wurden auch - verbunden mit dem Dank für ihre bisherige Arbeit - einstimmig wiedergewählt.

Ein anderer Beratungspunkt der Mitgliederversammlung war mehr formaler Art: Auf Hinweis des Vereinsregisteramts mußten in der Satzung der Tübinger Vereinigung für Volkskunde einige Passagen verändert werden, welche zum einen die Steuerbegünstigung, zum andern die Verwendung der Vereinsmittel im Falle seiner Auflösung betrafen. Beide Änderungen sind jedoch in der Tat eher sprachliche Korrekturen, durch die die entsprechenden Paragraphen an neue Vorschriften zur Erhaltung der Gemeinnüt-

zigkeit angepaßt wurden. Die Mitglieder werden demnächst einen Neudruck der Satzung erhalten, der über diese Änderungen informiert.

Im Anschluß an die ordentliche Tagesordnung gab es noch Aussprachen zu einer ganzen Reihe von Fragen, die zum einen die Vereinsarbeit betrafen, zum andern vor allem auch der Institutsarbeit galten, über die sich besonders die auswärtigen Vereinsmitglieder gerne besser unterrichtet wüßten. Wir werden versuchen, diesen Wünschen in Zukunft besser Rechnung zu tragen.

Wolfgang Kaschuba

Zwei neue Kataloge und eine Neuauflage:



Institutsnachrichten

Institutskolloquium "20 Jahre EKW: Vom Aufstand zum Stillstand?"

Da vor 20 Jahren in Tübingen die Umbenennung des Faches "Volkskunde" in "Empirische Kulturwissenschaft" erfolgte, will das LUI dies zum Anlaß nehmen, das Institutskolloquium im Wintersemester 1991/92 einer Art Bilanz und Standortbestimmung der Institutsarbeit zu widmen. Einerseits soll dabei nochmals zurückgeblickt werden auf Anstöße und Programme dieses Neuanfangs, andererseits wollen wir versuchen, selbstkritisch über die Gegenwart und vor allem die Zukunft des Faches in seiner Tübinger Variante nachzudenken.

Um diesen Reflexionsprozeß auch von außen kritisch beleuchten zu lassen, werden in das jeweils Donnerstagabend tagende Kolloquium Kolleginnen und Kollegen anderer Institute des Faches eingeladen, die den Weg des LUI begleitet und beobachtet haben und ihre eigenen Bewertungen und Kommentare dazu abgeben sollen.

Computerpool "Schloß" eröffnet

Um den Studierenden bessere Arbeitsmöglichkeiten zu bieten und die Interessierten mit den "neuen Medien" vertraut zu machen, beantragte das LUI zusammen mit den anderen Schloß-Instituten für Urgeschichte, für Völkerkunde und für Vor- und Frühgeschichte im Sommer 1990 die Einrichtung eines Computerpools aus Bundesmitteln. Diesem Antrag wurde von der DFG stattgegeben. Und so sind nun fünf Computer-Arbeitsplätze in der ehemaligen Schloßwerkstatt installiert, die für Gruppen- wie Individualbenutzung zur Verfügung stehen. Ein Ausbau um weitere drei Arbeitsplätze - die Finanzierungszusage steht allerdings noch aus - ist geplant. Voraussetzung für die Benutzung sind eine Einführung in die Rechnerprogramme und die Ausstellung eines BenutzerInnen-Ausweises durch die mit der Pool-Organisation betrauten Hilfskräfte.

"Übriges"

Hinter diesem Titel verbirgt sich ein Büchlein, das aus Anlaß eines ziemlich runden Tübinger Geburtstages von Kolleginnen und Kollegen im und ums LUI produziert wurde, um - rein zufällig gewissermaßen - jene Körpererkundungen fortzusetzen, die Utz Jeggle einmal mit dem "Kopf des Körpers" begann. Nicht zufällig lautet der Untertitel dieser Sammlung von Skizzen, Essays und Reminiszenzen daher "Kopfloze Beiträge zu einer volkswissenschaftlichen Anatomie".

Zu beziehen ist das Buch zum Preis von DM 24,- beim Frau Vogel Verlag, Paul-Ehrlich-Str. 8, 7400 Tübingen.

Redaktion: Ute Bechdorf und
Wolfgang Kaschuba
Grafische Gestaltung: Uli Eder
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Lehrprogramm im WS 1991/92

Vorlesung

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft

Bausinger

Seminare

Kulturtheorien

Begleitseminar zur Einführung in die EKW

Empirische Verfahren: Sachkulturforschung

Forschungsdesign und Textualisierungsstrategien
in der Kulturwissenschaft

Regionalkultur und regionaler Kult

Volksaufklärung

Kabbala und jüdische Volkskultur

Kazimierz - New York - Tel Aviv. Jüdisches Leben und Großstadtkultur

Kreuze am Straßenrand als Zeichen des Todes

Arbeiter- und Arbeiterbewegungskultur in Ostdeutschland

Erfahrungen eines Umbruchs: Ostdeutsche Frauen und

Männer dokumentieren Veränderungen in ihrem Alltag

Frauenleben auf dem Lande

Die Verfolgung der Sinti und Roma seit 1933

Feministische Rationalitäts- und Wissenschaftskritik

Formen der Alltagssprache

Frauenbilder im Märchen

Geschichten - Formen und Funktionen der Alltagserzählung

Fotografieren und Erzählen

Warten

Simulierte Wirklichkeiten

Einführung in Textverarbeitungsprogramme

Warneken

Bausinger

Korff

Knecht/Welz

Köstlin

Bausinger

Berger

Schlör

Köstlin

Warneken

Dölling

Köhle-Hezinger

Knecht/Harms

Klinger

Ruoff

Köhle-Hezinger

Bausinger

Köstlin

Warneken

Beck/Keim

Eder

Projekte

Ost-/westdeutsche Alltagskultur II

Der Tübinger Skulpturenpark II

Neue Urbanität und Multikultur III

Kaschuba

Korff

Welz

Kolloquien

Magisterkolloquium

Doktorandenkolloquium

Institutskolloquium: 20 Jahre EKW

Forschungskolloquium

Alle Lehrenden

Alle Lehrenden

Alle Lehrenden

Alle Lehrenden

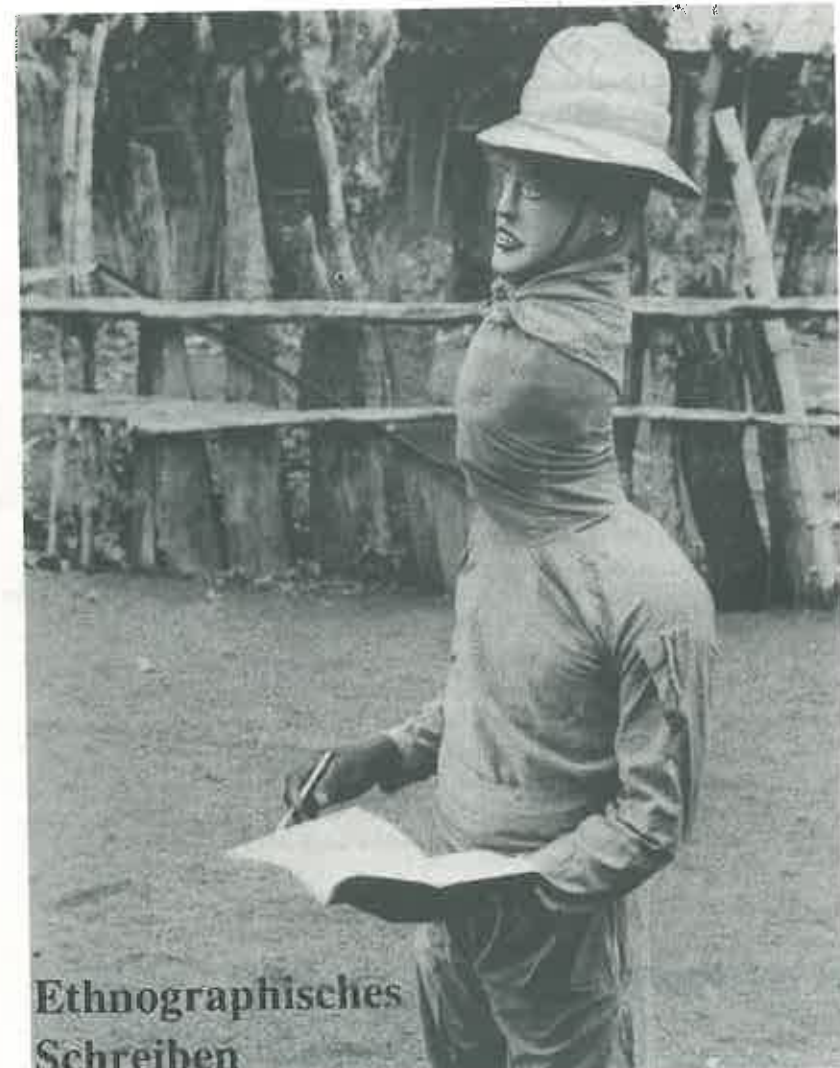
TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

736

Juni 1992

Nr. 41



Ethnographisches
Schreiben

Inhalt:

Ethnographisches Schreiben

MICHI KNECHT und GISELA WELZ: "Postmoderne Ethnologie" und empirische Kulturwissenschaft. Textualität, Kulturbegriff und Wissenschaftskritik bei James Clifford	3
MAJA POVRZANOVIĆ: "Postmoderne Anthropologie" im Krieg - Warnungen und Hoffnungen	19

Nachwörter - Sachen - Sinne: Zwei Epikorffe

THOMAS BRUNE: Querfeldein: Landpartie	31
HARALD MÜLLER: Klang-Bilder	33

Schloßpost

Emeritus: Hermann Bausinger	35
Ordinarius: Wolfgang Kaschuba	37
Vereinsnachrichten	38
Institutsnachrichten	39
Lehrprogramm im WS 1992/1993	40

Bildnachweis: Nigerianer, einen "White Man" darstellend. In Amagu Izzi, 1982. Aus: James Clifford: The Predicament of Culture. Cambridge/London 1988.

Redaktion: Michi Knecht, Bernd Jürgen Warneken, Gisela Welz
Layout: Susan Fuchs
Druck: Gulde-Druck Tübingen

MICHI KNECHT UND GISELA WELZ

"Postmoderne Ethnologie" und empirische Kulturwissenschaft. Textualität, Kulturbegriff und Wissenschaftskritik bei James Clifford

Wenn in der Ethnologie von einer "Krise der Repräsentationen" die Rede ist, dann wird mit diesem Schlagwort ein Fragwürdigwerden sowohl der Legitimität als auch der Angemessenheit ethnologischer Darstellungen diagnostiziert. Dieser Selbstverständlichkeitsverlust und die damit verbundene Autoritätskrise wurzeln in einer Reihe von Strömungen und Entwicklungen, die zum Teil ethnologiespezifisch sind, zum Teil aber auch generell Wissenschaft als privilegierte Erkenntnispraxis der westlichen Welt in Frage stellen:

In der Ethnologie haben sich vor allem die Bedingungen und Möglichkeiten von Feldforschung und teilnehmender Beobachtung spätestens seit den 50er Jahren sehr spürbar durch De- und Neokolonisationsprozesse geändert. Mitglieder von Kulturen, die vor gar nicht langer Zeit noch als schriftlos und als von Modernisierung bedroht dargestellt worden waren, haben für sich selbst zu sprechen begonnen, und das zum Teil ganz vehement. Die "Eingeborenen" lesen und sind literarisch informiert. Indigene EthnographInnen machen die forschende Anwesenheit westlicher ExpertInnen zumindest erklärungsbedürftig, Feldforschungsmöglichkeiten werden aus formalen und politischen Gründen eingeschränkt, ältere wie gegenwärtige kulturwissenschaftliche Darstellungen des Westens werden kritisiert und grundlegende Annahmen und wesentliche Diskurse westlicher Wissenschaft zurückgewiesen.

Parallele Veränderungsprozesse haben übergreifender zu Legitimitätseinbußen von Sozial- und Geisteswissenschaften und zu spezifischen Neuorientierungen in verschiedenen Disziplinen geführt: Theorien großer Reichweite, Generalisierungs- und Vereinheitlichungsversuche sowie die Suche nach Regel- oder Gesetzmäßigkeiten sind als herrschaftsnah kritisiert und von Fragestellungen abgelöst worden, denen die Perspektive auf Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen, auf mikroskopische Wirklichkeitsausschnitte in ihrer Bedeutung für Akteurinnen und Akteure zentral ist.¹ Globale Internationalisierungstendenzen in Ökonomie, Politik und Kultur sowie eine bisweilen aberwitzig anmutende Zunahme aller Arten von Mobilität (Arbeitsmigration, Flucht und Vertreibung, Tourismus und Verkehr) konfrontieren auch Kulturanalysen, die sich auf regional begrenzte Phänomene richten, mit den Komplexitäten des modernen Weltsystems, einem System, innerhalb dessen Handlungen und Aktionen an einem Ort

¹ Vgl. u.a. Bude, Heinz: Auflösung des Sozialen? Die Verflüssigung des soziologischen Gegenstandes im Fortgang der soziologischen Theorie, in: Soziale Welt 39, 1988, S. 4-17; Marcus, George E./Michael Fischer: Anthropology as a Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences, Chicago 1986, hier S. 8.

auch Auswirkungen in ganz anderen Regionen oder Lokalitäten haben.² Stimmen feministischer Kritik haben die selbstverständliche Ineinsetzung von männlichen mit 'allgemein-menschlichen' Perspektiven zumindest aufgebrochen. Ernsthaftige Sorgen über Ökosystemkonsequenzen sozialistischer und kapitalistischer Wirtschaftssysteme haben zentrale Fortschritts- und Machbarkeitsideologeme westlicher Kultur und Wissenschaft in Frage gestellt. Gemeinsam ist diesen Entwicklungen ein Verlust an Klarheit und Sicherheit darüber, wie angemessene Repräsentationen der Wirklichkeit aussehen können, die sich nicht mehr nur über wissenschaftliche und politische Macht legitimieren. Im Gegensatz zu früher verschiebt sich dabei die Auffassung, Darstellungen von Realität seien mehr oder weniger einfache Abbildungen oder Spiegelungen, dahingehend, daß sie nun grundsätzlich als Konstrukte gedacht werden, in die Prozesse nicht nur der Rekonstruktion, sondern auch der Erfindung kultureller Wirklichkeiten und sozialer Realitäten eingehen.³ Damit weichen auch scharfe Trennungen zwischen einzelnen Disziplinen auf, und die einst klarere Abgrenzung von literarisch-künstlerischen Texten einerseits und wissenschaftlichen Texten andererseits verwischt.

Wenn die Transparenz von Repräsentationen nicht mehr glaubwürdig ist, wenn der - auf Feldforschung basierenden - Ethnologie ihr "telling it as it is" nicht mehr abgekauft wird, wenn die Unmittelbarkeit von Erfahrungen problematisch geworden ist, dann ist Schreiben nicht mehr nur ein Akt des Übertragens von Wirklichkeit in Schrift, sondern ein komplexer und politisierter Vorgang. Das erklärt auch, warum in der Debatte über postmoderne Ethnologie und Textualisierung weniger sachtheoretische als vor allem Fragen der Methoden, der Erkenntnistheorie, der Interpretation und der Formation wissenschaftlicher Diskurse weiten Raum einnehmen.⁴

Obwohl sich die oben beschriebenen Verunsicherungsprozesse sowohl auf die Praxis als auch auf die Produkte der Kulturwissenschaften richten, beziehen sich die Fragestellungen und Diskussionen der postmodernen Ethnologie relativ einseitig nur auf die ethnologisch produzierten Texte: Ethnographien und ihre Beschaffenheit stehen im Mittelpunkt des neuen Diskurses. Zu den wichtigsten Büchern, die das wachsende Interesse an dieser Art von "Meta-Anthropologie"⁵, an einer "Ethnologie der Ethnologen" hervorgebracht hat, gehören die Arbeiten des US-amerikanischen Ethnologen James Clifford. Mit dem 1986 von ihm zusammen mit George E. Marcus herausgegebenen Band "Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography", und dem zwei

Jahre später geschriebenen "The Predicament of Culture" hat sich Clifford⁶ als eine der prominentesten Stimmen innerhalb der von US-amerikanischen und anderen englischsprachigen EthnologInnen dominierten Debatte über "Postmodern Anthropology" profiliert. Auch Clifford macht ausschließlich Texte zum Thema und zum Material seiner von neueren geschichtswissenschaftlichen, sprachwissenschaftlichen und literaturtheoretischen Ansätzen beeinflussten Analysen. Jonathan Spencer⁷ hat die Protagonisten dieser ethnologischen Trenddebatte nach zwei Haupttendenzen klassifiziert. Er unterscheidet auf der einen Seite "die Formalisten"⁸, die interne Textstrukturen mittels literaturwissenschaftlicher Methoden und Begriffe thematisieren, und auf der anderen Seite "die Historiker"⁹, die sich mit den externen Beziehungen kulturwissenschaftlicher Texte befassen und ethnologische Monographien in sozialen, politischen und historischen Kontexten positionieren. Nach dieser terminologischen Differenzierung wäre Clifford ein "historischer Formalist", denn er macht beides. Er betont die Literarizität von Ethnographien und diskutiert gleichzeitig ihre rhetorischen Konventionen, ihre dominanten Allegorien, ihre narrativen Muster, Metaphern, Plots und Meta-Geschichten in ihren historischen Veränderungen. Indem er sowohl die Geschichtlichkeit als auch das Fabrizierte, das besonders Hergestellte und "Gemachte" von Ethnographien in seinen Analysen herausarbeitet, zielt er auf eine Sensibilisierung der Ethnologinnen und Ethnologen für ihre eigene (Schreib-)Praxis und die politischen Implikationen ihrer Wissenschaft.¹⁰

Dabei hat Clifford einen "weiten" Ethnographie-Begriff. Wenn bei ihm von Ethnographien die Rede ist, dann ist damit alles Schreiben über, zwischen und gegen "Kulturen" gemeint, welches Bedeutungssysteme und umstrittene kulturelle Traditionen oder Artefakte thematisiert, und nicht nur solche Texte, die auf Feldforschung beruhen.¹¹ Zum so verwaschenen ("blurred") Genre¹² gehören nach Clifford auch hi-

² Vgl. Marcus/Fischer, *Anthropology as Cultural Critique*, Kap. 4; Birth, Kevin K.: *Reading and the Righting of Writing Ethnographies*. In: *American Ethnologist* 17 (3), 1990, S. 549-557, hier S. 551.

³ Bude, *Auflösung des Sozialen*, S. 15; Clifford, *Partial Truths*, S. 6.

⁴ Marcus/Fischer, *Anthropology as Cultural Critique*, S. 9.

⁵ Spencer, Jonathan: *Anthropology as a Kind of Writing*, in: *Man* (N.S.) 24, 1988, S. 145-164, hier S. 146.

⁶ Clifford, James/George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley und Los Angeles 1986; darin von Clifford die beiden Aufsätze: *Introduction: Partial Truths*, S. 1-25, und: *On Ethnographic Allegory*, S. 98-121. - Clifford, James: *The Predicament of Culture*, Cambridge 1988; darin als programmatische Artikel besonders: *Introduction: The Pure Products Go Crazy*, S. 1-18; und: *On Ethnographic Authority*, S. 21-54. Ins Deutsche übersetzt sind von James Clifford: *Sich selbst sammeln*. In: Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum*, Frankfurt a.M. und New York 1990; und: *Über ethnographische Autorität*. In: *Trickster* Band 16, 1988.

⁷ Spencer, *Anthropology as a Kind of Writing*, S. 158.

⁸ Die, wie Spencer etwas süffisant bemerkt, als Eigenbezeichnungen lieber "erotischere" Namen wählen würden, z.B. "Poststrukturalisten" oder "Experimentalisten".

⁹ Die auch so heißen mögen! Spencer, *Anthropology as a Kind of Writing*, S. 158.

¹⁰ Kapferer, Bruce: *The Anthropologist as Hero. Three Exponents of Post-Modernist Anthropology*. In: *Critique of Anthropology* 8/2, 1988, S. 77-104, hier S. 99.

¹¹ Clifford, *Partial Truths*, S. 3.

storische Monographien (z.B. Carlo Ginzburg), kulturkritische Arbeiten wie die Edward Saids oder Frederic Jamesons, die Analyse von implizitem Wissen in Alltagspraxen (Pierre Bourdieu), Kritiken hegemonialer Gefühlsstrukturen (z.B. Raymond Williams) und post-Kuhn'sche Untersuchungen über die Wissenschaftler und ihre "community" selbst.¹³

James Clifford: Text, Kultur, Wissenschaft

Die Überlegungen zur Theorie und Praxis ethnographischer Projekte, die Clifford in seinen Essays bündelt und fokussiert, sind unter drei Aspekten in den Ethnowissenschaften der USA und Europas aufgegriffen, weiterentwickelt und umgesetzt worden. Diese drei Aspekte,

- die Entdeckung der Textualität von Ethnographien
 - die Konsequenzen der für alle Wissenschaften vom Menschen geltenden "crisis of representation" für den Kulturbegriff, und
 - das spezifische Dilemma der Kulturwissenschaft "being in culture while looking at culture",
- werden im folgenden entlang der Einleitungsartikel von "Writing Culture" und "The Predicament of Culture" zusammenfassend skizziert.

Die Entdeckung der Textualität von Ethnographien

Das Schreiben von Ethnographien wurde in der Ethnologie und Kulturanthropologie - im Unterschied zum Forschungsprozeß und zur Theoriebildung - bis in die achtziger Jahre hinein nicht thematisiert, ein Verständnis der Verschriftlichung von Forschungsergebnissen als unproblematische und nicht zu hinterfragende Methode herrschte vor. Die Neuentdeckung der "literarischen Qualität" ethnographischen Schreibens bezieht sich nun weniger auf Aspekte des Schreibstils als vielmehr auf die Erkenntnis, daß sich Ethnographien - wie andere Textsorten auch - als ein literarisches Genre mit spezifischen Konventionen konstituieren. So gibt es beispielsweise konventionalisierte Stilmittel - Clifford bezeichnet sie als "rhetoric" -, durch die die Authentizität und Autorität des Geschriebenen hergestellt werden. Clifford betont, daß kulturelle Realität in Ethnographien nicht dargestellt, sondern konstruiert wird, daß nicht "representation of culture", sondern "invention of culture" das Handwerk der Ethnologen ist. Das ethnographische Projekt ist nicht auf das Dekodieren fremder Kultur limitiert, sondern eng verschränkt mit dem Enkodieren von Wissen in

ethnographischen Texten. Zentrale Begriffe sind bei Clifford "true fictions", "constructed truths", "partial truths"¹⁴, die Fiktion und "Wahrheit" in Ambivalenz halten und den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch insgesamt delegitimieren sollen. "Power and history work through ethnographic texts in ways their authors cannot fully control."¹⁵ Macht und Geschichte, die kulturelle Identität, disziplinäre Zugehörigkeiten, der gesellschaftliche Status der Ethnographin oder des Ethnographen schreiben sich unvermeidlich in den ethnographischen Text ein. Das fordert dazu auf, im Bewußtsein der Verstricktheiten und Bedingtheiten ethnographischer Praxis zu arbeiten. Im Unterschied zu früheren Diskussionen um den Verstehensbegriff geht es nicht um die Ausschaltung von Fehlerquellen und das Erreichen eines objektivistischen Ideals. Sondern der Schreibprozeß selbst wird Ort des Konfrontierens und Konfrontiertseins mit Unwägbarkeiten, die Clifford trocken aufzählt: "language, rhetoric, power, history"¹⁶. Eine neue Generation von Ethnographien geht nicht mehr von einem kumulativen Erkenntnisfortschritt innerhalb der Disziplin aus. Diese experimentellen Monographien stellen die monophone, einstimmige Autorität des Ethnographen und der ethnologischen Wissenschaft in Frage und sind polyphon angelegt; sie entwickeln eine "cultural poetics that is an interplay of voices, of positioned utterances"¹⁷. Clifford ist aber weit davon entfernt, diese neuen Textbeispiele als vorbildhaft hinzustellen und Gebrauchsanweisungen für eine postmoderne Ethnographie aufzustellen. Es geht nicht darum, ein altes Paradigma durch ein neues - mit gleichem totalisierendem Anspruch - zu ersetzen. Ethnographie - so Clifford - sei und bleibe eine hybride Angelegenheit, gleichermaßen und gleichzeitig modernistische Collage, imperialer Gestus und subversive Infragestellung eben jener Hegemonie westlichen Denkens.¹⁸

"Crisis of Representation" und Kulturbegriff

Wer spricht hier? Und wer schreibt? Zu welcher Zeit, an welchem Ort? Mit wem oder zu wem? Unter welchen historischen Bedingungen, unter welchen disziplinären Beschränkungen?¹⁹ Die Aufforderung, gewohnheitsmäßig an jeden wissenschaftlichen Text diese diskursanalytischen Fragen zu stellen, positioniert EthnowissenschaftlerInnen in sozialen Asymmetrien und ungleichen Machtverhältnissen. Die Kulturanthropologie kann und darf nicht mehr mit selbstverständlicher Autorität für andere sprechen, die als unfähig bezeichnet werden, für sich selbst zu sprechen. Nicht nur, daß die Kompetenz zur adäquaten Darstellung der fremdkulturellen Wirklichkeit in Frage steht: Vielmehr -

¹² Vgl. Geertz, Clifford: Blurred Genres: The Refiguration of Social Thought, in: The American Scholar 49 (2), 1980, S. 165-179.

¹³ Clifford, Partial Truths, S. 3

¹⁴ Clifford, Partial Truths, S. 7

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 26

¹⁷ Ebd., S. 12

¹⁸ Clifford, Pure Products, S. 13

¹⁹ Clifford, Partial Truths, S. 13

wie Clifford schreibt - halten fremde Kulturen nicht mehr still für die Portraits, die die Ethnologen von ihnen machen, sondern leisten Widerstand. Im Unterschied zur kritischen Ethnologie der sechziger und siebziger Jahre zögert Clifford jedoch, Feldforschungssituationen als Ausbeutungsverhältnisse zu interpretieren. Die Verbindung von ethnologischer Praxis und Herrschaft ist für ihn uneindeutiger: "Anthropology ... enacts power relations. But its function within these relations is complex, often ambivalent, potentially counterhegemonic."²⁰

Die Erkenntnis, daß kulturelle Interpretationen immer in verschiedene Zusammenhänge verstrickt sind, daß ihre Autoren aufgerufen sind, diese als "negotiated realities", als multisubjektive, inkongruente und macht-volle "ausgehandelte" Wirklichkeiten darstellbar zu machen, macht den klassischen ethnologischen Kulturbegriff fragwürdig. Für Clifford wird Kultur "relational", wird relativ, ist nichts Gegebenes, sondern entsteht in Beziehungen, wird situativ geschaffen in Auseinandersetzung mit einem Gegenüber. Die Diagnose der Moderne als Ära der gefährdeten Authentizitäten, mit der Clifford den Essay "The Pure Products Go Crazy" einleitet, setzt sich deutlich ab von der Trauer über den Verlust lokaler Traditionen, die in die ethnologische Praxis als Pflicht zur "Rettung" bedrohter Kulturen eingeschrieben ist. Clifford will "Platz machen für spezifische Wege durch die Moderne"²¹; er geht davon aus, daß Modernisierung nicht notwendigerweise einen einlinigen Abbau traditionaler Kulturen bedeutet.

Cliffords Kritik an der Modernekritik und ihrem impliziten Begriff kultureller Authentizität ist zweifach motiviert. Zum einen legt er den doch auch wieder nur konstruierten Charakter kultureller Traditionen frei: tatsächlich gibt es kein reines Erbe - "pure products" -, das kulturwissenschaftlich bewahrt und gerettet werden kann, "there is no going back, no essence to redeem"²². Zum anderen gibt er zu bedenken, daß westliche Vorstellungen von kultureller Kontinuität und einer in Tradition wurzelnden Authentizität und Reinheit von Kultur die historische Erfahrung nicht-westlicher Gruppen in ungebührlichem Maße einschränken und enteignen, indem sie behaupten, "what is different about them remains tied to traditional pasts, inherited structure that either resist or yield to the new but cannot produce it". Clifford betont demgegenüber das Recht und die Fähigkeit dieser Gruppen, ihre Alterität selbst und neu zu bestimmen. Kulturelle Authentizität als organisches Produkt ungebrochener Kontinuität gibt es nicht - aber die Inszenierung kultureller Authentizität kann politisches Instrument marginaler Gruppen sein: "Because discourse in global power systems is elaborated vis-a-vis, a sense of difference or distinctness can never be located solely

in the continuity of a culture or tradition ... but there is a need to stage authenticity in opposition to external, often dominating alternatives"²³. Indem er schreibt, kulturelle Identität müsse verstanden werden "not as an archaic survival, but as an ongoing process, politically contested and historically unfinished"²⁴, greift er die Kritik am klassischen Kultur-Begriff auf, die in der amerikanischen Ethnologie seit Beginn der achtziger Jahre immer lauter wird.²⁵ Letztendlich dekonstruiert er den Kulturbegriff aber nicht, sondern versucht eine Synthese zu leisten. Der Begriff "Kultur" soll die Differenzierungsleistung des Unterscheidens zwischen menschlichen Gruppen behalten, aber die Diskontinuitäten und Inauthentizitäten der Schaffung kollektiver Identitäten anerkennen: "a concept that can preserve culture's differentiating functions while conceiving of collective identity as a hybrid, often discontinuous inventive process"²⁶.

Das kulturwissenschaftliche Dilemma

Mit "The Predicament of Culture" meint Clifford auch das kulturwissenschaftliche Dilemma des "being in culture while looking at culture"²⁷. Clifford kennzeichnet als wichtigste Konsequenz der angesprochenen historischen und theoretischen Entwicklungen, daß der sichere Boden, von dem aus Einzelne und Gruppen andere "repräsentieren" können, den Ethnologen unter den Füßen weggezogen worden ist. "Intervening in an interconnected world, one is always, to varying degrees 'inauthentic', caught between cultures, implicated in others"²⁸ - die Erkenntnis, daß es eine Außenposition des desinteressierten und "objektiven" Beobachters nicht geben kann, meint auch eine selbstreflexive Wendung gerade in der Ethnologie: "Ethnography in the service of anthropology once looked out at clearly defined others... Now ethnography encounters others in relation to itself, while seeing itself as other"²⁹.

Kritik: Clifford mit Clifford gelesen

Clifford betont den "fiktionalen" Charakter von kulturwissenschaftlichen Texten nicht um eine Opposition von "Fiktion versus Fakt" zu betonen, sondern um auf die

²⁰ Ebd., S. 9. Er ist damit weniger konsequent in seiner Aussage als beispielsweise Edward Said, der einen hohen Grad von theoretischer Bewußtheit über die Konstruiertheit kultureller Diskurse mit einer eindeutigen antiherrschaftlichen Intention zu verbinden weiß (vgl. u.a. Edward Said: Representing the Colonized: Anthropology's Interlocutors, in: Critical Inquiry 15, 1989).

²¹ Clifford, Pure Products, S. 5

²² Ebd., S. 5

²³ Ebd., S. 11

²⁴ Ebd., S. 9

²⁵ Vgl. u.a. Wagner, Roy: The Invention of Culture, Chicago 1981; Ortner, Sherry B.: Theory in Anthropology Since the Sixties, in: Comparative Studies in Society and History 26, 1984, S. 126-166.

²⁶ Clifford, Pure Products, S. 10

²⁷ Ebd., S. 9

²⁸ Ebd., S. 11

²⁹ Clifford, Partial Truths, S. 23

unausweichliche Ausschnitthaftigkeit und Begrenztheit aller möglichen kulturellen und historischen Wahrheiten, ihre systematischen Exklusionen und ihre Künstlichkeit hinzuweisen. Eine "objektive" Ethnographie sei schlichtweg nicht möglich, weil ethnographisches Schreiben mindestens sechsfach determiniert ist, und diese Determinierungen sich zumindest z.T. der Kontrolle und dem Bewußtsein der AutorInnen entziehen.³⁰

"Ethnographic writing is determined in at least six ways: (1) contextually (it draws from and creates meaningful social milieus); (2) rhetorically (it uses and is used by expressive conventions); (3) institutionally (one writes within, and against, specific traditions, disciplines, audiences); (4) generically (an ethnography is usually distinguishable from a novel or a travel account); (5) politically (the authority to represent cultural realities is unequally shared and at times contested); (6) historically (all the above conventions and constraints are changing)."³¹

Es lohnt sich, Cliffords eigene Texte entlang dieser sechs Dimensionen zu lesen, und auf die in ihnen eingeschriebenen politischen Implikationen hin kritisch zu befragen.³²

1) Die Frage nach der kontextuellen Determinierung von Cliffords Texten zielt auf zeitgenössische kulturelle Formationen, AutorInnenposition und AutorInnenperspektive. Während Clifford eine Einbettung seiner Arbeiten in postmoderne oder postmodern-ähnliche Diskurse selbst erörtert - wir haben das am Anfang unseres Artikels kurz nachgezeichnet - räsoniert er über seine eigene soziale Position und die sich daraus ergebende Perspektive nicht explizit. Dies erscheint zwar konsequent, insofern es Clifford ja primär um textliche und nicht um soziale Praktiken geht, widerspricht aber natürlich seiner eigenen Einsicht, daß Geschichte und Machtstrukturen sich auch unabhängig von dem Willen und der Kontrolle der AutorInnen in Texte einschreiben. Mascia-Lees et.al. haben darauf hingewiesen, wie Clifford sich selbst und seine AutorInnengruppe von "Writing Culture" als neue Erkenntnisträger und als Avantgarde der Ethnologie zu etablieren versucht, indem er sich lediglich auf postmoderne

Diskurse bezieht, aber z.B. alle feministischen Analysen der letzten 20 Jahre zu Reflexivität, Beziehungswissen und Machtstrukturen ignoriert.³³ Diese mit angestrebten akademischen Karrieren und Meriten in Verbindung stehende soziale Praxis der Ausgrenzung ist Cliffords Texten an einer gewissen Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit anzumerken. "Nonchalance" und fehlendes Engagement, Cliffords etwas "schmetterlingshafte Art"³⁴, vieles anzusprechen, aber nichts wirklich theoretisch und politisch zu durchdringen, sind mehrfach kritisiert worden³⁵ und auf eine Perspektive aus der Sicht der Dominanten und Privilegierten, die erschrocken bemerken, daß der Boden unter ihren Füßen sich zu bewegen beginnt, zurückgeführt, als eine Art Kulturanthropologie des Yuppie-Milieus beschrieben worden. Jonathan Spencer beschreibt das so: "... post-modern anthropological writing is ... an institution of higher education, preferably in the USA, usually somewhere in the sunbelt (although student-free zones such as Princeton's Institute for Advanced Study have their appeal) ... Time hangs heavy ... A new product appears in the consumer paradise: it is exclusive, well-packaged, evoking the radical spirit even as it establishes the magic of authority; ... its application, after some preliminary intellectual discomfort, is quite painless ...".³⁶

Clifford selbst hat sich mit der Leseart, seine Essays bemühten einen auf ästhetische und erkenntnistheoretische Subtilitäten zielenden Diskurs der Privilegierten, in einer Fußnote auseinandergesetzt³⁷ und den Vorwurf nur teilweise zurückgewiesen: Die Tatsache, daß weiße, männliche, amerikanische Akademiker, deren Privileg der freien Selbstrepräsentation und Rede noch nie durch systematische Diskriminierung oder Entzug der Legitimität gefährdet gewesen ist, es sich eher leisten könnten, "ways of telling" zu unterminieren, bedeute noch nicht, daß der Diskurs derer, die marginalisiert sind, "tells it as it is".³⁸

2) Ethnographien werden rhetorisch determiniert - sie (be)nutzen expressive Konventionen und werden von diesen benutzt. Cliffords Rhetorik ist eine nur vordergründig radikale: Stilistisch etabliert er seine Autorität als 'Ethnograph der Ethnographen' durch ganz konventionelles Argumentieren³⁹ und eine Demonstration seiner kulturellen Kompetenzen im souverän-spielerischen Umgang mit Kenntnissen und Materialien aus

³⁰ Ebd., S. 6; vgl. auch Birth, Reading and the Righting, S. 550

³¹ Clifford, Partial Truths, S. 6

³² Die folgende Kritik beruft sich neben den schon erwähnten kritischen Analysen von Kapferer: The Anthropologist as Hero; Spencer: Anthropology as a Kind of Writing; und Birth: Reading and the Righting of Writing Ethnographies zusätzlich auf: Roth, Paul A.: Ethnography without Tears, in: Current Anthropology 30/5, 1989, S. 555-569, auf Frances E. Mascia-Lees/Patricia Sharpe/Colleen Ballerino-Cohen: The Postmodernist Turn in Anthropology: Cautions from a Feminist Perspective, in: Signs - Journal of Women in Culture and Society, 14 (1), 1989, S. 7-33, sowie auf die Diskussionen in einem Seminar zu "Forschungsdesign und Textualisierungsstrategien in der Kulturwissenschaft", das wir im Wintersemester 1991/92 gemeinsam am Ludwig-Uhland-Institut gehalten haben.

³³ Mascia-Lees et.al., The Postmodernist Turn, S. 11 und 14 ff.

³⁴ Kapferer, The Anthropologist as Hero, S. 102

³⁵ Vgl. Mascia-Lees et.al., The Postmodernist Turn, S. 14: "While contemporary feminism is an ongoing political movement with roots in the 1960s, 'post-modernism' is above all post 1960s: its keynote is cultural helplessness. It is post-Viet Nam, post-New Left, post-hippie, post-Watergate. ... Self-regarding irony and blankness are a way of staving off anxieties (Todd Gitlin "Hip-Deep in Post-Modernism": New York Times Book Review Nov. 6, 1988, 1: 35-36)"; und Kapferer, The Anthropologist as Hero, S. 102.

³⁶ Spencer, Anthropology as a Kind of Writing, S. 161

³⁷ Clifford, Partial Truths, S. 21, Anm. 11

³⁸ Ebd.

³⁹ Kapferer, The Anthropologist as Hero, S. 99

den Bereichen Wissenschaft, Literatur und Kunst. Wie überhaupt typisch für die postmoderne Ethnologiedebatte, werden auch bei Clifford Fragen nach der Gültigkeit, der Validität seiner wissenschaftlichen Aussagen so nicht gestellt, sondern unter dem Terminus "Autorität" abgehandelt, Autorität, die sich wiederum mit literarisch-rhetorischen Mitteln, nicht mit "Praxis"-Nachweisen etabliert.⁴⁰ Kapferer bringt dieses Empirie-versus-Rhetorik-Argument so auf den Punkt: "It is hard to avoid the conclusion that 'intertextuality' is used as a chic excuse for abandoning primary research altogether".⁴¹

Die Textanordnung in "Predicament of Culture" orientiert sich an der Einsicht Foucaults, daß Texte nicht allein von ihren eigentlichen Autoren, sondern von vielen/multiplen Autoren in diskursiven Formationen konstituiert werden.⁴² Durch die Präsentation von einem Gedicht, Photos, der Ethnographie eines Gerichtsprozesses usw. erweckt der Band trotz der unübersehbaren Vorliebe für Essays, die James Clifford mit Clifford Geertz teilt,⁴³ gerade im Vergleich zu Geertz' monolithischen "Ich-bin-der-Autor-und-basta-Texten" den Eindruck einer Vielstimmigkeit, die die Vielschichtigkeit der Welt repräsentieren soll. Die Montage sehr unterschiedlicher Texte birgt aber auch die Gefahr einer Umdeutung von Hierarchien, bei der der Eindruck erweckt wird, die Wirklichkeit habe sich geändert, obwohl nur der Textaufbau ein unkonventioneller geworden ist.

3) "Institutionelle Determinierung" verweist darauf, daß AutorInnen innerhalb und gegen unterschiedliche Traditionen, Disziplinen und für verschiedene Leserschaften schreiben - Zusammenhänge, die Clifford in seinem Vorwort zu "Writing Culture" und über mehrere Seiten auch in "Partial Truths"⁴⁴ erörtert. Dabei geht es vor allem um die Begründung und Legitimierung des Ausschlusses von Feministinnen und nicht-westlichen WissenschaftlerInnen von gerade jenem Advanced-Study-Seminar in Santa Fe, bei dem die Artikel zu "Writing Culture" diskutiert und konzeptioniert worden waren. Nachdem Clifford zunächst behauptet, der Grund für die Exklusion feministischer und nicht-westlicher ForscherInnen läge darin begründet, daß es leider noch keine kreativen, innovativen und experimentellen feministischen oder "indigenen" Ethnographien gäbe, benutzt er dann die feministische Ethnographie Margorie Shostacks "Nisa Erzählt" als Grundlage für seine Analyse der Allegorien und Metaphern auch in dialogisch-polyphonen Texten. Mascia-Lees et.al. schlußfolgern: "He therefore reveals not only that he clearly knows of at least one feminist ethnography that has employed 'unconventional forms of writing', but also that he prefers to write about feminists rather than inviting them to write for themselves".⁴⁵

⁴⁰ Ebd., S. 160

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd., S. 97.

⁴³ Ebd., S. 97f.

⁴⁴ Clifford, Partial Truths, S. 18 ff.

⁴⁵ Mascia-Lees et.al., The Postmodernist Turn, S. 13

Auf die Nicht-Thematisierung weiterer institutioneller Determinierungen in Cliffords Texten weist Jonathan Spencer hin: Der Einfluß offizieller Forschungsförderungs-institutionen oder anderer Geldgeber auf Schreibarten und Schreibstile in den Kulturwissenschaften werde genauso wenig erörtert wie die genauere Beziehung ethnologischer Feldarbeit und Praxis - auch das ist ja eine Institution - zu den später im Schreiben produzierten Texten.⁴⁶ Überhaupt führt die radikal-emanzipativ gehaltene Rhetorik - bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Analyse institutionalisierter ethnologischer Praxen - zu Konfusion und Verwirrung über die Ebenen, innerhalb derer mittels textueller Strategien ein Ausstieg aus dominanten Positionen überhaupt möglich ist.⁴⁷

4) Genre-Grenzen bestimmen Ethnographien, insofern sie unterschieden werden können z.B. von Reiseberichten oder -romanen; diese Grenzen und Definitionen lockern sich aber in der experimentellen Ethnologie. Die Frage wäre, ob und wenn ja mit welchen neuen Konventionen der gegenwärtige Diskurs über Textualität und Postmoderne in der Ethnologie ein neues Genre prägt und im folgenden zur Pflicht macht. Anzeichen dafür, wie sich die von Clifford mitgetragene Debatte zumindest methodisch/methodologisch zu einer neuen Autorität mausern könnte, wie also Deskription zu Präskription mutiert, sieht Spencer z.B. in der Arbeit von Marcus und Fischer.⁴⁸ Parallel zu einer Etablierung neuer Genre-Konventionen vollzieht sich dann aber natürlich auch die Fest-schreibung neuer Ausblendungen und Verzerrungen, z.B. der Mythos, Ethnozentrismus sei methodisch und durch geschickte Textualisierungsstrategien vermeidbar.⁴⁹

5) Der politische Kontext von Ethnographien bestimmt darüber, wer überhaupt und wie in unterschiedlichem Ausmaß die Autorität, kulturelle Realitäten zu repräsentieren, ungleich und häufig umstritten zugeteilt bekommt. Clifford verschweigt, wie die Struktur seiner Argumente, sein Programm und sein Thema von der in ökonomischer und politischer Hinsicht immer noch recht ungebrochenen Vormachtstellung der USA strukturiert sind.⁵⁰ Clifford und andere "do not recognize its hegemonic force in relation to their own practice, that such power is deeply embedded in the flow and style of their discourse, writing and texts."⁵¹

6) Die sechste Determinationsebene von Ethnographien ist historisch in dem Sinn, daß alle bis hierher beschriebenen Ebenen Veränderungen unterliegen, und die Schreib-

⁴⁶ Spencer, Anthropology as a Kind of Writing, S. 160

⁴⁷ Vgl. Roth, Ethnography without Tears, S. 559-560

⁴⁸ Spencer, Anthropology as a Kind of Writing, S. 161

⁴⁹ Vgl. Bordo, Susan: Feminism, Postmodernism, and Gender-Scepticism, in: Linda Nicholson (Hg.): Feminism/Postmodernism, New York und London 1991. Auch Spencer (Anthropology as a Kind of Writing, S. 161) warnt davor, daß die Postmoderne-Debatte "... has set the agenda for self-criticism in American (if not British) Anthropology for the next few years; the omission of crucial questions - who does anthropology, in what context, and to whom are the results made available - is all the more regrettable."

⁵⁰ Kapferer, The Anthropologist as Hero, S. 103

⁵¹ Ebd.

praxis von der historischen Gegenwart bestimmt wird. In diesem Zusammenhang verweisen feministische Kritikerinnen auf eine bedenkenswerte zeitliche Koinzidenz: Während Frauen und nicht-westliche Menschen beginnen, mit eigenen Stimmen zu sprechen und weltweite Machtdifferenzen zum Thema zu machen, geben die Postmodernen jeden "umfassenden" Erkenntnisanspruch von Wirklichkeit auf und ziehen sich auf eine bestenfalls erreichbare "partial truth" zurück: eine Entwicklung, die durchaus als Machterhaltungsversuch analysierbar ist.⁵² In ähnlicher Weise argumentiert auch Nancy Hartsock: "... historically, relativism appears as an intellectual possibility, and as a 'problem' only for dominating groups at the point where the hegemony (the universality) of their views is being challenged. (Relativism) is fundamentally a sexist response that attempts to preserve the legitimacy of androcentric claims in the face of contrary evidence."⁵³

In Anlehnung an Kapferer⁵⁴ lautet eine zusammenfassende Diagnose: Clifford betreibt seine Ethnographie der Ethnographen auf postmoderne Art. Seine Perspektive ist keine wissenssoziologische. Verglichen mit Analysen des materialistischen Feminismus, in denen Wissen als Ware und durchaus nicht unironisch Wissenschaft als Produktionsprozess betrachtet wird⁵⁵, oder der Bourdieuschen Untersuchung über die Herstellung von Wissenschaftlichkeit in Distinktionsprozessen und Machtkämpfen⁵⁶, ist Clifford unpolitisch und untheoretisch. Er fragt nicht: Wie genau gelangen die KulturwissenschaftlerInnen an ihr Wissen? Wie wird ethnologisches Wissen produziert? Und wer darf überhaupt Kulturwissenschaftler sein? Sondern: Wie bringen die Anthropologen ihr Wissen ans Publikum? Und wie schaffen sie es, ihr Publikum zu überzeugen und zu unterhalten? "Überzeugung" aber vermittelt sich in der Mediengesellschaft nicht (mehr) durch die Substanz von Argumenten, sondern durch eindrückliche und vielleicht mitreißende "Performances".⁵⁷ Stil und Performanz werden in Cliffords Analysen eindeutig gegenüber argumentativem Gehalt und Gesellschafts- oder Kulturtheorie bevorzugt. Vor diesem Hintergrund, kassandrat Hauschild, könne die Ethnologie zu einem nebensächlichen Anhängsel "to the egocentered, anecdotal and transient way of appropriating and at the same time dismissing the world that is important in the era of mass media" werden.⁵⁸

⁵² Mascia-Lees et.al., S. 14-15

⁵³ Hartsock, Nancy: Rethinking Modernism, in: Cultural Critique 7, 1987, S. 187-206, zitiert in Mascia-Lees et.al., S. 15.

⁵⁴ Anthropologist as Hero, S. 102

⁵⁵ U.a. Stanley, Liz (Hg.): Feminist Praxis. Research, Theory and Epistemology in Feminist Sociology. London, New York 1990.

⁵⁶ Bourdieu, Pierre: The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason, in: Social Science Information 14 (6), 1975, S. 19-47.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Hauschild, Thomas: Diskussion zu Roth: Ethnography without Tears, in: Current Anthropology 31 (1), 1990, S. 56.

"The Politics of Ethnographic Reading and Writing": Möglichkeiten der Umsetzung

Die Überlegungen von James Clifford ebenso wie die Kritik an seinen Ansätzen sind auch in Europa aufgegriffen worden und finden ihre Umsetzung in der Sozialanthropologie und Ethnologie. Daß die von der kritischen amerikanischen Kulturanthropologie entwickelten Fragen dabei eine Zuspitzung auf die spezifische Situation der europäischen Ethnologie erfahren, macht ein kurz gefaßter Tagungsbericht deutlich, der exemplarisch für das europäische "Arbeiten mit Clifford" stehen kann.

"The Politics of Ethnographic Reading and Writing: Confrontations of Western and Indigenous Views" fand im Dezember 1991 an der Universität Nijmegen statt, das kleine Symposium war organisiert von dem Sozialanthropologen Henk Driessen. Die knapp 20 TeilnehmerInnen kamen aus sechs europäischen Ländern.

Für alle Vorträge und Diskussionen war die "Entdeckung" der Textualität von Ethnographien längst vollzogen, die Problematisierung des ethnographischen Schreibens als Praxis der "anthropologists" selbstverständlich und ohne Erklärungsnotwendigkeiten. Angemerkt wurde höchstens, daß die Aufdeckung bisher unsichtbar bleibender Aspekte der ethnologischen Praxis in der Textualisierungsdebatte noch nicht weit genug gedacht sei. Johannes Fabian (Amsterdam) bezichtigte Clifford und andere eines "textual fundamentalism", der immer noch der klassischen "they talk - we write"-Haltung verschrieben sei, die - neben der schriftlichen Darstellung in einer ethnographischen Monographie - andere ebenso wichtige Prozesse der De- und Enkodierung fremder Kulturen in Texten verdeckte, so z.B. das Aufnehmen, Transkribieren und Edieren von Interviews mit Informanten. Daß fremdkulturelle Realitäten ebenso wie ihre Darstellungen kulturell konstruiert sind, darin folgte man Clifford. Doch vor allem TeilnehmerInnen, die mit ihrer Arbeit Macht und Herrschaft in neokolonialen Strukturen thematisieren, wollten die Frage nach der "validity of representation" nicht endgültig verabschieden: Kriterium für die Gültigkeit einer Repräsentation solle doch sein, ob sich die Beschriebenen adäquat dargestellt fühlten. Dazu gab es keinen Konsens.

Einig waren sich die TeilnehmerInnen aber in der Notwendigkeit, den Charakter von Ethnographien als gedruckte Bücher - eine spezifisch westliche Form der Wissensrepräsentation - wahrzunehmen und das Kulturmuster der Schriftlichkeit, auf dem dieser Repräsentationsmodus basiert, aus seiner nicht hinterfragbaren Selbstverständlichkeit zu kippen: Das geschah in Vorträgen, die Forschungen zu Formen "wilder Schriftlichkeit" vorstellten (womit nicht-konventionelle indigene Aneignungen und Umsetzungen des Alphabets und des Schreibens gemeint sind) oder die konkrete Materialität von Büchern thematisierten (westliche und nicht-westliche, sowohl ethnographische Handbücher für britische Kolonialbeamte als auch islamische Gesetzestexte aus Marokko). Überlegungen wurden auch angestellt zu multimedialen, computergestützten Repräsentationen, die die Buchform mit ihren linearen Darstellungserfordernissen hinter sich lassen. Zentrales Thema der Tagung, schon durch den Titel markiert, war freilich die Frage nach den gesellschaftlichen Funktionen ethnographischen Schreibens. Eine Reihe der vorgestellten Forschungen bewiesen, daß der Zusammenhang zwischen der ethnographischen Einverleibung fremder Kulturen in den

westlichen Wissensbestand und der Eingliederung indigener Gesellschaften in koloniale und neokoloniale Systeme ungleich komplexer und widersprüchlicher ist als angenommen; Beispiele wurden auch vorgetragen zu Fällen, in denen es - häufig marginalen - "indigenous people" gelingt, sich ethnographische Beschreibungen zu eigen zu machen und sie aktiv zu ihrer Identitätskonstruktion und Statusverbesserung einzusetzen. Die von Clifford angeregte Ethnographie der Ethnographen thematisierte - im Unterschied zu seiner die eigene Machtposition nicht hinterfragenden Schreibhaltung - ganz entschieden Herrschaftsstrukturen in und zwischen den ethnologischen Disziplinen und Institutionen. Die gerade von den amerikanischen Fachvertretern getragene Behauptung, "anthropology" sei eine transnationale Wissenschaft mit einem feststehenden, überall gültigen Standard, verschleierte die Hegemonie der amerikanischen Cultural Anthropology und der britischen Sozialanthropologie im internationalen ethnologischen Diskurs. Diese Hegemonie finde ihren Ausdruck in dem Zwang, englisch zu lesen und zu publizieren - und wie Mary Bouquet sehr richtig anmerkte, "the observer's experience is profoundly structured by the language into which he or she relays their observation" - ebenso wie in der Vorherrschaft insbesondere der amerikanischen Ausbildungsinstitutionen. Ganz prägend sei für europäische Staaten, in denen das Fach sich gerade erst universitär zu etablieren beginnt, die Tatsache, daß die Lehrenden im Ausland - fast immer an amerikanischen Universitäten - ausgebildet worden sind; als ärgerlich wurde auch angesprochen, daß gerade die amerikanische Kulturanthropologie zu erforschende Gesellschaften nach wie vor als "uncultivated pristine fields" (Longina Jakubowska) konstruierte und Wissenschaftstraditionen vor Ort - etwa die nationalen Ethnologien Osteuropas - konsequent ignorierte.

Textproduktion und Schreibpraxis in der empirischen Kulturwissenschaft

"Schreiben" als kulturwissenschaftliche Praxis, vor allem aber die Textualität kulturwissenschaftlicher Monographien sind in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften und der Volkskunde bislang eher marginal und wenig systematisch thematisiert worden. Während die Tübinger EKW sowohl die Probleme und Besonderheiten der Feldforschung als auch inter- und intrakulturelle Verstehensprozesse mit einiger Kontinuität so umfassend zum Thema gemacht hat, daß solche Reflexionsprozesse selbstverständlich in entstehende Arbeiten eingehen, gilt das für den Schreibprozess nicht. Bei der Betreuung von Zwischenprüfungs- und Examensarbeiten sowie bei Magister- und Doktorandenkolloquien wird deutlich, daß die Textherstellung problematisch, aber nicht "problemfähig" ist: Schreiben fällt zwar fast allen (Studierenden) schwer, aber da institutsöffentlich zu wenig über Schreibpraxis und Schreibstile diskutiert wird, scheint sich bisweilen die Auffassung zu verbreiten, daß "Schreiben" nur noch das "einfache Aufschreiben" der Forschungsergebnisse ist. Andererseits gibt es sehr wohl ein spezifisches Sortiment institutsüblicher Schreibkonventionen, die aber weitestgehend nicht expliziert werden. Insofern eröffnet die Aufmerksamkeit für das Fabrizierte, das Hergestellte, die narrativen Strukturen und die rhetorischen Mittel einen

ganzen Raum früher nicht diskursfähiger kulturwissenschaftlicher Praxen: Selbstreflexion, Sensibilität für die Partialität aller perspektivischen Darstellungen und die mit ihnen verbundenen systematischen Ausgrenzungen aus dem Blick der Wissenschaft werden möglich.

Wir finden es deshalb wichtig, das von der Literaturkritik und der poststrukturalistischen Theorie informierte Begriffsinstrumentarium Cliffords ("true fiction", "economics of truth"; erfahrungsbegründete, interpretative, dialogische oder polyphone Autorität im Text, Authentizität, "Stimmen" verstanden als spezifische Allegorie-Ebenen, Repräsentation, Polyvokalität, usw.) verfügbar zu machen.

Politische Positionierung eigener Wissenschaftspraxis

In Tübingen hat eine kritische Perspektive auf Volkskultur, Folkloristik und Ungleichzeitigkeiten in der Kultur viele theoretische Inhalte der ethnologischen Postmoderne-Debatte, besonders die Revisionen des Kulturbegriffs, in Teilen schon vorweggenommen. Neben der systematischen Thematisierung der Literarität von kulturwissenschaftlichen Texten (s.o.) ist in der von James Clifford maßgeblich mitgetragenen kritischen Kulturanthropologie-Debatte vor allem eine zweite Thematik für die Kulturwissenschaft relevant: die Betonung der nicht mehr nur regionalen, sondern auch globalen politischen Bezüge kulturwissenschaftlicher Textproduktion. Wenn auch wissenschaftliches Schreiben als rekonstruktiver Prozess verstanden wird, als (poetische) Erfindung von Realität, so stellt sich die Frage, aus wessen Perspektive und was für eine Realität die EKW konstruiert und welche gesellschaftliche Funktion das hat.⁵⁹ Dieses Thema hat zwei wichtige Dimensionen. Zum einen die Frage nach dem Beitrag der Kulturwissenschaft zur Kulturalisierung der Gesellschaft: Wie sind wir an der Herstellung einer Kulturgesellschaft, in der Brüche und soziale Ungleichheiten kulturpolitisch harmonisiert und verdeckt werden, beteiligt? Inwiefern ist die EKW von einer Politik vereinnahmbar, die ihrerseits Kultur als Steuerungsmittel für innenpolitische Konflikte und als Kompensationsangebot für soziale Benachteiligung entdeckt hat?

Zum anderen legt unsere Situation im Haspelturm und unsere Befassthheit mit südwestdeutscher oder auch ost-west-bundesdeutscher Kultur nicht immer unmittelbar nahe, daß wir unsere wissenschaftliche Arbeit innerhalb globaler Zusammenhänge und Machtstrukturen (Internationalisierung, Imperialismus, Neo-Kolonialismus) positionieren. Aber auch, wenn unsere Situation als Privilegierte "im Zentrum" noch nicht problematisch ist, so wird sie durch die Arbeiten der "kritischen Ethnologie" und durch weltweite Veränderungsprozesse doch thematisch. Jede Position im Zentrum verliert ihre Selbstverständlichkeit. Das könnte zu Alternativen bei der Gegenstandskonstruktion, in der Argumentationsweise und in unserer politischen Praxis als WissenschaftlerInnen führen.

⁵⁹ Clifford, On Ethnographic Allegory, S. 120

Literatur:

- Birth, Kevin K. (1990): Reading and the Righting of Writing Ethnographies. In: *American Ethnologist* 17 (3), S. 549-557.
- Bordo, Susan (1991): Feminism, Postmodernism, and Gender-Scepticism. In: Linda J. Nicholson (Hg.): *Feminism/Postmodernism*. New York und London.
- Bourdieu, Pierre (1975): The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason. In: *Social Science Information* 14 (6), S. 19-47.
- Bude, Heinz (1988): Auflösung des Sozialen? Die Verflüssigung des soziologischen Gegenstandes im Fortgang der soziologischen Theorie. In: *Soziale Welt* 39, S. 4-17.
- Clifford, James/George E. Marcus (Hg.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley und Los Angeles.
- Clifford, James (1986): Introduction: Partial Truths. In: *Writing Culture*, S. 1-25.
- Ders. (1986): On Ethnographic Allegory. In: *Writing Culture*, S. 98-121.
- Ders. (1988): *The Predicament of Culture*. Cambridge.
- Ders. (1988): Introduction: The Pure Products go Crazy. In: *The Predicament of Culture*, S. 1-18.
- Ders. (1988): Über ethnographische Autorität. In: *Trickster* 16, S. 4-35.
- Ders. (1990): Sich selbst sammeln. In: Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum*. Frankfurt a.M./New York.
- Geertz, Clifford (1980): Blurred Genres: The Refiguration of Social Thought. In: *The American Scholar* 49 (2), S. 165-179.
- Hartsock, Nancy (1987): Rethinking Modernism. In: *Cultural Critique* 7, S. 187-206.
- Hauschild, Thomas (1990): Diskussion zu Roth: *Ethnography without Tears*. In: *Current Anthropology* 31 (1), S. 56.
- Kapferer, Bruce (1988): The Anthropologist as Hero. Three Exponents of Post-Modernist Anthropology. In: *Critique of Anthropology* 8 (2), S. 77-104.
- Marcus, George E./Michael Fischer (1986): *Anthropology as a Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences*. Chicago.
- Mascia-Lees, Frances E./Patricia Sharpe/Colleen Ballerino-Cohen (1989): The Postmodernist Turn in Anthropology: Cautions from a Feminist Perspective. In: *Signs - Journal of Women in Culture and Society*, 14 (1), S. 7-33.
- Ortner, Sherry B. (1984): Theory in Anthropology Since the Sixties. In: *Comparative Studies in Society and History* 26, S. 126-166.
- Roth, Paul A. (1989): *Ethnography without Tears*. In: *Current Anthropology* 30 (5), S. 555-569.
- Said, Edward (1989): Representing the Colonized: Anthropology's Interlocutors. In: *Critical Inquiry* 15.
- Spencer, Jonathan (1988): Anthropology as a Kind of Writing. In: *Man (N.S.)* 24, S. 145-164.
- Stanley, Liz (Hg.): *Feminist Praxis. Research, Theory and Epistemology in Feminist Sociology*. London und New York.
- Wagner, Roy (1981): *The Invention of Culture*. Chicago.

MAJA POVZRANOVIĆ

"Postmoderne Anthropologie" im Krieg - Warnungen und Hoffnungen

Ethnologie im Krieg: Kroatien 1991/92

"There is no discipline, no structure of knowledge, no institution or epistemology that can or has ever stood free of the various sociocultural, historical, and political formations that give epochs their peculiar individuality", behauptet Edward Said (Said 1989, 211). Heute stellen zahlreiche theoretische und diskursive Neubewertungen dessen, was Said "the hopelessly overlapping, impossibly overinterpreted and conflicted anthropological site" nennt, die Autorität der Ethnographie in Frage. Im folgenden Beitrag möchte ich - im Rahmen meines Dissertationsvorhabens über Angstbewältigung im Krieg - diesen "conflicted anthropological site" ansprechen. Nach einleitenden Bemerkungen zum Kontext meiner Überlegungen werde ich verschiedene Fragestellungen, die von kritischen amerikanischen Kulturanthropologen wie George Marcus, Michael Fischer und James Clifford entwickelt worden sind, entfalten und auf ihre Relevanz für meine Arbeit hin überprüfen.

Kroatien ist im Kriegszustand. Dieser Kriegszustand begann im Mai 1991, eskalierte in erschreckender Weise im Zeitraum von September bis Dezember letzten Jahres, und seine definitive Beendigung ist noch nicht in Sicht. Das Ausmaß politischer Absurdität und physischer Gewalt schockiert: Männer und Frauen - vor allem die Alten, die nicht fliehen wollten oder konnten - werden von denjenigen, die gestern noch ihre Nachbarn waren, getötet; die Felder werden verbrannt und die Häuser von der "Armee unseres Volkes", wie die jugoslawische Armee bis vor kurzem im öffentlichen Diskurs genannt wurde, zerbombt. Ein Drittel des Landes liegt in Schutt und Asche. Insbesondere katholische Kirchen und Kulturdenkmäler, die den "Schutz" der UNESCO genießen, werden absichtlich zerstört. Die Strategie der Regierung Serbiens ist nicht, die serbische Minderheit in Kroatien zu schützen, sondern Teile Kroatiens zu erobern und die 150 Jahre alte Vision eines großserbischen Staates zu realisieren. Keine Spur sowohl von kroatischer als auch katholischer Kultur soll im eroberten Gebiet übrigbleiben. Katholische Kirchen insbesondere werden begriffen als materielle Träger einer kulturellen Tradition, die sich von der der orthodoxen Serben unterscheidet. Selbst als zusammengeschossene Ruinen stellen sie noch einen Affront gegen die Rhetorik vom "Rückgewinn des serbischen Territoriums"⁶⁰ dar. Die Ausbreitung des Krieges nach

⁶⁰ Vgl. Cović, 1991, 22-32 und 67-74; auch Povrzanović 1992a. Zur detaillierteren Geschichte der großserbischen Ideologie zwischen 1844 und 1991 vgl. Brandt u.a. 1991. Dieses Buch ist erst kürzlich ins Englische übersetzt worden. Dokumente und Daten über Zivilopfer und Flüchtlinge des Krieges in Kroatien 1991/92, Informationen über die Zerstörung des kulturellen Erbes von Kroatien und über wichtige Entwicklungen in der

Bosnien und Herzegowina im April 1992 ist ein trauriger, aber schlagender Beweis gegen die Kriegsschuld Kroatiens. Mittlerweile hat die Zahl der Toten auf beiden Seiten die Zehntausend erreicht. Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, mitten in Europa, ist jeder siebte Kroat Fluchtling im eigenen Land, darunter 180 000 Kinder. 74 Kinder sind seit dem 22. Mai 1992 getötet, 361 sind verwundet worden; 2 200 haben einen oder beide Elternteile verloren.

Noch ist der Krieg nicht vorbei, und in Kroatien sind wir alle in der einen oder anderen Weise seine Opfer, einfach weil wir Kroaten sind oder Bürger Kroatiens. Nach mehreren Monaten des Schockzustandes, in denen intellektuelle Aktivitäten, ja sogar das geschriebene Wort, blaß, trivial oder moralisch unangemessen erschienen, haben Intellektuelle in Kroatien zu handeln begonnen. Nicht nur, weil eine passive Haltung als moralisch verwerflich verurteilt wurde, sondern weil sie einfach emotional nicht mehr auszuhalten war. Viele Wissenschaftler und Künstler sind als Freiwillige an die Front gegangen, viele andere engagieren sich in der Flüchtlingshilfe. Von Rockmusikern bis hin zu den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften - sie alle schreiben, veröffentlichen, komponieren, nehmen Platten auf, halten Reden, fotografieren, organisieren Benefizkonzerte, halten Vorträge im Ausland. Insbesondere das Schreiben wird als Form des Widerstands anerkannt, obwohl das Dilemma bestehen bleibt, daß man den Krieg legitimiert, indem man ihn als Gegenstand des Schreibens akzeptiert.

Der Vorstand der Kroatischen Ethnologischen Gesellschaft schlug in dieser Situation für die für Juni 1992 geplante Jahrestagung der Gesellschaft das Thema "Der Krieg aus ethnologischer Perspektive" vor. Es ist bis jetzt ungewiß, ob die wenigen Kollegen aus Belgrad, die den Kontakt mit uns nicht abgebrochen haben, wie in vorangegangenen Jahren zur Tagung eingeladen werden und ob sie eine solche Einladung überhaupt noch annehmen würden. Politisch gesehen handelt es sich bei diesem Krieg um einen Akt serbischer Aggressoren gegen Kroatien. Aber viele der Serben, die in Kroatien im Krieg gestorben sind, kamen nicht als Freiwillige an die Front. Es gibt eine Friedensbewegung in Serbien, und oppositionelle Intellektuelle in Belgrad bemühen sich, Stellungnahmen gegen den Krieg an die Öffentlichkeit zu tragen. Ich denke, daß Ethnographien über den Krieg aus der Sicht der "anderen Seite", geschrieben von Ethnologen, die sich nicht der offiziellen serbischen Propaganda unterworfen haben, notwendig sind, um ein vollständigeres Bild dieses Krieges herzustellen und Stimmen zum Reden zu bringen, die innerhalb der kroatischen Grenzen nicht gehört werden können - eine Konsequenz der Kommunikationsblockade,

kroatischen Geschichte bietet Separović 1992. Zu demographischen Angaben über die serbische Bevölkerung in Kroatien sowie zu den Versuchen einer Territorialisierung der serbischen Frage und zu in Kroatien lebenden Serben im Dienst großserbischer Politik vgl. Cović 1991, 48-66. Daten über serbische Opfer in der Zeit zwischen 1941-45 vgl. ebenda; siehe auch Separović 1992, 41-47.

die seit Beginn des Krieges Kontakte zwischen Zagreb und Belgrad unterbrochen hat.⁶¹

Obwohl auch in Kroatien die politische Führung Kritik erfährt und die kroatische Propaganda sehr unterschiedlich beurteilt wird, muß man doch davon ausgehen, daß der Krieg sowohl eine starke nationale Homogenisierung als Reaktion auf den *Feind* als auch ein spontanes und tiefes *Gefühl der Zugehörigkeit* zu Kroatien hervorgerufen hat. Kroatien, bisher nur als abstraktes Gebilde wahrgenommen, ist nun real geworden, die Menschen fühlen sich ihm tief verbunden und identifizieren sich damit. Es ist vielleicht unnötig zu betonen, daß es ein solches Zugehörigkeitsgefühl bisher bei den meisten Intellektuellen nicht gab - ich schließe mich selbst hier mit ein. Heute kann man noch nicht sagen, ob diese historisch neue Identifikation anhalten und was sie hervorbringen wird. Auf jeden Fall ist gewiß, daß sich Werthaltungen verschoben haben. Unklar bleibt, welche Form die "Rückkehr zur Normalität" als sozialer und kultureller Prozeß annehmen wird.

Was bedeutet es, in einer Kriegssituation wissenschaftlich zu arbeiten? Was kann man tun, welche Motive sollten das Handeln leiten, was ist die angemessene Rolle für Ethnologen und Ethnographen? Gibt es überhaupt Optionen, oder ist jede Reaktionsmöglichkeit strukturell - institutionell, politisch, emotional - schon vorbestimmt? Was ist mit dem Gefühl der Verpflichtung, das aus der Identifikation mit dem eigenen bedrängten Land erwächst? Verträgt sich eine solche Verpflichtung mit wissenschaftlichen Ansprüchen? Zugespißt gefragt: Gibt es in einer solchen Situation überhaupt eine Rolle - und wenn ja, welche - für die Humanwissenschaften? Sollte man vielleicht einfach schweigen? Oder wäre es das Klügste, sich perspektivisch auf "die Zeit danach" und die dann zu erwartenden kulturellen Prozesse auszurichten? Ich versuche hier eine mögliche Positionierung kroatischer Ethnologie im Kroatien von 1991/92 zu diskutieren. Ich gehe dabei von mir selbst aus, aber ich denke, daß die Fragen, die ich mir stelle, Antworten erfordern, die alle Kulturwissenschaftler und Kulturwissenschaftlerinnen betreffen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden - nicht nur die im ehemaligen Jugoslawien.

⁶¹ Wenn ich den Begriff Ethnographie verwende, meine ich damit "writing (about) culture" im Sinne des amerikanischen kulturanthropologischen Diskurses. Mit den Begriffen Anthropologie und Ethnologie bezeichne ich das Fach, wie es sich in den USA und Europa etabliert hat. Ethnographie hat in meinem Text also nicht die Bedeutung, die der Begriff für Lévi-Strauss hatte und für viele europäische Ethnologen auch heute noch hat. Die neue Bedeutung impliziert Schreiben als essentiellen Teil des Feldforschungsprozesses, wobei die Bearbeitung der Feldforschungserfahrung, z.B. im Transkribieren von Interviews, nicht nur als Rekonstruktion, sondern als Konstruktion des Kontextes begriffen wird.

Ich glaube, daß der unabgeschlossene Diskurs der postmodernen Anthropologie verstanden werden sollte, wie George Marcus und Michael Fischer schreiben, als "the process by which the rationales and promises that inaugurated cultural anthropology, i.e. ethnology as an academic profession in the early twentieth century, are being renewed in a world which must be conceived quite differently from the one in which ethnographic research and writing were pioneered" (Marcus/Fischer 1986, 165). Das meint eine radikale Dekonstruktion herrschender Begriffe und Interessen, methodischer Ansätze und Textualisierungsstrategien. Die Bedeutung des Diskurses über postmoderne Anthropologie liegt in der Hinterfragung des Forschungsprozesses, in der Ablehnung einer Selbstverständlichkeit ethnographischer Praxis, in der Aufgabe von festgefügt Konventionen des ethnographischen Schreibens und vor allem im Bewußtsein der politischen Bedingtheiten, die alle "writing culture" - als Schreiben über Kultur und als ethnographische Schreibkultur - bestimmen. Oberflächlich betrachtet erscheint die in diesem Diskurs geforderte Freiheit des Autors eine "laissez-faire"-Haltung zu begünstigen. Tatsächlich jedoch meint sie, sich frei zu machen für verantwortungsvolle Entscheidungen, die ein ernsthaftes Hinterfragen der eigenen Motive erfordern und die Frage nach der Qualität des Geschriebenen als eine Frage nach dem Sinn des Schreibens reformulieren.

Eine Reaktion auf diese neue Offenheit ist das "Durchweben" von ethnographischen und literarischen Strategien: eine Individualisierung des Textes und die Herstellung einer Transparenz der Autorenschaft. Eine Bewußtheit von Form, Genrekonventionen und Rhetorik gewinnt an Bedeutung. Eine weitere Reaktion ist das direkte Engagement in sozialer Praxis, das durchaus im Gegensatz steht zu bisher gültigen Regeln der "Wissenschaftlichkeit". Gleichgültig aber, ob die "ästhetische" oder die "reduktionistisch pragmatische" Antwort, wie Edward Said diese beiden Optionen polemisch zuspitzt, gewählt werden, bildet die Frage, wie Ideologien und Wünsche mit den Anforderungen von Theorie und Forschung zu vereinbaren sind, die Grundlage dieser gegenwärtigen Anstrengungen.

Es erscheint mir sinnvoll, einige der von den erwähnten Autoren entwickelten Fragen auf mein Forschungsvorhaben zu Angstbewältigung im Kriegszustand anzuwenden;

Gibt es in diesem einzigartigen historischen Moment in Kroatien, wo alle Betroffenen eine gemeinsame und existentielle Erfahrung teilen, überhaupt *Fremdheit*, die repräsentiert werden kann oder muß?

⁶² Wenn ich an dieser Stelle von *Fremdheit* und im folgenden Text von *dem/den Fremden* spreche, ist dies eine vielleicht ungenügende Übersetzung der in der amerikanischen Kulturanthropologie geläufigen Termini "otherness" und "the other", die Fremdheit im Sinne von Alterität und Differenz meinen.

Ist das in der postmodernen Anthropologie so wichtige Konzept des Evozierens kultureller Erfahrungen - im Gegensatz zum Erklären - in dieser Situation überhaupt angemessen?

Ist ethnographisches Schreiben vielleicht in dieser Situation nichts anderes als eine "therapeutische Übung"?

Diese Fragen beziehen sich auf das Lokalisieren von Fremdheit als dem eigentlichen ethnographischen Gegenstand und auf eine angemessene Textualisierungsstrategie und Schreibhaltung. Mir helfen diese Fragen, mich selbst zu "disziplinieren" angesichts der eingangs beschriebenen Dilemmata, der drängenden Fragen nach der Rolle der Ethnologie und ihren Bedingungen und Beschränkungen. Überlegungen zu Wissenschaft als gesellschaftlicher Praxis, über die "limits of representation" und die Historizität unseres Wissens, über ethnographische Autorität, Polyvokalität, den Zusammenhang von Politik, Rhetorik und Macht, über "partial truths" und "true fictions", sind provozierend und auch verführerisch. Sie bringen mich dazu, meine Position, meine Interessen und meine Ansprüche an Theoriebildung zu hinterfragen, also die Möglichkeit einer "Erfindung" kultureller Erklärungsmodelle im und aus dem Chaos des Krieges im Auge zu behalten. Letztlich erfordert eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Postmodernediskussion in der Ethnologie eine konsequente Hinterfragung der eigenen Haltung im Bewußtsein der Ambiguitäten, der illusionären Stabilität und der Verletzlichkeit der ethnographischen Perspektiven (vgl. Crapanzano 1990).

"Even the best ethnographic texts - serious, true fictions - are systems, or economies, of truth. Power and history work through them, in ways their authors cannot fully control. Ethnographic truths are inherently partial - committed and incomplete", schreibt James Clifford (Clifford 1987, 7). Wissen entsteht in einem Prozeß, in dem Individuelles, Gesellschaftliches sowie die Form, in der Wissen repräsentiert wird, eng miteinander verknüpft sind.

Meine Situation - die einer "insider"-Ethnologin, die über Angstbewältigung, also über das Alltagsleben im Krieg arbeitet - ist ungewöhnlich und schwierig. Sie konfrontiert mich mit den ethischen Anforderungen einer solchen Forschung: diese sollte verschiedenen Ansprüchen - wissenschaftlichen, humanitären, ja sogar patriotischen - an intellektuelle Aktivitäten angesichts der gegenwärtigen Lebensbedingungen in Kroatien gerecht werden. Das heißt in erster Linie, daß ich keinesfalls fähig sein werde, eine "ethnography without tears" zu schreiben. "Ethnographie ohne Tränen" ist eine Anspielung auf den gleichnamigen Artikel von Paul Roth, in dem dieser drei grundsätzliche "Konfusionen" im Argumentieren über ethnographische Texte herausarbeitet und seine Kritik an der postmodernen Anthropologie zusammenfasst. Die drei häufigsten Konfusionen sind nach Roth erstens die Verwechslung der Ebene der Selbstrepräsentation mit der Art und Weise, wie Behauptungen begründet werden; zweitens die Unklarheit über den Unterschied von identifizierbaren AutorInnenpositionen einerseits und einer reflexiven Analyse kollektiver Vorannahmen andererseits, und drittens eine Verwirrung über - in Roths Worten - politische und epistemologische Repräsentativität. Gerade diese dritte "Konfusionsebene" führt dazu, daß "tears come

to be attributed epistemological significance" (Roth 1989, S. 561). Für mich und meine eigene Arbeit steht die Notwendigkeit einer expliziten und ausgearbeiteten Selbstrepräsentation in meinen Texten außer Frage, aber das allein kann natürlich nicht die einzige Legitimation textlicher Autorität ausmachen. Meine Position und mich selbst in meinen Texten sichtbar zu machen, bedeutet ja noch nicht automatisch, daß ich eine AutorInnen-zentrierte Ethnographie schreibe oder "komponiere". "Voice", Stimme oder Stimmen, ist eine Metapher - nicht für die EthnologIn, sondern dafür, "how what is spoken sounds and is heard" (Strathern 1989, 566). Theoretische, vor allem aber auch rhetorische Mittel können leicht dazu benutzt werden, die Präsenz und die Interventionen von AutorInnen in Texten und ihre Suche nach einer möglichen Form und einem möglichen Paradigma für die Textualisierung unsichtbar zu machen oder zu verdunkeln. "The problem is not how one cries but how one writes about it afterwards" - so fasst Marilyn Strathern in einem Kommentar zu Roths "Ethnography without Tears" diesen Sachverhalt zusammen (ebenda, 565).

Wie kann die Interdependenz epistemologischer und politischer Probleme als "Polyphony" dargestellt werden, in die "juxtaposed viewpoints of different informants and/or authors, and Rashomon-like descriptions from different perspectives" (Fischer 1986, 213) eingehen? Entspricht eine Textfassung, in der orale Erzählungen und öffentlicher Mediendiskurs gegeneinandergeschnitten werden, dem Problem um das es hier geht? Können unterschiedliche und vielfältige Stimmen im Sinne einer Polyphonie dargestellt werden, indem man einzelne Erzählungen als Sequenzen auf der Suche nach einem gemeinsamen Thema aufreißt? Oder diese Geschichten kontrapunktiv miteinander verknüpft? Oder indem man, wie Tyler es vorschlägt (1986, 131), Polyphonie als "a collection of indexical anecdotes or telling particulars with which to contend that larger unity beyond explicit textualization" versteht?

Es ist vielleicht ein Tribut an die Zeit, in die wir leben, daß die Schreibpraxis eine Balance finden muß zwischen leidenschaftsloser Analyse einerseits und einem intendierten Evozieren von Gefühlen, von Identifikation und Nachvollziehbarkeit im Lese- wie im Schreibprozess andererseits. Vielleicht ist die Forderung nach einem Ausgleich zwischen diesen beiden konfligierenden Tendenzen auch ein Schritt in Richtung experimentelles Schreiben. In dieser Hinsicht scheint mir die Frage der Genre-Zugehörigkeit meines Textes, der da im Entstehen ist, nur von sekundärer Bedeutung. Einige meiner ausländischen Kollegen und Kolleginnen haben die "ethnography of everyday life in war-time" (Povrzanović 1991) als Tagebuch (nicht als Feldtagebuch!) einer Ethnologin gelesen. Aber meine zukünftige Arbeit soll die Anforderungen an Wissenschaftlichkeit erfüllen, die derzeit im Rahmen kroatischer wissenschaftlicher Institutionen an Dissertationsvorhaben gestellt werden. In Kroatien sind persönlich und subjektiv gehaltene Feldtagebücher keineswegs als Subgenre der Ethnographie anerkannt. Subjektive Erzähl- und Schreibweisen, die "links between ethnographic authority, personal experience, scientism, and originality of expression" umfassen, würden sehr wahrscheinlich widersprüchliche und zweifelnde Reaktionen provozieren. "Having a tradition enables you to tackle new problems with authority, with solid footing" schreibt Arshile Gorky (zitiert in Fischer 1986, 207). Aber gegen

die akademische Tradition zu schreiben, "making our taken-for granted ways recognizable as sociocultural constructions for which we can exercise responsibility" (Fischer 1986, 202) - das ist schon in sich eine Art Kulturkritik.

Aber vielleicht überbrücken die Tränen - verstanden als Metapher, aber in meiner Situation auch die wirklichen Tränen - den Abstand zwischen mir und den Menschen, über die ich schreibe? Oder wird es gar keine Distanz zwischen uns geben? Ausgehend von der Koexistenz einer ganzen Reihe von "Anderen" oder "Fremden" auch innerhalb des Rahmens, der in der Kulturanthropologie "eine Kultur" genannt wird, könnte ich versuchen, die "Anderen" in meiner Gesellschaft in den Kategorien von Schicht-, Teilkultur- oder Subkulturzugehörigkeit, Stil usw. zu beschreiben. Obwohl natürlich einige ganz grundsätzliche Werte und auch Ängste von vielen Menschen in Kroatien geteilt werden, bedeutet "1992 in Kroatien leben" primär ein gemeinsames Leben im kroatischen Informationsgebiet, dessen Grenzen vor allem durch die Unmöglichkeit, bestimmte Radio- und TV-Signale zu empfangen, bestimmt sind. In jeder anderen Hinsicht unterscheiden sich die Kriegserfahrungen eines Einwohners von Zagreb so ausserordentlich von den Erfahrungen, die die Bevölkerung in den sogenannten Krisenregionen gemacht hat, wie auch von den Erfahrungen der Flüchtlinge, die ihre Häuser verlassen mußten, daß es gar nicht möglich scheint, diese unterschiedlichen Erlebnisse und Verarbeitungsweisen in verallgemeinernden Begriffen zu fassen (Povrzanović 1992c).

Deshalb gehe ich im Rahmen meiner Forschungen zu den kulturellen Aspekten von Angst und zu den kulturellen Umgangsformen mit Kriegserfahrungen zunächst davon aus, daß die Kategorie der "Anderen" alle Menschen umfasst, die andere Erfahrungen mit dem Krieg gemacht haben als ich selbst. In dieser Hinsicht ist das Konzept des historisch konstituierten und durch kulturelle Kontexte bestimmten "Anderen", wie es von den postmodernen AnthropologInnen und ihren KritikerInnen diskutiert wird, für meine Arbeit von großer Relevanz.

Allerdings muß an dieser Stelle betont werden, daß sich die Diskussionen der postmodernen Ethnographie in erster Linie auf das Problem von Verstehen und Wissen zwischen verschiedenen Kulturen beziehen. Verallgemeinernd setzen die postmodernen TheoretikerInnen voraus, daß die Ethnographen oder die Gesellschaft der Ethnographen immer der primäre Bezugspunkt in jeder Ethnographie bleiben. Feldforschung in der eigenen Kultur, ethnologische Arbeit mit und über die Menschen der eigenen Kultur, ist eine historisch außergewöhnliche, mit verschiedenen kontextuellen und persönlichen Problemen überhäufte Situation - im Rahmen der Debatte über Postmoderne und Ethnologie scheint eine solche Forschung eher die Ausnahme zu sein. Ist Feldforschung in der eigenen Kultur im Vergleich mit kulturanthropologischen Arbeiten in kolonialen und neokolonialen Situationen einfacher - oder ist sie komplizierter? Oder einfach anders? Aber wenn ja - worin genau besteht diese Andersartigkeit? Unabhängig von den spezifischen Problemen einer Ethnologin im Krieg kann wohl festgehalten werden, daß der Diskurs über Postmoderne und Ethnologie, der mit dem Anspruch auftritt, er liefere "an ongoing critique of the West's most confident, characteristic discourses" (Clifford 1986, 10), zunächst und primär wieder einmal ein westlich-zentrierter Diskurs

ist. Explizit und implizit beschäftigt sich die gesamte Diskussion mit Feldforschung über (ehemals?) kolonialisierte Kulturen aus der Position der (ehemaligen?) Kolonisatoren.⁶³ Die Situation ethnologischen Arbeitens über die eigenen Kultur wird erwähnt, aber als historisch neues Unterfangen gefasst. "A new figure has entered the scene, the 'indigenous ethnographer'... Insiders studying their own cultures offer new angles of vision and depths of understanding. Their accounts are empowered and restricted in unique ways", argumentiert Clifford, ohne genauer zu sagen, was er meint. Die Situation einer großen Anzahl von Menschen, deren Position als EthnologInnen und deren Tätigkeit des Schreibens von Ethnographien irgendwo im Niemandsland zwischen sogenannter Erster und Dritter Welt angesiedelt ist, ist nicht Gegenstand der Debatte, oft wird sie gar nicht gesehen.

Trotz der Tatsache, daß die postmoderne Diskussion nur einen begrenzten Ausschnitt dessen, was gegenwärtiges Schreiben über Kultur ausmacht, thematisiert, kann die folgende Aussage Cliffords relative Allgemeingültigkeit beanspruchen und sollte deshalb immer im Bewußtsein sein: "It has become clear that every version of an 'other', wherever found, is also the construction of 'self'... cultural poesis - and politics - is the constant reconstitution of selves and others through specific exclusions, conventions, and discursive practices" (Clifford 1986, 23-24). Für mich als Ethnologin, die versucht, aus der Kriegssituation heraus und über die kulturellen Erfahrungen des Krieges wissenschaftlich-ethnologische Texte zu produzieren, ist dieser Anspruch ebenso wie einige andere zentrale Überlegungen, die ich zum Teil in diesem Artikel angesprochen habe, nicht bloß eine wichtige Warnung, sondern vor allem auch eine dringend benötigte Quelle theoretischen Trostes und theoretischer Hoffnung. Der "hopelessly overlapping and conflicted anthropological site" des Ethnologen/der Ethnologin im Krieg ist ein schmerzhafter Extremfall, aber es ist theoretisch möglich, mit ihm umzugehen.

Lesen und Schreiben: Politische Implikationen

Eine positivistische Metaphysik, die Repräsentationen als Spiegelungen der Wirklichkeit begreift, wird von den postmodernen Theoretikern abgelehnt. Sie befürworten stattdessen ein Verständnis von Repräsentationen und von Subjekten als "Bilder ohne Originale". Postmoderne Aspekte der Theorie über die sogenannten neuen ethnologischen Schreibweisen reichen von hermeneutischen Darstellungen, die einfach durch Reflexivität positivistische Darstellungsformen vermeiden, bis hin zu den dekonstruktivistischen Evokationen, Performances oder "therapeutischen Durcharbeitungen", die alle "Realismen" der Darstellungen als Illusion ablehnen. Auf die eine oder andere Art sollten postmoderne ethnographische Formen laut Webster (1990, 293) versuchen,

⁶³ Die Bedeutung des Begriffs "Ethnograph/Ethnographin" wird manchmal noch weiter eingeschränkt auf "colonial anthropologist"; vgl. Tyler 1985, 93.

sich in die sozialen Praxen, die ihren Gegenstand bilden, zu integrieren, statt sie bloß zum Objekt ihrer Schreibversuche zu machen. Die Beziehung zwischen Praxis und Form ist integraler Bestandteil jeder Theorie über postmoderne Ethnologie. Offen bleibt dabei aber die Schlüsselfrage, mit welchen sozialen Praxen sich die ethnographische Schreibweise integrieren soll (ebenda).

Die Frage, wie Kulturanthropologie/Ethnologie ihre nicht zu leugnenden politischen Aufgaben wahrnehmen sollte, oder auch die Klärung der Frage, auf welche Art verschriftlichte oder anders textualisierte Diskurse mit den sozialen Praktiken interferieren, wird für mich so lange offenbleiben, bis meine eigenen Forschungsergebnisse textualisiert sind. Lesen und Schreiben über Krieg, Angst und kulturelle Prozesse ist wie alle anderen Arten von Ethnographie auch - nach Clifford - "overdetermined by forces ultimately beyond the control of either an author or an interpretive community" (Clifford 1986, 250).

Mein Artikel über "Culture and Fear: Everyday Life in War-Time" (Povrzanović, 1991), den ich im September 1991 fertiggestellt habe, hat bislang schon sehr verschiedene Reaktionen hervorgerufen. Einer meiner Kollegen aus Zagreb schrieb, der Text sei "die erste engagierte ethnologische Arbeit in Kroatien", ein anderer fand den Artikel "mutig", noch ein anderer Kulturwissenschaftler las den ganzen Artikel "wie einen Schrei". Viele meiner KollegInnen im Ausland haben die Eigenart dieses Schreis nicht wirklich verstanden und konnten ihn in seiner ganzen Tragödie nicht verstehen. Eine Wissenschaftlerin aus Zagreb, die den Text einen Monat nach seiner Fertigstellung las, genau in jenen Tagen, in denen die Zagreber Bevölkerung mit ständigem Luftalarm und Angriffsdrohungen leben mußte, konnte ihre Tränen während der Lektüre nicht zurückhalten. Obwohl einige Zagreber Kulturwissenschaftler in ihrer Leseweise die "Toleranz" meines Textes und die "Abwesenheit von Wut und Haß" positiv hervorhoben, zitierte ein Kollege aus Belgrad, dem ich den Artikel ebenfalls zugeschickt hatte, daraus einige Sätze, die in seiner Sicht eine "unkritische Wiedergabe und Vermehrung kroatischer Propaganda" darstellten. Ich bin sehr gespannt auf weitere Reaktionen, die der Text, wenn er in Kürze in einer kroatischen kulturwissenschaftlichen Zeitschrift publiziert werden wird, vielleicht hervorruft. Die Partialität und Ausschnitthaftigkeit verschiedener Leseweisen und Umgangsarten mit ihm und die verschiedenen emotionalen Reaktionen, die er auslöst, geben vielleicht neue Impulse für zukünftige ethnologische Forschungen über Krieg.

Das Thema meines gegenwärtigen Projektes ist nicht eine Forschung über "Kroaten versus Serben". Die nationale oder ethnische Identität der Menschen, die in den Kellern von Vukovar und Dubrovnik leiden, oder der Menschen, die in Zagreb ein scheinbar "normales" Leben führen, wird nicht im Zentrum meiner Fragestellungen stehen (vgl. Povrzanović, 1992 b). Ich gehe jedoch davon aus, daß die Nationalität aller potentiellen LeserInnen des schließlich fertigen Textes auf Grund des gegenwärtig omnipräsenten und allesdurchdringenden Schwarz-Weiß-Kontrastes im Sinne einer radikalen Dichotomie von Serben und Kroaten die Rezeption des Textes sehr stark beeinflussen wird. Auch die persönlichen Kriegserfahrungen, die politische Haltung und die politischen Urteile über den Krieg in Kroatien werden die möglichen Leseweisen

entscheidend prägen. Beide zentralen Bedeutungen, die Cliffords Metapher der "partial truths" zugrundeliegen, werden eine wichtige Rolle spielen, aber diejenige, die mit Parteilichkeit zu tun hat, wird vermutlich in der Rezeption einer Ethnographie über Krieg eine viel bedeutendere Rolle spielen als in der Rezeption von anderen ethnologischen Texten.

Meine Forschungsmotivation entspringt zum einen einer nicht zu leugnenden Sehnsucht nach "therapeutischer Aufarbeitung" (in Bezug auf Stress, Angst und Schuldgefühle), zum anderen aber auch einem eher akademischen Interesse an Kultur und meinem Wunsch nach eigener akademischer Weiterqualifikation. Unentrinnbar eingebunden in kulturelle Prozesse und eine Situation extremer Gewalt - das ist der Krieg - versuche ich, noch eine Umgangsweise zu finden, die vielleicht nicht nur für mich, sondern auch für andere einen Sinn macht, etwas Konstruktives erreicht. In Bezug auf die Frage, welche Rechtfertigung und Berechtigung es für akademische Arbeit unter Kriegsbedingungen überhaupt geben kann, scheint es mir trotz aller auch in diesem Artikel angesprochenen Dilemmata am wichtigsten zu sein, offen und laut zu sprechen. Das wird Menschen, die in viel brutalerem Ausmaß und in sehr viel direkterer Art und Weise vom Krieg betroffen waren und sind als ich, nicht helfen, aber es könnte unsere Einsichten zu Angst in der Kultur und zu einer Kultur der Angst vertiefen. Vielleicht - ich erlaube mir diese etwas utopische Idee - trägt mein Unterfangen auch dazu bei, die "guten Gründe" für diesen Krieg, wie für jeden anderen Krieg auch, zu dekonstruieren, zumindest im Bewußtsein mancher Menschen - irgendwann.

Zum Schluß möchte ich noch einmal auf die Frage nach Repräsentieren versus Evozieren zurückkommen. Es scheint so zu sein, daß im Krieg "once again representation becomes significant, not just as an academic or theoretical quandary but as political choice. How the anthropologist represents his or her disciplinary situation is, on one level, of course, a matter of local, personal, or professional moment. But it is in fact a part of a totality, one's society, whose shape and tendency depend on the cumulatively affirmative or deterrent and oppositional weight made up by a whole series of such choices. If we seek refuge in rhetoric about our powerlessness or ineffectiveness or indifference, then we must be prepared also to admit that such rhetoric finally contributes to one tendency or another" (Said 1989, 224).

Auf jeden Fall gilt dies für indigene EthnologInnen, die in einer der früheren jugoslawischen Republiken arbeiten. Wir sind abhängig, und unser Schreiben kann in vielerlei Hinsicht manipuliert werden. Wir müssen uns die historischen, sozialen und politischen Gegebenheiten unseres Schreibens genauso bewußtmachen wie die Grenzen unserer Insider-Perspektive. Konzepte wie Demokratie, kroatische Kultur und die Rolle der Ethnologie gewinnen in der (Nach)-Kriegssituation neue Bedeutung - abhängig von den konkreten Bemühungen und Anstrengungen, die dafür aufgewendet werden, diese Konzepte mit Bedeutungen zu füllen. Die Flucht in eine Rheotrik der eigenen Hilflosigkeit oder der "wissenschaftlichen Neutralität" kann zu spezifischen Tendenzen der Gesellschafts(um)formatierung führen. Sich heute in Kroatien als Ethnologin zu

engagieren bedeutet, ernste politische Entscheidungen treffen zu müssen.⁶⁴ In jedem Fall wird es notwendig sein, uns selbst in unseren Ethnographien sichtbar zu machen.

Das gilt auch für KulturwissenschaftlerInnen und Kollegen aus anderen Ländern, die den Krieg in Kroatien oder bestimmte Themen in Ex-Jugoslawien erforschen. Ihre Fremdheit und ihre Distanz können von großem Vorteil sein, aber nicht immer thematisieren diese ForscherInnen ihre eigene Position und ihren spezifischen Zugang. Sie machen weder ihre Feldforschungsnetzwerke sichtbar, noch wollen sie unbedingt denjenigen, deren Position sich von der ihren unterscheidet, immer zuhören, sie zur Kenntnis nehmen oder versuchen, sie zu verstehen. Manchmal scheinen sie sogar davon auszugehen, daß ihre neutralisierende "Distanz" unanfechtbar ist, daß ihre bloße Fremdheit sie zu "überzeugenden" generellen Schlußfolgerungen befähigt, obwohl ihre Daten zufallsgeneriert oder auf der Basis sehr selektiver Tendenzen zusammengestellt und gesammelt wurden.⁶⁵

Für viele Kroaten bedeutet der ihnen aufgezwungene und anhaltende Krieg, daß sich für sie die Frage nach Leben oder Sterben stellt. Die physischen Hindernisse, die in dieser Situation einer Feldforschung entgegenstehen, sind offensichtlich, aber es existieren auch andere Probleme und Schwierigkeiten auf mehreren Ebenen. Jede Ethnographie über diesen Krieg, die von irgendeiner kroatischen Ethnologin oder von irgendeinem kroatischen Ethnologen geschrieben werden wird, wird als unverfroren partiell, wenn nicht parteiisch angesehen werden. Potentielle Leser werden sich eher von auswärtigen AnthropologInnen überzeugen lassen, weil sie ohne die emotionale Last immenser Verstrickungen und Betroffenheit arbeiten können. Das bedeutet für EthnologInnen aus anderen Ländern, daß ihnen auch dann, wenn sie über scheinbar unpolitische Fragen arbeiten, politische Relevanz zuerkannt werden wird, und daß sie mit dieser Tatsache verantwortlich umgehen müssen. Würden sie ihr eigenes Eingebundensein in die hegenomiale Macht der heutigen ökonomischen und politischen Zentren in den Blick nehmen, könnten ausländische Ethnologen nicht nur zur einer sensitiven Analyse der kulturellen Dynamik in post-kommunistischen Gesellschaften beitragen, sondern darüber hinaus auf konstruktive Art auch das Machtgefälle und die Zentrum-Peripherie-Beziehungen innerhalb der kulturwissenschaftlichen Disziplinen klarer thematisieren.

(Aus dem Englischen übersetzt von Michi Knecht und Gisela Welz)

⁶⁴ Besonders in einer Situation wie heute, in der die Ethnologie schon öfters in Zeitschriftenartikeln die "nationalste aller Wissenschaften" genannt worden ist.

⁶⁵ Zu dieser Kritik bin ich durch die Lektüre von Bette Denich's Text "Unbury the Victims: Rival Exhumations and Nationalist Revivals in Yugoslavia", angeregt worden, der als Vortrag auf dem Jahrestreffen der American Anthropological Association in Chicago 1991 gehalten worden ist.

Literatur:

- Brandt, Miroslav, Boze Čović, Slaven Letica, Radovan Pavić, Zdravko Tomac, Mirko Valentić und Stanko Žuljić: Izvori velikosrpske agresije, Zagreb 1990.
- Clifford, James: Introduction: Partial Truths. In: James Clifford und George Marcus, Hrsg.: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley, Los Angeles, London 1986, S. 1-26.
- Crapanzano, Vincent: Afterword. In: Marc Manganaro, Hrsg.: *Modernist Anthropology. From Fieldwork to Text*. Princeton, New Jersey 1990, S. 300-308.
- Čović, Boze, Hrsg.: *Croatia Between War and Independence*. Zagreb 1991.
- Fischer, Michael M.J.: Ethnicity and the Post-Modern Arts of Memory. In: Clifford/ Marcus 1986 (wie oben), S. 194-233.
- Marcus, George E., und Fischer, Michael M.J.: *Anthropology as Cultural Critique*. Chicago und London 1986.
- Povržanović, Maja: *Kultura i strah: o ratnoj svakodnevnici (Kultur und Angst: Alltagsleben im Krieg)*. In: Dometi 1991.
- Povržanović, Maja: Warum ist es zum Krieg in Kroatien gekommen? (Vortrag am Ludwig-Uhland-Institut, 13.1.92, Manuskript) 1992a.
- Povržanović, Maja: Ethnologist in War: Croatia 1991/92. (Vortrag am Symposium "Violence and Processes of Culture", Lund 10.3.92, Manuskript) 1992b.
- Povržanović, Maja: Ängste in Kriegszeiten: Erfahrungen in Kroatien 1991/92. In: *Puzzle - Zeitschrift für Friedenspädagogik* H. 2, 1992c.
- Pratt, Mary Louise: Fieldwork in Common Places. In: Clifford/ Marcus 1986 (wie oben), S. 27-50.
- Roth, Paul: Ethnography without Tears. In: *Current Anthropology* 30. Jg. 1989, H. 5, S. 555-561.
- Said, Edward W.: Representing the Colonized: Anthropology's Interlocutors. In: *Critical Inquiry* H. 15 1989, S. 205-225.
- Strathern, Marilyn: Comment to Paul Roth's "Ethnography without Tears". In: *Current Anthropology* 30. Jg. 1989, H. 5, S. 565-566.
- Šeparović, Zvonimir, Hrsg.: *Documenta Croatica. On Croatian History and Identity and the War Against Croatia*. Zagreb 1992.
- Tyler, Stephen: Ethnography, Intertextuality and the End of Description. In: *American Journal of Semiotics* 3. Jg. 1985, H. 4, S. 83-98.
- Tyler, Stephen: Post-Modern Ethnography: From Document of the Occult to Occult Document. In: Clifford/Marcus 1986 (wie oben), S. 122-140.
- Webster, Steven: The Historical Materialist Critique of Surrealism and Postmodernist Ethnography. In: Marc Manganaro, Hrsg.: *Modernist Anthropology. From Field work to Text*. Princeton, New Jersey 1990, S. 266-299.

Nachwörter - Sachen - Sinne: Zwei Epikorffe

Am 9. Mai feierte das LUI mit einem Stadtspaziergang (Urbanität!), einem exuberanten Fest- und Eßakt in der ehemaligen Beckschen Fabrik (Ende der Arbeiterkultur!) und einer von 58 BeiträgerInnen (bricolage!) gespendeten Festschrift den 50. Geburtstag von Gottfried Korff. Das Buchgeschenk an den Ge(l)ehrten heißt "Wörter - Sachen - Sinne. Eine kleine volkskundliche Enzyklopädie"; Exemplare davon sind gegenwärtig noch - für 15 DM - bei der Tübinger Vereinigung für Volkskunde zu erhalten. Zwei Festbeiträge, die den Buchdrucker nicht mehr rechtzeitig erreichten, seien hier nachgetragen.

THOMAS BRUNE

Querfeldein: Landpartie

Im Jahre 1812 malt Joseph Anton Koch (1768-1839), der große Landschaftsmaler des Klassizismus, ein Winzerfest bei Olevano: Landleute schmausen und trinken, tanzen und musizieren in arkadischer Landschaft. Auf einem Esel reitet vom linken Bildrand her ein Städter in die Szene - vorsichtig, fast scheu.

Elf Jahre später entsteht Kochs Bild einer Hirtenidylle bei Olevano: Eine Ziege wird gemolken, ein Zicklein trinkt bei seiner Mutter, eine junge Frau füttert ihr Kind. Im Hintergrund ein weiterer Hirte im Topf über rauchendem Feuer rührend, beobachtet von einer Frau, die einen Korb auf dem Kopf trägt. In der Bildmitte - dramatisch überhöht - das Dorf Olevano als Felsennest über einer Meeresbucht vor den großräumig-weiten Gebirgsketten der Monti Lepini. Eine Landschaft, in der heimelige Nähe und heroische Weite spannungsvoll versöhnt sind, wahr in ihren Teilen, doch im ganzen phantastisch komponiert: Ein Sehnsuchtsort - Koch malt sich selbst als pfeifeschmauchenden Wandersmann ins Bild.

Wie Joseph Anton Koch, der von 1815 bis zu seinem Tode in Rom und Olevano lebte, schwelgten viele deutsche Dichter und Maler der Zeit in Begeisterung für diese Landschaft in der Nähe der Serpentara. Dabei war sie den Künstlern nicht Gegenstand naturalistischer Schilderung in Wort und Bild, sondern Material arkadischer Entwürfe einer besseren Welt, und dies durchaus auch mit politischem Sinn. Koch selbst - von der aufklärerischen Naturbegeisterung rousseauscher Prägung beeinflusst, im "Sturm und Drang" aufgewachsen und begeisterter Anhänger der Französischen Revolution und des deutschen Idealismus - war, wie schon manch anderer, nicht nur der Enge und Strenge der Stuttgarter Hohen Carls-Schule entflohen, sondern auch den drückenden Verhältnissen eines unter den Repressionen der Restauration leidenden Mitteleuropa. Das Leben der Bauern und Hirten war ihm dabei Vorstellung eines quasi alttestamentarischen, "goldenen Zeitalters", dem er nicht rückwärts gewandt nachtrauerte, das er

vielmehr als aufhebenswerte Vision einer besseren Zukunft in Bildern von zeitlos idealen Daseinszuständen feierte.⁶⁶

Was in diesem Zusammenhang interessieren soll, ist die Entstehung von Bildern, in denen geselliges Essen in ländlicher Umgebung für eine bürgerliche Gesellschaft von dauerhafter Faszination ist, auch wenn sich Standorte und Perspektiven ändern ... Mag Joseph Anton Koch in der Imagination eines vorgeschichtlichen, eines goldenen Zeitalters ein utopisches Arkadien "auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit" (Schiller) vorträumen oder Theodor Schütz in seinem Gemälde vom "Mittagsgebet bei der Ernte" von 1861 einem so gut nie gewesenen ständisch-frommen Gestern nachträumen - noch für uns sind diese gemalten Szenen von lockendem Reiz: Das Mahl im Freien als Inbegriff des Aufgehobenseins in einer Natur, die nicht mehr feindlich erscheint und nur noch für wenige mühevoll zu bearbeitende Existenzgrundlage ist ...

Im 19. Jahrhundert wurde vom gehobenen Bürgertum der Wiederaneignung der Natur in Wanderung, Spaziergang, Landpartie und Picknick allerdings bildungsbeflissene Anstrengung vorgelagert. Da mußten - wie nicht nur Romane von Fontane und Lebenserinnerungen von Fallada verraten - zunächst die naturkundlichen, historischen und patriotischen Dimensionen der Landschaft und ihre kulturellen Sehenswürdigkeiten kenntnisreich besichtigend abgesprochen werden, bevor man sich im Park im Gartenlokal, auf einer Wiese zum "Lunch" niederlassen durfte ...

20 Jahre auf den Monat genau liegen zwischen diesem auszugsweise wiedergegebenen Gedanken-Ausflug in die Bilderwelt des 19. Jahrhunderts zur Einleitung einer Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums über Ausflug und Picknick der Jahrhundertwende und jenen theorieladenden Anstrengungen eines Lehrenden und seiner StudentInnen, die einer feldforschenden Landpartie des LUI vorgelagert wurden. "Teilnehmende Beobachtung mit anschließendem Projekt Campingplatz", hieß im Sommersemester 1972 das erste Seminar-Projekt, welches ich bei dem Assistenten Gottfried Korff erlebte.

Bilder, die mir blieben: Etwa 15 StudentInnen und ein Lehrender in vier kleinen Zelten auf dem Campingplatz in Lindau am Bodensee mit einer Ausrüstung, die begründetes Mißtrauen bei den umlagernden Urlaubern weckte, bestand sie doch aus kaum mehr als Luftmatratzen und Schlafsäcken, dafür aber viel Notizblöcken und ein paar Schreibgeräten sowie einem Tonbandgerät. Fragebogenaktionen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit und Protokollierung von Camperverhalten verstärkten deutlich Gefühle der Fremdheit auf der einen und Äußerungen des Befremdens auf der anderen Seite. Dennoch: Die Erinnerung wärmt das Herz.

Joseph Anton Koch zeichnete im Jahr der Entstehung seiner Hirtenidylle von Olevano eine Zweitfassung, in der uns aber nicht als Wandersmann, sondern als Maler am rechten Bildrand begegnet. Vor-Gänger der beobachtend Campierenden am

⁶⁶ Zu den Bildern von Joseph Anton Koch und ihrer Bedeutung vgl. Christian von Holst: Joseph Anton Koch 1768-1839, Ansichten der Natur. Katalog zur Ausstellung der Staatsgalerie. Stuttgart 1989.

Bodensee zumindest insofern, als malender Koch und lehrender Korff die Gegenstände ihrer Beobachtungen liebten und ihren Annäherungen Genuß abgewannen. Der nicht im Studienplan als Lehr- und Lernziel verankerte, so doch von Korff forschend-lehrend praktizierte Zusammenhang von Arbeit und Genuß gehört zu den wichtigen Erinnerungen von einem Camping-Ausflug, an den aus gegebenen Anlässen gern erinnert wird.

HARALD MÜLLER

Klang-Bilder

Als am 26. Juni 1949 berühmte Rennfahrer wie Schorsch Meier und Walter Zeller ihre Motorräder an den Start beim ersten Tübinger Stadtrennen schoben, strömten 50 000 Menschen zu diesem sonntäglichen Spektakel. Der aus abgesperrten öffentlichen Straßen bestehende Rundkurs in der Südstadt umschloß auch zwei Kirchen. Evangelischer und katholischer Gottesdienst wurden vorverlegt, um dessen ruhigen und ungestörten Ablauf zu sichern. Wie sinnvoll diese Maßnahme war, mußten die Methodisten erfahren, deren Versammlungsraum in der Nähe der Strecke lag: Predigt und Gemeindegesang gingen im Lärm heulender Motoren und quäkender Lautsprecheransagen unter. Gottesdienste mußten dem Rennen weichen: das Dröhnen der Motoren hatte das Läuten der Glocken vertrieben.

Die in der Moderne entstandene neue Freizeitkultur kam zwangsläufig in Konflikt mit der kirchlichen Forderung der Sonntagsheiligung. Mit ihrem sinkenden Einfluß mußte sich die Kirche immer mehr auf den Schutz der Zeit des sonntäglichen Hauptgottesdienstes beschränken. Als das Tübinger Stadtrennen 1950 zum zweiten und letzten Mal ausgetragen wurde, war die evangelische Kirchengemeinde nicht mehr bereit, den Gottesdienst zu verschieben. Das Gebot der Sonntagsheiligung sollte nicht preisgegeben werden. Der Versuch, das Rennen vom Innenminister verbieten zu lassen, mißlang allerdings. So mußten die Kirchgänger einen eigens für sie errichteten Laufsteig über die Rennstrecke benutzen.

"Der Weg in die Moderne ist lang", schreibt Gottfried Korff in seinem Aufsatz "Maria in der technischen Welt" und zeigt, wie die Transformationsprozesse kultureller Erscheinungen auf diesem Weg an ihren Bildern nachvollzogen werden können. Am Beispiel des Marienkults veranschaulicht er, wie die Konfrontation zwischen religiöser und "moderner" Kultur auch mit Bildern ausgetragen wird. Solche Konfrontationen lassen sich aber nicht nur an visuellen, sondern auch an akustischen Bildern ablesen. Eine solche "Ikonographie" des Geräuschs bietet sich auch bei der Betrachtung des Tübinger Konflikts um die Gottesdienste während des Stadtrennens an. Das Dröhnen der Motoren symbolisiert dabei eine moderne, durch ein neues Freizeitverhalten und der Begeisterung für Technik und Sport gekennzeichneten Lebenswelt. Die zum

Gottesdienst rufenden Glocken stehen dagegen für eine traditionell geprägte, religiöse Lebenswelt. Diese Symbolisierung wird durch den Klangcharakter beider Geräusche noch unterstrichen, zwischen beiden Kulturen liegen Klangwelten.

Der charakteristische Klang einer Kirchenglocke setzt sich aus dem beim Aufprall des Klöppels entstehenden Schlagton und den im Hintergrund summenden Teiltönen zusammen. Durch das Pendeln der Glocke beim Läuten wird er als auf- und abschwellend wahrgenommen. Die harmonische Gesamtkomposition eines Geläutes wird durch die Kombination mehrerer Glocken erreicht, deren Schlagtöne aus der von großen Sekunden und kleinen Terzen gebildeten pentatonischen Skala entnommen sind. Ein Geläut mit vier Glocken ergibt so durch das einzelne und gemeinsame Läuten insgesamt vierzehn verschiedene Klangvariationen. In örtlichen Läuteordnungen wird genau bestimmt, bei welchem Anlaß eine der Kombinationen geläutet wird. Gemäß des biblischen Diktums, alles habe seine Zeit, strukturiert das Kirchengeläute die Zeit der Menschen. Neben dem reinen Schlagen der Uhrzeit sind während des Tageslaufs bestimmte Läuzeiten festgelegt. Zum Gottesdienst werden bei einem Vierergeläut drei Glocken betätigt, an Festtagen alle vier. Auch der Lebenslauf erfährt eine klangliche Strukturierung durch die von spezifischem Glockenläuten begleiteten "rites des passages" Taufe, Konfirmation, Heirat und Tod.

Die Glocken stellen mit ihren wohlgeordneten Klangkompositionen und der Leben und Zeit ordnenden Läuteordnung also ein für eine traditionelle, religiös geprägte Lebenswelt charakteristisches Klangsymboldar. Ebenso charakteristisch ist der Motorenlärm für eine moderne Lebenswelt: Sein Klang symbolisiert die Fortbewegung, Geschwindigkeit und somit die Erschließung einer neuen Dimension von Zeit. Das durch die sich bewegende Mechanik, das Ansaugen der Luft, die Verbrennung und den Fahrtwind entstehende Geräusch weist im Gegensatz zur Glocke keine festgelegten Tonhöhen und Intervalle auf, das Gasgeben verursacht vielmehr stufenlose Frequenzveränderungen. Ist der Klang der Glocke bewußt eingesetztes Mittel, so ist der Motorenlärm lediglich Nebenprodukt der Technisierung. Dem wohlgeordneten, symphonischen Klang der Glocken steht der dynamische, ungestüme und dissonante Klang, ja das infernalische Gebrüll der Rennmotoren gegenüber. Dies wird jedoch nicht nur als notwendiges Übel empfunden, sondern kann durchaus Faszination ausüben. So erschienen in der Nachkriegszeit Schallplatten zu berühmten Rennen, auf denen zum Kommentar des Rennverlaufs dem Klang der Motoren gelauscht werden konnte. Und in Motorradfahrerkreisen galt in bezug auf die erfolgreichen Maschinen der britischen Marke Norton der Ausspruch: "Der schönste Ton kommt von einer Norton".

Scheint die Kluft zwischen den Klangbildern von sonntäglichem Kirchengeläute und dröhnenden Rennmaschinen auch unüberbrückbar zu sein, gelang im Alldorf Bitz dennoch wenige Monate nach dem Tübinger Stadttrennen eine eigenwillige Vermittlung beider Klangwelten. Die Kirchengemeinden hatten im Zweiten Weltkrieg, wie schon im Ersten, ihre Glocken der Kriegsmaschinerie opfern und zur Metallgewinnung abliefern müssen. Als nach der Währungsreform sehr schnell wieder Glockenbronze frei käuflich war, unternahmen die Kirchengemeinden große Anstrengungen, ihre Glockenstühle wieder zu beschicken. Der entstehende Glockenboom wurde zwar von

innerkirchlicher Kritik als "Glockenrummel" angeprangert, der angesichts der großen sozialen Aufgaben der Kirche in der Nachkriegszeit unangemessen sei. Das Glockenfieber hatte aber auch Bitz erfaßt. Für die Anschaffung eines neuen Geläutes mit vier Glocken setzte sich die ganze Gemeinde ein. Die meisten Fabrikarbeiter des Orts spendeten den Lohn von 15 Arbeitsstunden, ihre Arbeitgeber beteiligten sich mit demselben Betrag. Die wohl ungewöhnlichste Maßnahme zur Finanzierung der neuen Glocken fand allerdings am 2. Oktober 1949 statt: Die Bitzer veranstalteten ein Motorradrennen. Der Erlös von 1100 DM war damit eine der größten Einzelspenden für das 24 000 DM teure Geläut.

Daß diese Vermittlung der beiden konträren Klangwelten innerhalb einer dörflichen Struktur erfolgte, ist sicher kein Zufall. Bemerkenswert ist auch die Art der Vermittlung: Die moderne Lebenswelt ordnet sich der traditionellen, kirchlichen unter und läßt sich funktionalisieren. Durch diese Achtung der moralisch höher bewerteten religiösen Kultur verschafft sie sich andererseits selbst Anerkennung und Legitimation. Das dörfliche Umfeld wirkt dabei als integrativer Faktor. Als am 23. Oktober 1949 bei der Glockenweihe das neue Geläut in Bitz erstmals seine symphonische Klangfülle entfalten konnte, hatte auch der Lärm einen kleinen Anteil daran, den drei Wochen zuvor die aufheulenden Rennmotoren verursacht hatten.

Schloßpost

Emeritus: Hermann Bausinger

Ihn, den Gründer der TVV hier zu feiern, das hieße wirklich Spione nach Aalen tragen. Zumal sein Abschied kein Anlaß zum Feiern ist - eher zur Trauer und Dankbarkeit. Auch die wird er sich verbitten.

Er ist am 17. September 1926 in Aalen geboren und hat seitdem einen Faible für die von der Industrialisierung gezeichnete schwäbische Provinz. Dazu gehört als Kehrseite aber auch das Schloß, in dem sein Ludwig-Uhland-Institut seit den 50er Jahren residiert. Hier begann er als Assistent und Doktorand, der in zwölf Monaten eine richtungsweisende Dissertation über "Lebendiges Erzählen" bei Hugo Moser schrieb, die, obwohl nie gedruckt, dennoch einflußreich für die Entwicklung der Erzählforschung wurde. Kümmerte man sich zuvor um die Gattungen und um tote Formen, ging es nach der Bausingerschen Wende um die aktuelle Situation; dem Lebendigen galt immer sein Interesse, in einer von toten Dingen und Geistern gequälten Wissenschaft ein befreiendes Leitmotiv.

Zentral auch für das frühe Meisterwerk: Volkskultur in der technischen Welt, 1961 erschienen. Es öffnete das Tor der Volkskunde zur empirischen Kulturwissenschaft. Bausinger zeigte, daß entgegen der populären Kulturkritik jener Zeit die moderne,

technisierte Welt längst in populären Interpretationssystemen aufgehoben ist und daß diese Synthese nicht zerstörerisch wirkt, sondern Erweiterung von Horizonten bedeutet. Horzonterweiterung ist ein zentrales Stichwort seines Denkens geblieben. Er erschrak nie vor der alten oder neuen Unübersichtlichkeit unserer Welt, sondern seine Energie - und davon hat er unermesslich viel - schöpfte er stets aus der aufklärerischen Absicht, die Unvernunft in unserer Welt mit seinen Mitteln zu minimalisieren, den aufrechten Gang im Denken und praktischen Tun zu wagen. Er war der erste Volkskundler, der sich der Fachgeschichte in der NS-Zeit in jener berühmten Ringvorlesung der Universität im Wintersemester 1964/65 zuwandte, ohne falsche Rücksicht und ohne rechtshaberische Mißtöne. Er war auch einer der ersten, der multikulturelle Themen in Angriff nahm, das bittere Los der ausländischen Arbeiter in klaren Farben nachzeichnete und vor Verschönerungen warnte.

Sein innovatives Potential schöpft er aus einer unglaublichen Fähigkeit, zuschauen und anhören zu können. Er ist ein fanatischer Ethnograph, dem noch beim versalztensten Leberkäse in einem bayrischen Bierstadel eine Theorie des Salzens einfällt. Und er hat eine, meistens verheimlichte, literarische Ader, die er als Gelegenheitsfeuilletonist unsystematisch fließen läßt, die aber bei Literatur-Wettbewerben pocht - auf der Juroren-Seite. Dafür liest er unendlich viel - wann eigentlich, das fragten seine Mitarbeiter, wenn sie müde nach Hause wankten und sein Audi noch lange auf dem Parkplatz hinterm Schloß stand.

Diese Frage: Wann eigentlich? galt der rastlosen Produktivität, die ja atemberaubende Züge hatte - wann eigentlich schrieb er die brillanten Vorträge, die grundlegenden Aufsätze, die rhetorisch gewitzten Vorlesungen, wann eigentlich diktierte er die Briefe, schrieb er die Gutachten, las er die Magisterarbeiten, und wann eigentlich machte er da nicht nur anregende Anmerkungen an den Text sondern setzte auch noch die fehlenden Kommata? Diese Frage: Wann eigentlich stellt sich hoffentlich nicht mehr und weicht den Überlegungen: Was eigentlich? Dabei kommt es vermutlich zu ebenfalls überraschenden Antworten, auf die wir gespannt sein dürfen. Vielleicht bleibt auch mehr Zeit zum Dialog mit uns, den MitarbeiterInnen, zum Gespräch, um den Trennungsschmerz zu lindern. Dem Institut steht sicher eine schwere Phase der Neuorientierung bevor. Hoffentlich kommt es nicht zu untergründigen Einbrüchen und größeren Erdbeben.

HB wird ja nicht von der Bildfläche verschwinden. Dennoch wird er uns in vielem fehlen. Aber wie wir ihn kennen, wird er etwas Neues beginnen: Horzonterweiterung. Lebendigkeit. Troisième Age. Viel Glück.

Utz Jeggle

Ordinarius: Wolfgang Kaschuba

Daß er ein ordentlicher deutscher Lehrstuhlinhaber werden würde, das hätte er wohl selber nicht gedacht, als er irgendwelche Organe irgendwelcher radikaler Gruppen frühmorgens auf dem Zanker-Parkplatz verteilte. Er war ein Studentenbewegungskind, kämpferisch, radikal - ja das denkt man nicht, wenn man ihn heute lachen oder lächeln sieht - und solidarisch mit den Unterdrückten im Kampf um mehr Gerechtigkeit und soziale Würde.

Diese lebensgeschichtliche Erfahrung wurde auch im wissenschaftlichen Feld zum Knotenpunkt; an dem sich das Interesse für Revolutionen (und ihr Scheitern am Beispiel von 1848) kreuzte mit der Neugier auf soziale Fragen, wie sie vor allem von unterprivilegierten Gruppen gestellt und durchlitten werden. Das ist Wolfgang Kaschubas Zentralachse geblieben, die Problematik unterbürgerlicher Schichten in realgeschichtlicher, begrifflicher und methodologischer Weise. Er hat in diesem Zusammenhang vom bäuerlichen Überleben gehandelt, über Volkskultur und Arbeiterbewegungskultur nachgedacht und erst jüngst in der noblen Enzyklopädie deutscher Geschichte zur "Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert" publiziert. Darüber hinaus hat er sich mit Fragen der Körperkultur beschäftigt, die Sportivität hat ihn interessiert; das ist wohl gleichfalls in die Lebensgeschichte eingraviert, sein Freibadfever ist sprichwörtlich, und die Braunfärbung seines Körpers ist eine Art Tübinger Sonnenuhr, auf der man die Monate der Sommerzeit ablesen kann.

Jetzt am hellen Sonntagabend, wo ich mir Gedanken über die innere Logik seiner Biographie mache, sitzt er sicher zu Hause und schaut die Fußball-Europameisterschaft an; denn Fußball ist außer der Wissenschaft sein zweites Erfolgfeld - und wäre er nicht EKWler geworden, eine ähnlich steile Karriere bei Borussia Dortmund wäre zumindest denkbar: statt Lehrstuhl einen Stammplatz im Nationalteam. Nur eines paßt nicht in mein Bild von ihm: der Heimatfilm, da scheint er eine undurchsichtige Ecke zu haben, vielleicht ein Quentchen Wehmut als Flüchtlingskind nach verlорener Heimat? Jedenfalls ist er (1952) in Schwaben geboren, aber sein Horizont war immer unprovinziell und unkonventionell. In Bielefeld lernte er die Elite der Historikerzunft kennen, und in dieser scientific community ist sein Name mindestens ebenso bekannt wie unter Volkskundekollegen. Dabei ist er nicht hochnäsiger geworden. Im Institut war er für sich keine Aufgabe zu gut. Er betreute ebenso professionell den Computer-Pool wie die Geschäftsführung der TVV in den letzten Jahren.

So bedauern wir nicht nur den Weggang des Wissenschaftlers und akademischen Lehrers, sondern auch den Abschied eines zuverlässigen und liebenswerten Kollegen. Er wird das Institut für Europäische Ethnologie an der Berliner Humboldt-Universität leiten. Eine große Aufgabe für den richtigen Mann. In Tübingen wird er freilich fehlen.

Utz Jeggle

Vereinsnachrichten

Seit dem letzten Korrespondenzblatt (8/91) sind mehrere neue Bände produziert worden: In der Reihe "Untersuchungen" waren es der von Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff und Bernd Jürgen Warneken herausgegebene Tagungsband "Arbeiterkultur nach 1945: Ende oder Veränderung?" (Band 76) und die Dissertation von Barbara Happe "Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870" (Band 77). Als Band 8 der "Studien und Materialien" kam im Mai 1992 die Magisterarbeit von Ute Bechdorf "Wunsch-Bilder? Frauen im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm" heraus, und im selben Monat erschien pünktlich zum 50. Geburtstag von Gottfried Korff der Festgruß "Wörter - Sachen - Sinne. Eine kleine volkskundliche Enzyklopädie". Nicht zuletzt, weil die Reihe "Untersuchungen" sich 1990/1991 nur stockend fortsetzte, lag der Buchverkauf 1991 mit DM 43 000 einigermaßen niedrig (1990: DM 75 000). 1992 hoffen wir zuzulegen; neben den zwei bereits erschienenen sollen in diesem Jahr noch fünf andere Bände auf den Markt kommen:

Mit diesem Korrespondenzblatt versandt werden soll die Dissertation des praktischen und theoretischen Kabarettisten Ulrich Keuler über "Häberle und Pfeiderer. Zur Geschichte, Machart und Funktion einer populären Unterhaltungsreihe. ("Untersuchungen" Band 78); für den Herbst geplant ist das Erscheinen von Nina Oxenius' Doktorinnenarbeit "Vom Promenieren zum Spazieren. Eine ethnographische Studie Pariser Gärten" ("Untersuchungen" Band 79). In der Reihe "Studien und Materialien" sollen ebenfalls noch in diesem Jahr die Vorträge der Tagung "Gestaltungsspielräume - Frauen in Museum und Kulturforschung" erscheinen, die im Dezember 1991 in Waldenbuch stattfand. Als Sonderbände sollen zudem die Ergebnisse des Projekts "Neue Urbanität und Multikultur" (Leitung: Gisela Welz) sowie des Projekts "Ost-westdeutsche Alltagskultur" (Leitung: Wolfgang Kaschuba) herauskommen.

Dieses umfangreiche Jahresprogramm stellt die TVV vor erhebliche Finanzierungsprobleme. Sie sind nur dadurch lösbar, daß die AutorInnen in Zukunft allesamt ein druckfertiges Manuskript abgeben oder die Kosten der Texterfassung bis zum ersten unbrochenen Ausdruck übernehmen - und mehr Zuschüsse eingeworben werden.

Wolfgang Kaschuba wird mit dem LUI auch den TVV-Vorstand verlassen - nach langjähriger ehrenamtlicher Verlegertätigkeit. Wir können nur hoffen, daß wir den Transfer dieses Allround-Könners einigermaßen unbeschadet überstehen. Einstweilen wird Bernd Jürgen Warneken seine Aufgaben wahrnehmen.

Auch zwei Verlagsangestellte verlassen uns: Christa Diemel und Barbara Lang werden Ende September in den verdienten TVV-Ruhestand gehen - sie waren sehr viel besser, als die Bezeichnung "wissenschaftliche Hilfskräfte" es ahnen läßt.

Verstorben ist am 16.11.1991 unser Mitglied Prof. Dr. Hermann Josef Dahmen, der unter anderem als Silcherforscher bekannt geworden ist - und ein treuer Besucher der TVV-Mitgliederversammlungen war.

BJW

Institutsnachrichten

Hermann Bausinger und Wolfgang Kaschuba nehmen Abschied vom LUI. Die Stelle von Bausinger, die den Vermerk "künftig wegfallend" trug, wird in der Tat nicht mehr besetzt werden. Was praktisch ungut ist, symbolisch gesehen aber durchaus Sinn macht. Die von Wolfgang Kaschuba innegehabte Dozentenstelle (auf sechs Jahre befristet) bleibt dem Institut womöglich erhalten. Zwar sind dem Institut zwei neue Stellen in Aussicht gestellt, doch bis dahin wird's sehr eng. Im WS wird das LUI über nur vier Prüfer verfügen. Ein Jahr zuvor waren es noch acht, denn damals betreuten und prüften auch noch Christel Köhle-Hezinger (wiss. Ang.) und Gisela Welz (wiss. Ass.); doch diese Prüfungstätigkeit des "Mittelbaus" ist aufgrund einer strikteren oder restriktiveren Gesetzesauslegung durch die Fakultät inzwischen nicht mehr möglich. Auch die inzwischen vermehrten Examensarbeiten zu Themen der Frauengeschichte und Frauenkultur werden also derzeit alle von Männern betreut...

Zum Glück nur vorübergehend muß das LUI auf Gisela Welz verzichten. Sie wird im Wintersemester ins Feld gehen, und zwar in ein weites Feld: nach New York. Als Fellow des American Studies Program des American Council of Learned Societies wird sie dort über die Förderung und Instrumentalisierung von Einwandererkulturen im Rahmen großstädtischer Kulturpolitik arbeiten.

Elka Tschernokoshewa, die im Sommersemester die schwindstüchtige Lehrenden-Zahl des LUI verstärkt hat, verläßt uns demnächst - aber nicht wieder in Richtung Sofia, sondern in Richtung Bautzen, wo sie - wir gratulieren! - die Stelle einer Leiterin der Abteilung Empirische Kulturforschung/Volkskunde des Sorbischen Instituts antreten wird.

Aber es gibt auch Neuzugänge: Sie heißen Thomas und Tobias (im Bild vorn: T., dahinter: Th.) und sind die Zwillinge von Monika Leibfarth (vormals: Roth), geboren am 21. August 1991. Ganz herzlichen Glückwunsch!

Leider nur befristet ist ein anderer Zuwachs des Instituts: Iris Struss arbeitet auf der von Moni Leibfarth derzeit wg. Zwillingen weitergegebenen halben Angestelltenstelle; und wenn ihre hiermit ebenfalls in die Institutsannalen aufgenommene Schildkröte Gretel sehen könnte, wie schnell sie arbeitet, würde ihr schwindlig werden.

P.S. und N.B.: Veranstaltet von den VolkskundlerInnen des Landesmuseums und dem LUI findet vom 6. bis 9.10.1992 in Waldenbuch eine Tagung der Arbeitsgruppe "Kulturhistorische Museen" in der DGV statt: "Alltagskultur passé?" Anmeldungen sind noch bis zum 10. August möglich: bei Frau Dr. Mentges, Landesmuseum Stuttgart, Volkskundliche Abt., Schillerplatz 6, 7 Stuttgart 1 (Fax 0711/2 79 34 99).

BJW



Lehrprogramm im WS 1992/93

Vorlesung

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft
Kindheitsmuster. Wissenschaftsgeschichte der EKW

Seminare

Begleitseminar zur Einführung in die EKW
Kulturtheorien. Essen und Kultur, Essen als Kultur
Abtreibung (= Grundzüge)
Empirische Verfahren: Feldforschung
Risikolust Aids. Individueller und gesellschaftlicher Umgang
mit dem HIV-Infektionsrisiko aus ethno psychoanalytischer Sicht
Männerwissenschaft
Gewalt im Blick: Geschlechterverhältnisse im Film
Das Gemeindearchiv als sprachliche Quelle
"Spurensuche". Jüdische Volkskultur
Zur Kategorie der Dingbedeutsamkeit
Wer ist Europa?
Die Hure Babylon: Großstadt und Moderne
Jenseits und diesseits des Rheins
Freies Assoziieren
Engel
Lektürekurs: "Volk"
Reinliche Menschen - saubere Städte. Zivilisierende Prozesse um
die Hygiene von 1750 bis zur Gegenwart
Schenken
Empirische Verfahren: Das qualitative Interview

Projekte

"Neue Siedlungen" - restudied (I)
Ostwestbilder (II)

Kolloquien

Magisterkolloquium
DoktorandInnenkolloquium
Institutskolloquium: Archaik und Aktualität
Forschungskolloquium

Korff
Köstlin

Korff
Köstlin
Knecht
Knecht

Aarburg/Oester
Warneken
Bechdorf
Ruoff
Berger
Korff
Bechdorf/Knecht
Warth
Jeggle
Jeggle
Köstlin
Korff

Happe
Jeggle
Althaus

Köhle-Hezinger
Warneken

Alle Lehrenden
Alle Lehrenden
Alle Lehrenden
Alle Lehrenden

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

236

Nr. 42

Dezember 1992



736



**Technikkultur
in der
volkskundlichen Welt**

Inhalt

ULRICH EDER UND SABINE TROSSE: play it. Zur Technikkultur in der volkscundlichen Welt	3
---	---

SUSANNE ENGEL UND MICHI KNECHT: 'Frauenkultur' zwischen Nischenexistenz und Gegenöffentlichkeit	22
---	----

PERSONALIEN

Helmut Dölker zum Gedenken	31
Georgis geht	33

AUS DEM VEREIN

Vereinsnachrichten	34
--------------------------	----

AUS DEM LUI

Lehrprogramm im Sommersemester 1993	36
---	----

Redaktion: Christel Köhle-Hezinger
Satz und Layout: Uli Eder
Druck: Gulde-Druck Tübingen

ULRICH EDER UND SABINE TROSSE

play it

Zur Technikkultur in der volkscundlichen Welt

EINES WARMEN SOMMERABENDS anno 1991, bei einem kühlen Bier im Jazzkeller, drängte sich die Idee ans schummrige Nachtlcht. Und je länger wir sie hin- und herwälzten, umso mehr Gründe sprachen dafür, etwas aus der Sache zu machen.

Das Thema Computer - genauer: Computerspiele - bietet nicht nur ein neues Forschungsfeld, sondern gleichzeitig auch neue Möglichkeiten der Vermittlung von Forschungsergebnissen. Zugleich ist es ein Bereich, der 'traditionell' ausschließlich anderen Disziplinen zugeordnet wird - fälschlicherweise. Denn "die andere Seite" des Computers, seine kulturellen Implikationen und gesellschaftlichen Auswirkungen werden von den Naturwissenschaften, wenn überhaupt, nur gestreift.

Zudem liegen die Vorteile für die vielleicht etwas eingerostete EKW - von wenigen Feigenblättern im ansonsten 'computerfreien' Lehrprogramm abgesehen - auf der Hand: Es ist ein Thema der Gegenwart. Neue Umsetzungsstrategien können und müssen entworfen werden. Die so oft geforderte interdisziplinäre Zusammenarbeit drängt sich geradezu auf. Ein - im wahrsten Sinne des Wortes - bahnbrechendes Projekt. Kurz: Ein Spiel muß her!

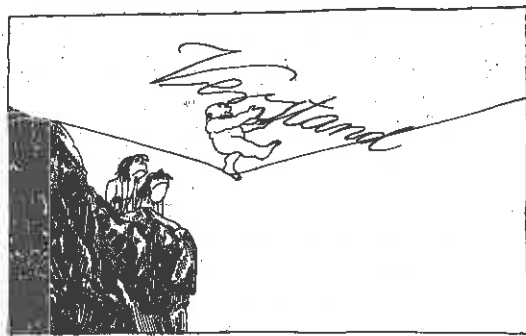
AUS DIESEN VORÜBERLEGUNGEN kristallisierte sich dann eine 'Maximalidee' heraus: Ein Projekt, das sich einerseits mit einer Gegenwartsanalyse beschäftigt, andererseits mit der Konzeption, vielleicht sogar der (Mit-) Produktion eines Computerspiels, in das die Projekt-Ergebnisse 'gegossen' werden könnten.

Auf diesem Hintergrund erarbeiteten wir einen Projektvorschlag, den wir dann im Oktober 1991 im Institutsrat vorstellten. Der Institutsrat zeigte sich interessiert, zugleich aber auch skeptisch. An eine sofortige Umsetzung fürs Sommersemester 1992 war jedenfalls nicht zu denken. Die Diskussion mündete schließlich in den Vorschlag, eine Arbeitsgruppe einzurichten, die sich mit der Vorbereitung eines Projektes (oder auch Seminars) beschäftigen sollte. Wir erklärten uns bereit, die Organisation einer solchen AG zu über-

nehmen, vorausgesetzt, diese Arbeit würde bezahlt. Schließlich wurde einem Hilfskraft-Etat von 100 Stunden zugestimmt und die AG ins Leben gerufen. Der vorliegende Bericht dokumentiert unsere Ergebnisse.

"ARBEITSGRUPPE" hieß für uns, daß sich auf jeden Fall mehr als zwei Leute mit einer Sache beschäftigen sollten. Wir begannen also sofort, uns nach Interessentinnen und Interessenten unter den Studierenden umzusehen. Die Regelantwort der direkt Angesprochenen lautete: "Toll, interessant, spannend. Da werden sicher viele Leute mitmachen. Mal sehen." Und dabei blieb es dann auch.

Eine ähnliche Resonanz erzielte ein Aushang am schwarzen Brett, der auch bei der Institutsvollversammlung verteilt wurde. Darin wurden Interessierte darum gebeten, sich bei uns zu melden. Gleichzeitig kündigten wir an,



die AG "play it" (so der Arbeitstitel) im 'Medienplenum' des Institutskolloquiums vorzustellen. Mit der Kolloq-Arbeitsgruppe, die dieses Plenum vorbereitete, kamen wir überein, den Teil "LUI und Computer" zu übernehmen.

Beim Medienplenum selbst teilten wir dann Infos aus und trugen einige kurze polemische The-

sen vor. Ziel war es, die AG der Institutsöffentlichkeit zu präsentieren, gleichzeitig Interessierten die Möglichkeit zu bieten, direkt mit uns Kontakt aufzunehmen - und auch ein paar Leute zu ärgern.

All diese 'Werbemaßnahmen' führten dazu, daß sich schließlich drei Leute bereit erklärten, an "play it" teilzunehmen. Davon erschien dann letztendlich einer - ein Pädagogikstudent - wirklich bei den verschiedenen Treffen.

WENN SICH DAS alles recht trostlos anhört, so liegt dies durchaus in unserer Absicht. Das heißt aber nicht, daß wir den Eindruck hätten, es bestünde überhaupt kein Interesse am Thema. Im Gegenteil: Viele Leute sprachen uns auf "play it" an und bedauerten, nicht mitmachen zu können; dies ist ein

weiterer Grund für die Forderung nach einem Seminar, denn die Beteiligung richtet sich eben auch nach der 'Schein-Fähigkeit' einer Veranstaltung. Bei solchen Kontakten und vielen anderen Gesprächen sowie bei etlichen Nachtsitzungen vor dem Computer wurden Diskussionen geführt und Fragen gestellt, die direkt in unsere Arbeit einfließen.

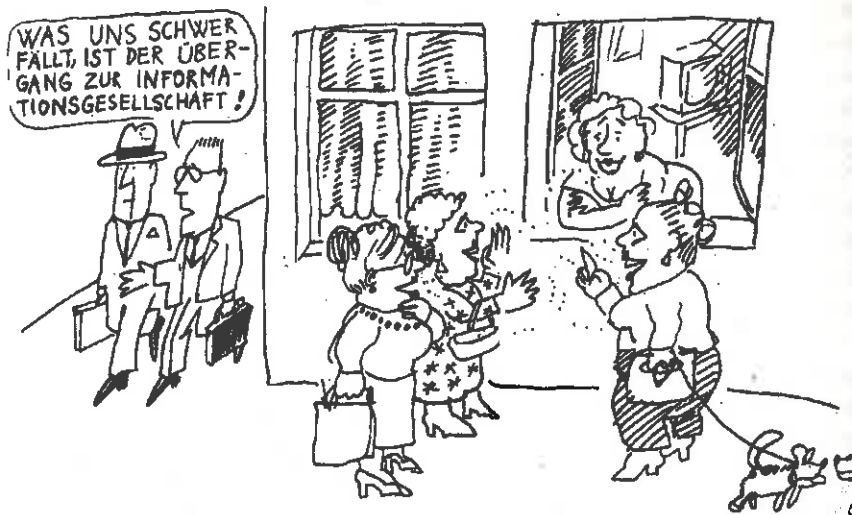
Neben allen Bemühungen, die Arbeitsgruppe ins Rollen zu bringen, stellten wir auch 'Außen-Kontakte' her. Dazu gehörten ein Briefwechsel mit dem "Ökolopoly"-Entwickler Frederic Vester sowie Gespräche mit einzelnen Informatikern und Pädagogen. Vor allem letztere zeigten sich interessiert an einer Zusammenarbeit.

Alle Diskussionen, Thesen und Fragen wurden in den AG-Treffen gesammelt, geordnet und gebündelt. Diese zunächst eher theoretische Ebene war schließlich Ausgangspunkt für einen konkreten Seminarvorschlag. Darin gehen wir ab vom eingangs angesprochenen 'Maximal-Vorschlag', weil unserer Meinung nach zunächst ein vorsichtiges Herantasten ans Thema vonnöten ist: ein Aufbrechen vieler Vorurteile, ein Abstecken der Grenzen der EKW, ein Versuch der Erarbeitung neuer Methoden und auch eine praktische Auseinandersetzung mit dem Computer.

Zwei Fragen stehen im Zentrum der ursprünglichen Idee zu "play it": Was ist ein Computer - konkreter: welche Systematik besitzt dieses technische Medium und wie prägt es ein Computerspiel? Und: Wo steht der Computer - anders ausgedrückt: In welcher Weise beeinflusst er über die Spiele die heutige Gesellschaft, insbesondere die Kommunikations- und Kreativitätsformen, und wie wirkt umgekehrt die Gesellschaft auf Computer und (Computer-)Spiele?

IM THEORETISCHEN WISSENSCHAFTSDISKURS wird ein Wechsel von der Kommunikations- zur Informationsgesellschaft konstatiert. Die Basis, auf der das Interpretament Kommunikationsgesellschaft gegründet wurde,¹ löse sich auf: Es gebe keine verbindlich und gruppenübergreifend vereinbarten, einheitlichen symbolischen Codes der Kommunikation mehr, alles vereinzele sich in informative Brocken, die nur noch als individuelle Erzählungen und Betrachtun-

¹ Insbes. nach Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie (1922). Tübingen 1980. Und darauf aufbauend: Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main 1981.



gen einen Zusammenhang ergäben.² Dieser Auflösungsprozeß intensiviert sich anhand der wachsenden Computerisierung der Lebenswelt. Empirisch läßt sich dieser Vorgang nicht immer in dem Maße bestätigen, wie theoretisch angenommen.³ Es steht jedoch außer Frage, daß der Alltag zunehmend computerisiert ist: Eisenbahnverbindungen und der Straßenzustand werden EDV-gesteuert vermittelt, Zeitungen und Bücher jedweder Couleur werden mit Hilfe von Textverarbeitung und Grafikprogrammen entwickelt und gestaltet, Geschäftsbriefe mit vermeintlich individueller Ansprache sind im Computer vorprogrammiert und standardisiert. Ein Ende der Entwicklung ist nicht abzusehen. Befördert wird hiermit der grundlegende Charakter der Moderne, die auf Flexibilisierung und Beschleunigung aus ist. Schon Anfang des Jahrhunderts hat Georg Simmel "in der Moderne ein Fehlen verbind-

² Vgl. zusammenfassend Gérard Raulet: Leben wir im Jahrzehnt der Simulation? Neue Informationstechnologien und sozialer Wandel. In: Peter Kemper (Hg.): 'Postmoderne' oder Der Kampf um die Zukunft. Die Kontroverse in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1988, S. 165-188.

³ Vgl. Götz Bachmann u.a.: Lebenswelt in der Arbeitswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro. Köln 1991.

licher, überdauernder Regeln erkannt"⁴. Grenzen, die ehemals bereits durch Fotografie, Radio, Telefon, Film und Fernsehen, aber auch z.B. durch Fahrrad, Eisenbahn und Automobil verrückt wurden, werden nun mittels der Informations- und Kommunikationstechnologien weiter abstrahiert, verschoben oder gar aufgehoben. Raum und Zeit sind scheinbar spur- und grenzenlos überwindbar, konkret z.B. mittels computergesteuerter Satellitentechnik.⁵

DIE SIMULATION VON WIRKLICHKEIT und die Informalisierung⁶ von Kommunikationsformen per Computer setzt dem Modernisierungsprozeß eine Krone auf, die mitspielt, wenn im Museumswesen der Ruf nach "Re-Auratisierung" der Dinge, nach neuen Bezügen zu dinglichen Wirklichkeiten erschallt, oder wenn im Kino - das nach einer Flaute in den 70er Jahren nun wieder Hochkonjunktur verzeichnet - so manche märchenhaft anmutende, mit irrationalen Elementen konstruierte Filmgeschichte vorbeiflimmert.⁷ Lebens-

⁴ Gottfried Korff: Umgang mit Dingen. In: Lebens-Formen: Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Hg. Fächergruppe Designwissenschaft - FB 3, Hochschule der Künste Berlin. Berlin 1991, S. 35-51; hier S. 46.

⁵ Vgl. Der Zerfall eines alten Raumes. Brüche in der Geschichte des Blicks. Ausstellungsmagazin. Hg. v. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst u.a. Berlin 1988. Und Helga Nowotny: Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt/Main 1990.

⁶ EDV bewirkt gleichermaßen eine Informalisierung und eine Standardisierung. Letztere kann mißverständlich auch als Formalisierung aufgefaßt werden. Der Begriff Informalisierung kennzeichnet die Auflösung mehr oder minder fest gefügter Verfahrens- und Kommunikationsformen in informelle, flexibel handhabbare und zugängliche 'Brocken'. Demgegenüber meint die - in gewisser Weise formalisierende - Standardisierung eine Vereinheitlichung der Einzelteile, der 'Brocken'. Interessanterweise lassen sich Informalisierung und Standardisierung gerade in der neueren Entwicklung der Programmiersprachen nachweisen. "Spaghetti-Code" (Basic) und modularer Programmaufbau (Pascal, Modula) sind out, das Zauberwort heißt nun "Objektorientierte Programmierung" (C++, TP 6.0): Die Programme werden aufgelöst in kleine, flexible 'Brocken', sogenannte "Objekte" mit eigenständigen Aufgabenstellungen und Wirkungsmöglichkeiten - kurz: es findet eine Informalisierung statt. Bei aller Komplexität dieser Vorgehensweise wird aber immer ein einheitliches Prinzip angestrebt - mithin eine Standardisierung.

⁷ Vgl. z.B. David Lynchs Film "Wild at heart" 1990, in dem Feen, Engel und Hexen Vermittlungsinstanzen von Brutalität und traumhafter Erlösung sind. Vgl. auch: Andreas Kilb: Echo aus einem düsteren Reich. David Lynchs Fernsehserie "Das Geheimnis von Twin Peaks". In: DIE ZEIT Nr. 37 v. 6.9.1991, S. 60. Oder auch Wim Wenders' "Bis ans Ende der Welt" 1991. Vgl. hier: Wim Wenders: Der Akt des Sehens. Essay. In: DIE ZEIT Nr. 37 v. 6.9.1991, S. 67.

welt wurde früher mitunter in interpretativer Abstraktion gezeigt und filmtechnisch verfremdet - etwa durch Zeitraffer und Zeitlupe, durch Schnitt-Technik und Montage. Die lebensweltlichen Aspekte waren jedoch noch als Abbilder konkreter Wirklichkeiten zu sehen.⁸ Seit Ende der 1980er Jahre breiten sich dagegen mystische Elemente in den Filmen aus, die Magie und Zauberwelt als phantastischen Teil der menschlichen Existenz in die Handlung einbeziehen und damit die Grenzen der dinglichen und natürlichen Wirklichkeit überschreiten. Freilich spielt bei dieser 'Irrealisierung' medialer und lebensweltlicher Wirklichkeiten nicht nur der Computer eine Rolle, doch kommt ihm eine zentrale Stellung zu, indem er als Medium für Auflösung und Veränderung in gesellschaftlichen Umgangsweisen und Verfahrensprozessen steht. Er kennzeichnet und befördert nicht nur symbolisch die irrealisierenden Grenzüberschreitungen von Zeit und Raum - "Bis ans Ende der Welt" wird ohne die praktische Hilfe des Computers anders gedacht.

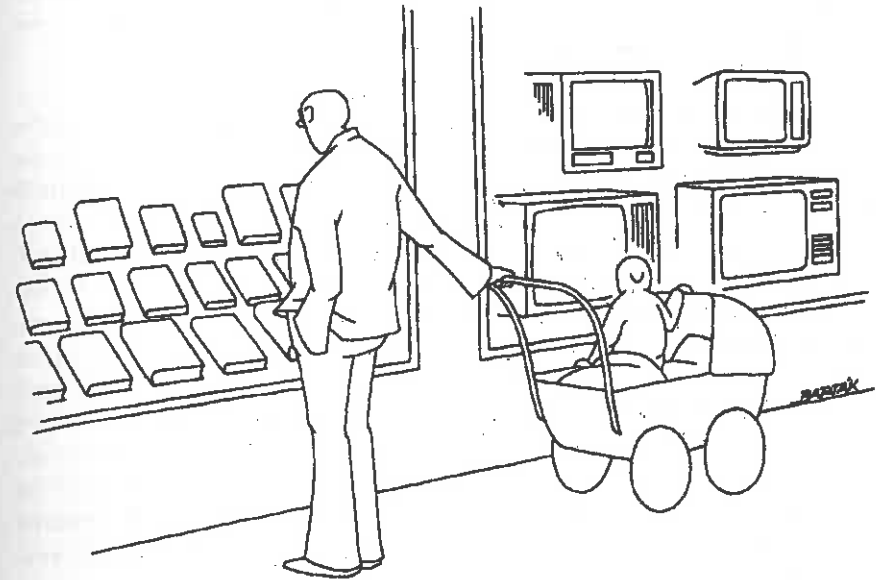
DIE YOUNGSTERS in den westlichen Gesellschaften spielen offenbar gerne mit Computerwirklichkeiten. Probleme werden häufiger von Älteren geäußert - ein Effekt, der z.B. auch bei der Einführung des Telefons zu verzeichnen war.⁹ Wenn in die direkte Kommunikation unter Menschen und zwischen Mensch und Umwelt (Hilfs-)Mittel eingefügt werden,¹⁰ bildet dies eine Abstraktion, deren Verständnis individuell und gesellschaftlich erst wachsen muß. Dies ist kein neues und kein unbearbeitetes Phänomen. Weder die Fragen, die angesichts der Computerisierung zu stellen sind, noch die konstatierten Berührungsängste erscheinen gänzlich neu. Eisenbahn und Auto, Film, Fernsehen und Telefon etc. wurden in ihrer Entstehungs- und Etablierungsphase auch von Seiten der Wissenschaften analysiert, des öftern verteufelt oder götzenhaft verehrt - wie heute der Computer. Und doch leben wir nun miteinander und nutzen die technischen Hilfsmittel zur - wie auch immer gearteten - Annäherung.

Die Computerisierung besitzt jedoch einen umfassenderen Wirkungsraum und eine subtilere Wirkungsart als die früheren Formen der Mediatisierung.

⁸ Vgl. z.B. Fritz Langs "Metropolis" 1927 oder Godfrey Reggios "Koyaanisqatsi" 1982.

⁹ Vgl. die Realsatire aus den 1950ern, die Hermann Bausinger beim Hagener DGV-Kongreß 1991 zum Besten gab: Beim Telefonanruf von der Tochter aus den USA an die Mutter, die in einem ländlichen Gebiet der BRD wohnt, kommt vor lauter Faszination über den bloßen Kontakt keine weiterführende Kommunikation zustande.

¹⁰ Weil die Kommunikation dadurch mittelbar wird, kann diese Einfügung als 'Mediatisierung' bezeichnet werden.



Dabei wird z.B. die gesellschaftliche Machtverteilung zwischen Individuen, Staat und Wirtschaft beeinflusst.¹¹ Diese Verschiebungen lassen sich mit Bourdieus Konzept der drei Kapitalarten fassen.¹² So findet ein Tauschgeschäft statt, wenn im Marketing kulturelles Kapital wie religiöse, ethische oder ideologische Werte zum Nutzen der ökonomischen Kapitalvermehrung der Unternehmen okkupiert wird.¹³ Auf ähnlicher Linie liegen die neuen Management-Konzepte, bei denen auf Fairneß, Menschlichkeit, Teamgeist

¹¹ Vgl. z.B. Jürgen Habermas: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/Main 1985. Habermas konstatiert diese Verschiebungen, ignoriert allerdings den technologischen Faktor der Computerisierung.

¹² Vgl. Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183-198.

¹³ Beispiele aus dem Werbebereich: Aussage eines Paares in einer Tourismuswerbung für Großbritannien: "Das gelobte Land hätten sie ganz woanders vermutet." In: IWZ 8/1992, S. 5. Tapetenwerbung: Über dem himmelblauen, mit Herzchen versehenen Sowjet-Signet Hammer und Sichel steht der Slogan: "Tapeten statt Musketen". In: Schöner Wohnen 9/1990, S. 73. Opel-Werbung: Neben einem Wartburg mit vier platten Reifen steht der Appell: "An dieser Panne sind viele schuld. Aber sicher nicht unsere neuen Mitbürger." In: ZEIT-magazin 24/1991, S. 30f.

u.ä. gebaut wird.¹⁴ Die neuen Management-Erkenntnisse und -Aktivitäten sind auch als Reaktion auf die Auswirkungen der Technisierung bzw. Computerisierung der Arbeitswelt zu verstehen.

DIE 'KAPITALEN TAUSCHGESCHÄFTE' sind zugleich Effekt und Bedingung des Individualisierungs- und Flexibilisierungsprozesses, in dem sich die Orientierungsmöglichkeiten der Menschen verändern: Was ehemals außerhalb marktwirtschaftlicher Interessen zu stehen schien, wird nun offen in diesem Rahmen funktionalisiert und profaniert. Die Funktionalisierung des kulturellen Kapitals erhöht aber auch seine Zugänglichkeit für verschiedene soziale Gruppen. Die Konstruktion und Herleitung der Orientierungen verläuft damit anders als noch in den sechziger Jahre, weil sich klare Oppositionen immer weniger bilden lassen: Nicht nur Feindbilder, sondern auch Halt gebende gesellschaftliche Pole wie Zugehörigkeit zu Familie oder Partei, Schicht und Beruf, Frauen- und Männerrollen wirken in ihrer Flexibilisierung irritierend.

Die Komplexität, mit der die Wirtschaft Zugriff auf alle kulturellen Entscheidungen sucht und in der sich die Gesellschaft allgemein zeigt, ist flexibel handhabbar mit Hilfe der EDV. Allein schon die statistische Auswertung, wie eine Werbekampagne beim Publikum ankommt, eine entsprechende Änderung des Konzeptes usw. ist mittels EDV wesentlich schneller und effektiver zu bewerkstelligen als mit den herkömmlichen Methoden.

Umgekehrt schafft der Computer durch seine Möglichkeiten immer neue Bedürfnisse, eine Eigendynamik, die sich auch bei Innovationen der Vergangenheit beobachten läßt. Hier war sie jedoch stets 'eindimensional': Mit der Eisenbahn konnten immer mehr Menschen oder Waren immer schneller und bequemer zu immer mehr Orten transportiert werden; das Prinzip des Fahrens von A nach B änderte sich jedoch nicht. Völlig neu beim Computer ist die ständige Innovation des Prinzips selbst, die Unübersichtlichkeit der Möglichkeiten, sein Eingreifen in alle Lebensbereiche und die Unmöglichkeit, ein Ende der Entwicklung abzusehen.

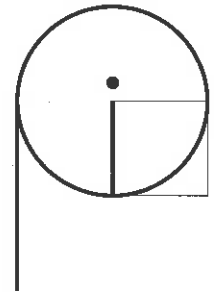
¹⁴ Vgl. etwa das Bertelsmann-Symposium "Für eine neue Kultur der Selbständigkeit. Der Abschied von starren Ordnungen - Mehr Selbstbestimmung und Kreativität in Wirtschaft, Politik und Verwaltung." Gütersloh 1991. Neue Ideen und Konzepte in dieser Richtung lassen sich auch finden in: INNOVATION. Management: Chancen für Gestalter in Wirtschaft und Kultur. Bonn. Diese monatlich erscheinende Zeitschrift versteht sich als "internationales Forum für Wirtschaft und Kultur".

Wie weit solche Ansprüche umgesetzt werden, steht auf einem anderen Papier.

Das "play it"-Logo.

Die Anfangsbuchstaben von "play it" - pi - ergeben die Ludolfsche unendliche Zahl π (3,141...), eine Konstante, die das Verhältnis von Kreisumfang zu Kreisdurchmesser angibt. Die Fläche eines Kreises berechnet sich aus dem Quadrat des Radius' multipliziert mit π . Wäre π eine endliche Zahl, gelänge die Quadratur des Kreises.

Eine grafische Umsetzung dieser zugleich banalen wie hochkomplexen Zahl erschien uns ein treffendes Symbol für "play it".



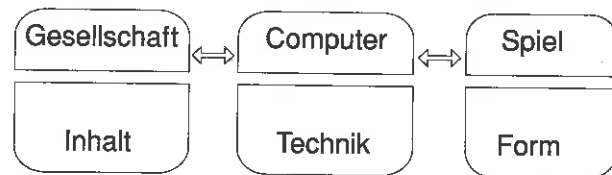
Die Zugänglichkeit komplexer Zusammenhänge hat sich auch für die Individuen ausgeweitet. Für sie ist der Aktionsrahmen jedoch eingeschränkt, weil die Programmierung und damit die Definition des Inhalts und der Form dessen, womit und wie sich die Nutzenden am Computer(spiel) beschäftigen, zumeist von ihnen nicht geleistet oder beeinflusst werden kann. Hier ist eine subtile Beeinflussung möglich, deren nähere Untersuchung z.B. im vorgeschlagenen Seminar interessant wäre.

TECHNIKKULTUR IN DER VOLKSKUNDLICHEN WELT In diesem Zusammenhang stellt sich die direkte Frage an das Objekt Computer: In welcher Weise ist er ein Medium; besitzt er eine eigene Wirkungsfunktion oder ist er nur Handwerkszeug, das keinen Einfluß auf die damit hergestellten Werke und ihre 'Sinngabe' besitzt? Im Falle des Computers schließt sich die Frage an, was Soft- und was Hardware ist, und wie sie sich gegenseitig bedingen. Besitzt etwa ein Bügeleisen diese unterschiedlichen Komponenten? Und wie verhält sich diese zweigeteilte Struktur gegenüber dem Film mit seiner technischen und seiner inhaltlichen Seite? Diese Fragen berühren die traditionelle volksculturelle Sachkulturforschung, die jedoch schon den Bereich der Medienforschung kaum behandelt und Computer bisher höchstens zur Inventarisierung benutzt - und auch das nur mit Hemmungen.

Solche Fragen sind es gewesen, die Lehrende und Studierende Abstand vom vorgeschlagenen Projekt nehmen ließen. Ein Einwand hieß: Nicht das Medium selbst, sondern die sozialen Gruppierungen und Wirkungen drumherum seien das Feld der EKW. Unsere Ausgangsfragen betonten dagegen den medialen Aspekt. Unseres Erachtens werden die sozialen Gruppierungen und Wirkungen um das Phänomen Computer jedoch erst dann angemessen verständlich, wenn gerade der technische Aspekt betrachtet wird. Der vorgeschlagene Seminarplan soll illustrieren, daß dies mit den

Methoden der EKW möglich ist. Ausgangspunkt bilden dabei marktgängige 'traditionelle' Spiele und Computerspiele, die in ihrer Art, Wirkung und Rezeption qualifiziert und kategorisiert werden können. Wichtig ist dabei einerseits, wenigstens ansatzweise interdisziplinär zu denken und zu arbeiten, andererseits die eigene Person in den Analyseprozeß mit einzubeziehen, d.h. sozusagen Selbstversuche zu machen, um den Computerwirkungen auf die Schliche zu kommen.

KOMMUNIKATION UND KREATIVITÄT In Computerspielen werden Wirklichkeiten simuliert. Dennoch verfügen sie über einen Bezug zu gesellschaftlicher Wirklichkeit. Dieser Bezug ist nicht konkret, sondern entsteht erst im Kopf der Nutzenden. Er ist allerdings im Programm angelegt, das verstehbar sein muß, um angewendet werden zu können, und daher bei aller phantastischen



"play it"-Denk-Modell

Fiktion und Simulation in der realen Gegenwart gründet. Die gesellschaftsbezogenen Inhalte werden über eine spezielle Technik - EDV - in eine ebenso spezielle Form gegossen - das Computerspiel. Dieser Form fehlen die sinnlichen Komponenten eines 'traditionellen' Spiels wie Spielbrett, -karte oder -stein, ihr sind dafür aber die Sinnlichkeit der Hardware¹⁵ und die abstrakte Wirklichkeit der Software¹⁶ beigefügt.

Computerspiele bieten in ihrer Simulation Anspielungen auf einen Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit über eine begrenzte Anzahl an Vorgaben und an beeinflussbaren Parametern. Es handelt sich demgemäß um

¹⁵ Vgl. hierzu die Begrifflichkeiten um die Hardware-Peripherie: "Maus" (Fauna), "Joystick" (Stab der Fröhlichkeit?, Freudscher Hebel?); die Tendenz zu (mehr) Farben, höherer Bildschirmauflösung, Soundkarten und dergleichen mehr; aber auch die zunehmenden Bemühungen der Hardware-Industrie um das äußere Erscheinungsbild ihrer Computer.

¹⁶ Es wird verstärkt Wert gelegt auf Detailgenauigkeit (die feindlichen Raumschiffe sind nicht mehr einfach rote Klötze, sondern funktionsgerecht wirkende Raumgleiter im Stil der "Enterprise"), dennoch bleibt die 'Wirklichkeit' meist comic-artig oder technisch abstrahiert. Derzeitiger Gipfel einer Meta-Medialisierung ist vielleicht der "Bundesliga-Manager", ein Spiel, in dem die Torszenen wie in einer Sportschau-Sendung auf dem Bildschirm eingeblendet werden - als Medium im Medium.

ein begrenztes Regelsystem, das in seiner Begrenztheit - anders als die reale Lebenswelt - überschaubar und insofern 'faßbar' ist. Dies gilt für die Nutzung wie für die Erforschung der Spiele. Gegenüber dem überschaubaren Regelwerk entwickeln sich Faszination und Ablehnung, kommunikative, aggressive oder kreative Potentiale der Anwendenden, je nach deren individueller Ausgangslage. Manche Geschicklichkeitsspiele erfordern zum Beispiel eine gewisse 'Sportlichkeit', die dem highscore-Prinzip "besser, höher, schneller" folgt und offenbar Frauen anders als Männer, junge Menschen anders als alte anspricht.

Die nach Geschlecht, Alter und sozialer Zugehörigkeit unterschiedliche Rezeption der Spiele führt zu ebenso unterschiedlichen kommunikativen und kreativen Verhaltensweisen den Spielen und den Spielenden gegenüber. Diese Unterschiede sind unter anderem auf den veränderten Lernaufwand bei Computerspielen zurückzuführen: Es müssen nicht mehr nur die Regeln des Spiels selbst gelernt werden, um das Spiel *spielend* anwenden zu können, sondern zusätzlich die Regeln des Computerprogramms. Hierzu ist ein mehr oder minder breites Verständnis der entsprechenden Fachsprache nötig wie auch ein gewisses Verständnis von Abstraktionen, die der Computer liefert - ob im Alltag, bei der Arbeit oder in der Freizeit. Die erforderliche Abstraktionsleistung bildet eine Grenze, die offensichtlich Generationen, Geschlechter und Sozialgruppen in unterschiedlichen Formen trennt und verbindet. Ebenso wie die Fachsprache, die als symbolischer Code begriffen werden kann, ist hier eine Kommunikationshilfe gegeben, die gruppenbildend zu wirken vermag: In Schulen, in Universitätsinstituten und anderswo ist zu beobachten, wie Computerfreaks sich mit ihrem Wissen profilieren, oder Computerskeptiker mit Füllfederhalter und Schreibblock Nostalgie konservieren und ihre (vermeintliche) Randständigkeit selbstbewußt pflegen.

DIE SPIELIDEE SELBST wird möglicherweise genauso entwickelt wie ehemals für Skat oder Monopoly. Realisation und technische Umsetzung dieser Idee bedürfen jedoch der neuen Instanz der Informatik. Augenfällig ist hier die Männerdominanz im Bereich der Programmierung. Auffällig ist aber auch die Abstinenz der Geisteswissenschaften, die sich vielleicht weniger für die technische Seite der Produktion, wohl aber für die inhaltliche zuständig zeigen könnten - wozu nicht technischer, sondern einfach gesellschaftswissenschaftlicher Sachverstand nötig ist. Es könnte etwa geklärt werden, welche Realitätsbezüge und Absichten ursprünglich in ein (Computer-)Spiel

gelegt werden sollten, wie diese im fertigen Produkt realisiert sind und wie sie rezipiert werden. Dies berührt nicht nur die Fragen nach Simulation und Wirklichkeit, sondern auch (griffiger) nach den Kommunikations- und Kreativitätsformen mit und gegenüber dem Computer - zwei Aspekte, die in der heutigen, hochaufgelösten und durchgestylten Gesellschaft von enthüllender Bedeutung sind.

Computerspiele sind dazu prädestiniert, soziale Konfigurationen und Gegenwartsbedingungen zu erforschen. Bestehende Nutzungskonzepte können in ihren negativen und positiven Dimensionen bezüglich kommunikativer Strukturen analysiert werden, Kreativitätspotentiale in der sogenannten Massen- und Konsumgesellschaft betrachtet und abgewogen werden. Dies ist nicht erst möglich, wenn Technik als solche in den Blick genommen wird - obwohl das der EKW gut täte. Bereits Forschungen zu den sozialen Gruppierungen und Wirkungen um den Computer herum geben Aufschlüsse über die komplexen Dimensionen Kommunikation und Kreativität. Diese öffnen zwar den Horizont für die Fragen nach Produktions- und Technikbedingungen wie auch nach dem Verhältnis zwischen Realität und Simulation, bekommen ihren eigenen Wert aber nicht erst durch diese Erweiterung - es war kein Technikguru, der vor geraumer Zeit mal sagte, daß der Weg das Ziel sei.

WEIT WEG VOM SCHÖNEN, aber wohl utopischen Projektvorschlag am Anfang, soll hier ein konkreter Vorschlag für ein Seminar stehen. Darin sind vor allem die Fragen und Probleme der Grenzziehung enthalten, denen wir nachspürten. Wir verstehen den Seminarvorschlag als Einstieg in ein bisher mißachtetes Thema: eine Möglichkeit, einerseits sich dem Komplex auf 'spielerische' Art zu nähern, andererseits EKW-Spezifika herauszuarbeiten, erste Fragen zu stellen und Grenzen abzustecken.

1. SITZUNG: EINFÜHRUNG, SPIELEN

Am Anfang steht der Vergleich 'traditioneller' Spiele mit Computerspielen. In einer Selbsterprobungsphase soll einerseits erkundet werden, wo die Unterschiede liegen, andererseits eine Definition der Begriffe "Spielen" und "Spiel" erstellt werden. Im einzelnen wird folgenden Fragestellungen nachgegangen:

- Was verändert sich, wenn 'traditionelle' Spiele (Mensch-ärgere-Dich-nicht, Schach, usw.) in der Computerversion gespielt werden?
 - Wo liegen die Unterschiede zwischen Einzel- und Gruppenspielen?
 - Welche Kommunikationsstrukturen bilden sich bei Gruppenspielen aus?
 - Berichte über die eigene Spielerfahrung: Was haben die Leute in Familie, Schule, WG etc. gespielt, was spielen sie jetzt, welche Erfahrungen haben sie dabei gemacht?
 - Gibt es Studierende mit Computerspiel-Erfahrung (z.B. auch indirekt, durch die Beobachtung von MitbewohnerInnen, jüngeren Geschwistern)?
 - Welche Kategorien von Computerspielen lassen sich unterscheiden?
- Davon ausgehend sollten nun grundsätzliche Fragen und Probleme zum Thema angeschnitten werden:
- Was ist Hard-/Software? Diese zunächst banal klingende Frage wird schnell spannend, wenn man versucht, die Antworten auf 'normale' Spiele zu übertragen.
 - Was ist Technik? Wie wirkt die Technik auf den Menschen und umgekehrt? Wo sind die Berührungspunkte und -ängste dieser Beziehung?

2. SITZUNG: PLANUNG

Hier werden Seminarstruktur, -ziel und -form besprochen, Literatur angegeben und die Arbeitsgruppen eingeteilt. Außerdem müßte der empirische Teil (v.a. Sitzung 8 und 9) vorbereitet werden.

3. SITZUNG: ZEITSCHRIFTEN, VERMITTLUNG (Referat)

Computer-Zeitschriften sind eine ergiebige Quelle. Fündig wird man in

- Zeitschriften, die sich ausschließlich mit Spielen beschäftigen und z.B. Lösungswege für sogenannte "Adventure-Spiele" veröffentlichen,
- den eigentlichen Computer-Fachzeitschriften, die einen in der Regel kleineren "Spiele-Teil" anbieten und
- den Anzeigen, in denen Spiele angepriesen werden.

Diese Quellen sollen anhand folgender Fragen untersucht werden:

- Wie werden die Spiele angepriesen, welche 'Qualitäten' werden hervorgehoben?
- In welche Kategorien werden die Spiele eingeteilt?
- Wie werden Spiele-Tests durchgeführt? Welche Bewertungsmaßstäbe liegen zugrunde?

- Welche Charakteristik hat der Fachjargon?
- Lassen sich soziale Spezifika herausarbeiten? Stichworte: Bildung, Alter, Geschlecht, ...

4. SITZUNG: KOMMUNIKATION IN DER (SOG.) INFORMATIONSGESELLSCHAFT (Referat)

- Theorien zur Kommunikationsgesellschaft: Habermas
- Theorien zur Informationsgesellschaft: Raulet

Fragestellungen und Zielsetzung ergeben sich insbesondere aus dem Theorieteil dieses Berichts. Das Referat soll eine theoretische Grundlage für die folgenden Sitzungen legen. Zusätzlich könnte hier eine Mischung aus Expertenbefragung und 'Betroffeneninterview' stehen: Es gibt am Institut (aber auch anderswo, z.B. bei den Informatikern) etliche Leute, die selbst zu den 'Computer-Cracks' zählen, andererseits aber auch in der Lage sind, sich selbst kritisch zu hinterfragen.

5. SITZUNG: MEDIEN-'WIRKLICHKEIT' UND REALITÄT (Referat)

- Wo erscheint der Computer: Arbeit und Freizeit
- Wer produziert für wen und zu welchem Nutzen?

In der Dokumentation des bereits erwähnten Büro-Projekts finden sich hierzu Anregungen und Literaturhinweise. Außerdem existierte eine Arbeitsgruppe am LUI, die sich aus dem Tutorium "Simulierte Wirklichkeiten" herausbildete. Deren Arbeitsergebnisse könnten sicherlich mitverwertet werden.

6. SITZUNG: SPIEL-ANALYSE (Referat)

Ausgehend von den Erfahrungen aus der ersten Sitzung soll sich eine Arbeitsgruppe mit verschiedenen methodischen Ansätzen der Spielpraxis nähern. Im Vordergrund steht dabei die Beobachtung: Es geht darum,

- selbst zu spielen und sich dabei zu beobachten,
- zusammen mit anderen spielen und sich gegenseitig zu beobachten,
- andere beim Spielen beobachten,
- vielleicht auch Fremde über ihre Erfahrungen, Selbstbeobachtungen und Beobachtungen zu befragen

Fragestellungen, Beobachtungsschwerpunkte oder Ansatzpunkte dazu wären etwa:

- Spielsituationen
- Sozialgruppen
- Verhalten vor und mit dem Computer
- Aggression
- Begeisterung und Ablehnung
- Kreativität

7. SITZUNG: GRENZZIEHUNGEN/SPIELARTEN (Referat)

Es soll versucht werden, eigene Spiel-Kategorien zu entwickeln. Unterschieden werden könnten beispielsweise

- Gruppen-/Einzelspiele
- Gegenwarts-/Geschichtsbezug
- 'Realität'/Fantasy (geht diese Unterscheidung überhaupt?)
- 'Krieg und Frieden' (Aggressionsauf- bzw. -abbau)
- Spiele, die Kreativität fördern/verhindern
- Gesellschaftskritische/affirmative Spiele

Neben eigenen Ordnungskategorien sollten schließlich auch Analysekatoren entwickelt werden. Für die Vorbereitung hilfreich dürften folgende Fragen sein:

- Studien zu Computerspielen: Verhältnis Theorie und Wirklichkeit
- Index: Welche Spiele werden indiziert? Aus welchem Grund? Mit welcher Wirkung?
- Kritik an der Kritik: Wie praxisnah sind bestehende Untersuchungen? Welche Erkenntnisse wurden erzielt? Wie werden die Ergebnisse von den Betroffenen beurteilt?

8. SITZUNG: REZEPTION (Referat)

Zunächst sollte darüber gesprochen werden, was "Rezeption" im Zusammenhang mit Computerspielen bedeutet. Dazu kann der Vergleich mit anderen Medien hilfreich sein. Vor allem aber bietet sich hier eine empirische Untersuchung an. Im einzelnen könnte nach folgenden Ansatzpunkten vorgegangen werden:

- Wie wurden bzw. werden andere Medien benutzt (Buch, Radio, Video, etc.)? Wie sieht dabei die historische Entwicklung aus? Wie wurde das Für und Wider kurz nach Einführung eines Mediums diskutiert?
- Was sagen bestehende Forschungsarbeiten aus? Welche (empirische) Vorgehensweise liegt zugrunde? In welchen Punkten sind sie zu kritisieren?

Der eigene empirische Teil könnte mit folgenden Methoden arbeiten:

- Fragebogen in Schulen verteilen
- Interviews mit Jugendlichen
- Gruppeninterview
- Beobachtung von einzelnen/Gruppen bei sich zuhause

9. SITZUNG: PRODUKTION (Referat)

Hier sollen die 'Spezialisten' zu Wort kommen. Zum einen wären dies universitäre Gesprächspartnerinnen und -partner (bei der Informatik, der Computer-Linguistik, der BWL, usw.), zum anderen solche aus Computer-Theorie und -Praxis (hier dann vor allem auf Seiten der Spiele-Herstellung), die schriftlich befragt oder auch interviewt werden könnten. Produktiv könnte auch eine Auseinandersetzung mit FachjournalistInnen sein.

Interessant sind dabei Fragen nach

- Marktlage, -führung
- beliebte/unbeliebte Spiele
- Zielgruppen-Produktion
- Technik

Erste Anfragen müssen natürlich bereits im Vorfeld laufen (von der Seminarleitung), aber von der Referatsgruppe vertieft und vor allem ausgewertet werden.

10. SITZUNG: SCHLUSS

- Zusammenfassung der Ergebnisse
- Selbstreflexion
- Geht was weiter (Projekt, Buchdok., eigenes Spiel)?

DIE EKW IST BIS HEUTE, was das Thema Computer anbelangt, weder Warn- noch Kompensations- oder Akzeptanzwissenschaft, sondern fast durchgängig Ignoranzwissenschaft. Dies erfuhren wir auch mit "Play-it" - zunächst im Institutsrat, dann bei der Institutsvollversammlung und schließlich im Kolloquium. Die Reaktion lautete immer wieder: "Da habt ihr schon irgendwie recht, *aber* ..." Und obwohl viele Studierende Interesse bekundeten, blieb der konkrete Zuspruch letztlich aus. Das brachte uns zu der Vermutung, daß die Computerfrage auch eine 'Scheinfrage' ist: Wäre der Zuspruch ein anderer, wenn "play it" ein Seminar wäre, für das es auch einen Schein gibt?

Das verbleibende "Aber" läßt sich sehr knapp zusammenfassen: Das Thema Computer ist zwar präsent und "irgendwie" auch EKW-relevant. Die *Relevanzfrage* wurde im angesprochenen 'Medienplenum' des Kolloquiums 91/92 zwar diskutiert, eine Antwort blieb jedoch aus. Das Thema scheint zu komplex, und Lehrende wie Studierende fühlen sich entweder nicht zuständig oder nicht kompetent. Die *Kompetenzfrage* stellt sich aber - wenn überhaupt - höchstens so: Was macht einen Informatiker kompetenter als eine EKWlerin? Das Argument, man verstehe nichts von der Technik, zählt nicht. Genaugut könnten die Informatiker sagen, sie verstünden nichts von den Menschen und könnten darum keine Computer bauen.

Bei allen Erklärungen derjenigen, die eine ablehnende Haltung zum Thema Computer einnahmen, ließ sich eines deutlich herauslesen: Angst. Das kann die Angst sein, nicht zu begreifen; Angst, nicht begreifbar machen zu können; Angst vor einem Gegenwartsthema; Angst, sich aufs glatte Eis zu begeben und zu versagen; Angst, ins Fahrwasser der *high tech*-Ideologen zu geraten; kurz: Berührungsangst. Dabei schien Berührung doch immer die Stärke der EKW zu sein.



Oder doch nicht? - Im Mai wurde dem Institutsrat der hier dokumentierte Abschlußbericht vorgelegt. Er sollte als Grundlage dienen, unsere Ergebnisse auszuwerten und am Thema weiterzuarbeiten. Die darin entwickelten Konzepte und Ideen sollten nach Möglichkeit in einem Seminar oder Projekt umgesetzt werden. Auch dieser Bericht wurde mit wohlwollendem Interesse gelesen; wieder wurde Bedarf erklärt, wurde diskutiert und nachgedacht. Die Bekundungen mündeten in den - von uns abgelehnten - Vorschlag, wir sollten "play it" als autonomes Seminar anbieten.

Erneut scheint für das Thema nur ein Platz am Rand der wissenschaftlichen Strukturen zu bestehen - als Feigenblatt volkskundlicher Computer- und Gegenwartsforschung.

LITERATUR

- Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig 1991.
- Bachmann, Götz u.a.: Lebenswelt in der Arbeitswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro. Köln 1991.
- Baudrillard, Jean: Das fraktale Subjekt. In: Ästhetik + Kommunikation 67/68 (1987), S. 35-38.
- Benschmidt, Anja: Test eines Computerspiels auf dem Museumsschiff. In: Hans-Hermann Groppe, Frank Jürgensen (Hg.): Gegenstände der Fremdheit. Museale Grenzgänge. Tagungsdok. Marburg 1989, S. 225f.
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183-198.
- Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (Hg.): Vom kreativen Umgang mit Computern. Möglichkeiten und Grenzen in der Jugendkulturarbeit. Remscheid 1988.
- Eckert, Roland u.a.: Im Schatten der Computer-Mythen. Zur kulturellen Praxis und den Spezialkulturen von Hackern, Programmierern, Crackern und Spielern. Eine ethnographische Untersuchung. Vorgelegt beim Bundesministerium des Innern. Trier 1990. (Unveröffentlichtes Manuskript)
- Flusser, Vilém: Ins Universum der technischen Bilder. Göttingen 1990.
- Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/Main 1985.
- Ders.: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main 1981.

- Horx, Matthias: Chip Generation. Ein Trip durch die Computerszene. Reinbek 1984.
- Kemper, Peter (Hg.): 'Postmoderne' oder Der Kampf um die Zukunft. Die Kontroverse in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1988.
- Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Abschied von der Aufklärung? Perspektiven der Erziehungswissenschaft. Opladen 1990.
- Leroi-Gourhan, André: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst. Frankfurt/Main 1988.
- Nowotny, Helga: Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt/Main 1990.
- Raulet, Gérard: Leben wir im Jahrzehnt der Simulation? Neue Informationstechnologien und sozialer Wandel. In: Peter Kemper (Hg.): 'Postmoderne' oder Der Kampf um die Zukunft. Die Kontroverse in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1988, S. 165-188.
- Rötzer, Florian (Hg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/Main 1991.
- Scharfe, Martin: Die Volkskunde und ihre narzißtische Utopie. In: Kuckuck - Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Heft 2, S. 33-36.
- Ders.: Volkskunde in den Neunzigern. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Heft 28, S. 65-76.
- Schindler, Friedemann: Computerspiele zwischen Faszination und Giftschrank. Bremen 1992.
- Sloterdijk, Peter (Hg.): Vor der Jahrtausendwende: Bericht zur Lage der Zukunft. 2 Bde. Frankfurt/Main 1990.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie (1922). Tübingen 1980.
- Weingart, Peter (Hg.): Technik als sozialer Prozeß. Frankfurt/Main 1989.
- Weizenbaum, Joseph: Kurs auf den Eisberg. Die Verantwortung des Einzelnen und die Diktatur der Technik. München 1987.
- Der Zerfall eines alten Raumes. Brüche in der Geschichte des Blicks. Ausstellungsmagazin. Berlin 1988.

'Frauenkultur' zwischen Nischenexistenz und Gegenöffentlichkeit

'Frauenkultur' - sei sie nun autonom organisiert, mit öffentlichen Mitteln gefördert oder in anerkannten Institutionen integriert - wird von Veränderungen tangiert, die mit Umstrukturierungsprozessen auf dem Weg in eine postindustrielle Gesellschaft zusammenhängen. In ihrem Verlauf verschieben sich Funktionen und Bedeutungen von Kultur. Angesichts immer größer werdender Gruppen arbeitsloser Frauen und Männer, marginalisierter AkademikerInnen, nicht mehr gebrauchten und noch nie gebrauchten Menschen als eine Folge wirtschaftlicher und sozialer Umstrukturierungen stellt sich Kultur als das politische Mittel heraus, soziale Konflikte zu steuern. Die Konzepte variieren leicht nach politischer Grundrichtung: Während auf der Seite der regierenden Konservativen vor allem die Strategie "Kultur als inszeniertes Riesenspektakel zur eigenen Selbst-Repräsentation und symbolischer Machtschau", "Kultur als Kompensation" und "Kultur als Wirtschaftsfaktor" (Leggewie 1989:184ff.) verfolgt werden, lautet die sozial-liberale Handlungsanleitung für kommunale Politik ungefähr so: Möglichst kostengünstige, auf Selbsthilfe angelegte, kleinräumige Identifikationsangebote zu fördern und eher den Rahmen als den Inhalt von Kulturarbeit zu kontrollieren (vgl. Wolfgang Hippe 1989:190ff.). Wichtig ist aber, sich die Konsequenzen solcher Kulturpolitik deutlich zu machen. Das Auseinanderfallen übergreifender Öffentlichkeiten in kleine Gruppen und winziger werdende soziale Zusammenhänge, bei gleichzeitiger Etablierung eines "zweiten Arbeitsmarkts" auf ABM- und unterbezahltem Werkvertragsniveau sind die Folgen (vgl. Bettina Heinrich/Sabine Trosse 1991).

Unseren Vortrag anlässlich der Gründungsfeierlichkeiten des "Vereins zur Förderung von Frauenkultur Esslingen e.V." haben wir "Frauenkultur zwischen Nischenexistenz und Gegenöffentlichkeit" genannt. Die ursprüngliche Titeldie - "Frauenkultur? Das gibt es doch gar nicht!" - haben wir trotz aller Skepsis doch wieder verworfen. Die neue Frauenbewegung ist eng mit linken Politikprojekten verbunden. Wie die am Marxismus orientierten Gesellschaftstheorien werden auch feministische Theorien in die Reihe 'großer Erzählungen' gestellt, die abdanken sollen. Aber auch innerhalb der Frauenbewegung wurden und werden schmerzhaft Auseinandersetzungen

geführt, die dazu beitragen, daß vielen die Kategorie 'Frau' als Identifikationsangebot und gemeinsame 'wir-Basis' nicht mehr genügt. Einige Begriffe haben wir in Anführungszeichen gesetzt - immer dann, wenn wir befürchteten, durch Definitionen einzuengen oder Unterschiede zu glätten.

'FrauenKultur', 'FrauenAusstellung', 'FrauenMuseum', 'FrauenKunst'... werden die Begriffe *Ausstellung*, *Kunst*, *Museum* und *Kultur* mit der Vorsilbe 'Frauen' verbunden, beraubt sie das ihrer Reputation (Gisela Breitling 1991:48). Die Künstlerin Gisela Breitling hat aus der Abwertung und Lächerlichmachung von 'Frauenkunst' in der Öffentlichkeit ihren eigenen Schluß gezogen. Das Anrüchige, das eigentlich Skandalöse an Frauenkunst sei, daß diese die von der männlich geprägten Kunst- und Kulturtheorie erfolgreich aufrechterhaltene Illusion von 'Geschlechterneutralität' im Bereich der Ästhetik und auf dem Kunstmarkt deutlich entlarvt. Das schlechte Image von 'Frauenkunst' als aggressive Abwertungsleistung des irritierten Männerkartells im Kulturbereich gilt ihr als bester Beweis für die Notwendigkeit von Frauenkultur und Frauenkunstprojekten. (Vgl. ebda.:49)

'Häkelkunst', 'Betroffenheitskultur', 'distanzlos weiche Wabberigkeit', 'voll Esoterik und Problemwucht' und 'spezifisch weiblicher Dilettantismus' - das sind Abqualifizierungen von 'Frauenkultur', die nicht ausschließlich Männer hervorbringen. Sie verweisen vielmehr auf ein Dilemma, das nicht allein durch Denunziation von Seiten der herrschenden Kultur erklärt werden kann: Frauen selbst haben bei ihren Kämpfen um mehr öffentliche Artikulationsräume, bei ihrer Suche nach eigenen Identitäten jenseits patriarchaler Zwangszuschreibungen Definitionen und Praktiken von 'Frauenkultur' er- und gefunden, die auch einengen und festlegen können. Wir fanden es wichtig, dieser Kritik nachzugehen. Welche Geschichte, welche Gründe haben solche Stereotypen und Selbstidealisierungen von 'Frauenkultur' als 'weiblicher Kultur'?

Eine Diagnose von Ingrid Strobl lautet: Teile der Frauenbewegung haben seit der Mitte der 70er Jahre aus der Not eine Tugend gemacht und den einseitigen Opferstatus umgedreht in die "Mystifizierung apriorischer Qualität" (Ingrid Strobl 1989:69).

Der Konflikt zwischen Autonomie oder Integration, zwischen Gleichheit und Differenz, der sich im Bereich der 'Frauenkulturarbeit' abzeichnet, ist nicht neu und schon aus Wissenschaft und Politik bekannt: Der Marsch durch die Institutionen - also Integration in bestehende Kulturinstitutionen - funktioniert schon seit 25 Jahren für Frauen nicht, oder nur für eine kleine Gruppe aus Alibigründen notwendiger, erfolgreicher Frauen. Der Aufbau

autonomer, unabhängiger und eigener Strukturen und Orte für Frauen verkommt leicht zum Rückzugsgebiet, zur Nische, zum Randbezirk ohne Möglichkeiten, auf die Zentren der Kulturproduktion noch einwirken zu können. Aber auch dort ist 'Frauenkulturarbeit' von konservativer Politik benutzt- und vereinnahmbar.

Wir möchten versuchen, diesen Konflikt mit einem Ausflug in die feministische Theorie zu beleuchten. Ist Kultur von, für und mit Frauen = 'Frauenkultur'? Oder ist Spezifischeres gemeint: Läßt sich Frauenkultur am feministischen Engagement erkennen? Oder ist dies eine Definition, die bereits wieder einengt und nicht mehr als festgefahrene Positionen zu bieten hat?

Feminismus als politische Bewegung und persönliche Identität ist kein abgeschlossenes Projekt, sondern ein lebendiger Prozess; auch keine einheitliche Konstruktion, sondern ein Ineinander und Auseinander unterschiedlichster Denkbewegungen. Die Einteilung in vier Standpunkte, wie wir sie von Brunhilde de la Motte (vgl. 1991) übernommen haben, ist keineswegs allumfassend: Nicht jede Frau wird sich darin wiedererkennen, auch hat sie alle üblichen Nachteile von Typologisierungen. Sie ist idealtypisch, statisch-festlegend, etikettierend, aber eben ein Hilfsmittel, um vergleichen und Unterschiede prägnant und zugespitzt herausarbeiten zu können. Neue Entdeckungen von Differenzen zwischen Frauen sind möglich und wahrscheinlich. Uns ist es wichtig zu verdeutlichen, daß die Theoriebildung der Frauenbewegung den Charakter der Unabgeschlossenheit trägt und insofern als ein plurales Projekt zu verstehen ist.

1. **'LIBERALER' FEMINISMUS** Liberaler Feminismus kämpft vor allem für die ökonomische, rechtliche und politische Gleichstellung von Frauen in der Gesellschaft. Er ist 'das Nachholen' der Französischen Revolution für Frauen, geprägt von humanistischen Werten der Aufklärung wie dem Recht des Individuums auf Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit. Alle Erfahrung zeigt, daß er Frauen in paradoxe Situationen zwingt: Allein Chancengleichheit für Frauen zu fordern, ist insofern eine Illusion, als sie nur für eine kleine Gruppe privilegierter Frauen realisiert werden kann - und auch diese bezahlen einen hohen Preis dafür.

Die Konsequenz dieser Denkweise wäre nicht ein "Verein zur Förderung von Frauenkultur", sondern die Auffassung, daß Frauen den Marsch durch die Institutionen wagen müssen, um sich zu verwirklichen.

2. **'RADIKALER' FEMINISMUS** Radikale Feministinnen formulieren ihre Position auch als Kritik an humanistisch geprägten Ansätzen in der Frauenbewegung. In ihrer Perspektive läßt das Streben nach Gleichberechtigung in der patriarchalen Gesellschaft generelle Strukturen unangetastet und sieht Defizite vor allem im Verhalten von Frauen. Bei der Etikettierung 'radikaler Feministinnen' ist besondere Vorsicht geboten: Einerseits, weil diese Variante in unserer Gesellschaft am wenigsten Akzeptanz findet und wir nicht zur Marginalisierung feministischer Theorien beitragen möchten. Andererseits aber halten wir es für notwendig, auf die Gefährlichkeit einiger Ansätze hinzuweisen, die sich letztlich auf biologische Unterschiede als Hauptform der Unterdrückung von Frauen durch Männer berufen, um die Differenz der Geschlechter zu erklären. Neu und wichtig an den Ansätzen radikaler Feministinnen ist das Thematisieren "blinder Flecken" der westlichen Frauenbewegung: Ihre Kritik an den Dichotomisierungen des westlichen, mechanistischen Weltbildes, das Männern den aktiven, kulturschaffenden Part, Frauen aber den 'anderen', passiven, der Natur zugewandten Part zuordnet, richtet sich gegen die Unterdrückung der 'traditionellen kulturellen Tätigkeiten' von Frauen wie Gebären, Kindererziehung, Hausarbeit. "Ziel ist eine neue Gesellschaftsordnung, in der Weiblichkeit nicht mehr abgewertet wird." (Chris Weedon 1991:14/15) Kurzfristig wird als einzig mögliche Strategie Separatismus verfolgt, um jenseits patriarchaler Strukturen 'echte Weiblichkeit' leben zu können (vgl. ebda.).

Kritikerinnen des radikalen Feminismus sehen die Gefahr der Ontologisierung, das heißt einer Festschreibung bestehender Geschlechterzuschreibungen mit umgekehrten Vorzeichen. Manche Ansätze argumentieren gar mit 'einer wesensmäßigen Höherwertigkeit' von Frauen oder einer besonderen Beziehung zur Natur und zu besonderen mythischen und spirituellen Kräften (zum Beispiel Mary Daly). Die auf essentialistische Weiblichkeitsbilder zielende Utopie einer matriarchalen Gesellschaft wird durch Rückgriff auf eine weit zurückliegende Vergangenheit mehr phantasiert, als daß sie rekonstruiert werden könnte (zum Beispiel Heide Göttner-Abendroth). Mit dieser Kritik an bestimmten Tendenzen innerhalb der hier als 'radikal' gekennzeichneten Positionen wollen wir aber keineswegs für das Aufgeben bereits errungener autonomer Räume und Strukturen eintreten.

3. **'LINGUISTISCHER' FEMINISMUS** Eine dritte Variante feministischer Denkart und Theoriearbeit, der bei Brunhilde de la Motte sogenannte linguistische Feminismus, ist mit den Namen der Wissenschaftlerinnen Hélène Cixous,

Julia Kristeva und Luce Irigaray verbunden. Ihre Ideen und Theorien gelten als schwierig und verstiegen, weil die poststrukturalistischen Konzepte, mit denen sie arbeiten, eine Attacke gegen viele in unserer Kultur tief verwurzelt und als 'natürlich' angesehenen und wahrgenommenen Dichotomien und Kategorien darstellt. Kristeva, Cixous und andere haben damit begonnen, Methoden aus der Sprachwissenschaft und linguistische Erklärungsansätze auf die Erforschung von und das Nachdenken über kulturelle Gegebenheiten anzuwenden - Kultur also als Sprache oder Text zu analysieren. Grundlegend ist dabei die Einsicht, daß Bedeutungen, Bedeutungsträger und die realen Verhältnisse nicht identisch sind. Wie im System der Sprache eine Silbe erst durch ihren jeweiligen Stellungen- und Bedeutungskontext einen Wortsinn erlangt und als solches auf etwas wiederum drittes verweist, so sind auch die Phänomene der Kultur nicht mehr an und für sich zu untersuchen, sondern nur durch die diskursiven Prozesse, in denen ihre historisch-spezifische Bedeutung konstituiert wird. Die Linguistinnen verweisen sowohl die Vorstellung einer universellen Dichotomie von männlich-weiblich, als auch die Kategorie eines autonomen, kohärenten, beständigen und abgegrenzten Subjekts in den Bereich des Irrationalen. Ihrer Auffassung nach konstituiert sich Identität vielgestaltig in und durch verinnerlichte Differenzen (vgl. Brunhilde de la Motte 1991:126ff.) Unter den Bedingungen des Patriarchats sind Frauen eigentlich inexistent: Sie haben keinen Ort, keine eigenständige Intellektualität, keine Stimme, sind "Schatten-Wesen" (Christina von Braun 1991). Um überhaupt authentisch sprechen zu können, müssen Frauen versuchen, an einen Ort zu gelangen, der von den herrschenden Männer-Diskursen und den mit ihnen verknüpften Institutionen nicht völlig besetzt ist. Für Cixous und Irigaray ist dieser mögliche Ort das Unbewußte und der weibliche Körper. Die Befreiungsmöglichkeit der Frau liegt in der Entdeckung und Entwicklung einer dem Patriarchat entgegengesetzten, nicht mehr auf Rationalität bezogenen Sprache, deren Quelle in einer als diffus, flächig, flüssig und auf Genuß ohne Ende ausgerichteten anderen Sexualität von Frauen liegen soll. (Vgl. Brunhilde de la Motte 1991:127) Gelingt es, diese neue Sprache zu erfinden, können Frauen nicht nur zu sich selbst finden, sondern beginnen, die gesamte männerdominierte Kultur zu "dephallozentrieren" (vgl. Hélène Cixous 1991). Kritikerinnen dieser Feminismusposition wenden sich vor allem gegen den impliziten, mindestens meta-theoretisch verankerten, biologistischen Tenor (vgl. Sarah Franklin/Celia Lury/Jackie Stacey 1991:10). Daß der weibliche Körper jenseits aller Geschichte und aller Vergesellschaftung zum unbeschriebenen, widerständigen

Ort einer wirklichen Weiblichkeit werden könnte - wie sollte das gehen? Gerade Frauenkörper sind gezeichnet, sie tragen Spuren, Wunden, Einschnürungen, sind verformt (vgl. Ingrid Strobl 1989a:111/112). Negativ eingeschätzt wird auch eine Tendenz zur Verwischung von Machtstrukturen und Dominanzbeziehungen (vgl. Sarah Franklin et al. 1991:9). Ein weiteres Problem dieses Ansatzes liegt in seiner elitären Exklusivität. Konsequenzen für eine politische Praxis gibt es keine, insofern als es eine politische Praxis eigentlich nicht zu geben scheint. Die kulturelle Praxis des Schreibens, der *Écriture Feminine*, hat aber neben schwer zugänglichen auch einige sehr schöne, sehr befreiende Texte hervorgebracht, die sich vehement gegen die fundamentale Abwertung der Sexualität von Frauen in unserer Kultur wehren.

4. **'MATERIALISTISCHER' FEMINISMUS** Damit kommen wir zur vierten und letzten der von Brunhilde de la Motte idealtypisch herausgestellten, bedeutenden Strömungen innerhalb des weiten Feldes gegenwärtiger feministischer Denkanstrengungen: Was bei ihr 'marxistisch' orientierter feministischer Diskurs heißt, haben wir in Anlehnung an die Wortschöpfung der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Cathreen Belsey in 'materialistischen Feminismus' umgetauft. (Vgl. Cathreen Belsey 1990)

Wichtig ist hier, daß Frauenunterdrückung nicht von vornherein als universell angenommen wird, sondern ihre Herausbildung und Institutionalisierung über eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung in sozial stratifizierten Klassen-, Kasten- oder Schichtstrukturen erklärt wird. Dadurch eröffnet sich eine Perspektive auf Trennendes und Unterschiede zwischen Frauen, beispielsweise auch darauf, die Position von Frauen im Kontext weltweiter Rassismen zu denken. Das Verständnis materialistisch orientierter Feministinnen von den Auswirkungen der ökonomischen Stellung von Frauen auf kulturelle und ideologische Bereiche hat sich in der Vergangenheit sowohl eingeschränkt als auch ausdifferenziert. Die Forderung formaler Gleichstellung von Frauen innerhalb der wirtschaftlichen Produktion gilt als nicht mehr ausreichend, um die Herabsetzung von Frauen zu beseitigen. Diese Einsicht hat einerseits zu einer Kritik ökonomischer Theorien, insbesondere zu einer Erweiterung des androzentrischen 'Arbeits'-Begriffs geführt, andererseits die Blicke stärker auf die Bedeutung von Sprache, kulturellen Praxen und Institutionen gelenkt.

Ökonomische Reduktionismen wurden auch dadurch überwunden - und hierin besteht die oben angesprochene Erweiterung des materialistischen

Ansatzes, daß die Sphären von Ökonomie und Ideologie/Kultur nicht mehr als getrennte Bereiche, die sich wie auch immer wechselseitig bedingen, vorgestellt werden, sondern im Denken (wie auch in der Realität?) eine gegenseitige Durchdringung, ein In-Eins-Setzen beider Bereiche stattgefunden hat: Kultur und Ideologie können jetzt als historisch-materialistische Praxis analysiert werden. Dabei lehnen die Materialistinnen wie die Linguistinnen jede wesensmäßige Zuordnung ab und betonen damit das Hergestellte, das Gemachte kultureller Prozesse und also ihre Veränderbarkeit. Die wichtigsten Auswirkungen dieser Theorieströmung auf die politische und kulturelle Praxis von Frauen sehen wir in einer beständigen Warnung vor Idealisierungen aller Art (vgl. Cathreen Belsey 1990:8). Nicht, wenn wir uns mit der Kultur von Frauen beschäftigen, ihre sozialen und ökonomischen Grundlagen und Entstehungsbedingungen außer acht zu lassen. "Nicht", so Cathreen Belsey: "Liebe zu analysieren und das Geld zu ignorieren". (ebda.)

Konsequenz aus der Vielfalt von Theoriepositionen kann für uns nur eine Vielfalt der Praxis sein. Alle von uns genannten theoretischen Positionen beinhalten Bewahrens- und Fortführens-wertes: Das mag nach Harmonisierung klingen, oder nach einem Angebot, zwischen allen Stühlen Platz zu nehmen. Aber wir meinen Vielfalt und Vielschichtigkeit nicht als Kompromiß, sondern als Programm. Ganz einfach und knapp ausgedrückt gibt es also drei Ebenen von 'Frauenkultur': Zum einen, was Frauen herstellen, kreieren, machen. Dann: Was und wie Frauen in ihrem Alltag leben, kommunizieren, konsumieren. Und: Wie das kulturelle System 'Frauen' prägt, Vorstellungen über Weiblichkeit und Geschlechterverhältnisse herstellt und reproduziert (vgl. Cathreen Belsey 1990:8). Wir zitieren Maya Nadig, die diese dritte, umfassende Definition in ihrer Bedeutung für Frauen so formuliert: "Verstehen wir Kultur als ein Netz von Beziehungen zwischen öffentlichen und privaten Bereichen der Gesellschaft, zwischen ökonomischen, rechtlichen, psychologischen, moralischen, machtpolitischen (etc.) Ebenen, so müssen wir annehmen, daß gerade das Verhältnis dieser Bereiche zueinander ein Kulturmuster entstehen läßt, das die Frau aus jenen Bereichen der Kultur ausgrenzt, in denen der Zugang zu gesellschaftlicher Macht möglich ist. Es ist ja nicht so, daß Frauen nicht an der Produktion und Reproduktion kultureller Muster beteiligt wären, sondern daß jene kulturellen Bereiche, in denen sie tätig sind, aus der politischen Kultur, in der Entscheidungen gefällt und 'Geschichte gemacht' wird, ausgeklammert sind." (Maya Nadig 1991:239)

'Frauen-Kultur', Kultur von Frauen, wird an den Rand der Gesellschaft gedrückt, oder andersherum formuliert: Männlichkeit und Kultur verbünden sich stillschweigend, um sich gegenseitig als Autorität zu konstruieren. Während über 'Frauen-Kultur' als etwas Besonderes, Abweichendes, Diskussionsbedürftiges öffentlich nachgedacht wird und sie zum Thema von Vorträgen gemacht werden, bleibt, so Irit Rogoff, "in unserer progressiven, analytischen und kritischen westlichen Kultur ... Männlichkeit *das große Unausgesprochene*." (Irit Rogoff 1989:21) Das heißt, die dominante Position und Identität von Männlichkeit in unserer Kultur behauptet sich gerade durch die Abwesenheit in den Diskursen und Disputen über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse: Männlichkeit ist nicht debattierbar, sie ist. Das erklärt wiederum einen Teil unserer anfangs geäußerten Skepsis bei der Formulierung eines Vortrags zum Thema 'Frauenkultur'.

Als kulturelle Praxis von Frauen wünschen wir uns, politisch Anstoß zu erregen, den guten Ton zu verletzen, unerwartet zu sein, sowohl in autonomen Frauenprojekten, -beziehungen und -netzwerken, als auch in den Institutionen. Das Zitat von Hélène Cixous soll für jenen Mut zur Offenheit stehen, den wir uns auch für eine 'Frauenkulturarbeit' vorstellen: "Schließlich hat dieses offene und verwirrende Mögliche ... als Gefährten eine bestimmte Art von Lachen. Die Frauen haben in der Kultur viel geweint, aber wenn die Tränen einmal versiegt sind, wird das, was man anstatt der Tränen im Überfluß haben wird, ein Lachen sein, der Ausbruch, das Verströmen, ein gewisser Humor, wie man es niemals erwartet bei den Frauen und wie es trotzdem sicherlich ihre größte Stärke ist, denn es ist der Humor, der den Mann viel weiter wegsieht, als er sich jemals gesehen hat." (Hélène Cixous 1991:122).

(Gekürzte Fassung eines Vortrags anläßlich der Gründung des "Vereins zur Förderung von Frauenkultur Esslingen e.V.", Dezember 1991.)

LITERATUR

- Belsey, Cathreen (1990): Eine Zukunft für die materialistisch-feministische Literaturwissenschaft. In: Feministische Studien (8.Jg.), Nr. 2: 7-21.
 Braun, Christina von (1991): Strategien des Verschwindens. In: Die Philosophin - Forum für feministische Theorie und Philosophie (2.Jg.), Nr. 4: 24-34.
 Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau (Hg.) (1991): Dokumentation der Tagung "Frauen ins Museum?",

- 9.-10. März 1990 in Bremen - veranstaltet von dem ZGF-Arbeitskreis "Frauen und Museum", Bremen.
- Cixous, Hélène (1991): Geschlecht oder Kopf? In: AIESTESSES. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Leipzig.
- Cornel, Hajo (1988): Stillstellung der Kultur bei forciertem Betrieb - Von der "Kultur-für-alle" zur "Kultur-für-alles". Fünfzehn Thesen zur kulturpolitischen Situation. In: A.R.T. (Hg.): 213-217.
- Franklin, Sarah/Celia Lury/Jackie Stacey (Hg.) (1991): Off-Centre. Feminism und Cultural Studies. London, New York.
- Hippe, Wolfgang (1988): Kulturpolitik als Innenpolitik. In: A.R.T. (Hg.): 190-197.
- Leggewie, Claus (1988): Kulturgesellschaft - Über ein neues Stadium affirmativer Kultur. Anmerkungen zur christdemokratischen Kulturpolitik der 90er Jahre. In: A.R.T.: (Hg.): Kultur Macht Politik. Köln:179-189.
- Lindner, Ines/Sigrid Schade/Gabriele Werner (Hg.) (1989): Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte. Berlin.
- Motte, Brunhilde de la (1991): Feminismus im Spannungsfeld von Humanismus und Poststrukturalismus. In: Robert Weimann/Hans Ulrich Gumbrecht/Benno Wagner (Hg.): Postmoderne - globale Differenz. Frankfurt/M.: 121-132
- Nadig, Maya (1991): Formen von Frauenkultur aus ethnopschoanalytischer Sicht. In: Brigitta Hauser-Schäublin (Hg.): Ethnologische Frauenforschung. Berlin: 212-249
- Rogoff, Irit (1989): Er selbst - Konfigurationen von Männlichkeit und Autorität in der deutschen Moderne. In: Blick-Wechsel: 21-40
- Strobl, Ingrid (1989): Die Geburt der Kunst aus Widerstand. In: Dies.: Frausein allein ist kein Programm. Freiburg: 69-79
- Dies.: Gibt es eine weibliche Literatur? In: Frausein allein ist kein Programm. Freiburg:109-119
- Weedon, Chris (1991): Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie. Zürich.

Helmut Dölker zum Gedenken

In Esslingen wurde am 1. September 1992 - im engsten Familienkreis - Helmut Dölker beerdigt, der Honorarprofessor der Universität Tübingen war und der von 1954 bis 1960 das Ludwig-Uhland-Institut auf dem Schloß kommissarisch leitete. Er nahm diese Aufgabe von Stuttgart aus wahr, wo er der Landesstelle für Volkskunde vorstand, die eine Abteilung des Staatlichen Landesamts für Denkmalpflege war; von 1955 bis 1969 hatte Dölker auch die Leitung dieses Amtes. Diese Karriere war nicht vorhersehbar. Helmut Dölker, 1904 in Stuttgart geboren, hatte sich zwar während seines germanistischen Studiums auf Fragen der Volkskunde und volkstümliche Überlieferungen spezialisiert, war aber dann viele Jahre Gymnasiallehrer in Stuttgart und in Bad Cannstatt. Nach dem Krieg berief ihn der damalige Kultusminister Bäuerle in das Landesamt. Bald folgten Berufungen in den Vorstand des "Schwäbischen Heimatbunds", den Vorsitz des "Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins", in zahlreiche Kommissionen; und Anfang der fünfziger Jahre wurde Dölker zum Vorsitzenden des Deutschen Volkskundeverbands gewählt. Dies war nicht nur die Auszeichnung eines Mannes mit einem soliden Wissensfundus, sondern auch die Wahl einer moralischen Instanz und einer Persönlichkeit, die nach allen Seiten verhandeln und vermitteln konnte.

Eine Würdigung Dölkers wird in erster Linie sein organisatorisches Engagement hervorheben müssen; dabei ist wichtig, daß seine Tätigkeit in die Zeit fiel, in der solche Behörden noch ohne großen Apparat auskamen, in der die leitenden Mitarbeiter also nur wenig an besondere Experten delegieren konnten. Dölker hat aber auch einige bedeutende Beiträge zur landeskundlichen Forschung publiziert, und vor allem: er war ein wichtiger Mentor für die Nachkriegsgeneration der Studierenden, die ihm mit einer Mischung aus distanzierendem Respekt und fast familiärem Vertrauen gegenübertraten - der gängige Übername "Onkel Helmut" drückte diese Beziehung aus. Blickt man auf die volkskundliche Arbeit Dölkers zurück, so sind es vor allem drei Momente, die hervorgehoben werden müssen:



Er vermittelte einer Generation, die in eine neue Zeit mit radikalen Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens entlassen war, die dichte Beschreibung der vergangenen oder vergehenden traditionellen Welt. Von seinen Vorgängern schrieb Dölker einmal: "Nicht große Breite wollten sie obenhin bestellen, sondern auf schmalen Feldern in die Tiefe pflügen." Das wollte auch er; sein Feld war die ländliche Kultur im deutschen Südwesten, vor allem in Altwürttemberg, wo er jeden Dialekt, alle Bräuche und viele Überlieferungen kannte - und zwar aus dem unmittelbaren Kontakt mit den Menschen, den er auch den Studierenden nahebrachte: Zu jedem Seminar gehörten Gänge ins Gelände, in Dörfer, wo er immer schon einen Pfarrer kannte, der einen Überblick über Flur und Siedlung vom Kirchturm erlaubte, aber auch einen Bauern, der seine Scheuer als Quartier bereitstellte.

Dölker war aber nicht blind für die neuen Entwicklungen. In einem programmatischen Aufsatz von 1955 setzte er sich mit dem Einwand auseinander, "die Volkskunde sei lebensfern und diene nur dem gefühlvollen Rückblick auf das Vergangene", und er stellte fest, daß es für das Fach Volkskunde im Augenblick keine wichtigere Aufgabe gebe "als die, die Formen des volkstümlichen Lebens des gegenwärtigen Alltags als Ausprägung und Zeugnis des Wandels" zu beobachten. Er erwähnte die entstehende Mixtur aus Einheimischen und Zugezogenen; in einem späteren Aufsatz über die "Schwaben" rechnete er auch die Gastarbeiter zu der neuen Mischung. Er wies auch auf die "gesellschaftliche Umschichtung innerhalb der Alt-ingesessenen" hin, und er forderte im Hinblick darauf "eine neue Klärung der Grundbegriffe und der Bezeichnungen". Gewiß, Dölkers Haltung in diesem Punkt war und blieb ambivalent. Im gleichen Aufsatz stellte er die Erscheinungen des "gehaltvollen und gefestigten ländlich-bäuerlichen Lebens alter Art" denen des "mehr oberflächlichen städtisch-industriellen" gegenüber. Aber abgesehen davon, daß dies eine verbreitete Einstellung war - Dölker hielt jedenfalls die Wege zum Neuen offen, auch wenn er sie selber nur zögernd beschritt und den entschiedenen Vorstoß des Fachs in diese Richtung während der sechziger Jahre als übers Ziel schießend empfand. Jedenfalls trieb auch diese Neuorientierung Dölker nicht in die Arme reaktionärer Volkstumspfleger, die ihn gerne vereinnahmt hätten.

Bei aller emotionalen Zuwendung zur alten Volkskultur - Dölker blieb nüchtern und sachlich. In der Rezension einer Dialekt-Untersuchung hob er positiv hervor, daß der Verfasser von allem abrücke, was sich nur mundartlich und volkstümlich gibt. In seiner Dissertation über "Die Flurnamen der Stadt Stuttgart" wies er phantasievolle Deutungen ohne historischen Beleg

entschieden zurück. Daß der Name Hoppenlau nichts mit dem Stuttgarter Rößle zu tun hat, sondern auf die Waldungen einer Person namens Huopo zurückgeht; daß Atzenberg ebenfalls auf einen Personennamen zurückzuführen ist; daß die Ehrenhalde ursprünglich eine Herrenhalde, nämlich der Besitz von Klosterherren war - solche Erklärungen finden sich zu Dutzenden in dem ungeheuer genau gearbeiteten Werk, das vor 10 Jahren noch einmal aufgelegt wurde. Von seinem Tübinger Lehrer Karl Bohnenberger berichtete Dölker, daß er nur solche Studierende akzeptierte, die "keine Schwätzer waren" und die etwas dazulernen wollten. Für ihn selbst gilt Ähnliches: auch ihm war es zuwider, wenn über die Dinge weggeredet wurde und wenn ein Referat oder Vortrag mit farbigen Luftblasen garniert war.

Von Mörike und Geibel erzählt eine Anekdote, daß sie gemeinsam ein wunderschönes Wolkenschauspiel am Himmel betrachteten, das Geibel mit einer Suada poetischer Bilder einzufangen und noch aufzuwerten suchte. Mörike habe sich das eine Zeitlang angehört und dann lächelnd gesagt: Bei uns sagt man Schäfle dazu. Helmut Dölker war immer auf der Seite der Schäfle, der zurückhaltend-sachlichen Beschreibung. Dies wiegt nicht am leichtesten in der freundlichen Rückerinnerung an ihn.

Hermann Bausinger

Georgis geht

Die Bibliothek des LUI platzt aus den Nähten. Seit 1983 ist sie um 12.000 Bände gewachsen. Das heißt, Jahr für Jahr sind durchschnittlich 1.200 Bücher über ihren Schreibtisch gegangen, über den Schreibtisch von Georgis Eder, die im Juni 1983 als Georgis Reiff auf die Stelle der LUI-Bibliothekarin gekommen ist (als zweite professionelle Bibliotheksfrau). Wer glaubt, mit den 12.000 Bänden sei das Pensum von Georgis Reiff benannt, der irrt gewaltig. Denn Buch ist im LUI nicht gleich Buch; ein Buch ist mehr als was der Titel auf dem Buchdeckel verheißt. Einmal nämlich wird im LUI jedes Buch nach allen Regeln der bibliothekarischen und bibliographischen Kunst "kleingearbeitet", was daran liegt, daß die Aufsätze von Zeitschriften und Sammelbänden für einen Verfasser-, Standort- und Schlagwortkatalog verzettelt werden. Und über die Bücher hinaus gibt es im LUI - wie in keiner sonstigen Institutsbibliothek - eine derart große Zahl von Sonderdrucken, daß Georgis Eder in der Tübinger Bibliothekswelt als Sonderdruck-Expertin galt (darüber sogar in Fachzeitschriften publizieren mußte).

Dazu kommt noch - quasi als Dreingabe - ihre Tätigkeit als Inspizientin und "Kämmererin" der TVV. Über Jahre hinweg hat sie nicht nur Bücher acquirit und verzettelt, sondern auch die Bücher des "Vereins" geführt. Dies alles geschah mit einer rheinisch-eiflerischen Gelassenheit, die selbst in turbulenten Situationen nie in die Nähe des excitement geriet. Rheinisch-eiflerisch - ja sie stammt aus der Genoveva-Stadt Mayen in der Nähe des Nürburgrings.

An sich sollte man sie nicht gehen lassen. Mit ihren Kolleginnen und Kollegen ging sie pfleglich und freundlich um. Selbst wer ihre Arbeitsgeräte entführte, erfuhr nicht ihren Ärger (worüber sie, die ehemalige Romanistik-Studentin, im leichten Ton maupassantscher Causerien erzählt hat - in *Studien & Materialien* Nr. 9, S. 53). Ruhe und Freundlichkeit (zuweilen ist *Verschmitztheit* eingefärbt) wichen auch dann nicht aus den Augen, wenn schnelle Bücherwünsche oder Verlustanzeigen in ihr Zimmer prasselten. Und nun geht Georgis, nicht weil man ihr den Füller geklaut hat, sondern weil sie mit Emily (4) und Cecily (2) ihrem Mann ins Rheinland folgt, wo sie irgendwo im Rechtsrheinischen zwischen Köln und Bonn wohnen wird und wo sie das LUI vermissen wird wie das LUI sie. Oft wird man ab 2. Januar die Frage hören: Wo ist sie bloß? Wo ist Georgis? Dank, Georgis, Dank - nicht nur für die 12.000 Bücher und nicht nur für die paar Tausend Sonderdrucke!

Gottfried Korff

Vereinsnachrichten

Die Jahresproduktion der TVV hat 1992 den bisher höchsten Stand in der Vereinsgeschichte erreicht: In der Reihe "Untersuchungen" erschien im Juli Ulrich Keulers "Häberle und Pfeleiderer" (Bd. 78) - mit beträchtlichem Medienecho, wobei freilich nicht alle Rezensenten darauf gefaßt waren, daß diese Arbeit eines Komikers über Komiker nicht komisch ist; noch im Dezember herauskommen wird Katharina Oxenius' Dissertation "Vom Promenieren zum Spazieren. Zur Kulturgeschichte des Pariser Parks." (Bd. 79) In der Reihe "Studien & Materialien" erschienen im Frühjahr Ute Bechdoffs "Wunsch-Bilder?" (Bd. 8) und die Festschrift für Gottfried Korff "Wörter - Sachen - Sinne" (Bd. 9), und soeben ging der Tagungsband "Gestaltungsspielräume - Frauen in Museum und Kulturforschung" in den Druck. Sonderbände gab es zwei: Das nicht nur für TVV-Verhältnisse ungewöhnlich ein-

fallsreich gestaltete "Multikultur Journal", das eine von Gisela Welz geleitete Projektgruppe des LUI gefertigt hat, und den umfangreichen Band "Blickwechsel OstWest", der ost- und westdeutsche Beiträge aus dem Projekt von Wolfgang Kaschuba und Ute Mohrmann versammelt; zum Band wird sich vom 11.12.1992 bis 6.1.1993 eine Ausstellung im Haspelturm gesellen.

Die Herstellung dieser sieben Bände (zudem von zwei Korrespondenzblättern) hat unseren schon angespannten Etat aufs äußerste strapaziert. In Zukunft werden wir zurückstecken bzw. das Programm zeitlich strecken oder aber mehr Bücher verkaufen und noch mehr Spenden einwerben müssen. Auf jeden Fall soll im Frühjahr 1993 in der Reihe "Untersuchungen" Manfred Müller-Harters Dissertation über den Ulmer Teuerungstumult von 1847 erscheinen; fest steht außerdem, daß - aber nicht, wann - Olivia Hochstrassers "Ein Haus und seine Menschen, 1559-1989", Andrea Hausers "Erben und Teilen" sowie der Band von der Waldenbucher Museumstagung im Oktober 1992 in derselben Reihe herauskommen. In der "StuM"-Reihe ist als nächste Publikation Uwe Degreifs Untersuchung zur Hakenkreuzverwendung nach 1945 eingeplant.

Bei der Beiratssitzung im Juli 1992 wurde beschlossen, Mitgliedern künftig ein Jahresabonnement der "Studien & Materialien" anzubieten, das für voll zahlende Mitglieder 40 DM, für studentische Mitglieder 30 DM kosten soll. Die Abo-Kosten sollen per Einzugsermächtigung zusammen mit dem Mitgliedsbeitrag überwiesen werden. Ein entsprechendes Formular wird mit der Einladung zur nächsten Mitgliederversammlung versandt, die für den 4.2.1993, 16.00 h, geplant ist.

So reißend der Publikationsstrom gegenwärtig auch ist: Mittendrin wechselt der TVV-Karren seine besten Pferde aus. Nachdem Geschäftsführer Wolfgang Kaschuba im Sommer den Ruf nach Berlin annahm, folgt nun Vorstandsmitglied und Kassiererin Georgis Eder, langjährige Bibliothekarin des Instituts, zum Jahresende dem Ruf ihrer rheinischen Heimat; dafür, daß sie und wie sie die Kasse hinterläßt und im Mit- und Durcheinander des TVV-Betriebs immer Ruhe und Überblick bewahrt hat, danken wir auch an dieser Stelle ganz herzlich (und an anderer Stelle dieses Hefts noch ausführlicher).

Das Rennen um Georgis Eders Nachfolge war bei Redaktionsschluß noch offen. Aber eine neue TVV-Hilfskraft ist bereits zu begrüßen: Als Nachfolgerin von Christa Diemel und Barbara Lang ist ab 1.10.1992 Anke Adametz-Leichtle tätig.

Bernd Jürgen Warneken

Lehrprogramm im Sommersemester 1993

VORLESUNG

Das Museum: Zur Aktualität einer Institution

Korff

SEMINARE

Musikvideos

Bechdolf

Die Gedenktafel. Studien zum kulturellen Gedächtnis

Jeggle

Volkskundliche Farbenlehre (Grundzüge)

Jeggle

Psychopathologie des Alltagslebens

Jeggle

"Negotiating Gender" - die kulturelle Konstruktion von Geschlechtsidentitäten (Kulturtheorien)

Knecht

Freilichtmuseen (mit Exkursion)

Köstlin

Lektürekurs "Volk"

Korff

"Brauch ohne Glauben" (L. Schmidt)

Korff

Individueller und allgemeiner Sprachwandel (mit 3 Exkursionen)

Ruoff

Laut und Leise. Zur Kulturosoziologie des Geräuschemachens

Warneken

New Age (Grundzüge)

Welz

Postfordismus kulturwissenschaftlich

Welz

Frauen und Lokalgeschichte

Bechtold-Comforty/Ulitsch

Kultur als Text.

Zeichentheorie und kulturwissenschaftliche Praxis

Eisch

Museale Praxis in den neuen Bundesländern am Beispiel des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden

Ga. König/Vogel

Zur Anthropologie des Widerstandes

Keval

Bürgerlichkeit und Natur

Gu. König

PROJEKTE

Sammeln (I)

Köstlin

"Neue Siedlungen" - restudied (II)

Köhle-Hezinger

Ostwestbilder (III)

Warneken

KOLLOQUIEN

Magisterkolloquium

Alle Lehrenden

Institutskolloquium

Alle Lehrenden

DoktorandInnen-Kolloquium

Alle Lehrenden

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 43

Dezember 1993

BÄRBEL BERGER U.A.: Ein neuer Projektband: "schlicht, bunt, sinnverhüllt - Reaktionen auf das 'Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 1991'"	2
NINA GORGUS: Museum für Objekte oder Objekte für Museen?	18
ANGELA BAER, RENATE RECKZIEGEL, SABINE ROCKSTROH, THOMAS SCHMIDT: "Männermuster" in Texten von EKWlerInnen. Die Probe aufs Exempel	31
UTE BECHDOLF, MICHI KNECHT: Was ist Europa? Wessen Europa?	49
BERND JÜRGEN WARNEKEN: Das Geheimnis der "Schwäbischen Schule"	51
Aus dem Verein	56
Aus dem LUI	
Personalien	57
Lehrprogramm im WS 1993/94 und SS 94	58

Lange hat das 43. Korrespondenzblatt auf sich warten lassen; es erscheint nach mehr als zwölfmonatiger Pause zusammen mit Band 80 der mit einem neu gestylten Cover ausgestatteten A-Reihe der TVV. Schuld daran ist einmal die Post, die durch ihre Gebührenerhöhung einen Einzelversand des Korrespondenzblatts hat zu teuer erscheinen lassen. Die Geschäftsführung der TVV hatte das Erscheinen des Bandes 80 abwarten wollen, um eine Doppelpackung auf die Post zu geben. Dann aber stellten sich Verzögerung bei der Produktion des ursprünglich geplanten Bandes 80 ein - und das Buch, das als Band 81 vorgesehen war, erscheint nun als 80ster Titel der Reihe: Olivia Hochstrassers "Ein Haus und seine Menschen". Wir bitten alle TVV-Mitglieder für das lange Warten um Entschuldigung. Im nächsten Jahr geht's dann Schlag auf Schlag - mit Müller-Hartens "Brotkrawallen in Ulm" und mit Andrea Hausers "Inventur- und Teilungsakten".

Ein neuer Projektband: "schlicht, bunt, sinnverhüllt - Reaktionen auf das 'Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 1991'"

Daß aus einem geometrisch-klar geformten Amboß über Nacht eine riesiger Phallus werden kann, war nicht zu übersehen, als am 30. Juni 1991 die Sonne über dem Österberg aufging. So gab es schon vor der Eröffnung des "Skulpturenprojekts Tübingen Sommer 91" Ärger, weitere Kunst-Zerstörungen folgten. Ansonsten blieb die Aktion "zur Wiederbelebung des öffentlichen Raumes", veranstaltet vom Kulturamt der Stadt Tübingen, ohne große öffentliche Resonanz. Die zehn realisierten Kunstwerke wären nach sechs Wochen Ausstellungszeit - abgesehen vom spektakulären Geschehen auf dem Österberg - wenig beachtet aus dem Stadtbild verschwunden, hätte nicht ein Projektteam des Ludwig-Uhland-Instituts die Kunstaktion wissenschaftlich begleitet.

Das ursprünglich auf zwei Semester angelegte LUI-Projekt "Der Tübinger Skulpturenpark" unter der Leitung von Gottfried Korff begann im Sommersemester mit vorbereitenden Referaten zu Themen wie Kunstrezeption, Vermittlungspraxis oder Vandalismus gegen Kunstwerke. Informationen über Konzeptionen vom Kunstprojekten im öffentlichen Raum andernorts (zum Teil verbunden mit Exkursionen) schlossen sich an.

Nach der Erarbeitung eines Fragebogens folgte die Feldforschungsphase während der Laufzeit der Ausstellung im Juli und August 1991. Dabei stand die Frage nach der Wirkung von moderner Kunst auf ein breites Publikum im Vordergrund: Wie werden die Objekte von den Tübingerinnen und Tübingern wahrgenommen? Was wird mit welchen Argumenten kritisiert oder begrüßt? Welchen Stellenwert hat solch ein Kunstprojekt bei den Adressaten? Gibt es gruppenspezifische Unterschiede bei den Haltungen zu dieser Aktion der Stadt? Ein quantitativ, vom allem aber qualitativ ausgewerteter Fragebogen, außerdem Interviews und Beobachtungen direkt bei den einzelnen Kunstwerken, bildeten die methodische Basis der Untersuchung.

Nach langer Auswertungsphase erscheint jetzt der Projektband "schlicht, bunt, sinnverhüllt - Reaktionen auf das 'Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 91'", der demnächst im Institut erhältlich ist.

Die Urheber(innen) der Österberg-Aktionen konnte die Projektgruppe zwar nicht ausfindig machen, der Projektband legt aber erstmals detaillierte Rezeptionsanalysen von Kunst im öffentlichen Raum vor, wie sie bisher für keine andere Stadt existieren.

Neben einer Chronologie des Ablaufs des städtischen Kunstprojekts werden darin die Reaktionen auf die einzelnen Kunstwerke beschrieben. Rezeptionsanalysen entschlüsseln den Kunstbegriff der befragten Gruppen und ihre Haltungen zur Kunst im öffentlichen Raum. Die besondere kulturpolitische Situation wird ebenso unter die Lupe genommen wie die speziellen Probleme von Stadtführerinnen beim Umgang mit den Kunstobjekten vor historischer Kulisse; außerdem wird die Rolle der Medien bei der Vermittlung des Kunstereignisses kritisch betrachtet.

Weil der Projektband außerhalb der TVV-Veröffentlichungen erscheint, sollen hier einige gekürzte Auszüge vorgestellt werden.

Leicht schräg nach oben angelehnt

Zum Kunstwerk: "Vorstellung, Anschauung, Erinnerung"

In der Reihenfolge der Arbeiten, die auf den ausgefüllten Fragebögen erwähnt wurden, rangiert Michael Schultzes Beitrag vor der Burse ziemlich am Ende. Kaum jemand erwähnte diese Arbeit. Im Vergleich mit den anderen Kunstwerken erwies sie sich als unauffällig. An den Bursensockel waren drei Leitern gelehnt; über jeder eine erleuchtete Schrifttafel mit den Begriffen "Vorstellung", "Anschauung", "Erinnerung".

Der Platz vor der Burse, der Ort der Aufstellung, wird vor allem von Studierenden der beiden dort untergebrachten Institute frequentiert, aber auch von Besuchern der Stadt. Passanten und Autos, die üblicherweise in einer Innenstadt dominieren, sind hier nicht zu finden. Der Ort liegt abseits des städtischen Verkehrsstroms und bietet mit seinem Ausblick auf den Neckar und den dort aufgestellten Sitzbänken Gelegenheit zum Verweilen. Nachts wird er kaum aufgesucht. Dennoch oder gerade deshalb wurden an den Leitern eine Reihe von Veränderungen vorgenommen. Keine zwei Wochen nach ihrer Aufstellung ließ das Baurechtsamt, um etwaigen Versicherungsfällen vorzubeugen, Sperren aus Plexiglas an den Leitern anbringen, um fortan ein Besteigen zu verhindern. In der Nacht darauf wurde die Schrifttafel "Anschauung" entfernt und bis zum Ende des Projekts nicht mehr ersetzt.

Einige Tage später wurden die Plastikspuren mit Filzstift beschrieben ("Hommage an Keith Harrings") und der Kasten "Anschauung" mit Strichmännchen bemalt (zwei Boxkampfeszenen). Kurz darauf steckte ein altes Fahrrad kopfüber in einer der Leitern. Schließlich wurden eine Woche vor Ablauf des Projekts die Läden der beiden Fenster über den Leitern geschlossen, so daß fortan die Leitern auf die beiden einzigen verriegelten Fenster des Gebäudes zeigten. Der Grund: Durch die geöffneten Oberfenster (zur Beleuchtung der Schrifttafeln mußten Kabel nach außen geführt werden) waren Fliegen in den dahinterliegenden Seminarraum gekommen. Deshalb wurden die Läden geschlossen - aus hausmeisterlicher Sorgfalt, aber ohne Bedacht auf die Wirkung der Arbeit.

Wenn die Arbeit in den Fragebögen erwähnt wurde, wurde ein Bezug der Arbeit zum Vorgang des Denkens hergestellt: "Weil es was zum Denken gab", "weil man zum Nachdenken angeregt wird", "die Gedanken des Künstlers erschienen mir nachvollziehbar".

Denken als Anregung, als Anstoß, als Nachvollzug der künstlerischen Idee. Denken auch als Metapher zu der heutigen Nutzung des Gebäudes, an das die Leitern angebracht waren - das Kunsthistorische Institut und das Philosophische Seminar der Universität. Primär wurde so ein Bezug zur Gegenwart des Gebäudes gesehen und nicht zu dessen früherer Nutzung als Studentenheim oder als Hospital.

Wie wurde die Arbeit wahrgenommen? Auf Befragen wurde sie von davorstehenden Betrachtern folgendermaßen beschrieben: "Drei Leitern steil steil an eine Wand gestellt", "leicht schräg nach oben angelehnt", "unten weggerückt, oben angelehnt". Die Leitern wurden somit als schräg ansteigend wahrgenommen: Auf demselben Niveau stehend, blickte man in die Höhe. Die Leitern steigen an, sie fallen nicht. Dieses Aufsteigen enthält auch die Metaphorik des Begriffs 'Leiter' (aufsteigen, nach oben klettern). Das Betrachten der Leitern und die Richtung der Assoziationen sind identisch.

Dies hat Konsequenzen für die Interpretation: Betrachter und Befragte sehen die Leitern als eine Metapher für "Denken als Sich-Erheben", als "Aufstieg in der Hierarchie", als "Karriere an der Uni", allgemein als "Weg nach oben" oder als Möglichkeit des "Einstiegs". Der Bezug zur Universität ist für die studentischen Befragten naheliegend und stellt eine ironische Wendung eigener Erfahrungen mit der Institution und ihrer Hierarchie dar.

Die Interpretation bewegt sich fast ausschließlich in dem Bezugsfeld Leitern - Gebäude, die beleuchteten Begriffe "Vorstellung", "Anschauung", "Erinnerung" werden dabei meist übergangen. In der Wahrnehmung

rangierte die Form der Arbeit deutlich vor den drei Begriffen und dominierte die Assoziationen. Assoziationen, die von einem der drei Begriffe, ihrem Verhältnis zueinander oder ihrer zeitlichen Dimension (Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit) ausgehen, wurden nicht geäußert. Es überrascht deshalb nicht, daß es den Betrachtern schwer fiel, sich auf Befragen alle drei Begriffe ins Gedächtnis zu rufen. Schnell erinnert wurden hingegen die Bestandteile der Arbeit, die Metalleitern und die Kästen darüber.

Von denen, die täglich in die Institute liefen und dabei das Objekt passierten, wurden die Leitern bald als "zum Gebäude gehörend" betrachtet. Sie standen nicht im Wege, hoben sich farblich wenig von der Umgebung ab, hatten eine angemessene Größe und einen formalen Bezug zur Architektur. Da das dazugehörige Schild mit dem Namen des Künstlers und dem Titel der Arbeit etwas entfernt angebracht war, wurde Michael Schultzes Beitrag als hier dauerhaft aufgestellt angesehen. "Vorstellung, Anschauung, Erinnerung" isolierte sich selbst wenig vom Gebäude und gab sich kaum als Kunst zu erkennen.

UWE DEGREIF

Kunst im öffentlichen Raum

Hier scheiden sich die Geister

In der Diskussion um Kunst im öffentlichen Raum stoßen die verschiedensten Meinungen aufeinander: Sobald moderne Kunst das Museum verläßt und sich in den öffentlichen Raum begibt, begegnet sie nicht mehr nur einem kleinen Kreis Kunstinteressierter, sondern stellt sich den Reaktionen breiter Bevölkerungsschichten. An Skulpturen im öffentlichen Raum polarisieren sich die Meinungen. Was für die einen gute Kunst darstellt, ist für die anderen schlicht 'Schrott'. Als Beispiel der starken Emotionalisierung sei hier nur der "Skulpturenboulevard" 1987 in Berlin erwähnt, bei dem die Diskussion durch die Medien angeheizt und verschärft wurde.

Doch nicht überall sind Projekte so provokant und umstritten wie in Berlin. "Kunst im öffentlichen Raum" ist zu einem Schlagwort, zu einer Modeerscheinung geworden. In vielen Städten finden Ausstellungen, Symposien und Wettbewerbe statt. Die "Kunstmeile" in Rottweil, 1970 noch ein

Novum im ganzen Bundesgebiet, hat in vielen Städten ihre Nachahmung gefunden. Trotz dieser Hochkonjunktur bleibt Kunst im öffentlichen Raum umstritten, und je mehr sie sich ausbreitet, desto stärker gerät sie als dekorative Möblierung von Fußgängerzonen in Mißkredit.

Der öffentliche Raum

Der öffentliche Raum ist heute zu einem reinen Funktionselement der Fortbewegung geworden.¹ Gerade dort, wo umfassende Gestaltungskonzepte versäumt wurden, städtebauliche Fehlplanungen und Mängel unübersehbar sind, erinnert man sich plötzlich gerne wieder an moderne Kunst. Skulpturen sollen hier nachträgliche Verschönerungsdienste leisten. Aber moderne Kunst in der Öffentlichkeit stößt immer wieder auf Widerspruch, da sie sich mit ihrem Autonomieanspruch jeder Zweckgebundenheit entzieht und so im Gegensatz zu den Funktionen steht, die vom öffentlichen Raum erwartet werden.

Handelt es sich beim öffentlichen Raum noch dazu um eine unter Denkmalschutz stehende historische Altstadt, wie zum Beispiel in Tübingen, hat es die moderne Kunst doppelt schwer. Die historische Stadt wird - ihrer modernen Funktionalität zum Trotz - als Refugium der Tradition betrachtet und gegen Neues verteidigt. Moderne Kunst wird als Zumutung empfunden, weil sie das Panorama oder den touristischen Fotoblick stören könnte. Dahinter steht das Bedürfnis, eine angeblich heile alte Welt gegen die Moderne zu verteidigen. Wenn es zur Aufstellung von Kunst innerhalb denkmalgeschützter Bereiche kommt, werden deshalb oft stilistisch anbiedernde Lösungen realisiert. Nur volkstümelnde Kunst wird zugelassen, Konfrontationen werden vermieden.

Zur Frage nach dem Sinn und den Wirkungsmöglichkeiten von Kunst im öffentlichen Raum gibt es keinen Konsens. Kunstschaffende, Kunstvermittler, Kunstveranstalter und Kulturdezernenten übertreffen sich mit Argumenten für oder gegen Kunst im öffentlichen Raum.

Für den Hamburger Kunsthistoriker Martin Warnke besteht kein "substantieller Bedarf nach einer Kunst im öffentlichen Raum"², da die Kunst

¹ Vgl. Richard Sennett: Der öffentliche Raum stirbt ab, in: Kunstforum International, Bd.81, 4/85 Okt.-Nov., S.100-102.

² Martin Warnke: Kunst unter Verweigerungspflicht, in: Skulpturenboulevard Kurfür-

durch ihr Autonomiestreben "alle Beziehungen zu öffentlichen und privaten Normen aufgekündigt"³ hat und somit "eher für Verdrängtes als für öffentlich Relevantes"⁴ steht. Warnke weist der Kunst aufgrund ihrer Autonomie ihren einzig berechtigten Platz im Museum zu. Die einzige Aufgabe, die er einer Kunst im öffentlichen Raum zugesteht, ist die der "Gestaltung unserer Umwelt. Doch nach allem, was sich im Verständnis der Kunst in den letzten Jahrhunderten ergeben hat, hätten wir ein solches Verschönerungsprogramm nicht mehr als Kunst, sondern als Kunstgewerbe oder als Design zu verhandeln."⁵

Der Kunstwissenschaftler Walter Grasskamp kommt zu einem ähnlichen Fazit. Seiner Meinung nach ist ein autonomes Kunstwerk eiligen Passanten nicht verständlich, da diese gewohnt sind, auf Schritt und Tritt eindeutigen, sofort entschlüsselbaren Informationen zu begegnen.

Der Frankfurter Ästhetikprofessor Peter Iden fordert hingegen gerade die Autonomie der Kunst auch in der Öffentlichkeit, da von ihr kritische Impulse ausgehen können.

Für einen Mittelweg spricht sich Jean-Christophe Ammann, Direktor der Kunsthalle Basel, aus. Er fordert neue Lösungen, "um dem Kunstwerk im öffentlichen Raum eine soziale, kommunikative und ästhetische Bedeutung zu verleihen"⁶.

Zu kunsttheoretischen Überlegungen kommt oft das Bestreben hinzu, Lösungen zu finden, die dem Publikum die Kunst im öffentlichen Raum schmackhaft machen. Die zerstörerischen Akte vor Augen, denen öffentlichen zur Schau gestellte Kunst ausgesetzt ist, suchen Kunstmacher nach neuen Präsentations- und Vermittlungsmöglichkeiten und nach neuen Wegen; die die Kunst selbst einschlagen könnte, um beim Publikum auf mehr Verständnis zu stoßen. Die theoretischen Diskussionen spiegeln sich in der Praxis wider. Verschiedenste Konzepte und Modelle wurden in der Bundesrepublik seit dem 2. Weltkrieg entwickelt und realisiert. Ausgehend von der "Kunst am Bau" wurden anfangs Straßen und Plätze als erweiterter

stendamm Tauentzien. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 1987, Bd.2: Kunst im öffentlichen Raum, S.25-29, hier S.29.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Jean-Christophe Ammann: Plädoyer für eine neue Kunst im öffentlichen Raum, in: Skulpturenboulevard Kurfürstendamm Tauentzien. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 1987, Bd.2:L Kunst im öffentlichen Raum, S.8-19, hier S.9.

Museumsraum angesehen, in den die Skulpturen wie "aus kulturellen Versorgungsbomben"⁷ abgeworfen wirkten. In den letzten zwanzig Jahren hat sich jedoch ein tendenzieller Wandel vollzogen. Zwar werden immer noch Fußgängerzonen verschönert und Plätze mit monumentalen Skulpturen dekoriert, andererseits versucht man verstärkt, das soziale Umfeld miteinzubeziehen. Dabei tritt die Kunst im öffentlichen Raum von ihrem Autonomieanspruch weitgehend zurück und versucht, soziale, historische und ästhetische Elemente des Ortes zu berücksichtigen. Das kann soweit gehen, daß Kunst gar nicht mehr direkt als Kunst wahrnehmbar ist, weil sie mehr oder weniger unauffällig ihren Beitrag zur Ästhetisierung der Alltagswelt⁸ leistet.

Das Publikum scheint undankbar. Allen Bemühungen zum Trotz regt sich regelmäßig Widerstand gegen Kunst im öffentlichen Raum bis hin zur Zerstörung von Kunstwerken. Aber reagiert denn das Publikum wirklich nur ablehnend oder gar aggressiv und zerstörerisch? Gehen von Kunst im öffentlichen Raum nicht auch positive Impulse aus? Rezipientenverhalten wurde bisher nur in seiner extremen Form, der Kunstzerstörung wahrgenommen. Die stillen Rezipienten kamen bislang nicht zu Wort. Kunstvermittler und -veranstalter spekulieren über die Ansichten des Publikums und rechnen in erster Linie mit Ablehnung: "Das Erfahrungsmuster der Kunstbetrachtung [reduziert sich] auf ein kurzatmiges Guck-und-Mecker"⁹.

Die zum Tübinger Skulpturenpark Befragten zeigten sich jedoch weit aufgeschlossener. Natürlich gab es auch hier viele, die sich über die "Neon-Schwäne auf dem Neckar" aufregten, dafür fanden andere den "Spiegel" gerade deswegen "witzig", weil der die Sicht auf die Neckarfront verspernte. Dennoch blieben auch die Tübinger Skulpturen nicht von Zerstörung verschont.

⁷ Walter Grasskamp: *Unerwünschte Monumente. Moderne Kunst im Stadtraum*, München 1989, S.151.

⁸ Vgl. Rüdiger Bubner: *Ästhetisierung der Lebenswelt*, in: ders.: *Ästhetische Erfahrung*, Frankfurt/Main 1989, S. 143-156.

⁹ Walter Grasskamp: *Unerwünschte Monumente. Moderne Kunst im Stadtraum*, München 1989, S.166.

Kunst im öffentlichen Raum in Tübingen

Zunächst ein Blick auf bestehende Kunst im öffentlichen Raum in Tübingen: Innerhalb des gut erhaltenen und gepflegten mittelalterlichen Altstadt-kerns findet man einige überwiegend figürlich gearbeitete Skulpturen. Am Salzstadel steht Ugge Bärtles "Wengerter" (1970), eine Steinfigur, welche die Weingärtner der Tübinger Unterstadt thematisiert. Karl Henning Seemanns "Gog und Professor" (1979), zwei typisierte Charakterfiguren aus Bronze, stehen in der Lammhofpassage. Der Aufstellungsort ist in beiden Fällen eher versteckt und unauffällig. Beide Arbeiten greifen tübingenspezifische Themen auf, und für die Bewohner der Stadt ist es nicht schwierig, sich mit diesen Inhalten zu identifizieren. Zwei weitere plastische Arbeiten, ein sitzendes Mädchen aus Bronze an der Johanneskirche von Wilhelm Pfeiffer und ein "radfahrender König", ebenfalls aus Bronze, vor dem Nonnenhaus von Susanne Müller-Diefenbach machen deutlich, daß alle Skulpturen im Altstadtbereich Tübingens in der Tradition der figürlichen Plastik stehen. Plastiken wie diese stelle populäre Themen dar und verursachen keine Verständnisprobleme.

Um den einheitlichen, mittelalterlichen Charakter zu bewahren, soll aus der Altstadt alles Neue und Fremde herausgehalten werden. Dieses Bemühen zeigte sich zum Beispiel beim Umbau des Kornhauses zum Stadtmuseum im sogenannten Fensterstreit: Ein vom ausführenden Architekten Johannes Manderscheid vorgeschlagenes Metallrahmenfenster, welches bei der Restauration deutlich moderne Akzente gesetzt hätte, sorgte für viel Wirbel und wurde abgelehnt.

Gegenstandslose, freie Plastiken tauchen erst außerhalb des Stadtkerns bei Universitätsgebäuden auf. So zum Beispiel eine Stahl-Stele (1970) von Hans Uhlmann vor dem Kupferbau und eine streng geometrische Edelstahlplastik von Erich Hauser vor dem Sportinstitut. Den Platz vor dem Neubau der Universitätsbibliothek gestalten ebenfalls zwei moderne Werke: Die erst 1991 eingeweihte Brunnenanlage aus Basalt von Erwin Heerich und Brigitte Matschinsky-Denninghoffs Skulptur aus verschweißten Chromnickelstahlröhren von 1966.

Erinnert sei noch an den Besuch Harald Naegelis 1984¹⁰. Neben den Eingang zum Reservelazarett auf dem Sand sprühte er das Bild einer Frau, das jedoch unverzüglich übertüncht wurde.

¹⁰ Anlaß des 4. Medizinischen Kongresses zur Verhinderung eines Atomkriegs.

Auch wenn hier nicht alle vorhandenen Plastiken genannt wurden, zeigt sich doch, daß moderne Kunst im öffentlichen Raum Tübingens eher eine Außenseiterrolle spielt: Aus dem 'Vorzeigebereich' der Stadt ist sie verbannt. Deutlich wird dies auch in den kleinen Broschüren zu Tübinger Stadtrundgängen, in denen die modernen Skulpturen nicht erwähnt werden. Tübingen präsentiert sich traditionsbewußt.

Die in vielen anderen Städten in Mode gekommenen Ausstellungsprojekte wie "Skulpturenstraße", "Kunstmeile" oder "Künstlersymposion" haben die Stadt bisher nur flüchtig gestreift. Im Rahmen der Landeskunstwochen fand 1986 eine Ausstellung statt, die ähnlich konzipiert war wie das "Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 91". Damals stellten elf bekannte Schweizer Künstler (u.a. Jean Tinguely, John Armleder, Carmen Perrin) ortsbezogene Arbeiten in der Altstadt aus. "Konfrontationen" nannten die Schweizer Künstler ihr Experiment im Freien, mit dem sie in die Tübinger Altstadtidylle provokante Akzente setzten. Einige davon, sofern nicht abgebaut oder zerstört, sind noch zu sehen, so z.B. John Armleders "Tübinger Stuhl" am Nonnenhaus oder die in den Boden eingelassenen drei Marmorplatten vor der Stadtbücherei mit der Inschrift "Selbst im Regen verliert der Leopard seine Flecken nicht" von Silvie und Chérif Deraoui. Die Schweizer Ausstellung wirkte impulsgebend für das Tübinger Skulpturenprojekt 1991.

"Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 91"

Das Tübinger Projekt ist in die Reihe der Skulpturenprojekte einzuordnen, die den von Ammann geforderten Mittelweg einzuschlagen versuchen. Die Tübinger Altstadt sollte nicht mit beliebig aufgestellten Skulpturen dekoriert werden. Stattdessen sollten die Kunstobjekte einen Bezug zu ihrem Umfeld haben und damit Denkanstöße für den Umgang mit der Stadt provozieren.¹¹

Neben diesem Ortsbezug war die zeitliche Begrenzung ein wichtiges Moment des Tübinger Skulpturenprojekts. Wie sich herausstellte, konnte sich das Publikum unter dieser Voraussetzung mit den Objekten zumindest abfinden.

Das Skulpturenprojekt war durch die knappen finanziellen Mittel geprägt. Wie im Katalog vermerkt, hätte der Etat "bei einer am traditionellen

Skulpturenbegriff orientierten Ausstellung vielleicht die Kosten für Aufstellung und Anfertigung einer mittelgroßen Arbeit abgedeckt". In Tübingen waren aber elf Projekte zur Ausführung ausgewählt worden (wovon eines nicht realisiert wurde). Die Künstler mußten bei der Realisierung teilweise improvisieren. Die eingeschränkte technische Perfektion der Ausführung kam besonders beim "Spiegel" zum Tragen, durch dessen "Baustellencharakter" (Spiegelfolie und Holzgerüst mit Drahtgitter) der künstlerische Wert vom Publikum stark angezweifelt wurde.

Der Ortsbezug

Das Tübinger Skulpturenprojekt wollte sich betont von einer Stadtdekorierung mit Hilfe von "drop-sculptures"¹², also beliebig aufgestellten Skulpturen, absetzen. Die Künstler waren aufgefordert, sich mit den von ihnen gewählten Orten auseinanderzusetzen.

Im Fragebogen unserer Untersuchung wurde zweimal nach diesem Ortsbezug gefragt. Mit der Frage "Könnten Sie sich diese Skulpturen auch im Museum vorstellen?" wollten wir herausfinden, ob ein Bezug der Kunstwerke zu ihrem Aufstellungsort gesehen und als wichtig erachtet wurde. Mit der anderen, direkteren Frage "Welchen Bezug sehen Sie zwischen den Kunstwerken und dem Ort, an dem sie aufgestellt sind?" forderten wir zur Interpretation der Bezüge auf. In 224 der 392 (ca. 57 Prozent) zurückgehaltenen Fragebögen wurden diese beiden Fragen beantwortet.

Ungefähr ein Drittel der Befragten nannte Ortsbezüge und 10 Prozent von ihnen ließen sich auch tatsächlich von den Skulpturen zum Nachdenken anregen. Deutlich wurde aber auch, daß etwa zwei Drittel der Befragten mit dem Kriterium des Ortsbezugs nichts anzufangen wußten. Entweder wurde kein Ortsbezug hergestellt, weil die Objekte nicht als Kunst akzeptiert wurden, oder weil sie als autonome Kunstwerke gesehen wurden, die überall wirken können.

Die Antworten auf die Frage "Was ist Ihnen an den Skulpturen aufgefallen?" bestätigten die Beobachtung, daß die Kunstwerke zunächst unabhängig von ihrem Ort betrachtet wurden. Nur 5 Prozent der Befragten nannten hier

¹¹ Vgl. Katalog zum "Skulpturenprojekt Tübingen Sommer 91", S.23.

¹² Diesen Begriff verwendet Grasskamp und übersetzt ihn mit "Plumpsskulpturen" (Grasskamp, Unerwünschte Monumente, S.151).

explizit den Ortsbezug, 12 Prozent hingegen war die Machart bzw. das Material, aus dem die Skulpturen bestanden, aufgefallen, weitere 6 Prozent erwähnten die Zerstörungen, denen die Skulpturen ausgesetzt waren. Der Blick richtete sich also mehr auf das Erscheinungsbild der Skulpturen, als auf das Zusammenspiel zwischen den Kunstwerken und ihrer Umgebung.

Bei der Beurteilung von Bedeutung, Sinn und Inhalt des Tübinger Projekts spielten unterschiedliche Maßstäbe eine Rolle. 35 Prozent der Befragten beantworteten diese Frage mit "Ja", 29 Prozent mit "Nein". Eine kleinere Gruppe von 13 Prozent kreuzte "Ich weiß nicht" an, 23 Prozent ließen die Frage unbeantwortet.

29 Prozent der Ja-Stimmen wurden ausführlicher begründet. Dabei stellte sich heraus, daß die Frage in zweifacher Weise verstanden wurde: Unter "Stadt" verstanden die einen die politische Institution, die anderen meinten die Stadtbewohner. Aus den zustimmenden Antworten ergaben sich neun thematische Schwerpunkte:

- Bereicherung für die Stadt
- Verändert den Ortsbezug
- Kommunikationsfördernd
- Steigert die Lebensqualität
- Bildet, bringt Leuten die Kunst näher
- Das "Dorf" wird zur "Kulturstadt"
- Stimmt nachdenklich
- Die Stadt wird Mediengespräch
- Touristenattraktion.

Nur 10 Prozent der Nein-Stimmen wurden ausführlich erläutert. Die ablehnenden Antworten enthalten folgende sechs Aspekte:

- Sinnlos, nutzlos
- Geldverschwendung
- Unverständlich
- Projekt ist dilettantisch
- Tübingen bleibt provinziell
- Schafft Aggressionen.

Genauere Untersuchungen zum Rezeptionsverhalten gab es bisher kaum, nur die Zerstörung von Kunstwerken wurde breiter diskutiert. Würde man bei dem Tübinger Skulpturenprojekt alleine von den Fakten der Zerstörungen ausgehen, müßte man auch hier eine negative Bilanz ziehen. Die Hälfte der Skulpturen wurde fortlaufend beschädigt. Doch aufgrund dieser vandalisti-

schen Eingriffe auf eine Mehrheit von 'Kunstbanausen' zu schließen, wäre sicherlich falsch. Unsere Umfrage zeigte ein weitaus differenzierteres Meinungsbild. Die teilweise sehr ausführlichen Antworten zeigen die Bereitschaft, sich auf moderne Kunst einzulassen und sich damit auseinanderzusetzen. 11 Prozent der Befragten vertraten die Meinung, daß Kunst ins Alltagsleben integriert werden soll und nicht nur ins Museum gehört, denn dorthin "gehen ja doch die wenigsten". Unsere Rezeptionsanalyse zeigt, daß die Förderung von Kunst im öffentlichen Raum von einem großen Teil der Tübinger prinzipiell befürwortet wird. Viele Stadtbewohner freuten sich über phantasievolle Akzente im Stadtraum. Es trifft hier nicht zu, daß das Publikum kein Interesse an Kunst im öffentlichen Raum hätte oder sich die Reaktionen auf "ein kurzatmiges Guck-und-Mecker"¹³ beschränkten. In Bezug auf das Tübinger Skulpturenprojekt ist allerdings auch ersichtlich, daß die Akzeptanzbereitschaft der Bevölkerung mit Qualitätserwartungen verknüpft ist. Viele erfreuten sich zwar an den Ideen, bezeichneten diese aber eher als "Gag" denn als "Kunst" und kritisierten deshalb das Skulpturenprojekt. Dennoch sprachen sich 46 Prozent der Befragten für eine Wiederholung des Projekts aus und nur 14 Prozent ausdrücklich dagegen.

Das Publikum stellt verschiedenste Ansprüche an Kunst im öffentlichen Raum, denen Organisoren und Kunstschaaffende wahrscheinlich nie gerecht werden können. Von einer Ablehnung der Kunst durch das Publikum kann in Tübingen jedoch keineswegs gesprochen werden.

BÄRBEL BERGER
CHRISTINE REHE

¹³ Walter Grasskamp: Unerwünschte Monumente. Moderne Kunst im Stadtraum. München 1989. S.166.

Das Kunst-Ereignis im Gurkenglas

Zum Problem von Kunstvermittlung und Öffentlichkeitsarbeit bei Ausstellungprojekten im Stadtraum

Stellen Sie sich vor, da ist irgendwo ein grandioses Kunstprojekt, eine genial konzipierte Ausstellung, eine spektakuläre Aktion - und keiner geht hin. Es weiß niemand davon.

Womöglich ist das Zeitunglesen im Freibad zu mühselig. Oder die vielfältigen Urlaubsaktivitäten lassen keine Zeit zur Lektüre. Gaben vielleicht deshalb in unseren Fragebögen nur 23 Prozent der Befragten an, durch die Presse von dem Projekt erfahren zu haben?

An der Berichterstattung der Lokalpresse kann es nicht gelegen haben, denn diese hatte sich der Sache bereitwillig angenommen, froh über das ergiebige Thema in der Saure-Gurken-Zeit während der Schulferien, in denen Termine und berichtenswerte Ereignisse meist Mangelware werden.

Zu Beginn des Tübinger Skulpturenprojekts berichtete das "Schwäbische Tagblatt" täglich. Nach drei Wochen waren alle Projektbeiträge einzeln mit Bild vorgestellt worden; die Zerstörung des "Spiegels" und die verschiedenen Umgestaltungen des "Tübinger Amboß" sorgten für weitere Berichte mit Fotos. Außerdem bot die Verwendung des schon zu Beginn der Projektplanung von Julia Feldtkeller entworfenen Signets zusätzlich zur hohen Bilderichte einen visuellen Blickfang.

Es gab vier Kommentare (in der täglichen Rubrik "Übrigens"); dreimal griff Karikaturist Sepp Buchegger zur Feder; außerdem war das Skulpturenprojekt einmal Thema der samstäglichen Dialekt-Glosse "Dr oheimlich offene Brief".

Insgesamt wurden neunzehn Leserbriefe zum Skulpturenprojekt veröffentlicht; vier von ihnen kamen von Seiten der beteiligten Künstler. Neun waren Reaktionen auf den Kommentar des Tagblatt-Kulturredakteurs zur ersten Umgestaltung des "Amboß" in einen Phallus. Der einzige nicht auf die Tagblatt-Berichterstattung bezogene Brief war eine Kritik am Katalog und kam von außerhalb. In Tübingen bestand offensichtlich kaum ein Bedürfnis, sich zum Skulpturenprojekt zu äußern - lag das daran, daß das Projekt als zu unspektakulär empfunden wurde? Der Hauptkritikpunkt bei vielen anderen Projekten dieser Art - Verschwendung von Steuergeldern - wurde nicht zum Thema gemacht.

Das Skulpturenprojekt war nie Stadtgespräch - war zu wenig Öffentlichkeitsarbeit betrieben worden? Was hätte Vermittlung hier leisten können?

Ohne PR kein breite Resonanz; ohne Geld keine anspruchsvolle und ansprechende Öffentlichkeitsarbeit. Plakate. Anzeigen. Berichte. Führungen. Faltblätter. Rahmenveranstaltungen. Vorträge. Diskussionen. Rezensionen in der Fachpresse. Fernseh- und Rundfunkbeiträge. Vorbereitende, begleitende, kommentierende und zusammenfassende Zeitungsartikel. Ein breites Medien-Repertoire könnte genutzt werden. In Tübingen kam außer der Lokalpresse kaum etwas davon zum Einsatz.

Überregional war das Tübinger Skulpturenprojekt kaum Thema. Die Eröffnung mit dem Saxophon-Sternmarsch wurde vom Südwestfunk live übertragen. Im Fernsehen tauchte das Projekt immerhin dreimal auf: Schon vor der Eröffnung wurde ein Interview mit Organisator Walter Springer im Rahmen eines Beitrags zum Thema "Kunst im öffentlichen Raum" gesendet, es folgten ein Veranstaltungstip und ein kurzer Beitrag über das Tübinger Projekt im regionalen Kulturmagazin "Bizz". Bei ihren Besuchen in Tübingen waren die Leute vom Fernsehen eher enttäuscht: "Die wollten was Spektakuläres sehen", so Walter Springer, "da sollte man immer kleine Sensationchen bringen. Die hier gezeigte Kunst war da wohl nicht geeignet, die war eben nicht so lautstark."

Es gab keine Berichte in der Kunst-Fachpresse, nur kurze Notizen in überregionalen Zeitungen; außerhalb Tübingens wurde weder mit Anzeigen noch mit Plakaten geworben. Das lag nicht nur am Geldmangel: Koordinator Walter Springer machte sich über die Qualität und die Anziehungskraft des Projekts als Kunstereignis keine Illusionen und beschränkte die Werbung von vornherein auf den lokalen Wirkungskreis.

Wie bemißt sich der Erfolg eines solchen Projekts? Je weniger Protestreaktionen (Leserbriefe, Beschwerdeanrufe), desto besser ist es gelungen? Je weniger zerstört wurde, desto größer der Erfolg? Oder an Besucherzahlen?

In Tübingen spielten solche Zahlen keine Rolle: Auswärtige Besucher gehörten nicht zur Konzeption, innerstädtisches Interesse ist schlecht meßbar. Dazu war der Zeitpunkt nicht gerade glücklich gewählt: Zwei Wochen nach Eröffnung des Skulpturenprojekts leerte sich mit Beginn von Semester- und Schulferien die Stadt merklich. Vielleicht ist der 'Erfolg' anderswo zu suchen. Kulturamtsleiter Wilfried Setzler jedenfalls sieht ihn nicht in einer Anhäufung von positiven Publikumsreaktionen, sondern "in dem Maß, in dem sich die Tübinger Bevölkerung mit dem künstlerischen

Schaffen auseinandergesetzt hat". Das kann auch leise, ohne spektakuläre öffentlichkeitswirksame Aktion geschehen.

Doch wurden in Tübingen nicht Chancen verpaßt, Interessierte auf das Projekt hinzuweisen? Die Stadtführerinnen des Verkehrsvereins wurden nicht über das Projekt informiert geschweige denn für Erläuterungen oder Hinweise geschult. Die angekündigten öffentlichen wöchentlichen Führungen zu den einzelnen Skulpturen durch den Organisator Walter Springer wurden noch vor der Halbzeit des Projekts wegen geringen Interesses eingestellt. Ursprünglich vorgesehen waren auch Begleitveranstaltungen, die einen Rahmen geboten hätten für Diskussionen und Überlegungen zur Problematik von Kunst im öffentlichen Raum. Der geplante Vortrag von Walter Grasskamp entfiel, weil der Vandalismus-Spezialist kurzfristig abgesagt hatte. Wie eine Untersuchung mehrerer Skulpturenprojekte in anderen Städten zeigt, ist im Fall der "Kunst im öffentlichen Raum" persönliche Ansprache die wirksamste Form der Vermittlung¹⁴. Gerade dies wurde in Tübingen kaum praktiziert.

Plakatiert wurde aus Kostengründen nicht einmal innerhalb Tübingens. Die Produktion eines Aufklebers als Werbeträger wurde im Vorfeld überlegt, dann aber wegen Geldmangels fallengelassen. Das einzige innerörtliche Werbemittel waren 22 Holzpfeile, die in Siebdrucktechnik mit dem Logo und den wichtigsten Daten und Namen bedruckt waren. Sie wurden fast ausschließlich in den Schaufenstern exklusiver Geschäfte aufgestellt.

An Informationsmaterial gab es im Kulturamt den Katalog für zwanzig Mark (mit Postkarten als Bebilderung zum Selbst-Einkleben) zu erstehen oder kostenlos ein klein gedrucktes, schlecht lesbares Infoblatt mit einem Stadtplan und kurzen Erläuterungen zu den einzelnen Objekten. Das Blatt wurde dennoch gerne eingesteckt und als Führer benutzt. Der Katalog selbst (Auflage: 800 Stück) wurde gerade 350mal verkauft.

Springer war für die gesamte Realisation des Projekts inklusive Vermarktung, Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit zuständig - eine Folge des schmalen Budgets. Gerade für die Öffentlichkeitsarbeit wären aber unbedingt Fachleute gefragt gewesen, denn eine professionelle, ansprechende Werbung ist für eine erfolgreiche Verbreitung unumgänglich.

¹⁴ Vgl. Rainer Schnettler: Ausstellungen von Skulptur im öffentlichen Raum: Konzeption, Vermittlung, Rezeption am Beispiel der "Skulptur" 1977 in Münster und der "Skulptur Projekte in Münster 1987", Frankfurt/Main, Berlin, New York, Paris 1991 (Diss. Bochum 1990).

Die beiden beim Tübinger Skulpturenprojekt als Kunstvermittler fungierenden Personen, Organisator Walter Springer und der "Tagblatt"-Redakteur Helmut Hornbogen, sind davon überzeugt, daß selbst intensive Vermittlungsbemühungen nur ein von vornherein interessiertes Publikum erreichen können. "Vermittlung kann hier unterstützen, aber die Neugierde muß da sein, die kann man nicht wecken", sagt der Journalist, der "einen pädagogischen Touch nicht haben" möchte: "Ich will doch keine Volkshochschule machen."

Springer hält nach seinen Erfahrungen als Kunstvermittler die Vorstellung, daß Kunst für alle da ist, "schlicht für falsch". Avantgarde interessiere nur einen kleinen Kreis und man müsse sich damit abfinden, daß moderne Kunst etwas Elitäres sei. Resignation aus Erfahrung? Hat sich die Forderung der achziger Jahre nach einer Kunst für alle selbst überlebt?

Um diesen Demokratisierungsanspruch zu verwirklichen, wäre eine intensive Vermittlungsarbeit notwendig: "Zur Demokratisierung der Kunst gehört eben auch die Absage an jede elitäre Vorstellung, Kunst dürfe nicht erklärt werden"¹⁵.

Medienarbeit im Kunstbereich ist heute ein Balanceakt zwischen elitärer Abschottung, übertriebener Anbietung und den letzten Überresten des pädagogisch-popularisierenden Anspruchs, Kunst für viele zugänglich zu machen. Um dem letzteren gerecht zu werden, müßten zunächst einmal die Schulen auf eine anspruchsvolle ästhetische "Erziehung zur Kunst-Mündigkeit" verpflichtet werden. Ansonsten lassen sich keine Pauschalrezepte formulieren. Die geforderten 'neuen Strategien' sind bis heute nicht entwickelt worden.

DAGMAR BIRK
KARIN-ANNE BÖTTCHER

¹⁵ Hilmar Hoffmann: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Frankfurt/Main 1979, S. 132.

Museum für Objekte oder Objekte für Museen?

Zu den Volkskundemuseen in Paris und Berlin

Gleich in zwei Metropolen Europas stehen einem besonderen Typ kulturhistorischer Museen einschneidende Veränderungen bevor: In Berlin wie in Paris geht es gegenwärtig um die Neu- bzw. Umstrukturierung des volkskundlichen Museums. In Berlin wird derzeit die Zukunft von drei Sammlungen - Volkskunde West, Volkskunde Ost und die europäische Abteilung der völkerkundlichen Sammlung West - die in einem Museum zunächst in Berlin-Dahlem, dann voraussichtlich im Wasserwerk von Friedrichshagen am südöstlichen Berliner Stadtrand zusammenwachsen sollen, bislang mehr in Fachkreisen diskutiert. In Frankreich hingegen dringen seit Sommer 1991 verstärkt Nachrichten über das Musée national des arts et traditions populaires (ATP) an die Öffentlichkeit. Die Pariser Tageszeitungen machten mit dramatisch klingenden Formulierungen auf die Krisensituation des ATP aufmerksam. "Le Monde" bezeichnete das Museum als "mausolée funèbre" und "Le Figaro" stellte gar die Kardinalfrage: "Faut-il brûler les ATP?"¹ Das Erwachen aus dem Dornröschenschlaf, in den die "Libération" das ATP wegen der nur ca. 20.000 zahlenden Besucher im Jahr verfallen sieht, könnte in der Tat böse Überraschungen bereithalten.² Von administrativer Seite wurde nicht nur eine Expertise zur Überprüfung der Wirtschaftlichkeit in Auftrag gegeben, sondern schon über eine Fusion mit dem völkerkundlichen Museum von Paris, dem Musée de l'homme nachgedacht. Sogar der Abriß des Museums war erwogen worden. Und kaum schien das radikale Ausgebannt zu sein, wartete das Ministerium mit einem neuen, große Empörung auslösenden Vorschlag auf.³ Das Schlagwort "délocalisation", d.h. die

¹ Le Monde, 2.7.1991; Le Figaro, 16.7.1991.

² Libération, 29.8.1991.

³ Vgl. dazu: Wassilia von Hinten: Vom Volkskunstmuseum zum Museum der Gesellschafts- und Alltagskultur. In: Bayerische Blätter für Volkskunde (1992), Jg. 19, H. 1, S. 3-17; dies.: Fortsetzung der Diskussion um die 'Musées des Arts et Traditions populaires' in Frankreich. In: Bayerische Blätter für Volkskunde (1992), Jg. 19, H. 4, S. 197-208.

Verlagerung in die Provinz, ließ mehrere Prominente auf die Barrikaden gehen, darunter auch Claude Lévi-Strauss (der ja schließlich für die Konzeption des ATP mitverantwortlich war), die sich in einem Brief an Mitterrand nachhaltig für den Verbleib des Museums in Paris aussprachen.

Hinter diesen, von den Medien polemisch zugespitzten Auseinandersetzungen verbirgt sich aber ein grundsätzlicher, aktueller Diskurs über den Umgang mit Volkskunde, Alltagskultur und Geschichte im Museum, der in der kulturgeschichtlichen Zeitschrift "Le débat" etwa immer wieder aufgegriffen und erörtert wird.⁴ Daß dies nicht nur ein französisches Thema ist, machten auch die bislang noch unveröffentlichten Vorträge und Diskussionen der letzten Museumstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV) in Stuttgart und Waldenbuch im Oktober 1992 sehr deutlich. Dabei rückte die Berliner Konstellation im besonderen Maße ins Blickfeld, da hier doch sehr bald praktische Konsequenzen aus der Diskussion gezogen werden müssen.

In Paris hingegen bedeutet die Krise des ATP gleichzeitig einen wohlmöglich endgültigen Abschied einer stark von dieser Institution geprägten Ära der französischen Ethnologie und Museologie. Mit der Kritik am ATP ist eine in den letzten Jahren aufkommende Debatte um die Arbeit und Person Georges-Henri Rivières verbunden, dem 1985 verstorbenen Gründer des Museums.⁵ Das ATP - sein chef-d'oeuvre - steht nicht nur wegen des gewählten thematischen Schwerpunkts der traditionellen, ländlichen Kultur des 19./20. Jahrhunderts unter Beschuß, sondern auch wegen seiner Gestaltung und Präsentation. Was damals als Avantgarde galt, wird nun heute ironisch als Museographie des "fil de nylon"⁶ abgewertet, obwohl dieses Museum jahrelang auf nationaler wie internationaler Ebene als Vorbild diente. Es kann deshalb nicht nur ein Zufall sein, daß im gleichen Moment, wie es als altmodisch und anachronistisch empfunden wird, sowohl dem öffentlichen wie wissenschaftlichen Interesse nicht mehr entspricht, ausge-

⁴ Vgl. Le débat 65, Mai/Juni 1991 und Le débat 70, Mai/August 1992.

⁵ Eine umfassende Auskunft über Rivières und seine vielfältigen Tätigkeiten gibt der mit Originaltexten und erläuternden Aufsätzen zusammengestellte Band: La Muséeologie selon Georges-Henri Rivières. Paris 1989.

⁶ Der Nylonfaden stellt ein besonderes Kennzeichen der Gestaltung im ATP dar: Viele Exponate wurden nicht in Vitrinen gelegt, sondern einfach an Nylonfäden aufgehängt.

rechnet auch in Berlin (und anderswo⁷) über ähnlich gelagerte Problematiken nachgedacht werden muß.

I.

Als das ATP offiziell am 1. Mai 1937 unter der linken Regierung "Front Populaire" gegründet wurde, hatte sich der Hauptinitiator Rivière zuvor auf Reisen in Europa über verschiedene zeitgenössische Museumsstandards und Ausstellungstechniken informiert. In Deutschland gefielen ihm besonders das Kölner Haus der Rheinischen Heimat und das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin, zu dessen Wiedereröffnung 1935 im Schloß Bellevue Rivière als Vertreter der französischen Volkskunde eine kurze Rede hielt. Gerade in der Gründungsphase des ATP lassen sich, wie Martin Roth festgestellt hat, einige formale und thematische Affinitäten zu Berlin erkennen.⁸ So konzipierte Konrad Hahm, Leiter von 1928-1945, wie später auch Rivière, das Museum ausdrücklich als Forschungsstätte mit einem hohen pädagogischen Anspruch. Zudem scheint bei Hahm und Rivière eine vergleichbare Auffassung von Volkskultur, nämlich im Sinne von 'Volkskunst' vorgeherrscht zu haben.⁹ Während Hahm aber Volkskunst deutlich vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Volkstumsideologie interpretierte und danach die Inhalte des Museums ausrichtete, war Rivière bestrebt, sowohl von Marcel Mauss und der Annales-Schule als auch von der Bildungspolitik der "Front Populaire" beeinflusst, den Begriff mit sozialen Dimensionen zu verbinden.¹⁰

⁷ Auch im Wiener Volkskundemuseum, das jahrelang geschlossen war, wird derzeit eine neukonzipierte Schausammlung vorbereitet.

⁸ Martin Roth: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution (= Berliner Schriften zur Museumskunde 7). Berlin 1990, s.S. 143ff.

⁹ Vgl. Konrad Hahm: Deutsche Volkskunst. Berlin 1928; Georges-Henri Rivière: Les musées de folklore à l'étranger et le futur "Musée français des arts et traditions populaires". In: Revue de Folklore Français et de Folklore Colonial, Mai-Juni 1936, S. 1-14; vgl. dazu auch Gottfried Korff: Volkskunst als ideologisches Konstrukt? Fragen und Beobachtungen zum politischen Einsatz der "Volkskunst" im 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde NF 15 (1992), S. 23-49, s.S. 34.

¹⁰ Vgl. Isac Chiva, der die Hypothese aufstellt, daß gerade Rivière und das ATP für den Bruch zwischen einer naiven Volkskunstbegeisterung und einer volkskundlichen Forschungstradition verantwortlich waren. Isac Chiva: Wie die Ethnologie Frankreichs entstand. Versuch einer genealogischen Begründung. In: Isac Chiva/Utz Jeggle

Anders als das Museum für Deutsche Volkskunde, das weniger in einen nationalen, institutionellen Wissenschaftsdiskurs integriert war, konnte das ATP zu einem Fixpunkt innerhalb der französischen Ethnologie werden. Zweifellos auch deshalb, weil Rivière es immer wieder verstand, Mitarbeiter unterschiedlichster wissenschaftlicher Disziplinen für das Museum zu gewinnen und viele Projekte unterstützte, die zu einer großen Vielfalt von Themen und Methoden beitrugen.¹¹ Von Anfang an forcierte Rivière das Konzept des "musée-laboratoire", nach Vorbild des zur gleichen Zeit umstrukturierten Musée de l'homme am Pariser Trocadéro, das die klassische Trilogie des Sammelns, Bewahrens und Präsentierens mit Forschung, Lehre und Dokumentation ergänzen wollte - über die Mauern des Museums hinaus. Da der Palais Chaillot, der Standort des ATP bis 1967, wenig Raum bot, widmete sich Rivière weniger der Ausstellungsarbeit, sondern versuchte statt dessen, den eigenen Erkenntnisinteressen einen wissenschaftlich fundierten und professionellen Hintergrund zu geben.¹² Daraus resultierte 1942 ein Lehrstuhl für "arts et traditions populaires" an der Kunsthistorikerschule "Ecole du Louvre"; ab 1945 entstand am Museum ein ethnologisches Forschungszentrum, das 1966 an die französische Forschungsgemeinschaft CNRS (Centre National de la Recherche Scientifique) angegliedert wurde. Forschung und Museum konnten eng verflochten und auf diese Weise sogar institutionalisiert werden. Mehrere, interdisziplinär angelegte Feldforschungsaktionen ab Ende der 1930er Jahre flossen direkt in die konkrete Ausstellungsarbeit ein und bildeten den hauptsächlichen Grundstock der Sammlung und der öffentlich zugänglichen Dokumentations- und Bibliothekseinrichtungen. Noch heute teilweise unausgewertet blieb die Materialfülle verschiedener Erhebungskampagnen während der deutschen Besatzungszeit, den sogenannten chantiers intellectuels, die vom Museum aus gestartet wurden und neben den dort gesammelten Objekten, zahlreichen Fotos, Monographien etc. zu ländlicher Architektur, Mobiliar und Kunsthandwerk einige Wissenschaftler vor Verfolgungen durch das Nazi-Regime schützen konnte.¹³ Das

(Hg.): Deutsche Volkskunde - Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen. Frankfurt/M./New York 1987, S. 13-24, s.S. 26.

¹¹ Ebd. S. 15.

¹² Vgl. den grundlegenden Aufsatz von Georges-Henri Rivière: Le folklore paysan. Notes de doctrine et d'action. In: Etudes agricoles 4 (1942), S. 291-316.

¹³ Isac Chiva: Georges-Henri Rivière: Un demi-siècle d'ethnologie de la France. In: Terrain 5 (1985), S. 76-83. Vgl. dazu den umfassenden Überblick zu dieser Zeit, der zudem die noch ungeklärte Rolle von Rivière zu beleuchten versucht: Christian

Anliegen Rivières, Wissenschaft, Forschung und Museum symbiotisch zu verbinden, prägte das Profil des Museums entscheidend. Noch heute erinnern verschiedenen Objektensembles im ATP an die beispielgebende, umfassende Enquete in der Region Aubrac in den 1960er Jahren.¹⁴ Damit orientierte sich das ATP an einem von Lévi-Strauss später formulierten Prinzip, das ethnologische Museum als Komplement und Verlängerung des Feldes zu betrachten.¹⁵

Mit dem Umzug in das neue Gebäude am Bois de Boulogne 1969 schließlich konnte Rivière seine Vorstellungen von einem französischen Volkskundemuseum umsetzen. In Zusammenarbeit mit Lévi-Strauss wurde ein strukturalistisches Ausstellungsprogramm entwickelt: Die "galérie culturelle", 1975 eingeweiht, war mehr für die große Öffentlichkeit konzipiert, während die "galérie d'étude", 1972 eröffnet, sich mit der Möglichkeit der Vertiefung eher an Spezialisten wendete. - Die Beteiligung von Lévi-Strauss an der Konzeption muß aber seit kurzem wohl neu bewertet werden. In einem unlängst veröffentlichten Gespräch mit Isac Chiva wollte Lévi-Strauss nicht mehr als Co-Autor von Rivière gelten. Sein für das ATP entworfener Plan wäre eigentlich nicht für ein konkretes Museum gedacht gewesen, so Lévi-Strauss, sondern für ein "musée idéal".¹⁶ Wie immer es nun auch gewesen sein mag, als sicher gilt, daß Rivière, obwohl bereits 1967 in den Ruhestand geschickt, maßgeblich für Konzeption und Aufbau verantwortlich zeichnete. Aufgabe und Ziel des ATP sollten es sein, wie Rivière und sein Nachfolger im Amt des Chefkonservators Jean Cuisinier, anläßlich eines internationalen Kongresses 1972 präzisierten, die Ethnologie Frankreichs unter den Aspekten der materiellen Kultur, sozialen Organisation und kulturellen Äußerungen zu betrachten.¹⁷ Weitere Stichworte wie "traditionelle Gesellschaft" und "Übergang in die Industriegesellschaft" als die zu

Faure: *Le projet culturel de Vichy: folklore et révolution nationale 1940-1944*. Lyon/Paris 1989, s.S. 73ff.

¹⁴ L'Aubrac. Etude ethnologique, linguistique, agronomique et économique d'un établissement humain. Paris, CNRS, 1970-1986 (7 Bde.). - Wie im Titel bereits angedeutet, versuchte das Forschungsunternehmen von 1964-1966 unter der Leitung von Rivière die v.a. von Viehwirtschaft geprägte Region im "Massif Central" unter möglichst vielen Aspekten zu erfassen und zu beschreiben.

¹⁵ Claude Lévi-Strauss: *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt/M. 1967, S. 402f.

¹⁶ Isac Chiva: entretien avec Claude Lévi-Strauss: Qu'est-ce qu'un musée des arts et traditions populaires? In: *Le débat* 70 (wie Anm. 4), S. 165-173, s.S. 165ff.

¹⁷ Jean Cuisinier/Georges-Henri Rivière: The Museum of Popular Arts, Paris. In: *Museum* 24 (1972), No. 1, S. 181-184, s.S. 181.

behandelnde Zeit weisen darauf hin, daß die praktische Umsetzung im Sinne einer "ethnologie d'urgence" erfolgte. Das ATP beschäftigt sich vornehmlich mit dem bäuerlichen, ländlichen, allenfalls kleinstädtischen Frankreich vor der Industrialisierung, deren Sachkultur angesichts der Umwälzungen zu einer mechanisierten und urbanisierten Welt zu erhalten galt. Die im Entstehen begriffene moderne Industriegesellschaft wurde nahezu gänzlich ausgeblendet, was dem gegenwärtigen Bild der Alltagskultur in Frankreich nicht entspricht (und sicherlich nie entsprochen hat, wenn man sich Rivière schon 1936 formuliertes Prinzip der Objektauswahl vor Augen führt¹⁸). Dem breiten Publikum schließlich erscheint das ATP so wie es "Le Monde" auf den Punkt brachte: als "royaume de la coiffe et de la charrue", als "Königreich der Spitzenhaube und des Pfluges".¹⁹ Die extreme Ausrichtung und Aufwertung der traditionellen, ländlich geprägten Kultur beruhte nur zum Teil auf Rivière's persönlichen Präferenzen. Eng verbunden mit der Herausbildung der französischen Ethnologie - als eigenständiger Disziplin, unabhängig von der "exotischen" Ethnologie - hatte die traditionelle Kultur als Forschungsthema mit Unterbrechungen bis in die 1970er Jahre hinein Konjunktur.

Die inhaltlichen Vorgaben wurden mit zahlreichen Objekten in eine ihnen adäquate und für die 1960er Jahre sehr moderne Ausstellungssprache übersetzt; nun erscheint beides als hoffnungslos veraltet. Die sehr zurückhaltende, transparente Ausstellungsarchitektur, die Rivière dazu einsetzte, den Exponaten in ihrer zugeordneten Rolle als "objet-témoin" gerecht zu werden, stößt zunehmend auf Unverständnis: Die Architektur verschwindet hinter den streng und starr wirkenden Präsentationen in Vitrinen vor schwarzem Grund, um so den Blick des Betrachters allein auf das Exponat zu lenken. Auch das funktionalistische Prinzip, einzelne Objekte durch die Inszenierung in ihrem rekonstruierten sozio-kulturellen Kontext zum Sprechen zu bringen, entspricht wohl aktuellen Gestaltungsprinzipien nicht mehr. Dennoch bot das ATP ein anerkanntes Modell der Inszenierung, das zeitgenössische neue und innovative Strömungen bündelte, wertete sie doch alltägliche, nicht künstlerische Objekte auf und versuchte ihren Botschaftscharakter zu verstärken. Die Botschaften des ATP sind für heutige Besucher aber oft nicht mehr verständlich, da sich Seh- und Wahrnehmungsweisen geändert haben, und

¹⁸ Georges-Henri Rivière (wie Anm. 9), s.S. 11.

¹⁹ *Le Monde*, 9.1. 1992.

Ausstellungsarchitektur etwa klar gliedernd thematische Inhalte aufgreift und formal unterstützt.

II.

Wer die aktuelle Diskussion in Frankreich verfolgt, dem fällt auf, daß gerade der Begriff der "arts et traditions populaires" wiederholt angeführt wird - zumeist in Zusammenhang mit der Forderung nach einer Revision. So forderte der Volkskundler Cuisinier, dessen Aufsatz "Que faire des arts et traditions populaires?" im Sommer 1991 eine breite Debatte eröffnete, eine Umbenennung in "arts de la pratique sociale ordinaire"²⁰. Nur so könnte man der gegenwärtigen breiten Palette einer ausdifferenzierten Alltagskultur gerecht werden, die sich für Cuisinier nach einem zwischen 1965 und 1984 konstatierten Bruch mit der traditionellen Gesellschaft entscheidend verändert hätte. Nicht nur ein zentrales Museum - die Kompetenz des ATP sollte aber gestärkt werden -, sondern gleich mehrere, nach thematischen Schwerpunkten gestalteten Museen sollten die kulturellen Praktiken der unterschiedlichen, in Frankreich lebenden Gruppen spiegeln. Dabei sollten scheinbar solch banale Massengüter wie Jeans als neue Embleme der sozialen Identitäten in Ausstellungen ihren Einzug halten²¹. Damit könnten sich die Volkskundemuseen möglicherweise von einem bislang vorherrschenden Sammel- und Präsentationsprinzip kunsthistorischer Museen verabschieden. Cuisinier rekurriert insbesondere auf die traditionsreiche, aber radikale Opposition zwischen Kunst- und Volkskunde/Volkskunstmuseen. Die "art populaire" rangiert jedoch in der Werteskala der öffentlichen Meinung weit unter den "beaux-arts", was zum Teil wohl die Misere des ATP selbst erklären könnte. Beide Museumstypen würden sich aber zu einem ähnlichen Sam-

²⁰ Jean Cuisinier: Que faire des arts et traditions populaires. In: Le débat 65 (wie Anm. 4), S. 150-165, s.S. 163ff. Als Direktor des ATP bis 1989 hatte sich Cuisinier eher zurückgehalten, so daß nun seine engagierte Stellungnahme doch etwas merkwürdig anmutet.

²¹ Wassilia von Hinten stellte in Hinblick auf Cuisinier fest, daß diese Diskussion an die Standortbestimmung der deutschen Volkskunde in den 1970er Jahren erinnert. Wassilia von Hinten (wie Anm. 3), S. 16f. - Dies wird insofern dadurch bestätigt, daß heute bereits, wie etwa der Titel der letzten DGV-Museumstagung "Alltagskultur passé?" zeigte, über den Abschied der Alltagskultur aus dem Museum verhandelt wird.

melprinzip bekennen, das nach ästhetischen Maßstäben Objekte auswählt und präsentiert, eine Strategie, die bereits von den ersten Volkskundemuseen in Frankreich praktiziert worden sei und im ATP fortgesetzt wurde.

Cuisiniers Aufsatz hatte bei Jean-Claude Duclos, Museumskonservator in Grenoble, heftigen Protest ausgelöst.²² Duclos möchte die Schwierigkeiten des ATP nicht so sehr in den Kontext einer besonderen Vorliebe für die prestigeträchtigeren Kunstsammlungen stellen, sondern mehr mit dem fehlenden Bekenntnis zu einem, dem ethnologischen Museum spezifischen Programm erklären. Nach Duclos, der davor warnt, in der Umbenennung des ATP nicht zugleich auch die Lösung aller Probleme zu sehen, sollten beide Museumstypen jeweils eigene Sammel- und Präsentationslogiken verwirklichen, unterschiedliche Strategien und Lesarten bieten. Im Kunstmuseum würde das Kunstwerk "oeuvre" sich zumeist selbst genügen, während beim Sachzeugen "document", der vor allem in Volkskundemuseen zu finden sei, die Musealisierung erst durch eine Verkettung verschiedener Elemente erfolge, dem ein ausgefeiltes wissenschaftliches Programm zugrunde liege. Weiter fordert Duclos eine Rückkehr zu den vergleichenden Methoden der Ethnologie, also Integration und interkultureller Dialog, lehnt deshalb spezielle Museen für einzelnen Gruppen ab. Daß die Spaltung zwischen Kunstwerk und Sachzeuge ideal gedacht ist und als Leitfaden für volkskundliche Sammel- und Ausstellungstätigkeit dienen kann, betont selbst Duclos und hat die museologische Praxis seit dem 19. Jahrhundert erwiesen. Diese Kategorisierung hält jedoch keine Lösungsvorschläge für das Dilemma bereit, das auch hierzulande wiederholt thematisiert wird: Welche Anmutungsqualität kann denn etwa ein 'banales' Objekt der Alltagskultur der Gegenwart vermitteln, das nicht auf die historische oder gar persönliche, auratische Dimension zurückgreifen kann? Oder sollte man es nicht lieber gleich mit Lévi-Strauss halten, der meint, nicht alles sei es wert, gesammelt zu werden und man müsse eben wissen, was schön sei und was nicht?²³

²² Jean-Claude Duclos: Pour des musées de l'homme et de la société. In: Le débat 70 (wie Anm. 4), S. 174-178. Im gleichen Heft abgedruckt ist eine Replik von Jean Cuisinier, der seine Argumentation weiter vertieft: Quels musées de l'homme et de la société? Hier S. 178-187.

²³ Isac Chiva: entretien avec Claude Lévi-Strauss (wie Anm. 16), S. 171f.

III.

Doch zurück zum ATP, das mit der kürzlich erfolgten Ernennung von Martine Jaoul (auch vorher schon am ATP tätig) als neuer Direktorin anscheinend endgültig aus seinem Dornröschenschlaf erwacht ist. Nach einer von Jack Lang im September 1992 einberufenen Pressekonferenz, in der er seine persönliche Unterstützung für eine Erneuerung des ATP angekündigt hatte, ist folgendes geklärt²⁴: Es wird keinen Abriß, keine Fusion mit dem Musée de l'homme und keine "délocalisation" geben - vorerst bleibt alles beim alten. Ein Kredit für erste, vorläufige Umgestaltungen im Eingangsbereich des Museums steht ab Anfang 1993 bereit, Konzeptionen für konkrete Veränderungen in den beiden Ausstellungsbereichen sind am Entstehen.²⁵ Ein langsamer, bedächtiger Umstrukturierungsprozeß zeichnet sich ab. Ende Sommer 1991 war schon Jean Guibal, Direktor des Musée Dauphinois in Grenoble und Präsident des wissenschaftlichen Rates im ATP, mit einer Studie betraut worden.²⁶ Guibal sprach sich dafür aus, das ATP zuallererst von seinem "ländlichen Halseisen"²⁷ zu befreien, um auch der urbanen Industriegesellschaft einen angemessenen Platz zu gewähren; allerdings bedeutete dies eine politische Entscheidung für eine neue Sammlung, die von höherer Stelle mitgetragen werden müßte. Insgesamt plädiert Guibal für eine offenere Kulturpolitik, wobei er dem alten Namen ATP ebenfalls eine Absage erteilt, da das künftige Museum seinen Vorstellungen gemäß um mehrere Dimensionen des "patrimoine ethnographique" erweitert werden müßte. Konkret sollten neben Themenstellungen der französischen Alltagskultur auch die der fremden ethnischen Gruppen sowie der regionalen, europäischen Kulturen präsentiert und damit Problematiken wie Immigration und Rassismus in Ausstellungen umgesetzt werden. Anstatt einer riesigen Dauerausstellung (die im Augenblick noch 90% der gesamten Ausstellungsfläche beansprucht) favorisiert Guibal kleinere und größere Wechselausstellungen von unterschiedlicher Dauer, die sich vornehmlich an die breite Öffentlichkeit richten und für einen aktiven Publikumsverkehr sorgen sollen.

²⁴ Frankfurter Allgemeine, 20.10. 1992.

²⁵ Echo'Musée Nr. 5, November 1992. Für nähere Informationen bedanke ich mich bei Frau Anne-Marie Thiesse, Paris.

²⁶ Jean Guibal: Quel avenir pour le musée des A.T.P.? In: Le débat 70 (wie Anm. 4), S. 158-163.

²⁷ Le Monde (wie Anm. 19).

Ergänzend dazu könnte eine "exposition de synthèse" von kleinem Umfang die aktuellen Ausstellungsthemen in größere historische Zusammenhänge einbetten, Brüche und Kontinuitäten aufzeigen. Es bleibt abzuwarten, inwieweit diese Vorstellungen und jene, die gerade noch ausgelotet werden, umgesetzt werden können.

Wenn auch die sehr engagierten und emotionsgeladenen Diskussionen zeigen, daß das ATP künftig noch einen wichtigen Meiler in der Museumslandschaft darstellen soll, sind sich alle Beteiligten darüber im klaren, daß ohne strukturelle Veränderungen sich letztendlich nur wenig durchsetzen läßt. Immer wieder wurde deshalb in den Beiträgen ein stärkeres Engagement der Direction des Musées de France (DMF) und des Kultusministeriums gefordert, was wohl mit dem Eingreifen von Jack Lang gesichert ist, zudem eine für das ATP nicht unwichtige, verwaltungstechnische Neuerung ansteht. Das ATP scheint in der Tat zu sehr von Prinzipien des Kunstmuseums - auch auf organisatorischer Ebene - dominiert worden zu sein: Bislang war es neben diesen dem Kultusministerium unterstellt und nicht, wie die naturgeschichtlichen und technischen Museen, dem Erziehungsministerium. Gerade von denen, so wird vermutet, könnten fruchtbare Anregungen kommen, was etwa den Umgang mit der industriellen Archäologie betrifft. Dies kann sich nun erweisen, da Lang den Zusammenschluß beider Ministerien angekündigt hat. Was den Konservatorennachwuchs angeht, bleibt wohl die Ausbildung auf der "Ecole du Patrimoine" wie bisher eher kunsthistorisch ausgerichtet; für die "musée de société", zu denen u.a. die écomusées gehören²⁸, ist noch keine eigene Ausbildungsstätte vorhanden. Noch weitere, interne Veränderungen im ATP selbst müßten erfolgen. Die Zusammenarbeit zwischen dem Team der CNRS (von der Kritik bisher ausgenommen) und dem der DMF unterstellten Konservatoren, könnte effektiver sein, müßte neu überdacht und koordiniert werden. Denn die nun angestrebte Öffnung des Museums hin zur Alltagskultur läßt sich nur dann realisieren, wenn wieder eine enge Verknüpfung zwischen Forschung und Museum wie zu den Anfangszeiten des ATP besteht. Allerdings gilt es hier einige Hürden zu überwinden, glaubt man Chiva, der in Hinblick auf das kulturgeschichtliche Museum konstatierte: "Zwischen ethnologischer Forschung und der Institution Museum klafft heute in Frankreich ein sozialer

²⁸ Eine präzise Kategorisierung der "musées de société" steht noch aus. Vgl. Jean Cuisinier (wie Anm. 22), S. 179f.; Isac Chiva: entretien avec Claude Lévi-Strauss (wie Anm. 16), S. 166.

Abgrund"²⁹. Doch vor dem Hintergrund eines auch hier virulenten Museumbooms ist es an der Zeit, wirklich neue Formen der Kooperation anzustreben. Ob das neue ATP als nationale Institution hierbei künftig eine Vorbildfunktion übernehmen kann, muß sich noch herausstellen. Wie die erste Tagung der "musée de société" in Mulhouse im Juni 1991 deutlich machte, hat gerade die französische Provinz anscheinend für sich geeignetere Wege gefunden, zum Teil kleinere Forschungszentren mit attraktiven Museen zu verbinden, die eine große Anzahl von Besuchern anziehen.³⁰ Darunter fallen aber auch die "Selbstbespiegelungsmuseen" (Isac Chiva), denen es eher daran gelegen ist, lückenlose Identitäten einer Region zu konstruieren und Brüche in Zeit und Raum kaum berücksichtigen. Dennoch, das ATP könnte von dieser Seite weitere Anregungen für einen Neuerungsprozeß finden.

IV.

Die Nachfolger Rivières haben ein schwieriges Erbe angetreten, da es sich gleich um ein doppeltes handelt: Einmal um eine eindrucksvolle Schau regionaler (Volks-)kultur des 19. und 20. Jahrhunderts und zum zweiten um das Herzstück der langjährigen Museumsarbeit von Rivière selbst. Sein Anspruch, das ATP als dynamisches, als "musée évolutif" zu gestalten, ist von Cuisinier nur bedingt angenommen worden. Die beiden Dauerausstellungskomplexe blieben seit ihrer Eröffnung weitgehend unverändert. Allerdings wartete das ATP regelmäßig mit modernen kleinen Wechselausstellungen zu aktuellen Thematiken auf. Was den Umgang mit volkskundlichen Sammlungen so schwierig macht, das stellten Cuisinier und Lévi-Strauss unabhängig voneinander fest, liege darin begründet, daß der Großteil der dort aufbewahrten und ausgestellten Objekte Zeitzeugen einer früheren, zeitlich bereits weit entfernten Kulturform darstellen. Die Objekte gehörten oftmals bereits zur Zeit ihres Sammelns historischen Zusammenhängen an; eine Verbindung zur Gegenwart ist höchstens insofern gegeben, daß Bilder der eigenen Vergangenheit rekonstruiert werden können. Cuisinier schlägt nun

²⁹ Isac Chiva: Ein Prototyp, ein Befund. Das "ethnologische" Museum. In: Gottfried Korff/Martin Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt/M/New York 1990, S. 187-198, s.S. 190.

³⁰ Vgl. Anm. 1.

deshalb vor, diese Museen als Orte der nostalgischen Erinnerung zu behandeln, sie aufgrund ihres selektiven Objektbestandes als historische bzw. kunsthistorische Museen einzustufen.³¹

Ähnlich argumentiert Lévi-Strauss, der "folklore", und damit das ATP, eindeutig der Vergangenheit zuordnet, genauer der französischen Gesellschaft vor dem 1. Weltkrieg und all jene Sachkultur, die in Massenproduktion gefertigt wurde, in den Bereich der "archéologie industrielle" verweist, die in neu zu schaffenden Museen dieses Typus aufzubewahren wäre.³² Konsequenterweise ist das ATP für Lévi-Strauss weder veraltet noch braucht es einen neuen Namen - es hat einfach bestimmte Ansprüche und Funktionen zu erfüllen, die einem Museum dieser Art obliegen.

Wenngleich Guibal und Duclos zu Recht darauf hinweisen, daß die Kulturformen der Vergangenheit als Folie und Kontrast zum besseren Verständnis aktueller Problematiken miteinbezogen werden müßten, sind beide Positionen nicht so gegensätzlich, wie sie erscheinen, da sich in beiden Fällen die gleiche Frage stellt: Wie unterscheiden sich solche Museen von Geschichtsmuseen? Ist die "Kombinatorik des Sammelns"³³ ausschlaggebend? Sind die historischen Museen - und das gilt selbstverständlich für deutsche Verhältnisse ebenso - eher fürs Grobe, für Politik- und Gesellschaftsgeschichte zuständig, die volkskundlichen bzw. ethnologischen Museen fürs Feine, für Sachgebiete wie Christbaumschmuck und Spielzeug³⁴? - Oder ist letztendlich alles 'nur' eine Frage der Perspektive?

Die Verschränkung von Geschichte und Ethnologie bzw. Volkskunde war schon einmal ein wichtiges Anliegen eines Arztes und Volkskundlers gewesen: Für Rudolf Virchow, dem Gründer des deutschen Volkskundemuseums, gehörte die (Vor-)Geschichte und Volkskunde eng zusammen, was zeitweise räumlich durch eine unmittelbare Nachbarschaft der prähistorischen Abteilung und der volkskundlichen Sammlung noch verstärkt wurde.³⁵

³¹ Cuisinier (wie Anm. 20), S. 163f.

³² Isac Chiva: entretien avec Claude Lévi-Strauss (wie Anm. 16), s.S. 165ff.

³³ Gottfried Korff: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Zeitzeugen. Ausgewählte Objekte aus dem Deutschen Historischen Museum (= Bausteine 6). Hrsg. von Rosemarie Beier und Gottfried Korff. Berlin 1992, S. 277-281, s.S. 278.

³⁴ Das waren beispielsweise die Themen zweier Wechselausstellungen im Dezember 1992 im Museum für Volkskunde in Dahlem.

³⁵ Vgl. Ulrich Steinmann: Die Entwicklung des Museums für Volkskunde von 1889 bis 1964. In: 75 Jahre Museum für Volkskunde 1889-1964. Festschrift Staatliche Museen zu Berlin 1964, S. 7-47, s.S. 20.

Mit Geschichte bzw. ganz konkret mit dem Deutschen Historischen Museum (DHM) in Berlin wird sich das geplante Museum für Europäische Volkskunde in Friedrichshagen ebenfalls intensiv auseinandersetzen müssen. Gerade durch die zentrale Lage des DHM im Zeughaus (Unter den Linden) und die sich bisher abzeichnende Fertigkeit des Museumsteams, mit lebendigen Ausstellungen, die auch einem ethnologischen Blick verpflichtet sind³⁶, ein breites Publikumsinteresse zu erwecken, entsteht für das wieder-vereinigte Volkskundemuseum eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz-situation. Das Wasserwerk in Friedrichshagen, das als Standort zwar erst ab 1996 im Gespräch ist, liegt noch weiter vom Stadtzentrum entfernt als Dahlem oder das ATP und muß sich deshalb besonders um ein attraktives Besucherprogramm bemühen. Hinzu kommt, daß im neuen Museum drei Sammlungen verknüpft werden, die sich zumindest nach dem 2. Weltkrieg äußerst unterschiedlichen Sammelschwerpunkten sowie verschiedenen Ansprüchen und Funktionen verschrieben haben: Einmal das Volkskundemuseum West, das sich als Sacharchiv eines klassischen Volkskundekanons verstehen kann, die europäische Abteilung, die mehr einer vergleichenden europäischen Perspektive verpflichtet ist und schließlich die volkskundliche Sammlung Ost, die sich v.a. der Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten angenommen hat. Ob nun tatsächlich alle Partner gleichberechtigt im Wasserwerk präsentiert sein werden, muß erst einmal dahingestellt bleiben. Die ersten Entwürfe klingen durchaus vielversprechend: Keine Dauerausstellung mehr, sondern mehrere Wechselausstellungen im Jahr, ein großer Dokumentations- und Medienbereich und ein offen zugängliches Archiv, eventuell die Einbeziehung des Parks mit einer Lauf-landschaft.³⁷ Wie es scheint, geht es den Verantwortlichen nicht nur einfach darum, Kanonthemen bis in die Gegenwart zu verlängern, um vermeintliche Aktualität zu demonstrieren, sondern auch um neue Themen und um einen neuen Umgang mit zeitgenössischer Alltagskultur. Schließlich setzt die im Titel des Museums implizierte europäische Perspektive inhaltliche wie konzeptionelle Konsequenzen voraus.

³⁶ Christoph Stölzl nennt übrigens das ATP als ein Vorbild. Vgl. Martin Roth: Zur Geschichte des Umgangs mit historischen Objekten - französische und deutsche Museen im Vergleich. In: *Museumskunde* 55 (1990), H. 1, S. 2-13, s.S. 13.

³⁷ Für die Informationen bedanke ich mich bei Dr. Konrad Vanja vom Museum für Volkskunde, Berlin.

In Berlin wie in Paris ist es zunächst geboten, ein eigenes Profil zu finden, neue Definitionen und Strategien zu entwickeln, die im Zuge der allüberall verbreiteten Musealisierungsbemühungen ein zentrales Volkskundemuseum überhaupt zu rechtfertigen vermögen.

Wie immer es nun um die Zukunft beider Häuser bestellt sein wird, vielleicht könnten ja bei den weiteren Planungen Lévi-Strauss' etwas unzeitgemäße Ansichten über die Funktionen des Museums eine Orientierung bieten: "J'ai toujours dit et pensé que les musées sont fait d'abord pour les objets et ensuite seulement pour les visiteurs"³⁸.

Nachtrag: Als dieser Artikel geschrieben wurde, standen die Parlamentswahlen in Frankreich noch aus. Jacques Toubon hat nun Jacques Lang als Kultusminister abgelöst. Was die veränderte politische Konstellation für das ATP mit sich bringt, muß vorerst offenbleiben.

ANGELA BAER, RENATE RECKZIEGEL,
SABINE ROCKSTROH, THOMAS SCHMIDT

'Männermuster' in Texten von EKWlerInnen: Die Probe aufs Exempel

'Männerwissenschaft' - der Titel des Seminars von Bernd Jürgen Warneken war so vielversprechend wie mehrdeutig: Sollte es um die Wissenschaft über Männer gehen oder um den gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb, der noch immer von Männern dominiert wird? Oder zielte das Thema auf die Wissenschaft, wie sie von Männern an Universitäten über Jahrhunderte hinweg praktiziert und geprägt wurde?

Eins war klar: Mit dem 'Mann' in 'Männerwissenschaft' war nicht das biologisch als männlich zu identifizierende Individuum im Sinn von 'sex'

³⁸ Isac Chiva: entretien avec Claude Lévi-Strauss (wie Anm. 16), S. 169.

gemeint. Es stand nicht die Frage zur Debatte, ob das männliche Gehirn alkoholresistenter ist¹ oder ob männliche Erbanlagen durch das Rauchen stärker geschädigt werden als weibliche², sondern es ging vielmehr um 'gender', um die soziale Konstruktion von Männlich- und Weiblichkeit - eine Unterscheidung, die in der öffentlichen Diskussion viel zu wenig beachtet wird: Wie sehen gesellschaftliche Bilder von 'Männern' aus und welche Erwartungen werden dadurch an Männer herangetragen? Welches männliche Rollenverhalten trägt zum Entstehen dieser Bilder bei oder wird umgekehrt durch gesellschaftliche Erwartungen immer wieder neu provoziert?

Unsere Arbeitsgruppe stellte sich die Frage, ob und wie sich männliche Handlungsmuster in Texten von EKWLern und EKWlerinnen manifestieren. Konkrete Vorarbeiten, in welchen Bereichen und wie 'Männermuster' konkret wirksam werden, hatten wir nicht. Deswegen versuchten wir in einer ersten Annäherung, denkbare Aspekte für Kategorien von solchen Mustern zusammenzustellen. Dann machten wir die Probe aufs Exempel: Wir klopfen Texte von EKWlerInnen nach 'männlicher' Thematik, Methodik und Sprache ab.

- RR -

Theoretische Vorüberlegungen

Nach Karin Hausen/Helga Nowotny ist die "Wissenschaft seit ihrer Konstituierung bis heute zunächst ausschließlich und heute weitgehend ein Ergebnis der Berufsarbeit von Männern"³. Dies spiegle sich in Inhalten und in Methoden wider. Von daher ließ sich die Hypothese aufstellen, daß die Wissenschaft, und damit auch die Empirische Kulturwissenschaft, eine 'Männerwissenschaft' ist, also voll von 'Männermustern' steckt.

Dies allerdings empirisch zu überprüfen, d.h. 'Männermuster' an Texten von EKWlerInnen konkret aufzuzeigen, erwies sich als relativ schwierig. Die Geschlechterforschung liefert zwar reichlich (theoretisches) Material, doch ist es auch operationalisierbar? Niemand hat sich bislang die Mühe gemacht, die Theorie in die Praxis umzusetzen, Kategorien zu bilden. Es gibt keinen

'Fragenkatalog', den man quasi wie eine Folie über einen Aufsatz legen und abhaken könnte. Ein erster Arbeitsschritt der Gruppe bestand in dem Versuch, den Begriff 'Männermuster' zu definieren.

Das Geschlecht als Kategorie muß in der Wissenschaft für eine Analyse ernst genommen werden, forderte David Morgan schon 1981.⁴ Frage eins an einen Text könnte demnach lauten: Berücksichtigen volkskundliche AutorInnen, daß die Schwaben, die Unterschichten, 'das Volk' aus Frauen und Männern bestehen?

Nach Morgan trennen Männer - im Gegensatz zu Frauen - in der Wissenschaft zwischen Persönlichem und Politischem. Frauen geben ihre Parteilichkeit zu, Männer kaschieren mit ihrer strengen Forderung nach Objektivität lediglich ihr subjektive Wahrnehmung.⁵ Die zweite Frage an einen Aufsatz wäre folglich: Wird ein persönlicher Bezug, werden persönliche Erkenntnisinteressen und persönliche Betroffenheit zum gewählten Thema deutlich gemacht oder wird der Anspruch auf Objektivität erhoben?

Männer arbeiten eher mit vermeintlich objektiven Quellen, wogegen Frauen auch Quellen aus dem Alltag wie Tagebücher und Briefe, also 'subjektive' Quellen, benutzen. Frage drei könnte daher sein: Auf welches Material stützt sich eine Untersuchung?

Die Forschung hat in den letzten Jahren immer wieder festgestellt, daß das Gesprächsverhalten von Männern und Frauen unterschiedlich ist: Frauen schränken die Gültigkeit ihrer Aussagen ein, stellen sie in Frage, heischen um Zustimmung, werten sich selbst ab, entschuldigen sich usw.⁶ Es liegt nun nahe anzunehmen, daß Frauen diese 'Techniken' nicht nur im Gespräch, sondern auch beim Schreiben anwenden. Die nächste Frage wäre demnach: Gibt es Stellen im Text, in denen deutliche Stellungnahmen und klare Wertungen vermieden werden?

Ein weiterer Ansatzpunkt sind geschlechtsspezifische Formen der Wirklichkeitsaneignung. Hannelore Bublitz behauptet, daß Frauen anders denken. Denn weibliche Identität konstituiert sich unter widersprüchlichen Bedingungen: im Rahmen der Dominanz von Männern und in der Differenz zu Männern. Das heißt, daß Frauen auf der einen Seite in ihrer Arbeit dem allgemeinen gesellschaftlichen Prozeß der Rationalisierung und Modernisierung unterworfen sind, auf der anderen Seite aber auch mit Arbeiten betraut sind,

¹ Vgl. Südwestpresse vom 10.03.1993

² Vgl. Südwestpresse vom 09.03.1993

³ Hausen/Nowotny 1986, S. 9

⁴ Vgl. Morgan 1981, S. 94

⁵ Vgl. Morgan 1981, S. 97

⁶ Vgl. Trömel-Plötz 1984

die sich nur schwer rationalisieren lassen, wie z.B. mit der Kindererziehung oder der Sorge um soziale Beziehungen. Frauen besitzen also aufgrund dieser gedoppelten Lebenswelt die Fähigkeit zur Konkretion und sind 'unfähig' zur Abstraktion, sobald diese sich vom Menschen oder vom Gegenstand entfernt.⁷

Aus diesen Überlegungen ließe sich nun eine weitere Frage zum Thema 'Männermuster' ableiten: Bevorzugen Frauen in der Wissenschaft das Konkrete, Männer das Abstrakte? Oder: Können Frauen vom Konkreten nicht so gut abstrahieren, können Männer Abstraktes weniger gut am Konkreten festmachen?

Eine erste Zwischenbilanz sieht folgendermaßen aus: 'Männermuster' bestehen möglicherweise in

1. einer fehlenden Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht,
2. einem (scheinbar) distanzierten Themenzugang,
3. der Bevorzugung (vermeintlich) objektiver Quellen,
4. Formulierungen, die Sicherheit und Unbeirrlichkeit vermitteln,
5. Abstraktion.

Dieses Ergebnis darf jetzt allerdings nicht darüber hinweg täuschen, daß man in der Literatur auch auf Argumente stößt, die diese scheinbar griffige Definition wieder relativieren. Der 'Fragenkatalog' hält nicht ohne weiteres stand, wenn man beispielsweise Forschungsergebnisse aus der Psychologie mithieranzieht. Beide Geschlechter passen ihr Führungsverhalten den Führungsaufgaben unserer Gesellschaft an und orientieren sich nicht an der Rolle Mann/Frau, stellt beispielsweise die Psychologin Marianne Weber fest.⁸ Dieses Untersuchungsergebnis entspricht der sozialen Lerntheorie, die davon ausgeht, daß das Verhalten nicht nur von der Persönlichkeit, sondern auch von der Situation beeinflusst wird. Und weiter: "Die Ergebnisse zeigten, daß Frauen am Arbeitsplatz genauso selbstbewußt mit Konflikten umgingen wie die Männer."⁹ Oder: Beide Geschlechter entwickeln "aufgrund sich verändernder Führungsaufgaben ein neues Verständnis von Macht, Autorität und Führung".¹⁰

⁷ Vgl. Bublitz 1990, S. 90ff.

⁸ Vgl. Weber 1992, S. 15

⁹ Weber 1992, S. 17

¹⁰ Weber 1992, S. 20

Eine strikte Geschlechtsspezifität im Verhalten, in der Sprache, im Denken wird hier also in Abrede gestellt. Übertragen auf unsere Fragestellung würde dies bedeuten, daß Autoren und Autorinnen ihren Stil einfach den Anforderungen, Aufgaben und Gepflogenheiten des Faches anpassen - unabhängig vom Geschlecht.

Dieser These muß man jedoch widersprechen, wenn man davon ausgeht, daß jedes Fach "ein Ergebnis der Berufsarbeit von Männern ist" (Hausen/Nowotny). Letztlich räumt auch Weber ein, daß noch nicht bewiesen werden konnte, ob beide Geschlechter wirklich entsprechend den Erfordernissen der jeweiligen Situation handeln oder ob sich die Frauen den männlichen Normen anpassen (müssen).¹¹ Für letzteres spricht allerdings einiges: "Wenn sich irgendwo eine einzige Frau mühselig in einen Vorstand hineingekämpft hat, dann ist die statistische Wahrscheinlichkeit, daß es sich auch noch um eine liberale, engagierte, aufgeschlossene Frau handelt, ziemlich gering."¹² Auch Weber weist darauf hin, daß das Management generell Frauen nur dann als erfolgreiche Führungskräfte ansieht, wenn sie über sogenannte 'männliche' Eigenschaften verfügen - wie zum Beispiel Golda Meir, Indira Gandhi oder Margaret Thatcher.¹³

Dafür spricht auch Morgans Hinweis, daß Frauen im Wissenschaftsbetrieb als 'Minderheit' oder 'Auenseiterinnen' besonders unter Druck stehen und vorsichtshalber geschlechtsspezifische Fragestellungen und Interpretationen vermeiden, um nicht unangenehm aufzufallen.¹⁴ Das würde zum einen das Vorkommen von 'Männermustern' in Texten von Frauen erklären. Zum anderen weist diese Überlegung darauf hin, daß die Präsenz von 'Frauenmustern' in wissenschaftlichen Texten von der Position der Verfasserin (oder auch des Verfassers) in der Wissenschaftshierarchie abhängt. Man kann das Vorkommen von 'Männermustern' in Texten von Frauen jedoch auch dahingehend interpretieren, daß die Frauen die Regeln erst einmal kennenlernen und einüben müssen, bevor sie wirklich mitspielen und an Veränderung denken können.

Oft wird den Frauen - gerade von Frauen - viel zugemutet: Einerseits sollen sie in klassischen Männerdomänen erfolgreich sein, viel leisten und viel erreichen, andererseits sollen sie diese Position auch noch ideologisch

¹¹ Vgl. Weber 1992, S. 33

¹² Benard/Schlaffer 1990/92, S. 118

¹³ Vgl. Weber 1992, S. 18

¹⁴ Vgl. Morgan 1981, S. 95

absichern, indem sie viel aufgeklärter, viel progressiver, viel liberaler, viel humaner als ihre männlichen Kollegen sind.¹⁵

Der 'Fragenkatalog' relativiert sich außerdem, wenn man die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft betrachtet. Die Überlegung von Bublitz, Frauen seien eher dem Konkreten zugeneigt und Männer eher dem Abstrakten, impliziert, daß die Beschäftigung mit dem Alltag als etwas Konkretes den Frauen zugerechnet werden müßte. Auch Hausen/Nowotny gehen grundsätzlich davon aus, daß der Alltag aus dem männlichen Wissenschaftskontext ausgeblendet wird.¹⁶ Dem muß man nun entgegensetzen, daß der Alltag *die* zentrale Kategorie volkskundlicher/kulturwissenschaftlicher Forschung schlechthin ist. Der Alltag, der vordergründig wenig mit Abstraktion zu tun hat, wird in der Volkskunde seit zwei Jahrhunderten vornehmlich von Männern erforscht. Allerdings: Bestimmte symbolische Verdichtungen wie 'alte' Bräuche, Sitten, Mythen, Sagen, Lieder interessierten viele Forscher mehr als die 'banale' Alltagswirklichkeit im Zeitalter der Industrialisierung.¹⁷

Zudem ist zu fragen, ob der Alltag als 'Alltag von Männern und Frauen' oder als 'männlicher Alltag' erfaßt wurde und wird. Max Weber beispielsweise, der früher als die Volkskundler erkannt hat, daß sich mit dem Alltag die Moderne beschreiben läßt, klammert den 'weiblichen Alltag' völlig aus.

- AB -

EKW-Magisterarbeiten: Frauenthemen - Männerthemen? Eine quantitative Analyse

Haben Männer und Frauen unterschiedliche Forschungsinteressen? Gehen Männer und Frauen methodisch unterschiedlich an ein Thema heran? Um Antworten auf diese Fragen zu bekommen, haben wir uns die Magisterarbeiten am Ludwig-Uhland-Institut angesehen: Was für Themen wählen Studentinnen, was für Themen Studenten?

¹⁵ Vgl. Benard/Schlaffer 1990/1992, S. 117

¹⁶ Vgl. Hausen/Nowotny 1986, S. 11

¹⁷ Vgl. Bausinger/Jeggle/Korff/Scharfe 1978, S. 88ff.

Zunächst wurden die seit 1970 entstandenen Magisterarbeiten - insgesamt 310 Arbeiten - hinsichtlich ihrer Titel (bzw. ihres daraus ableitbaren Inhalts) und ihrer AutorInnen aufgeschlüsselt.¹⁸ Anhand des Titelverzeichnisses der Magisterarbeiten ordeten wir die Arbeiten verschiedenen Themenkomplexen zu. Ein Beispiel: "Wir sind Abgeordnete des Herzens": Frauen und Politik im Spannungsverhältnis zwischen Eigenständigkeit und Anpassung; zur Geschichte Tübinger Staatsbürgerinnen 1952-1970"¹⁹ lautet der Titel der Magisterarbeit von Katja Gürtler. Dies läßt folgende Zuordnungen zu: Frauen, Politik, Tübingen und/oder Staatsbürgerinnen. Ich entschied mich in diesem Fall für den Themenkomplex 'Frauen' und stieß damit auf ein methodisches Problem: Jede Kategorisierung ist subjektiv - ein anderer Mensch würde möglicherweise die Arbeiten ganz anderen Themenkomplexen zuordnen. Größere Sicherheit bei der Kategorisierung könnte wahrscheinlich nur eine intensivere Beschäftigung mit den Inhalten der Arbeiten bringen.

Die meisten Magisterarbeiten konnten folgenden Themen zugeordnet werden: Frauen; AussiedlerInnen; Technik; Ethnologie; AusländerInnen; Nationalsozialismus; Heimat, Dorf, Stadt; Kleider, Kleidung; Männer und Frauen; Film, Funk, Fernsehen; Museum, Fasnacht; Verein; Alter; Zeitung bzw. Presse allgemein; Körper; Politik; ArbeiterInnen und Arbeiterbewegung; Feste; Jugend; Religion und Kirche; Männer.

Es gab allerdings auch eine stattliche Anzahl von Arbeiten, die sich mit einem 'exotischen' Thema beschäftigen oder aber so viele Einordnungsmöglichkeiten zuließen, daß es unmöglich war, sie ohne genaue Kenntnis des Inhaltes zuzuordnen.

In einem zweiten Arbeitsschritt wurde nun untersucht, welche Themen von Männern bzw. Frauen bevorzugt behandelt werden. Unsere Hypothese dazu lauteten:

Hypothese 1: Frauen behandeln Frauen, Männer Männer.

Hypothese 2: Männer behandeln öfter technische Themen.

Hypothese 3: Frauen behandeln öfter Themen, die sich mit der Person und/oder ihrem Habitus (Körper, Kleidung, Verhalten) beschäftigen.

¹⁸ Die Magisterarbeiten sind unter dem Titel 'Ergebnis der Anfrage: sta: Clubraum am 31.10.1992' verzeichnet.

¹⁹ Katja Gürtler: "Wir sind Abgeordnete des Herzens": Frauen und Politik im Spannungsverhältnis zwischen Eigenständigkeit und Anpassung; zur Geschichte der Tübinger Staatsbürgerinnen 1952-1970. Tübingen, 1991. Sign. Ne 590

Von den 310 Magisterarbeiten wurden 124 von Männern geschrieben und 171 von Frauen, 15 Arbeiten wurden von zwei bis maximal drei Menschen in Koproduktion verfaßt. Einschließlich der Gemeinschaftsarbeiten haben 328 Personen Magisterarbeiten geschrieben, davon 57% (in absoluten Zahlen 188) Frauen und 43% (140) Männer.

Auffällig ist, daß 39 Frauen - das sind 21% aller Frauen - über Mädchen und Frauen sowie die weibliche Lebenswelt betreffende Themen schrieben. Aber nur ein Mann machte die Männer zum Thema - allerdings Männer im fernen Papua Neu Guinea.²⁰

Die erste Hypothese, daß Frauen Frauenthemen, Männer Männerthemen behandeln, scheint also - wenn auch nur auf den ersten Teil der Aussage - zuzutreffen. Das krasse Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern läßt eine weitergehende Deutung zu: So scheint die von vielen Pädagogen vertreten These der männlichen 'Sprachlosigkeit über sich selbst' eine erste Bestätigung zu finden.

Auffälligkeiten zeigten sich auch im Themenbereich 'Männer und Frauen'. Bei allen Arbeiten, die z.B. das Geschlechterverhältnis thematisieren, ist die weibliche Dominanz überdeutlich. Sechs Frauen stehen zwei Männer gegenüber. Diese Männer haben ähnliche Erkenntnisinteressen und Ansätze wie Frauen. Eine der 'männlichen' Arbeiten z.B. handelt von "weiblichen und männlichen Posen auf privaten Urlaubsphotos",²¹ eine Frau thematisiert in ihrer Arbeit die kulturelle Reproduktion von Männlichkeit und Weiblichkeit auf privaten "Gagfotos".²² Der Autor argumentiert aus feministischer Sicht: Es geht ihm um die geschlechtsspezifische Prägung der eingenommenen Posen und inwieweit sie "konkret wie symbolisch das Herrschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau in unserer patriarchal-sexistischen Gesellschaft" widerspiegeln.

Unsere zweite Hypothese, daß Männer sich häufiger mit Technik beschäftigen, läßt sich in dieser Pauschalität nicht belegen. Auffällig ist aber:

Ein Mann schreibt über "das Automobil in der wilhelminischen Gesellschaft"²³, eine Frau "zur Herkunft und Technik einer textilen Produktion"²⁴ - es geht hierbei um das Hand-Stricken.

Zunächst 'männertypisch' erscheinende Themen, wie z.B. Politik oder Vereine, werden von Frauen und Männern gleichermaßen behandelt. So sind es beim Thema Verein vier Frauen und vier Männer, bei Politik sechs Frauen und sieben Männer, wohingegen beim Thema Jugendliche eindeutig Männer dominieren. Neun Männer, das sind 6% aller Männer, gegenüber vier Frauen (also nur 2% aller Frauen) beschäftigen sich damit. Gewiß befassen sich auch Frauen mit Teilgruppen der Gesellschaft. Aber während ein Mann eine "exemplarische Untersuchung zum Zusammenhang zwischen verbaler und realisierter sozialer Handlungen im Bereich der offenen Jugendarbeit"²⁵ vorlegt, sind Frauen tendenziell 'näher am Menschen dran'. Sichtbar wird dies beim Thema 'AusländerInnen'. Zuerst wieder ein paar Zahlen: Neun Frauen (ca. 5%), aber nur zwei Männer (knapp 1,5%) beschäftigen sich damit. Nimmt man die 'AussiedlerInnen' dazu, wird die Tendenz noch deutlicher: Hierüber schreiben vier Frauen und nur ein Mann. In Prozentzahlen heißt das: Insgesamt 7% der Frauen und nur 2% der Männer greifen diese Themen auf. Exemplarisch für das 'nähere Herangehen' der Frauen ist folgender Titel: "... Heimweh hab' ich nicht, aber manchmal so eine Sehnsucht." Eine lebensgeschichtliche Analyse des Heimatbewußtseins von Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern.²⁶

Ein weiterer aufschlußreicher Themenkomplex ist das Thema 'Körper'. Fünf Frauen, aber immerhin auch vier Männer beschäftigten sich mit diesem Thema - die Männer alle aus größerer Distanz. Alle vier 'männlichen' Arbeiten sind historische Arbeiten: Eine davon behandelt die Hermeneutik vormoderner Anthropologie - "Andere Körper - noch keine Sexualität" und beschreibt die Zeit zwischen 1680 und 1760.²⁷ Martin Beutelspacher be-

²⁰ Wolfgang Kempf: Tambaran in der modernen Welt: Studien zum Wandel von Männerkult und geheimer Initiation bei den Ngaing, Madang Province, Papua Neu Guinea. Tübingen, 1987. Sign. An 724

²¹ Helmut Meier: Der heitere Ernst körperlicher Herrschaftsstrategien: "Weibliche" und "männliche" Posen auf privaten Urlaubsfotografien; eine empirische Untersuchung. Tübingen, 1989. Sign. An 699-402

²² Cornelia Zeul: "Mann" spielen - "Frau" spielen: Die kulturelle Reproduktion von Männlichkeit und Weiblichkeit auf privaten "Gagfotos". Tübingen, 1989. Sign. An 699-445

²³ Lothar Diehl: Das Automobil in der wilhelminischen Gesellschaft: Alltagsgeschichtliche Aspekte einer technischen Innovation. Tübingen, 1990. Sign. Ap 1132

²⁴ Elisabeth Bieser: Hand-Stricken: Zur Herkunft und Technik einer textilen Produktion. Tübingen, 1991. Sign. Kk 27

²⁵ Hans Müller: Offene Jugendarbeit in Reutlingen-Orschel-Hagen - exemplarische Untersuchung zum Zusammenhang zwischen verbaler und realisierter sozialer Handlungen. Tübingen, 1976. Sign. An 1207

²⁶ Ortrun Martini: "...Heimweh hab ich nicht, aber manchmal so eine Sehnsucht": Eine lebensgeschichtliche Analyse des Heimatbewußtseins von Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern. Tübingen, 1990

²⁷ Karl Braun: Andere Körper - noch keine Sexualität: Zur Hermeneutik vormoderner

schreibt in seiner Arbeit lebensgeschichtliche Erfahrungen der unteren Volksklassen zwischen 1750 und 1850.²⁸ Roland Binz hat die "German Gymnastic Societies in St. Louis zwischen 1850 und 1913"²⁹ zum Gegenstand erkoren, und die vierte Arbeit handelt von der "Geschichte der Freikörperkultur in Deutschland bis zum Nationalsozialismus (1893-1933)"³⁰.

Bei den Frauen gibt es zwei historische Arbeiten. Eine handelt von "Leit- und Wirkprinzipien bürgerlicher Körpersprachennormierung um die Jahrhundertwende"³¹, die andere ist als "Studie zum Verhältnis von Sozialisation und weiblichem Körperbewußtsein in den 50er Jahren"³² angelegt. Schon in der Einleitung macht die Autorin der letzteren Arbeit jedoch klar, daß es um die eingehende Beschäftigung mit dem sozialhistorischen Erfahrungshintergrund und der persönlichen (!) Lebensgeschichte ihrer und anderer Mütter geht.

Noch aufschlußreicher sind jedoch zwei andere Arbeiten, die vom Dicksein bzw. vom dicken Körper handeln. Beide berichten in der Einleitung von eigenen Erfahrungen, die den Anstoß zur Beschäftigung mit diesem Thema gaben.³³ Beim Thema Kleider/Kleidung fällt auf: Zehn Frauen (über 5% aller Frauen) beschäftigen sich damit, aber nur ein Mann – und dieser in Koproduktion mit zwei anderen Frauen.

Anthropologie. Tübingen, 1991. Sign. An 575

²⁸ Martin Beutelsbacher: Körperverhalten und Körpergefühl: Lebensgeschichtliche Erfahrungen der unteren Volksklassen 1750-1850. Tübingen, 1983. Sign. Ap 599-29

²⁹ Roland Binz: German Gymnastic Societies in St. Louis 1850-1913: Emergent socio-cultural institutions. Washington, 1983. Sign. Ap 599-20

³⁰ Rainer Tritschel: Die Geschichte der Freikörperkultur in Deutschland bis zum Nationalsozialismus (1893-1933): Entstehung und Entwicklung einer Reformbewegung - unter besonderer Berücksichtigung der völkischen Protagonisten. Tübingen, 1984. Sign. Ap 599-36

³¹ Lucia Wagner: Bürgerliche Verhaltensnormen in Anstandsbüchern der Kaiserzeit: Leit- und Wirkprinzipien bürgerlicher Körpersprachennormierung um die Jahrhundertwende. Tübingen, 1988. Sign. Ap 599-79

³² Susanne Goebel: Frau werden - Mädchen sein: Studien zum Verhältnis von Sozialisation und weiblichem Körperbewußtsein in den 50er Jahren. Tübingen, 1986. Sign. Ap 599-259

³³ Ursula Wagner: Blicke auf den dicken Körper. Tübingen, 1987. Sign. Ap 599-60.
Susanne Schmidt: Dicksein in Deutschland. Tübingen, 1988. Sign. Ap 599-68

Aus diesen Beobachtungen läßt sich schließen: Frauen behandeln eher Themen, die mit ihrer Person und/oder ihrem Habitus zu tun haben, und reflektieren das eigene Interesse auch in der Darstellung selbst.

Natürlich bleiben Fragen offen, z.B.:

- Inwieweit hängen bestimmte Fragestellungen oder sogar die Themenwahl überhaupt von dem/der Betreuer/in ab.
- Sind Männer- und Frauenthemen in den letzten Jahren aktueller geworden?
- Was ändert sich, wenn sich mehrere Menschen mit demselben Thema beschäftigen? Sind gemeinsame, gemischtgeschlechtliche Magisterarbeiten vielleicht 'androgyn'??

- TS -

"Wer sich als Museumsmann kritisch mit dem Problem befaßt ...": Sprachliche 'Männermuster' in Texten von EKWlerInnen

48 Beiträge, davon 29 von Männern und 19 von Frauen, bildeten die empirische Grundlage für die Suche nach geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Wahl sprachlicher Handlungsmuster in Texten von EKWlerInnen. Die Beiträge waren alle der Festschrift zum 50. Geburtstag von Gottfried Korff, "Wörter Sachen Sinne", entnommen. Die Kürze der Beiträge erlaubte es, eine große Anzahl von Texten zum Vergleich heranzuziehen.

Die Tatsache, daß die Beiträge für eine Festschrift bestimmt sind, bringt bestimmte Eigenheiten mit sich, die gleich zu Beginn Anstoß zu einigen Hypothesen über geschlechtsspezifisches Schreiben geben:

1. Die Textsorten der Festschriftbeiträge variieren beträchtlich: Es handelt sich sowohl um kurze wissenschaftliche Darstellungen als auch um Essays und persönliche Beiträge wie Gedichte, Briefe, Bilder und Rätsel. Das macht den Vergleich sprachlicher Eigenheiten schwierig, da mit jeder Textsorte ganz verschiedene sprachliche Mittel verbunden sind.

Andererseits bietet sich dadurch die Möglichkeit zu untersuchen, wer stärker zu 'wissenschaftlichen' oder aber zu unkonventionellen, persönlichen Formen greift. Die gängige Annahme, daß Männer in der Wissenschaft

stärker zu einer Trennung von Persönlichem und Politischem neigen, legt die Hypothese nahe, daß männliche Autoren für ihren Beitrag traditionell wissenschaftliche Formen bevorzugen.

Als Indiz für die als wissenschaftlich einzustufenden Beitragsformen können Fußnoten und Anmerkungen gelten. Obwohl Fußnoten eigentlich keine Garantie für ein methodisch einwandfreies Vorgehen sind, ist die Angabe von Quellen und Belegstellen notwendig und soll deshalb als Kriterium für einen als wissenschaftlichen Beitrag gedachten Text gelten. Beiträge wie Gedichte, Rätsel, Briefe, Anekdoten und Bilder wurden zur Kategorie 'Persönliche und unkonventionelle Beiträge' gerechnet.

Männer scheinen - wie die quantitative Analyse zeigt - wissenschaftliche Formen zu bevorzugen: 45% der Beiträge von Männern sind mit Fußnoten versehen, aber nur 31% der von Frauen. (Um diese Prozentangaben richtig werten zu können, muß allerdings berücksichtigt werden, daß bei der immer noch relativ kleinen Zahl untersuchter Texte ein einzelner Beitrag bereits ein Plus oder Minus von 5% ausmacht.) Hinzu kommt, daß bei Beiträgen von Männern die Anzahl der Fußnoten im Durchschnitt höher ist: Texte von Autoren haben im Durchschnitt sieben Fußnoten, Texte von Autorinnen nur fünf.

Nicht bestätigen ließ sich dagegen die Hypothese, daß Frauen stärker zu persönlichen Formen greifen: 31% der Männer und 30% der Frauen wählten persönliche Beitragsformen.

2. Beiträge in Festschriften sind nicht nur für eine potentielle Leserschaft gedacht, sondern sollen sich auch in irgendeiner Form an den Jubilar richten. So wird auf Gottfried Korff direkt Bezug genommen,

- indem er persönlich angesprochen oder
- indem explizit thematisiert wird, daß der Text für die Festschrift verfaßt wurde, oder
- indem aus wissenschaftlichen Arbeiten Gottfried Korffs zitiert wird.

Es gibt aber auch indirektere Formen der Bezugnahme, indem Forschungsschwerpunkte des Jubilars aufgegriffen werden. Um allerdings diese Bezüge zu erkennen, müssen LeserInnen einen Überblick über dessen wissenschaftliche Arbeit haben, also über 'insider'-Wissen verfügen. Auch hier liegt - analog zu den in der Geschlechterforschung vertretenen Thesen, daß Frauen persönliche Bezüge zum Thema eher deutlich machen, - die Hypothese nahe, daß die Autorinnen der Festschrift direktere Formen der Be-

zugnahme wählen, Autoren eher indirekte. Das trifft auch tatsächlich zu: Von Autoren werden zentrale Themen der wissenschaftlichen Arbeit Gottfried Korffs weitaus öfter aufgegriffen als von Frauen. 14% ihrer Beiträge beschäftigen sich mit Dingsymbolik, 31% mit Fragen der Museumskonzeption. Bei Frauen sind diese Themen mit nur jeweils 5% vertreten; sie beschäftigen sich dafür stärker mit historischen Themen. Diese machen 32% aller weiblichen Beiträge aus, hingegen nur 5% auf männlicher Seite.

Die These, daß Frauen direkter und persönlicher Bezug auf Korff nehmen, ließ sich allerdings nicht bestätigen: So machen Beiträge ohne erkennbaren Bezug zu Korff 45% bei Autoren und 42% bei Autorinnen aus, 24% der Männer und 26% der Frauen zitieren ihn, in 31% der männlichen und 31% der weiblichen Beiträge wird die persönliche Beziehung der AutorInnen zu Korff deutlich bzw. die Tatsache, daß der Beitrag für die Festschrift verfaßt wurde.

Nach diesen sehr groben und in nicht allen Punkten verifizierten Hypothesen ergab sich das Problem, weitere Kategorien für männliches und weibliches Schreiben ausfindig zu machen. Zu Beginn las ich einen Text nach dem anderen in der Hoffnung, daß mir die entscheidenden 'Männermuster' automatisch ins Auge stechen würden. Dem war aber nicht so. Hier und da schienen sich Thesen zu bestätigen, die in der Literatur über geschlechtsspezifisches Verhalten dargestellt werden und die ich als 'Schablone' im Kopf hatte: Daß Männer eindeutiger Stellung beziehen, Frauen ihre Aussagen abschwächen, Männer stärker abstrahieren, Frauen dagegen konkreter schreiben usw. In einem Großteil der Texte ließen sich aber keine eindeutigen Belegstellen für diese Thesen finden. Das hatte zur Folge, daß ich begann, Details überzubewerten und unhaltbare Vermutungen aufzustellen.

Nachdem diese Form der Analyse keine Aussicht auf Ergebnisse versprach, beschloß ich nach der Lektüre der ersten Hälfte der Texte, mein Vorgehen zu ändern: Ich las die Texte nun 'anonym', d.h. ohne vorher nachzusehen, ob der Beitrag von einem Autor oder einer Autorin stammte. Vor dem entscheidenden Umblättern, das den Blick auf die jeweiligen VerfasserInnen freigab, stellte ich mir die Frage, wen ich hinter dem Text vermutete. In einem zweiten Schritt versuchte ich, die Aspekte zu benennen, die für diese Vermutung ausschlaggebend waren. Zugegeben: Dieses Verfahren hat immer noch methodische Schwächen. Denn selbst wenn die Trefferquote relativ hoch ist - was sie auch war -, heißt das noch lange nicht, daß ich tatsächlich die für die Entscheidung ausschlaggebenden Punkte exakt benennen konnte bzw. diese Punkte wirklich relevant sind. Trotzdem ist es auf diese

Weise möglich, sich von theoretischen Modellen und eigenen Bildern im Kopf zu distanzieren und neue Kategorien zu finden, die hier nur noch angedeutet, aber nicht mehr quantifiziert werden können:

Eindeutig zuzuordnen sind die Texte, in denen die männliche und weibliche Form sprachlich konsequent benutzt wird. Trotz aller Forderungen, daß die Kategorie Geschlecht in wissenschaftliche Untersuchungen einbezogen werden soll, ist das bis heute nicht einmal formal umgesetzt. Wo von "Hausbewohnern und -bewohnerinnen", von "Freunden und Freundinnen der Volkskunst" die Rede ist, läßt sich noch immer fast eindeutig auf eine Frau als Verfasserin schließen. Ebenso eindeutig ist der Mann als Autor sprachlich erkennbar. "Wer sich als Museumsmann kritisch mit dem Thema befaßt" (S. 38), "Da liest einer Claude Lévi-Strauss' Memoiren und Gabrielle Goettles 'Deutsche Sitten' als Bettlektüre und fragt sich morgens beim Rasieren ..." (S. 129): Solche und ähnliche Formulierungen sind nur schwer Frauen zuzuschreiben, auch wenn das zweite Zitat aus der Koproduktion eines Autors und einer Autorin stammt.

Ein fast sicheres Indiz dafür, daß hinter dem Beitrag ein Verfasser steht, ist ein Autoren-'Wir', das die LeserInnen an der Hand nimmt, durch den Text führt und in gedankliche Aktivitäten einbezieht: "Nun wollen wir uns im folgenden alle Mühe geben, sämtliches in eine Analyse einzubeziehen, wollen auch unsere ganze 'sensuelle Vigilanz' aufbieten (...), um dem nun einmal formulierten Problem Herr zu werden" (S. 179); "Der Augenschein belehrt uns darüber, daß ..." (S. 59); oder: "Noch immer spüren wir Unbehagen, wenn ..." (S. 102) - ein Sprachgebrauch, mit dem sich bei mir Erinnerungen an den guten alten Oberlehrer verbinden.

Auf einen männlichen Autor kann auch mit guter Aussicht auf Erfolg getippt werden, wenn in den Texten deutliche Wertungen, souverän wirkende Einschätzungen vorgenommen werden: "bahnbrechende Entdeckung" (S. 169), "unübertrefflich genau geschildert" (S. 98).

Ein weiterer Punkt, in dem geschlechtsspezifische Unterschiede zu erwarten sein könnten, ist das selbstverständliche Zitieren von Eigennamen, die nicht weiter eingeführt werden. In der Alltagssprache setzt das Nennen von Eigennamen voraus, daß die anderen GesprächsteilnehmerInnen den Namen kennen und einordnen können. Im wissenschaftlichen Umfeld liegt der Fall anders: Dort kennt zwar nicht jeder Aby Warburg, doch es kann trotzdem nötig sein, ihn anzuführen, um deutlich zu machen, auf welche Vorarbeiten und Traditionen aufgebaut wird. Darüber hinaus lassen sich mit dem selbstverständlichen Nennen von Eigennamen aber noch andere Ziele

verfolgen. Damit kann Wissen und Bildung nach außen hin demonstriert werden. Verstanden wird das dann aber nur von der Gruppe von Gleichgebildeten. Für den Bereich der universitären Lehre ist dieses wenig adressatenorientierte Sprechen allerdings problematisch. Im Umgang mit Eigennamen wird das strategische Dilemma deutlich, in dem Wissenschaftssprache steckt und das aus dem Prinzipienkonflikt entsteht, einerseits so zu reden, daß man/frau für klug und kompetent gehalten wird, andererseits so zu reden, daß es für viele verständlich ist.

Wenn Frauen an der Universität stärker den 'Blick nach unten' haben, der ihnen im allgemeinen nachgesagt wird, müßten sie eigentlich dem Prinzip der Verständlichkeit folgen und Eigennamen - auch wenn sie zum standardisierten Wissenskanon ihres Fachs gehören - deutlicher einführen als ihre männlichen Kollegen. In jedem Fall ist der Umgang mit Eigennamen ein Kristallisationspunkt, an dem sich zeigt, welches Prinzip stärker verfolgt wird: das der Selbstdarstellung oder das der Verständlichkeit.

Bei der Methode, einen Beitrag 'anonym' zu lesen, sind gerade die Fälle aufschlußreich, in denen mit größter Überzeugung falsch getippt wurde. Das passierte vor allem bei Texten, die einen relativ hohen Abstraktionsgrad, einen großen Anteil an Fremdwörtern, Fachterminologien und hypotaktischen Satzkonstruktionen aufwiesen, also Elemente, die nach gängiger Vorstellung wissenschaftliches Schreiben ausmachen. Hinter diesen Texten männliche Schreibende zu vermuten, erwies sich jedoch oft als Trugschluß.

Wie kommt es, daß Frauen mitunter betont 'wissenschaftlich' schreiben? Ist das ein Indiz dafür, daß das als typisch männlich klassifizierte Schreiben gar nicht so männlich ist? Oder zeigt es, daß Frauen an der Universität ganz besonders unter dem Druck stehen, beweisen zu müssen, daß sie im wissenschaftlichen Umfeld 'etwas zu sagen' haben?

- RR -

"Fremde", "Vertraute" und "Weiber": 'Männermuster' im Sammelband "Feldforschung"

Für die Suche nach 'Männermustern' erschien uns auch der Band "Feldforschung" von 1984, herausgegeben von Utz Jeggle, geeignet, weil es in allen Beiträgen um Erfahrungen von weiblichen und männlichen Autoren 'im

Feld' geht und von daher eine Vergleichbarkeit gegeben ist. Es wird an dieser Stelle nun keine quantitative Analyse mehr geleistet, vielmehr wollen wir einige Punkte schlaglichtartig herausgreifen.

Arbeitet der Autor/die Autorin mit der Kategorie Geschlecht? Diese Frage ist relativ schnell und eindeutig zu beantworten: Keiner der vier Autoren, aber alle (d.h. zwei) Autorinnen berücksichtigen die Geschlechtsspezifik. In den beiden Aufsätzen von Utz Jeggle, "Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde" und "Verständigungsschwierigkeiten im Feld", wird "gender" nicht thematisiert. Das gleiche gilt für "Ohne Gewähr. Zur Kulturanalyse des Informanten" von Rolf Lindner. Auch Wolfgang Alber ("Feldforschung als Textproduktion") erwähnt die Geschlechtsspezifik nicht, obwohl er zusammen mit einer Kollegin, Jutta Dornheim, in dem Projekt "Heilkultur und Krebs - Untersuchung kultureller Determinanten und sozialer Bedeutung von Krankheitsbildern" gearbeitet und sich mit ihr über das methodische Vorgehen abgestimmt hat. Dies erfährt man allerdings nicht in seinem Aufsatz, sondern in ihrem: Sie hält in einer Fußnote explizit fest, daß sie die Gespräche mit kranken und gesunden Frauen geführt habe und Wolfgang Alber die mit Männern.³⁴

Bei Susanne Sackstetter, der zweiten im Band vertretenen Frau, ist die Kategorie Geschlecht sowohl ein Bestandteil des Themas - weibliche Lebensbedingungen auf dem Dorf -, als auch Gegenstand methodischer Überlegungen. Eine ihrer Hauptthesen ist, daß "die Geschlechtszugehörigkeit maßgebend das Geschehen im Feld beeinflusst"³⁵ und von daher bei der Interpretation des Materials berücksichtigt werden muß.

Barre Toelken berichtet über seine Feldforschung bei den Navajo-Indianern: Über 30 Jahre lang war er immer wieder für längere Zeit 'vor Ort', um ihre Geschichten zu sammeln und zu analysieren.³⁶ Es mag ja sein, daß die Geschichten nur von den Männern erzählt werden - aber Toelken hätte dies zumindest erwähnen und erklären können. Auf die Indianerinnen geht er jedenfalls mit keiner Silbe ein. Das Frappierende daran ist, daß es einem 'normalerweise' gar nicht auffällt, daß die weibliche Lebenswelt kein Thema ist. Toelken erweckt den Anschein, daß er über die

³⁴ Vgl. Jeggle 1984, S. 130

³⁵ Jeggle 1984, S. 160

³⁶ Vgl. Jeggle 1984, S. 81ff

Navajos insgesamt berichtet, aber tatsächlich geht es nur um die männliche Hälfte.³⁷

Offen bleibt bei Toelken auch sein persönlicher Bezug zum Thema. Sein Interesse scheint streng sachlich, 'wissenschaftlich' eben: Er spricht zwar von den Navajos als "Vertrauten" und "Freunden", aber es bleibt unklar, wie es eigentlich zu dieser engen Bindung zwischen Forscher und Erforschten kommen konnte.

Auch ein Blick auf die Überschriften der Beiträge lohnt sich. "Zur Geschichte der Feldforschung", "Feldforschung als Textproduktion", "Langfristige Feldforschung: Vorteile und Enttäuschungen", usw. - so lauten die 'Männer'-Titel. Mit "Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht" und "Wir sind doch alles Weiber" überschrieben die Frauen ihre Beiträge. Die Überschriften der Männer lassen einen distanzierten Zugang zum Thema vermuten, die der Frauen einen eher persönlichen. Allerdings nur vermuten. Denn Wolfgang Alber macht seine persönliche Motivation durchaus deutlich: "Ich fand mich anfangs durch eigene Betroffenheit - mein Vater starb kurz zuvor an Krebs - und durch die (...) uns alle angehende Todesdrohung Krebs hinreichend für die Untersuchung motiviert."³⁸ Jutta Dornheim dagegen, der aufgrund der Überschrift ein persönlicher Zugang zum Thema unterstellt worden war, steigt in ihren Aufsatz distanziert, kompliziert ein: Da ist die Rede von der "gesellschaftlichen Rolle der 'metaphysischen Opposition' gegen Rationalität und Aufklärung" und davon, daß Jan Philipp Reemtsma die "Ablösung des Jargons der Eigentlichkeit durch die Sprache der Betroffenheit" als vollzogen ansehe ...³⁹

'Männer-Texte' zeichnen sich durch Formulierungen aus, die Sicherheit und Unbeirrlichkeit vermitteln, lautete eine unserer Ausgangsthesen. Last but not least dazu noch einige Beobachtungen aus dem Feldforschungsband: Bei Barre Toelken stellt sich erst nach 30 Jahren Feldforschung ein eklatantes Mißverständnis zwischen ihm und den Navajos heraus: Er wird für einen Hexer gehalten, und er und seine Familie sind dadurch in Gefahr. Die Entdeckung teilt er der Leserschaft nüchtern mit, vom vorherigen Gebrauch des persönlichen "ich" schwenkt er dabei, angesichts seiner eigenen Fehlleistung, zum unpersönlichen "der Forscher" oder zum generalisierenden "wir"

³⁷ Vgl. Morgan 1991, S. 93

³⁸ Jeggle 1984, S. 117

³⁹ Jeggle 1984, S. 129

um. D.h. das, was Toelken passiert ist, kann jedem passieren. Diese Wortwahl hat, so scheint es, eine Entlastungsfunktion.⁴⁰

Jutta Dornheim schildert ebenfalls die Probleme, die bei der Feldforschung aufgetaucht sind, allerdings auf eine ganz andere Art und Weise: Sie ist "nervös" vor dem Interview mit einer krebserkrankten Frau, der aufgeregt kläffende Hund "verwirrt" sie, sie ist "beschämt" und hat Schuldgefühle "wegen meines vorurteilsvollen und wenig einfühlsamen Verhaltens im Gespräch über das Ballkleid".⁴¹ Hier scheint sich zu wiederholen, was im Sprechverhalten von Frauen festgestellt wurde: Frauen geben ihre Fehler zu, schwächen ihre Aussagen ab, stellen sich selbst in Frage.

- SR - / - AB -

Die Probe aufs Exempel zu machen, ist - das sollte deutlich werden - nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen. Methodisch stehen wir damit erst am Anfang. Mehr als Tendenzen und Thesen können wir vorerst nicht liefern.

'Männermuster' in Texten von EKWlerInnen? Geht es vielleicht gar nicht so sehr um männliche als vielmehr um wissenschaftliche Strukturen, die aufgrund historischer Gegebenheiten zwar von Männern geprägt sein mögen, mit denen sich aber Männer wie Frauen auseinandersetzen und in die sie sich, wollen sie Karriere machen, einfügen müssen? Möglich, daß vielen Frauen dies schwerer fällt und sie stärker mit diesen Strukturen in Konflikt geraten. Das heißt aber nicht, daß alle Männer selbstverständlich mit dem Wissenschaftsbetrieb zurechtkommen.

Egal, ob Männer sich darin einfinden können oder nicht - die Frage nach Sinn und Unsinn von gewachsenen Strukturen gehört grundsätzlich zum Wissenschaftsdiskurs. Doch gerade das Thema 'Männerwissenschaft' blieb bisher über weite Strecken den Frauen überlassen, auch in unserem, vor allem von Studentinnen besuchten Seminar.

⁴⁰ Vgl. Jeggle 1983, S. 89ff.

⁴¹ Jeggle 1984, S. 132ff.

Literatur:

- BAUSINGER, HERMANN/JEGGLE, UTZ/KORFF, GOTTFRIED/SCHARFE, MARTIN: Grundzüge der Volkskunde, Darmstadt 1989².
- BENARD, CHERYL/SCHLAFFER, EDIT: Grenzenlos weiblich. Europas schwaches Geschlecht stark im Kommen, Köln 1990/92.
- BUBLITZ, HANNELORE: Rationalisierung und Geschlechterverhältnis. In: Krüll, Marianne (Hg.): Wege aus der männlichen Wissenschaft. Perspektiven feministischer Erkenntnistheorie, Pfaffenweiler 1990.
- HAUSEN, KARIN/NOWOTNY, HELGA (Hg.): Wie männlich ist die Wissenschaft?, Frankfurt/Main 1986.
- JEGGLE, UTZ (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts), Tübingen 1984.
- MORGAN, DAVID: Men, Masculinity and the Process of Sociological Enquiry. In: Roberts, Helen (Ed.): Doing Feminist Research, London/New York 1981, S. 83-113.
- TRÖMEL-PLÖTZ, SENTA (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen, Frankfurt/Main 1984.
- WEBER, MARIANNE: Konfliktmanagement - dargestellt am Beispiel weiblicher und männlicher Führungskräfte des mittleren Management im Bankensektor (= Zusammenfassender Bericht zur unveröffentlichten Diplomarbeit am Fachbereich Psychologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität), Frankfurt/Main 1992.
- WÖRTER SACHEN SINNE. Festschrift für Gottfried Korff zum 50. Tübingen 1992.

Wer ist Europa? Wessen Europa?

Vom bis 13.-17. April 1993 veranstaltete das Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen eine internationale Tagung zum Thema "Who is Europe? Whose Europe? The Cultural Construction of Transnational Identities in Everyday Life." Die inhaltliche Konzeption und Organisation der Tagung hatte die "Intensive Group Tübingen" übernommen, eine mehr als dreißigköpfige studentische Vorbereitungsgruppe unter der

Leitung von Ute Bechdorf und Michi Knecht, die aus einem Seminar zur Alltagskultur und Identität in Europa im WS 1992/93 hervorgegangen war.

Die Tagung war Teil der Kooperation innerhalb des "European Network of Media and Cultural Studies", einem seit 1989 bestehenden europaweiten Verbund von 21 kultur- und medienwissenschaftlichen Universitätsinstituten in neun EG-Ländern. Dieses ERASMUS-Netzwerk fördert nicht nur den immer beliebter werdenden Austausch von Studierenden sowie die Zusammenarbeit von Lehrenden, sondern auch ein jährlich stattfindendes "Intensive Program", eine einwöchige, international besetzte und besuchte Tagung. Partnerinstitute des Ludwig-Uhland-Instituts sind unter anderem das Department of Cultural Studies in Birmingham (ehemals CCCS), das Department of Communication, Universität Amsterdam, das Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt Universität Berlin sowie Institute in Italien, Spanien, Frankreich und Skandinavien.

Die Tübinger Tagung beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit folgende Fragestellungen:

1. Was geschieht mit Identitätskategorien wie "Nation", "Ethnizität", Geschlecht und Schicht im Prozeß der sogenannten europäischen Integration?
2. Wie sind die Machtverhältnisse bei der Konstruktion dieser transnationalen Identität(en) verteilt? Wer sind die Protagonisten, und wessen Stimmen werden marginalisiert?
3. Welches sind die kulturellen und kulturpolitischen Vermittlungsagenturen, und wie verändert sich die europäische Medienlandschaft?
4. Welche symbolischen Formen von Dominanz und Widerstand finden Eingang in den Alltag? Welche Auswirkungen hat die europäische Einigung auf das Alltagsleben jeder und jedes einzelnen?

Zum ersten Mal konnten aufgrund der großzügigen Förderung durch den Europarat Straßburg und die Robert-Bosch-Stiftung auch Studierende und Lehrende aus Kroatien, Ungarn, Polen und der Tschechischen Republik eingeladen werden. Mehr als 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus insgesamt 16 Ländern besuchten an 4 Vormittagen Vorträge zu den Schwerpunktthemen "Cultural Identities", "Postmodern Europe", "Changing Media Landscapes" und "Daily Life". An den Nachmittagen diskutierten die Gäste in international zusammengesetzten Workshops, die von Tübinger Studierenden moderiert wurden, und nahmen an Exkursionen teil. Angebotene Ziele waren die unter anderem Ausländerredaktion des Süddeutschen Rundfunks

Stuttgart, das NS-Dokumentationszentrum "Oberer Kuhberg" in Ulm, das Flüchtlings-(Abschiebe)-Lager in Reutlingen sowie das Waldenbucher Museum für Volkskultur. Auch "physical and social activities" wie Folk Dancing, das koreanische Hap Ki Do, Fußball und Volleyball waren gut besucht. Zum Abschluß gehörten eine Podiumsdiskussion zum Thema "Rassismus in Europa" - sowie ein rauschendes Fest im Haspelturm.

Der umfangreiche Vorbereitungsreader sowie die während der Tagung täglich erschienene Zeitung "TüTimes" sind in der LUI-Bibliothek erhältlich.

Ute Bechdorf / Michi Knecht

BERND JÜRGEN WARNEKEN

Das Geheimnis der "Schwäbischen Schule" ¹

I

Die "Schwäbische Schule" ethnographischer Feldforschung ist inzwischen weit über Tübingen, manche sagen sogar: bis über Kiebingen und Mössingen hinaus bekannt. Ganz unbekannt ist jedoch, daß die Tradition dieser Schule lange hinter die Gründung des Ludwig-Uhland-Instituts zurückreicht. Die schwäbischen Feldforscher haben - in falscher Bescheidenheit? in falscher Scham? - diese einheimischen Wurzeln immer verschwiegen, ja verdrängt. Seit Jahren legen sie falsche Spuren, berufen sich auf außerschwäbische Forscher von Riehl ("Zu Fuß") bis Lindner ("Die Angst des Forschers vor dem Felde") oder angelsächsische Vorbilder von Evans-Pritchard ("Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande") bis Geertz ("Deep Play. Notes on Balinese Cockfight"). Doch diese Anknüpfungen haben in Wahrheit nur den

¹ Ins Deutsche rückübersetzte Fassung der Fortsetzungsgeschichte "The Secret of the Swabian School" aus der zur Erasmustagung herausgegebenen Institutszeitung "TüTimes" (14.-17.4.1993)

Status von Deckerinnerungen, die vor die heimatliche Urszene der schwäbischen Feldforschung geschoben wurden.

Und diese Szene ist nicht nur heimatlich, sondern, wie es sich bei Urszenen gehört, tatsächlich eine Familienszene. Denn sie hat mit dem Nestor des Ludwig-Uhland-Instituts zu tun, mit Hermann Bausinger: Sie hängt mit dem Themenbereich zusammen, dem sich der Volkskundler Bausinger zuerst vor allem zuwandte: dem Bereich von Märchen und Sage, und sie spielt in Bausingers Vaterstadt, dem schwäbischen Aalen. Zumindest die ErzählforscherInnen unter Ihnen dürften es jetzt bereits ahnen: Der Urvater der schwäbischen Ethnographie ist niemand anders als der sagenhafte "Spion von Aalen".

Der Sagensammler Ernst Meier, ein schwäbischer Bruder der Gebrüder Grimm, hat die bis dahin nur mündlich kursierende Geschichte dieses Helden 1852 aufgeschrieben:

"Als die Aalener Bürger einstmals mit dem Kaiser Streit hatten, wählten sie einen pffiffigen Mann aus ihrer Mitte, daß er des Kaisers Kriegsheer auskundschaften sollte. Dieser Mann begab sich auch sofort geradenwegs in das Lager des Feindes und sprach: 'Grüß Gott, ihr Herren!' Als man ihn fragte, wer er sei und was er wolle, sagte er: Sie sollten nur nicht erschrecken, er sei der Spion von Aalen und wolle sich nur das Lager ein wenig ansehen. Das wurde ihm dann auch gestattet. Aus Dankbarkeit haben die Bürger von Aalen diesem Spion später ein Denkmal gesetzt und ihn an der Rathausuhr leibhaftig abgebildet." In späteren Versionen der Geschichte heißt es, der Kaiser selbst habe den Spion durchs Lager geführt und danach sogar beschenkt. Und mit den Aalenern habe er Frieden geschlossen, weil er solche tapferen und klugen Leute nicht zum Feind haben wollte.

Das also ist sie: die Urszene der schwäbischen Feldforschung. Ein starkes Stück Ethnographie, in dem alle wesentlichen Fragen und Antworten dieser Forschungsrichtung enthalten sind. Wer es nicht glaubt, lese die nächste Folge von "Das Geheimnis der Schwäbischen Schule".

II

In der letzten Folge haben wir die Urszene der schwäbischen Feldforschung, die Sage vom "Spion von Aalen", enthüllt und gefragt: Was alles lernen wir daraus?

Zunächst sicherlich dies, daß das "field" des Feldforschers im Grunde tatsächlich Ähnlichkeit mit einem "battlefield" hat. Weshalb Karl Valentins berühmte Antwort auf Bertolt Brechts Frage, wie kampfbereite Soldaten aussähen, auch für startbereite Feldforscher gilt: "Bleich sind's, Angst haben's." Gut, dies gilt nicht für alle, aber es gilt gewiß für viele Feldforscher der "Schwäbischen Schule"; und wenn es auch nicht für immer gilt, so doch mindestens für die Zeit seit 1968.

Bis dahin wurde noch vielfach angenommen, Forscher und Erforschte gehörten derselben Partei an: der Partei der Freunde der Volksüberlieferung. Nun aber nahmen die Tübinger Volkskundler "Abschied vom Volksleben", und die Luft wurde so dick wie seinerzeit in Aalen: Die Nikoläuse des Landes bekamen mit, daß sie von den Tübinger Volkskndlern nicht in dicken Lederbüchern als verehrungswürdige Heilsbringer verewigt, sondern in billigen Broschüren als schlecht verkleidete autoritäre Spießer angeklagt wurden. Die Fasnachtsnarren von Konstanz bis Rottenburg merkten, daß das Ludwig-Uhland-Institut ihre uralten Bräuche nur notierte, um sie als wilhelminischen Folklorismus zu entlarven. Und die Kiebinger hörten, daß die Tübinger, die sich nächte- und jahrelang an ihren Tischen und Theken niedergelassen hatten, auf dem Heimweg gar nicht das Volkslied von der "Dorfgemeinschaft" anstimmten, sondern das freche Lied vom dörflichen "Terrorzusammenhang" pffiffen.

Was tun in solchen Situationen? Soll der samt Feldforscherin ins Feld marschierende Feldforscher sich naiv stellen und auf den mißtrauischen Anruf "Wer da?" hin weiterhin "Gut Freund!" rufen? Nein! Warum, sagt die 3. Folge von "Das Geheimnis der Schwäbischen Schule."

III

Was tun, so fragten wir zuletzt, wenn die Beforschten erst einmal mißtrauisch geworden sind? Sollen Feldforscherin und Feldforscher das Problem einfach leugnen und auf den Anruf "Wer da?" hin weiterhin "Gut Freund!" rufen? Gewiß nicht. Das wäre nicht nur, was Wissenschaftler ja nicht unbedingt zu stören braucht, verwerflich, sondern überdies gefährlich. Denn zur Untat des Aushorchens käme die der Lüge, und nach einer Entlarvung würden sich auch die Strafen für beides addieren. Unbedingt vorzuziehen ist hier eine ganz andere Strategie: Das freiwillige Bekenntnis "Ich bin der

Spion von Aalen" respektive der ähnlich freimütige Satz "Ich bin vom Ludwig-Uhland-Institut".

Denn diese Selbstenthüllung erfolgt nicht nur zu einem Zeitpunkt, wo außer dem straffreien bösen Vorsatz noch keine Untat zu beichten ist, sondern macht es dem zu Erforschenden auch schwer, die geplante Untat zu verbieten. Muß er sich nicht selbst sagen, bei seinem bekenntnisfreudigen Gast müsse es sich entweder um einen harmlosen Hochstapler oder einen reumütigen Überläufer handeln? Aber auch wenn er weiterhin mißtrauisch bleibt: Wie soll er den Hinauswurf begründen? Der Bannspruch "Spione haben keinen Zutritt" entfällt, da ein Spion, der sich als solcher enttarnt, ex definitione kein Spion mehr sein kann. Es bliebe nur noch das Argument, daß auch eine offen zugegebene Untat eine Untat bleibe. Worauf der Feldforscher aber antworten wird, daß er selbst vor allem mangelnde Offenheit als eine Untat ansehe und diese deshalb vermieden habe, wohingegen der zu Erforschende gerade im Begriff sei, den Feldforscher paradoxerweise wegen zu großer Offenheit zu bestrafen und selbst die Untat der Nichtoffenheit zu begehen. Wobei sich notfalls hinzufügen läßt: Ob das bißchen Volkskultur, das er da zu verheimlichen trachte, diese Untat wirklich rechtfertige? Kurz und gut, dem Torwächter bleibt letztlich nur die Auswahl unter verschiedenen Möglichkeiten der Selbstlähmung, und der Feldforscher kann unbehelligt ins feindliche Lager vorstoßen und seine Beute machen. Es sei denn - aber darüber in der nächsten Fortsetzung.

IV

Die Tübinger Tagung nähert sich ihrem Ende und damit gezwungenermaßen auch diese Fortsetzungsgeschichte. Am Schluß der letzten Folge sahen wir den ehrlichen Spion schon seiner Forschungsbeute zueilen. Das war vielleicht ein etwas voreiliges happy end. Denn was geschieht, so müssen wir fragen, wenn sich der Torwächter des Forschungsfelds von den double-bind-Fähigkeiten des Satzes "Ich bin der Spion von Aalen" respektive "Ich bin vom Ludwig-Uhland-Institut" doch nicht fesseln läßt? Wenn er vielmehr angesichts dieses Bekenntnisses nur seine schlimmsten Ängste bestätigt sieht?

Auch dann ist noch nichts verloren, im Gegenteil. Denn dann wird der Torwächter in dem so offen als Feind auftretenden Feldforscher zugleich einen so mächtigen Feind mutmaßen, daß ihm offene Gegenwehr aussichts-

los erscheinen wird. Er wird vielmehr in Panik zu retten suchen, was zu retten ist: das heißt, dorthin rennen, dort Vorhänge zuziehen und Kisten verschließen, wo seine wichtigsten Geheimnisse verborgen sind. Und eben dadurch wird er den Blick des Forschers auf diese Geheimnisse lenken.

Eine einzige Möglichkeit, das müssen wir zugeben, bleibt den Feld-Bewohnern allerdings doch. Und die Sage vom Aalener Spion, noch klüger als dieser selbst, wählt in einer ihrer Versionen gerade diese aus, indem sie berichtet: "Der Kaiser behandelte den Spion aufs freundlichste und führte ihn durch die Gassen des Lagers." Auf den ersten Blick eine Idealszene der Feldforschung: Hand in Hand gehen Subjekt und Objekt der Forschung an die Quellen ethnographischen Wissens, so daß im Forscher, der dergestalt aus dem Vollen schöpfen kann, nicht nur die Angst vor dem Felde, sondern auch die noch größere vor der Deutschen Forschungsgemeinschaft und anderen Gutachtern schwindet (jene Angst also, die in der deutschen Arbeiterethnographie als "Die Angst des Forschers vor Tenfelde" bekannt geworden ist). Und so schreiben denn Generationen von Feldforschern stolz in ihre Vorworte, wie nett sie von den Beforschten empfangen worden seien, wie gemütlich man in der Wohnküche beisammengesessen habe, und wie oft erst der Kaffee, dann der Trollinger nachgeschenkt worden sei.

Doch auf den zweiten und den dritten Blick wird dies Szenerium immer unheimlicher, und die Angst kehrt in neuer Gestalt zurück: Es stimmt ja gar nicht, so entdecken wir, daß der Kaiser Hand in Hand mit dem Spion durchs Lager ging; vielmehr ging der Spion an der Hand des Kaisers, der ihn durchs Lager führte. Führte dieser ihn dabei womöglich auch an der Nase herum? Führte er ihn am Zelt mit der Feldartillerie einfach vorbei, indem er erklärte, dort sei das Lazarett untergebracht, in dem zwar Cholera herrsche, das auf Wunsch aber gern besichtigt werden könne? Erklärte er dem Feldforscher vor dem Abfallhaufen, das sei der Rest der Eßvorräte? Zeigte er seinem Gast auf die Frage nach den Nahkampfwaffen die Eßbestecke? Wir wissen es nicht. Und mehr: Wir fragen uns nun, was wir von all den freundlichen Auskünften zu halten haben, die wir im Laufe unserer Fachgeschichte in Tausenden von Feldtagebüchern und auf erdumspannenden Tonbandkilometern gespeichert haben. Sollte am Ende all dieses ...? Die Antwort auf diese Frage - sie ist das wahre Geheimnis der "Schwäbischen Schule".

Aus dem Verein

Ganz im Gegensatz zum vorigen Jahr war 1993 die Buchproduktion (bis jetzt) sehr mager. Von "Blickwechsel" erschien eine 2. Auflage, die sich auch gut verkauft. Manfred Müller-Harters Dissertation wird erst am Ende des Jahres fertig. Vorgezogen wurde daher Olivia Hochstrassers "Ein Haus und seine Menschen". In der StuM-Reihe wird als Band 11 noch "Alltagskultur passé?" erscheinen. Dann geht als Band 12 von StuM die Publikation der Erasmus-Tagung in Druck. Die Dissertation von Andrea Hauser soll Anfang 1994 erscheinen.

Erfreulich: 1992 wurden 361 Bücher mehr verkauft als 1991. Zudem begann am 1.7.1993 ein Sonderverkauf älterer Bücher, die um 66% verbilligt angeboten werden; es läßt sich bisher sehr gut an.

Trotzdem ist die Finanzlage immer noch sehr angespannt. Nachdem in den ersten Monaten dieses Jahres Rechnungen in Höhe von ca. 35.000,- DM aus der Buchproduktion von 1992 bezahlt werden mußten, war der Kontostand nahe bei Null. Durch verschiedene Spenden, Buchverkauf und Sonderverkauf liegen wir derzeit bei ca. 26.000,- DM, die wir aber bald für die neuen Bücher verbrauchen werden. Leider stehen noch viele Mitgliedsbeiträge für 1993 aus!

Anfang des Jahres übernahm Bernd Jürgen Warneken die Arbeit des Geschäftsführers und ich die der Kassiererin. Herr Krämer, jahrelang der treue und zuverlässige Motor des Vertriebs und Verkaufs, hat Ende April die Rechnungslegung an die Hilfskräfte der TVV abgegeben (aber er bleibt der TVV noch weiter verbunden).

Sylke Schäfer

Aus dem LUI

Personalien



Im letzten Tübinger Korrespondenzblatt vor knapp einem Jahr meldeten wir den Weggang von Georgis Eder ins Rheinland. Schon im Januar 1993 war die Stelle besetzt - mit Sylke Schäfer, die mit uns hoffentlich genau so zufrieden ist wie wir mit ihr glücklich sind. Sylke Schäfer ist ein Gewinn fürs Institut, weil sie mit sorgfältig leichter Hand (aber wenn's sein muß, auch mit strenger!) die Geschäfte der vielbenutzten und stark strapazierten Bibliothek des LUI führt. Sylke Schäfer, 26, hat ihr Studium an der Fachhochschule für Wirtschaft, Technik und Kultur in Leipzig absolviert, ihre praktischen Erfahrungen sammelte sie in Dresden und Garterleben; seit 1991 war sie an der UB Tübingen und hat von dort den Verlockungen einer naturwissenschaftlichen Disziplin widerstanden und den Sprung ins LUI gewagt. Wie gesagt: ein Glück für das Institut, welches die ruhige und gründliche Sylke Schäfer schon sehr zu schätzen gelernt hat. Außer mit der Bibliothek ist Sylke Schäfer mit der Kassenführung der TVV beauftragt.

Im Korrespondenzblatt 34 (November 1989) wurde Frau Annette Nickel vorgestellt. Am 1. September 1993 hat sie dem Institut den Rücken gekehrt. Auch ihre Stelle ist schon wieder besetzt. Ab 1. Oktober 1993 stützt Marlies Kratzer die LUI-Sekretärinnen-Riege. Sie ist Ur-Kiebinger-Gewächs; nachdem ihre Kinder so groß (17, 15, 13, 7) geworden sind, daß sie allein zurechtkommen, beginnt für Marlies Kratzer, nach Regierungspräsidium und Landestheater Tübingen (Intendanz-Sekretariat), das zweite Dienstleben.

Als Michi Knecht vor drei Jahren (im WS 90/91) ihre Assistentinnen-Stelle im LUI antrat, wurde im Korrespondenzblatt Nr. 37 die Hoffnung kundgetan, daß sie als gelernte Ethnologin die Arbeit des Instituts anregen und bereichern werde. Und das war unbestritten der Fall; schon ihr Symbol-Essay im gleichen Korrespondenzblatt bewies dies. Tatsächlich hat sie sich mit großem Elan und großer Energie in ihre Tätigkeit am Institut gestürzt

und diesen sowohl durch ihre wissenschaftliche Arbeit wie durch eine erfolgreiche Lehre in den letzten Jahren mitgeprägt. Zahlreiche Artikel in weiteren Korrespondenzblättern zeugen davon ebenso wie zuletzt vor allem auch die Erasmus-Tagung "Was ist Europa? Wessen Europa?" im April 1993, die sie mit initiiert und mitorganisiert hat (und über die sie in diesem Heft mit Ute Bechdorf berichtet). Michi Knecht hat mit dem 1. Oktober 1993 das Ludwig-Uhland-Institut verlassen. Das ist jedoch kein "Nein" zu Tübingen, sondern ein "Ja" zur neuen Aufgabe am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität, an dem sie ab WS 93/94 als Assistentin tätig ist.

Auf die Stelle von Michi Knecht ist Sabine Kienitz gerückt; sie stammt aus dem LUI, hat ihr Studium 1989 mit einer Magisterarbeit über "Lebensweise und Mentalität vagierender Frauen um 1800" (Bd. 3 der StuM-Reihe) abgeschlossen und arbeitet seit 1990 an ihrer Dissertation über "Geschlechterbeziehungen und Sexualität". Sabine Kienitz kennt den LUI-Betrieb; während ihres Studiums war sie lange Zeit Hilfskraft (im Projekt "Revolutionenkultur") und hat über mehrere Semester hinweg - entsprechend ihrer Vor-Ausbildung als Journalistin - die Haspel-Press betreut. Das tut sie nun wieder - neben den Aufgaben in der Lehre und der Studierendenbetreuung.

Gisela Welz hat für das WS 93/94 ein Habilitations-Stipendium der DFG bekommen, sie wird von Hans Joachim Althaus und Katharina Eisch vertreten.

Gottfried Korff

Lehrprogramm im Wintersemester 1993/94

VORLESUNG

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft Jeggel

SEMINARE

Ein anderer Blick? Zur (Re)Produktion von Frauen- und Männerbildern in Filmen von Frauen	Bechdorf/Maurer
Lektürekurs: "Methodenprobleme historischer, sozialwissenschaftlicher und volkskundlicher Frauenforschung"	Duden
Einführung in die Technikgeschichte des Blickes	Duden
Die Hebamme. Zur Geschichte und Volkskunde einer Frauenpraxis	Duden

Prostitution und Geschlechterbeziehungen	Kienitz
Der deutsche Wald (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens)	Köstlin
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit	Korff
Religion, Politik und Kultur	Korff
Religiöse Sachkultur/Beschreibungsübung (= Emp. Verfahren)	Korff
Einführung in die Dialektologie	Ruoff
Männerfreundschaften	Warneken
Kulturtheorien	Warneken
Zur Kulturosoziologie des Rechtsradikalismus	Warneken
Alte und neue Formen symbolischer Politik.	
Straßenprotest im 20. Jh.	Balistier
Wer hat die jüdische Volkskultur "entdeckt"?	Berger
Intrakulturelle und Minoritäten-Konflikte in Italien	Steiner
Zum Alltag von Schwulen in Deutschland	Thinius
Fremderfahrung und Fremdbilder	Althaus
Mythologie des Automobils	Eisch
Wissenschaftliches Arbeiten mit Texten	Degreif/Eisert-Rost
"Schreibwerkstatt"	Finke

PROJEKTE

Tüftler, Inventeure, Sonderlinge. Zur Poesie und Psychopathologie des Erfindungsgeists (Projekt I)	Jeggel
Sammeln (Projekt II)	Köstlin
"Neue Siedlungen" - restudied (Projekt III)	Köhle-Hezinger

KOLLOQUIEN

Magisterkolloquium	Alle Lehrenden
Institutskolloquium: Neuere Konzepte der Kulturpolitik	Alle Lehrenden
DoktorandInnen-Kolloquium	Alle Lehrenden

Lehrprogramm im Sommersemester 1994

VORLESUNG

Heimat - Identität - Region - Volkskultur Köstlin

SEMINARE

Sport als Kultur: Fußballweltmeisterschaft	Bausinger
Methodische und historisch/volkskundliche Fragen zur Verkörperung des Geschlechtsunterschiedes	Duden
Die symbolische Funktion der Diagrammatik	Duden

Die Hebamme. Zur Geschichte und Volkskunde einer Frauenpraxis (Fortsetzung)	Duden
Universitäre Bräuche und Rituale (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens)	Jeggle
Geschwätz - Gerücht - Gerede. Zur Kulturgeschichte der 'einfachen' Rede	Kienitz
Dorferforschung (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens)	Köhle-Hezinger
Neuerscheinungen im Fach: "Rezensionen schreiben"	Köhle-Hezinger
Probleme der historischen Bildquellenanalyse (= Empirische Verfahren)	Korff
Industriemuseologie	Korff
Euro-Disney: ein kulturpolitisches Paradigma	Korff
Sprachwandel: Theorien im Lichte der Empirie	Ruoff
Weltuntergang und Weltrettung in der populären Philosophie	Hauschild/Warneken
Kulturtheorien	Warneken
Interviewauswertung (= Empirische Verfahren)	Warneken
Quellen zur jüdischen Lokal- und Regionalgeschichte. Einführung in die archivalische Forschung	Geppert
Die Bilder lügen. Fotografie als historische Quelle	Hägele/Hesse
Gewalt gegen Frauen in der Rechtsprechung	Sick
Sorbische Kultur	Tschernokoshewa

PROJEKTE

Einkaufen (Projekt I)	Welz
Tüftler, Inventeure, Sonderlinge (Projekt II)	Jeggle
Sammeln (Projekt III)	Köstlin

KOLLOQUIEN

Magisterkolloquium	Alle Lehrenden
Institutskolloquium: Forschungen und Perspektiven	Alle Lehrenden
DoktorandInnenkolloquium	Alle Lehrenden

Redaktion: Gottfried Korff
 Texterfassung: Moni Leibfarth
 Satz und Layout: Uli Eder
 Druck: Gulde-Druck Tübingen

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
 Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 44

736
 November 1994

ANGELA BAER: Empirische Kulturwissenschaft – eine „Damen-disziplin“!? Oder: Statistik kann ganz interessant sein	2
Volontariat am Ende?	7
Zum Abschied. Ein Interview mit Konrad Köstlin	12
Aus dem LUI	
<i>Personalien</i>	23
<i>Nachrichten</i>	26
<i>Lyrisches</i>	28
Aus dem Verein	30
Lehrprogramm im Wintersemester 1994/95	31

Im Zeichen des Abschieds steht dieses Heft: Konrad Köstlin verläßt nach sieben Jahren das Ludwig-Uhland-Institut in Richtung Wien, Christel Köhle-Hezinger (Gix) wurde nach Marburg berufen und lehrt seit dem Sommersemester auf einer C3-Professur, Barbara Duden, die als Hochschuldozentin seit Oktober 93 am Institut arbeitete, geht auch schon wieder, sie folgt einem Ruf nach Hannover, um dort als Professorin bei den Gesellschaftswissenschaften zu unterrichten, die Bibliothekarin Sylke Schäfer, die wir erst im letzten Heft (Nr. 43) vorstellten und begrüßten, zieht es gleichfalls ostwärts (Richtung Dresden), Arno Ruoff von der Forschungsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ hielt am Ende des Sommersemesters seine Abschiedsvorlesung, bis zur Pensionierung bleibt ihm und uns allerdings noch ein Jahr Zeit, von Katharina Eisch und Hans-Joachim Althaus, die als Vertretung in den letzten Semestern aushalfen und deren Verträge abgelaufen sind, wollen wir erst gar nicht reden. Es wäre zu traurig.

Die Zurückbleibenden winken, wischen sich eine Träne aus dem Auge und hoffen auf die Zukunft.

Empirische Kulturwissenschaft – eine „Damen-Disziplin“!? Oder: Statistik kann ganz interessant sein

1. Der Volkskundler Wolfgang Brückner wußte es bereits vor zehn Jahren: Daß „unser Fach seit geraumer Zeit schon eine Damen-Disziplin geworden“¹ ist. Das scheint auch auf die Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen zuzutreffen: Im Wintersemester 1993/94 waren 420 Frauen (67%) und 211 Männer (33%) eingeschrieben. Seit der Gründung der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften im Wintersemester 1969/70 schlossen 170 Frauen (63%) und 99 Männer (37%) ihr Studium am Ludwig-Uhland-Institut mit der Magisterprüfung ab (insgesamt: 269). Zwei Drittel Frauen und ein Drittel Männer – es scheint, als handle es sich bei EKW um eine „Damen-Disziplin“. Zumindest an der Basis.

2. Ein Blick in die nächsthöhere Etage des Wissenschaftsgebäudes kehrt dieses Bild jedoch bereits um. 68 Dissertationen wurden seit der Fakultätsgründung am LUI geschrieben, 21 von Frauen (31%) und 47 von Männern (69%). Auf höchster Ebene schließlich läßt sich das Zahlenverhältnis nicht mehr dritteln, sondern nur noch fünfteln: Eine Professorin und vier Professoren lehren und forschen derzeit am LUI. Statt von einer „Damen-Disziplin“ könnte man also eher von einer „Herren-Disziplin“ (oder „Männerwissenschaft“²) sprechen.

Diese Zahlen bestätigen, was hinlänglich bekannt ist: Frauen haben es an deutschen Universitäten nach wie vor schwerer als Männer, Karriere zu machen. Nur jede vierte Dissertation wird von einer Frau geschrieben, und nur jede 20. Professur hat eine Frau inne. Bei den am besten dotierten C 4-Professuren halten die Wissenschaftlerinnen den winzigen Anteil von 2,5%.³ In nächster Zeit wird man beobachten können, ob die Universität Tübingen bei der Köstlin-Nachfolge in diesem Trend bleibt oder nicht.

¹ Zit. nach Alzheimer 1990, S. 257

² Diese Diskussion ist am LUI bereits geführt worden, im Seminar von Bernd Jürgen Warneken im Wintersemester 1992/93 mit just diesem Namen.

³ Vgl. Alzheimer 1990, S. 258

Die Asymmetrie der Geschlechter wird bei der weiteren Aufschlüsselung der Zahlen noch deutlicher.⁴ Wenn in knapp 25 Jahren 68 Dissertationen 269 Magisterabschlüsse gegenüberstehen, heißt das, daß 25% der LUI-AbsolventInnen anschließend promoviert.⁵ Da die Dissertationen zu zwei Dritteln von Männern und zu einem Drittel von Frauen geschrieben werden, bedeutet das ferner, daß nahezu jeder zweite Mann (47%) seine wissenschaftliche Karriere in Form einer Promotion fortsetzt, aber nur jede achte Frau (12%). Diese Zahlen ergeben sich aus dem Verhältnis 47 Drs. zu 99 M.A. (Männer) und 21 Drs. zu 170 M.A. (Frauen).

3. Ob eine DoktorandInnenquote von 25% verhältnismäßig viel oder wenig ist im Vergleich mit den anderen Fächern innerhalb der Fakultät (oder auch im Vergleich mit den Naturwissenschaften), war leider nicht herauszufinden. Denn trotz der vielen Daten, die, so denkt man als Laie, ständig erhoben werden, ist die Anzahl der StudienabsolventInnen (also Magisterabschlüsse plus Diplome plus Staatsexamina) weder im Dekanat, noch in der Zentralen Verwaltung, noch bei den Prüfungsämtern und schon gar nicht über den Zeitraum von 25 Jahren zusammenfassend aufgelistet. Auch das Statistische Landesamt in Stuttgart war überfragt: Um das Verhältnis AbsolventInnen zu DoktorandInnen habe sich noch nie jemand gekümmert, und erfaßt werde nur, was die Politiker interessiert. Genauer analysieren konnte ich daher nur die beiden reinen Magisterstudiengänge innerhalb der Fakultät, EKW und Soziologie. Für die Soziologie läßt sich eine DoktorandInnenquote von 23% errechnen.

⁴ Auslöser für dieses Zahlenspiel war Gottfried Korffs Ärger über die vielen registrierten DoktorandInnen und die im Vergleich dazu wenigen abgeschlossenen Promotionsverfahren am LUI. In der Kartei befinden sich über 100 Namen, doch pro Jahr werden im Durchschnitt nur drei Rigorosa abgehalten. Als wissenschaftliche Hilfskraft erhielt ich Zugang zu den Karteikästen im Dekanat und begann zu zählen. Eventuelle Ungenauigkeiten können damit zusammenhängen, daß Karteikärtchen irrtümlich an der falschen Stelle einsortiert waren, sowie damit, daß wir bei Asiaten meistens nicht erkennen können, ob sich hinter „Deoksuk“ oder „Li“ ein Mann oder eine Frau verbirgt. Auf die langjährige Erfahrung der Dekanatssekretärin bauend ordnete ich asiatische Doktoranden in der Regel der Kategorie Mann zu.

⁵ Eine Einschränkung muß allerdings gemacht werden: Nicht alle, die am LUI ihre Magisterprüfung abgelegt haben, promovieren auch hier, und nicht alle, die am LUI promovieren, haben auch den Magister hier gemacht. Ich gehe davon aus, daß sich die Ab- und Zugänge in etwa die Waage halten.

4. Vergleichszahlen konnte ich im Dekanat jedoch in bezug auf den Frauenanteil an den Dissertationen innerhalb der Fakultät ermitteln, und hier liegt die EKW mit ihren 31% eindeutig an der Spitze. Auch die erste Frau, die an der neugegründeten Fakultät im Wintersemester 1969/70 promoviert hatte, war eine EKWlerin, Elke Schwedt, geborene Stein.

Auf Platz zwei rangiert die Psychologie mit 27%. Wie EKW ist auch Psychologie ein Fach mit hohem Frauenanteil an den Studierenden (derzeit zwei Drittel).⁶ Insofern erscheint auch der verhältnismäßig hohe Frauenanteil an den Dissertationen logisch.

Bei den ErziehungswissenschaftlerInnen dagegen erstaunt das Zahlenverhältnis: Erziehungswissenschaft, ebenfalls ein klassisches Frauenfach – momentan sind 67% der Studierenden weiblich –, ist ab der Ebene Promotion fest in Männerhand. Nur 18% der Dissertationen wurden von Frauen geschrieben.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Politikwissenschaft, die eher als „hartes“ Fach gilt: Auch hier schreibt ein Fünftel der Absolventinnen anschließend eine Doktorarbeit – 19%, was in diesem Fall, angesichts der zahlenmäßigen Männerdominanz unter den Studierenden (57%), wiederum viel erscheint.

In der Soziologie liegt der Frauenanteil bei 16%, was in diesem Ranking den vorletzten Platz bedeutet. Aber: Setzt man die Anzahl der Dissertationen (6) und die Anzahl der Masterabschlüsse (53) von Frauen zueinander in Relation, ergibt sich, daß sich in Soziologie prozentual fast genauso viel (beziehungsweise wenig) Frauen für eine wissenschaftliche Karriere entscheiden wie in EKW, nämlich nur knapp jede achte (11%).

Das Schlußlicht bildet die Sportwissenschaft mit einem Frauenanteil von 10% an den Dissertationen. In absoluten Zahlen ausgedrückt klingt dies noch drastischer: Drei von 29 Dissertationen seit Bestehen der Fakultät wurden von Frauen geschrieben. Das hängt zum einen vermutlich damit zusammen, daß Sport (dicht gefolgt von Politik) das „männlichste“ Fach innerhalb der Fakultät ist. Derzeit studieren 499 Männer (60%) und

325 Frauen (40%) Sport. Zum anderen ist bei diesem klassischen Lehramtsfach die Promotion nicht intendiert.

Vorläufiges Fazit: Ein Frauenanteil von einem guten Drittel an den DoktorandInnen in EKW ist bezogen auf den hohen Frauenanteil an den Studierenden (gut zwei Drittel) bescheiden, aber bezogen auf die Nachbarfächer beachtlich. Letzteres darf jedoch keinesfalls dazu führen, daß sich die Empirische Kulturwissenschaft auf ihren vermeintlichen Lorbeeren ausruht. Die Frauen sind in der Wissenschaft, und auch in der EKW, nach wie vor viel zu schwach vertreten.

5. Die Ursachen dafür sind vielfach erforscht worden und brauchen hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Die patriarchalischen Strukturen unserer Universitäten, die fehlenden weiblichen Vorbilder, an denen sich Studentinnen orientieren können, und die mangelnde Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen mögen als Stichwörter genügen. Spätestens nach der Masterprüfung greifen die Mechanismen, die Männer und Frauen unterschiedliche Berufs- und Lebenswege einschlagen lassen. Für die meisten Frauen stellt eine wissenschaftliche Karriere offensichtlich keine realistische Zukunftsperspektive dar.

Ich möchte an dieser Stelle einmal die umgekehrte Fragestellung wagen: Woran liegt es, daß der Frauenanteil in EKW verhältnismäßig hoch ist? Dies hat meiner Ansicht nach neben den auch für Männer geltenden Gründen wie Ehrgeiz, Karriereplanung oder Lust auf Wissenschaft auch noch andere: LUI-interne Gründe sowie externe und persönliche.

Zu den LUI-internen muß man sicherlich das hartnäckige und letztlich erfolgreiche Bestreben von frühen Frauenforscherinnen wie Carola Lipp, Jutta Dornheim, Susanne Sackstetter, Claudia Schöning-Kalender, Karen Ellwanger und Kathrin Warneken-Pallowski sowie dem Frauenforum rechnen, geschlechtsspezifische Fragestellungen in die EKW einzubringen. Freilich, daß sie sich mit ihren Forderungen durchsetzen konnten, hing auch mit dem toleranten Klima am Institut zusammen und mit Hermann Bausingers grundsätzlicher Aufgeschlossenheit neuen Ideen gegenüber. Die sogenannten Frauenthemen, die schwerpunktmäßig beim weiblichen Geschlecht auf Interesse stoßen, waren damit am LUI salonfähig. Dies befriedigte möglicherweise das legitime Bedürfnis mancher Studentinnen, nach für sie persönlich wichtigen Bezügen in ihrem Fach zu suchen, und motivierte sie, weiter zu lernen und zu forschen.

⁶ Ich bin mir darüber bewußt, daß sich der Frauenanteil an den Studierenden im Laufe der Jahre verändert, vermutlich sukzessive erhöht hat. Insofern können die Angaben für das laufende Wintersemester 1993/94 nicht auf den ganzen Zeitraum seit der Fakultätsgründung übertragen werden.

Von Bedeutung dürfte auch sein, daß es am LUI Dozentinnen wie Christel Köhle-Hezinger gibt (vielmehr: gab, leider), deren ausdrückliches Ziel es ist, ihren Studentinnen Mut zu einer wissenschaftlichen Karriere zu machen, sie zu beraten und zu fördern. Vor kurzem schrieb Olivia Hochstrasser im Nachwort ihrer Doktorarbeit von dem „massiven Zuspruch“, mit dem Köhle-Hezinger sie unterstützt hatte und ohne den sie sich „vielleicht nicht entschlossen hätte, aus dieser Arbeit eine Dissertation zu machen“⁷.

Zu den externen Ursachen für den relativ hohen Frauenanteil würde ich die derzeitige Misere auf dem Arbeitsmarkt zählen, die sicherlich manche LUI-Absolventin veranlaßt, „erst mal zu promovieren“ und den Einstieg in den Beruf um ein paar Jahre zu verschieben. Außerdem ist für manche Jobs, so heißt es, der Titel „Dr.“ vor dem Namen unerlässlich. Der Magisterabschluß scheint in manchen Bereichen sogar völlig unbekannt zu sein: Im Dekanat jedenfalls gehen immer wieder Anrufe von potentiellen Arbeitgebern ein, die wissen wollen, ob dieser Magister etwas mit der Kirche zu tun habe. Das Zeugnis, das ein Bewerber eingeschickt habe, sei schließlich von einem Dekan unterschrieben ... Die Situation auf dem Arbeitsmarkt betrifft Männer zwar genauso, doch für Frauen hat sie eine zusätzliche Dimension: Denn Frauen müssen mehr leisten, um die gleichen Arbeitsstellen zu bekommen wie Männer – das haben viele Untersuchungen bewiesen.

Und vielleicht hat der relativ hohe Frauenanteil an den DoktorandInnen, last but not least, auch damit zu tun, daß manche Frauen glauben, ihren Kinderwunsch mit einer Dissertation (mit den Vorteilen der flexiblen Arbeitszeit und dem Schreibtisch zuhause) besser vereinbaren zu können als mit einer Berufstätigkeit?

Ich möchte noch einmal betonen, daß es für Empirische KulturwissenschaftlerInnen – trotz positiver Ansätze – keinen Anlaß gibt, sich beruhigt in den Sessel zurückzulehnen. Wir sind von einem ausgewogenen Verhältnis von Männern und Frauen in der Wissenschaft noch weit entfernt. Doch es geht nicht nur um Zahlen, sondern auch um Inhalte: Genauso weit sind wir auch von der grundsätzlichen Institutionalisierung der Kategorie Geschlecht entfernt.

⁷ Hochstrasser 1993, S. 336

Literatur

- ALZHEIMER, Heidrun: Frauen in der Volkskunde. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte, in: Harmening, Dieter/Wimmer, Erich (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region: Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag, Würzburg 1990, S. 257-285.
- BENARD, Cheryl/SCHLAFFER, Edit: Rückwärts und auf Stöckelschuhen ... können Frauen so viel wie Männer, Köln 1989/91.
- HOCHSTRASSER, Olivia: Ein Haus und seine Menschen 1549-1989. Ein Versuch zum Verhältnis von Mikroforschung und Sozialgeschichte, hg. v. d. Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Tübingen 1993.
- KÖHLE-HEZINGER, Christel: Frühe Frauenforschungen, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, hg. v. Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, Bd. 29, 1991/92, S. 23-32.
- LIPP, Carola: Frauenforschung, in: Brednich, Rolf-Wilhelm (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 1988, S. 251-272.

* * *

Volontariat am Ende?

Eva Maria Klein und Lioba Nägele, beide Volontärinnen am Stuttgarter Landesmuseum, stellen in aller Kürze das Dilemma des Volontärs-Status dar. Eine ausführliche Darstellung der Schwierigkeiten (mit Berichten über die Volontärstreffen in Hagen und Karlsruhe) sowie der rechtlichen Grundlagen der Nichtanerkennung des Volontariats als Ausbildung durch die Arbeitsämter ist in den dgv-Mitteilungen vom 3. September 1994 nachzulesen.

Schließlich haben wir Nicole Kuprian um einen Bericht über die Alltagspraxis einer Volontärin gebeten; sie arbeitet am Westfälischen Freilichtmuseum in Detmold.

Schlechte Ausbildung

Derzeit befindet sich die Institution „Volontariat“ – die bislang als der Zugang zu einer festen Beschäftigung im Museum galt – in einer Krise. Stand es bis vor kurzem noch in Konkurrenz zu (in der Regel sehr viel besser bezahlten) AB-Maßnahmen, so droht ihm nun ein neuer Bedeu-

tungsverlust durch die inflationäre Neueinrichtung von Volontärsstellen an sehr kleinen Institutionen (Stadt- und Freilichtmuseen). Diese können aufgrund ihrer häufig minimalen personellen Besetzung und Finanzausstattung teilweise weder das für eine museumsspezifische Aus- und Weiterbildung notwendige wissenschaftliche Anleitungs- und Betreuungspersonal bereitstellen noch Angebote zum Erwerb von Grundwissen in den Bereichen Restaurierung und Verwaltung gewährleisten.

Es ist zu befürchten, daß die Rolle des Volontärs als „Feuerwehr“ für alle anfallenden Arbeiten ohne wissenschaftliche Anleitung und konkrete Zielsetzung zementiert wird, so daß eine individuelle berufliche Fortbildung nicht mehr im Vordergrund des Arbeitsverhältnisses steht. Häufig wird der Volontär auch zum allein auf sich gestellten „Ausstellungsmacher“.

Hinzuweisen wäre an dieser Stelle auch auf eine radikale Kürzung von vergüteten Volontärsstellen (so z.B. in Frankfurt).

Zusätzlich belastet wird das Volontariat nicht nur durch die derzeit katastrophale Arbeitsmarkt-Situation, die es vielen Volontären unmöglich macht, anschließend feste Stellen anzutreten, sondern v.a. auch durch die finanziellen Konsequenzen, die aus der Nicht-Anerkennung des Volontariats als Ausbildung im Sinne des Berufsbildungsgesetzes (BBiG) durch die Arbeitsämter folgen. So erhält ein arbeitsloser ehemaliger Volontär nach zwei Jahren wissenschaftlicher Arbeit, die häufig der eines festangestellten Konservators entspricht, derzeit ca. 800,- DM (Land Baden-Württemberg) monatlich zum „Überleben“.

Voraussetzung für den Bezug eines angemessenen Arbeitslosengeldes wie das der Referendare (um 1800,- DM) wäre die Anerkennung der Volontariate als Ausbildung durch die Arbeitsämter. Dazu ist die Festlegung von Minimalstandards der Ausbildungsinstitutionen und eine Definition der zu vermittelnden Inhalte notwendig, nicht zuletzt auch eine wie immer zu gestaltende Prüfungsarbeit, die die Arbeitsämter daran hindert, Volontariate als bezahlte „Praktika“ (O-Ton) zu bezeichnen. Die Diskussion um die Zukunft des Volontariats muß auf breiterer Basis als von den betroffenen Volontären geführt wird: Berufsverbände, Ausbildungsinstitutionen und die zuständigen Ministerien sind gefragt!

EVA-MARIA KLEIN, LIOBA NÄGELE

Alltag einer Volontärin

Klagen

Die Klagen über unzureichende Zustände im wissenschaftlichen Museumsvolontariat hören nicht auf. Mit der verschärften Situation auf dem Arbeitsmarkt nehmen sie sogar in letzter Zeit deutlich zu, vermehrt wird auf volkskundlichen Tagungen und musealen Kongressen eine allgemeine Diskussion angeregt und an verbindlichen Lösungen gearbeitet.

Nach wie vor sind positive wie negative Erfahrungen der AbsolventInnen von der Art der jeweiligen Institution und der Willkür ihrer Führungskräfte abhängig und individuell sehr verschieden. Da ein bindender Ausbildungsplan fehlt, werden in den überwiegenden Fällen die berufsunerfahrenen aber qualifizierten und billigen Arbeitskräfte unter dem Deckmantel 'Aneignung von Berufspraxis' hauptsächlich für die Zwecke der Einrichtungen eingesetzt, von einer angemessenen Ausbildung der jungen WissenschaftlerInnen zu Museumsfachleuten – besonders im Hinblick auf einen Zeitraum von zwei Jahren – ist daher nur selten die Rede.

Einstieg

Die Spannung war groß und die Erwartung hoch. Ein freundlicher Empfang und redliche Integrationsbemühungen seitens vieler MuseumsmitarbeiterInnen konnten schnell Berührungängste abbauen helfen. Noch waren die Aufgaben nicht klar formuliert, alles neu. Die Durchsicht der Post wie die Teilnahme an regelmäßigen Koordinations- und Informationssitzungen gaben vorerst Einblick in die Museumsarbeit und deren Probleme. Auf viele Fragen gab es geduldige Antworten.

Erste Aufgabe

Zum Eingewöhnen sollte ein Aufsatz über einen vom Museum erst kürzlich übernommenen Vereinsnachlaß verfaßt werden, der im hausinternen Veröffentlichungsband erscheint. Diese Tatsache spornte besonders an, auch wenn die Einarbeitung in einen neuen, regionalen Themenbereich einige Zeit in Anspruch nahm, letztendlich zeigte sich das Ergebnis – noch vom Studium geübt – als fruchtbar.

Kleinere Ankäufe von Museumsgut

Zum festen Zuständigkeitsbereich gehören kleinere Ankäufe von Museumsgut. Angebote werden im Hinblick auf Sammelkonzeption und vorhandenen Sachgutbestand überprüft, Telefonate und briefliche Korrespondenzen geführt, meist Absagen erteilt. Bei der Übernahme von Sachgut in das Museum erfolgt eine Ankaufsfahrt zum Verkäufer. Zur Dokumentation des Gegenstandes werden Fotografien angefertigt, Interviews und Informationen eingeholt.

Dokumentation

Die Dokumentation von Museumsobjekten ist ein wichtiger Teilbereich der Museumsarbeit. Wenn dies auch lange Zeit ein vernachlässigtes Arbeitsgebiet war, rückt sie nun im Zusammenhang mit EDV-Inventarisierung vermehrt in den Mittelpunkt. In der Übergangsphase überlappen sich allerdings alte mit neuen Arbeitsmethoden. Das handschriftliche Führen des Inventarbuches wie die Vervollständigung von Dokumentationsbögen ist ein zeitraubender, für das Museum aber wichtiger Arbeitsgang. Die Übernahme dieser Schreibarbeit erfordert einige Einarbeitungszeit in die vorhandene Schlagwortsystematik und nimmt auch später einen Großteil der Gesamtarbeitszeit in Anspruch. Anfangs vermittelt diese Tätigkeit einen guten Überblick über die im Museum vorhandenen heterogenen Sachgutbestände.

Ausstellungen

Spezifische Objektgruppen oder Sammlungsschwerpunkte des Museums werden mittels des Mediums Ausstellung jährlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Bei der konzeptionellen, koordinierenden und organisatorischen Mitarbeit an einer solchen Ausstellung konnte aus den vielseitigen Erfahrungen des Projektstudiums deutlich profitiert werden. 'Zeit' und 'Geld' als grundlegend begrenzende Faktoren zwingen allerdings im Museum zur rationellen Arbeitsteilung. Lieferte ein Werkvertrag die inhaltlichen und konzeptionellen Grundlagen, wurden auch Designfragen mit professioneller Hilfe bearbeitet. Restauratoren und Handwerker vom Museum leisteten die konkreten Umsetzungs- und Aufbauarbeiten. Werbung, Presse und Ausstellungseröffnung lag in den Händen der Verwal-

tungsmitarbeiterInnen. Beeindruckend war die engagierte und zügige Zusammenarbeit aller. Das nähere Kennenlernen verschiedener ArbeitskollegInnen mit ihren vielfältigen Aufgabenbereichen und Klagen bleibt hier die wichtigste Erfahrung.

Eine kleine Fotoausstellung auf der Landesgartenschau, soll hauptsächlich für das Museum werden. Gesponsert wird sie von den regionalen Volksbanken, die sich bereits in Zusammenarbeit mit dem Museum an mehreren themenorientierten 'Bildsuchaktionen' zu privatem historischen Fotomaterial beteiligten.

Ausstellungskonzeption, Auswahl und Herstellung weniger aussagekräftiger Großfotografien, Bildunterschriften und Faltblatt-Texte entstehen im Museum unter erheblichem Zeitdruck. Die Umsetzung dieser Ausstellung wird noch termingerecht erfolgen.

Voluntariatsprojekt

Für den erfolgreichen Abschluß eines Voluntariats bedarf es üblicherweise eines Voluntariatsprojektes in Form einer Ausstellung oder Publikation. Kann dieses bei einigen Museen frei gewählt werden, geben andere Museen das Thema bereits in der Bewerbungsausschreibung bekannt. Eine weitere Möglichkeit ist die spätere Aufgabenanweisung; beispielsweise die Aufarbeitung eines im Museum vorhandenen textilen Sachgutbestandes. Die Erfassung und Beschreibung der überaus homogenen Objektgruppe steht hier im Vordergrund. Ein Bestandskatalog erfordert typologische Grundlagenforschung und textile Fachkenntnisse. Nur wenig Zeit bleibt für Untersuchungen zur Einordnung des Museumsgutes in einen historischen Kontext, in deren sozialgeschichtliche Zusammenhänge oder nach symbolischen Bedeutungen. Persönliche Abneigungen sind daher noch zu überwinden. Die Vorbereitungen zur Durchführung eines mehrwöchigen Inventarisations- und Dokumentationspraktikums mit vier VolkskundestudentInnen sollen einen ersten Einstieg in die Materie vermitteln.

Museumsbetrieb

Das Museum zu 'Durchschauen' braucht Zeit. Eine Eingliederung in seine betriebliche Struktur hat sich dagegen schnell vollzogen. Schon längst darf die Post nicht mehr durchgeschaut oder an Sitzungen nicht mehr teilgenommen werden. Wichtige und für die Museumsarbeit grundlegende

Entscheidungsprozesse sind daher kaum nachvollziehbar. Freiräume bestehen dennoch. Die freundliche Bereitschaft der MitarbeiterInnen wie Vorgesetzten Fragen zu beantworten und Diskussionen zu führen ist keine Selbstverständlichkeit. Weniger Schwierigkeiten bereitet so die Einfeldung in einen hierarchisch organisierten Betrieb und deren vielschichtige gruppensdynamische Prozesse. Auch die konkrete Arbeit ist gut zu bewältigen. Erfahrungen fehlen eher in der Übernahme von Verantwortung. Solange keine Entscheidungskompetenzen übertragen werden, kann kein Lernprozeß stattfinden, weder aus Taten noch aus Fehlern.

NICOLE KUPRIAN

* * *

Zum Abschied

Ein Interview mit Konrad Köstlin (KK) von Sabine Kienitz (SK) am 28. Juni 1994

SK: Ich wollte noch mal kurz sagen, worum es geht. Es geht darum, daß im Ko-Blatt ein Artikel in Interview-Form erscheinen soll als ...

KK: ... Abschied ...

SK: ... Abschied, ja, genau. Und ich hab' mir überlegt, ob man das Interview thematisch unter dem Titel 'Spannungsfeld: Erfahrungen Erwartungen', sozusagen Tübingen einerseits, Wien andererseits, ob man das unter so 'nem Obertitel zu fassen versuchen könnte. Ich würde von Ihnen gerne hören, was einerseits Tübingen war und bedeutet, andererseits aber auch, was Wien sein wird und bedeutet. Sie stammen ja sozusagen aus Tübingen ... ?

KK: ... nein, nein, ich bin in Ludwigsburg aufgewachsen, aber die Köstlins haben hier in diesem Raum vielfältige Spuren hinterlassen, und im 19. Jahrhundert, sagt man in unserer Familie, hätte es überhaupt keine Zeit gegeben, in der nicht in Tübingen ein Köstlin Professor gewesen sei.

SK: Hatte das für Sie auch eine Bedeutung, nach Tübingen zu kommen, in diesen familiären Zusammenhang ...?

KK: Eigentlich überhaupt nicht. Zuerst mal war das, als ich in Tübingen das Studium begann, ein Grund dafür weg zu gehen, weil ich überall – ich hab damals beim Beißner studiert und Germanistik gemacht und auch hier dann in der Volkskunde, in die ich übrigens erst später kam – immer auf den Namen angesprochen wurde. Im Hölderlin-Umfeld gab es einen väterlichen Freund, der Nathanael Köstlin aus Nürtingen, und als so einer wurde ich dann übrigens auch mal bei einem Vortrag eingeführt in Nürtingen, da hat man mich dann als Nathanael Köstlin bezeichnet ... Nee, also das war, als ich hier das Studium begann, ein Grund weg zu gehen, weil mich diese Familie, mit einigen mittelmäßigen Namen, aber doch von lokaler Bedeutung, verfolgt hat, und ich bin damals nach München gegangen, nach drei Semestern, und da wußte dann niemand mehr was mit dem Namen anzufangen.

SK: Also Verfremdung auch als Prinzip?

KK: Ja, also mindestens so ein Versuch, Distanz dazwischen zu packen. Und das war auch keine Geschichte, die mich dann hierher gezogen hätte. Nein, mich hat dann schon Tübingen und die Arbeit hier am Institut, das Institut selber interessiert und die Hoffnung, mit vielen interessanten Leuten zusammenarbeiten zu können.

SK: Und was für konkrete Erwartungen hatten Sie, als Sie nach Tübingen kamen? Nachdem ja Tübinger Erfahrungen immer wieder dazwischen kamen?

KK: Tübinger Erfahrungen, die gab's ohnehin immer wieder, weil Hermann Bausinger und ich eine ganze Reihe von Dingen gemeinsam gemacht hatten, weil wir bei der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, bei Kongressen, viele Dinge und ich denke auch ganz gut zusammen gemacht haben. Eine der Überlegungen war einfach die, daß ich in einem Institut, in dem nur sehr wenige Leute fest angestellt sind, das war das Regensburger Institut, das Gefühl hatte, ich hab' nicht genügend Austausch, ich hab' nicht genügend Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, und dann hab' ich gedacht, das könnte in Tübingen ganz gut funktionieren. Auch weil ich, vielleicht aus der Außenperspektive, die Tübinger homogener gesehen habe, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Und daß ich sie auch kommunizierender gesehen habe, als sich das in der Praxis abspielt. Also,

ich denke, daß man mit Tübingen so ein permanentes brainstorming verbindet, wenn man von außen guckt. Und obwohl ich nun alle Tübinger, die damals am Institut waren, auch ganz gut kannte, hatte ich trotzdem diese Vorstellung.

SK: Also als Einzelpersonen schon ...

KK: Ich kannte alle und bin auch eigentlich mit allen gut befreundet, ich hab mit allen schon was gemacht und interessante Sachen gemacht.

SK: Daß die Außenwirkung des Instituts eigentlich immer auch eine andere ist, als dann das Innenleben sich als solches wirklich in der Praxis darstellt?

KK: Na ja, ich denke schon auch, daß sich die Tübinger selber nach außen als eine doch homogene Gruppe darstellen. Es gibt ganz einfache Dinge: sie zitieren sich z.B. mehr als andere, es gibt so eine Art Zitierkartell – was eine negative Bezeichnung dafür ist –, aber sie haben Bezüge sehr stark nach innen und dann ganz weit weg. Das volkscundliche Umfeld wird nicht sehr stark wahrgenommen. Und ich erinnere mich auch an eines der ersten Kolloquien hier in Tübingen, da ging es um volkscundliche Forschung, auch um materielle Kultur, und da stellte sich dann eigentlich heraus, daß alle die Volkscundlerinnen und Volkscundler, die außerhalb was gemacht haben, wohl nicht sehr schlaue sein könnten, und wenn dann *ein Tübinger* zu irgend einem Sachgegenstand einen Satz geschrieben hatte, dann war das *die* Erleuchtung. Ich denke schon, daß da eine ganz eigene Dynamik und Motorik in dieser Tübinger Selbstrepräsentation drinsteckt.

SK: Daß das auch Wahrnehmungsgeschichten sind ...

KK: Ich hab übrigens eine ganz ähnliche Beobachtung gemacht, als ich jetzt in Schweden war und die schwedische Ethnologie 'evaluiert' habe, daß es diese Art von Selbstreproduktion an den guten Instituten gibt. Also, die müssen schon gut sein, um so was machen zu können, und das hab' ich eben etwa in Lund deutlich gesehen, daß es ein ganz ähnliches System ist wie in Tübingen, was sich übrigens auch auf die Studierenden übermittelt. *Die* Tübinger tauchen auf Kongressen in einer ganz anderen Weise auf als vielleicht die Hamburger, obwohl sie zahlenmäßig gar nicht mehr sein müssen. Aber sie tauchen auf eine andere Weise auf und beziehen sich auch in ihrem Selbstverständnis ganz häufig auf ihre relativ bekannten Lehrenden.

SK: ... das identitätsstiftende Moment ist da wohl sehr groß ...

KK: Ja, gerade in solchen Situationen wie bei einem Kongreß zum Beispiel, und ich hab das auch von den Studierenden-Tagungen gehört, daß sie, selbst wenn sie in der Minderheit sind, mit so einer Überzeugungskraft auftreten, daß die anderen sich oftmals zum Schweigen verurteilt fühlen.

SK: Das sind Irritationen ...

KK: Also, einfach eine sehr große Selbstsicherheit, die es hier im Hause oft gar nicht gibt. Und daß man dann natürlich auch weniger mit anderen kommuniziert, weil man sich selbst genügt.

SK: Ich würd' gern wissen, was sich für Erfahrungen für Sie an Tübingen binden, bzw. was Sie damit verbinden, und was Ihnen an den Erfahrungen in Tübingen – das sind ja jetzt doch 6 einhalb Jahre gewesen – wichtig ist, oder welche Erfahrungen für Sie wichtig gewesen sind ... sowohl im professionellen einerseits, aber auch als 'der Mensch Konrad Köstlin' andererseits ...

KK: Mein Gott, also ich glaube, daß natürlich alles wichtig ist für eine Biographie und daß alles irgendwo, das hoffe ich jedenfalls, kein Zufall war, sondern daß allem irgendwo dann doch noch ein Sinn abzuringen ist. Aber ich bin noch nicht soweit, daß ich nun sagen könnte, das war wichtig und das war weniger wichtig. Ich denk schon, daß ich gelernt habe, ich hoffe, daß ich gelernt habe, aber ich könnte eigentlich nicht konkret formulieren, was das im einzelnen ist. Es hat für mich auch sehr viele persönliche Enttäuschungen, auch hier am Institut gegeben, weil, ich denke, einfach meine Erwartungen auch andere waren und vielleicht auch die Erwartungen des Instituts andere waren. Ich wurde ja sehr gedrängt, hierher zu kommen, und ich bin aus Regensburg damals nicht leicht weggegangen. Ich ging aus einem Institut, in dem man mir sagte „Schade, daß Du gehst“, und ich kam in ein Institut, indem man mir, nachdem man mir gesagt hatte „Wir brauchen Dich ganz dringend“, zu verstehen gab: „Eigentlich brauchen wir Dich nicht“, und insofern hat es schon am Anfang sehr viel Frustrationen gegeben und schon auch Enttäuschungen, ja, sicher.

SK: Hat es also auch was mit diesen Doppeldeutigkeiten zu tun, mit diesem 'einerseits-andererseits'? Das Institut ist ja dafür bekannt, daß es keine klaren Fronten bietet, auch nach innen hin nicht, damit haben ja auch Studierende ganz oft Schwierigkeiten gehabt ...

KK: Also ich weiß nicht, ob es unbedingt Fronten geben muß und ich denke, die sind nie ganz klar. Linien sind ja immer Konstruktionen, die man legt und zieht, um eine Sache übersichtlich zu machen. Das ist eigentlich eher was, womit ich denke, gut umgehen zu können, daß ich also weiß, daß man Linien immer wieder legen kann, auch immer wieder neu legen kann. Aber ich denke schon, daß es eine, wie soll man sagen: eine 'language behind the language', eine Sprache hinter der Sprache gab, die ich vielleicht nicht genügend kannte und die ich vielleicht auch nicht kennenlernen wollte, weil sie mir *so* nicht gepaßt hat. Insofern würde ich von Konventionen sprechen, die es hier gab, die ich nur nicht kannte, also auch von Kompetenzen, Hierarchien, die eigentlich sehr stark waren, obwohl sie vorgaben, gar nicht da zu sein.

SK: Das ist, glaube ich, auch unser großes Problem, also 'unsers', wenn ich mich mit diesem Institut identifiziere. Für mich ist es ja eher Kontinuität, für Sie sind es ja eher unterschiedliche Erfahrungen, die man in der Zwischenzeit gemacht hat. Der Überblick über Forschungslandschaften oder über 'Lebensräume' in diesem Fach, ist für Sie ja ein größerer, als für die, die lange dageblieben sind ...

KK: Ja, das ist auch der Erfahrungsvorsprung des Alters. Ich bin halt auch älter als die meisten, und ich hab an vielen Orten gearbeitet, relativ lange gearbeitet und ich denke, ganz vernünftig gearbeitet, und ich hoffe, das auch weiterhin tun zu können. Ich denke schon, daß ich einiges gesehen habe, und insofern relativiert sich z.B. auch die anfängliche Enttäuschung hier in Tübingen, auch weil sich dann nach einer Weile die Perspektiven auftaten. Nachdem man mir hier am Anfang gesagt hatte, „also eigentlich bist Du nicht so notwendig“, da hab' ich dann von sehr vielen Seiten von außerhalb gesagt bekommen, „Wir hätten Dich ganz gern bei uns“, und insofern habe ich natürlich dann dort auch aufmerksam hingehört, weil – wie sagt man im Schwäbischen – 'a Asprach', also eine Art von Zustimmung braucht man schon, das ist einfach identitätsproduktiv, nicht, und das bekam ich eben eine Zeitlang ganz sicher mehr von außerhalb als hier am Institut.

SK: Was gab es da für Stationen des Hinhörens? Von der Ansprache?

KK: Na ja, sagen wir mal so, daß man mich gefragt hat: „willst Du nach Marburg?“ oder „willst Du nach Wien?“ oder „hast Du vielleicht noch andere Ideen?“, das ist natürlich ein Ergebnis der wahrscheinlich nicht

ganz schwer zu machenden Beobachtung von anderen – der Köstlin ist so ganz endgültig in Tübingen nicht – ja, und das bringt natürlich andere auf die Idee zu fragen, „wir hätten Dich ganz gern, würdest Du es Dir überlegen? Bewirb Dich!“ Ja, und das hab ich dann halt gemacht ...

SK: Meinen Sie, daß das auch damit zusammenhängt, daß das Fach in sich sehr klein ist, und daß man das in dieser Intensität auch mitkriegt, daß da einer noch nicht so fest wieder sitzt? Daß das in anderen Fächern anders ist, weil es anonym ist? Die Anteilnahme, die man im Fach aneinander hat, ist ja auch eine sehr große, hab' ich den Eindruck ..., daß man sehr schnell weiß, wie steht es da, oder wie steht es mit dem ...

KK: Ja, es ist sicher so, daß es damit zusammenhängt, daß das Fach nicht sehr groß ist, und daß man sich zumal in den Generationen eigentlich ganz gut kennt. Das ist ja, glaube ich, sehr auffällig, daß das Fach sich in Generationen entwickelt hat und daß es da Kommunikationszusammenhänge gibt. Also die der 50jährigen sind z.B. ganz klar, es gibt eine Lücke, da fehlen mal zehn Jahre und dann, was drunter ist, das funktioniert auch wieder ganz gut. Da weiß man ganz gut untereinander Bescheid, und im Moment ist es halt so, daß die 50jährigen schon die sind, die das Sagen haben, insofern hat sich das relativ schnell ergeben.

SK: Und was fasziniert Sie an Wien?

KK: Also, das eine ist, daß man mir wieder mal signalisiert hat, „wir hätten Dich gern und wir wollen jemand wie Dich haben“, und daß man mich sehr ausdrücklich aus einer ja nicht ganz kleinen Zahl von Bewerbern ausgewählt hat und gesagt hat „wir machen Dir auch bestimmte Avancen“, auch was die Möglichkeiten des Ausbaus des Instituts anbetrifft: Man hat mir gesagt, das sei die in der Geisteswissenschaft die am besten ausgestattete Berufung seit 15 Jahren – was immer daran ist. Also, ich krieg ein paar neue Stellen dort, ich kriege im nächsten oder übernächsten Jahr eine Verdoppelung der Räumlichkeiten ...

Also, ich denke, daß prinzipiell EKW oder Volkskunde eine Wissenschaft ist, die am besten in der Großstadt betrieben werden kann. Ich denke, die Erfindung so eines Gegenstandes wie Volkskunde läßt sich nur vor dem Horizont der Erfahrung von Stadt und Großstadt formulieren, insofern denk' ich, eine Volkskunde gehört legitimerweise in eine Großstadt, das ist das eine.

Und das zweite ist, ich habe mich sehr viel mit der Erfindung von Ethnien in letzter Zeit beschäftigt, daß mir klar geworden ist, daß die Ethnie

gewissermaßen ein Rücklaufphänomen ist, d.h. daß es diese zweite Zivilisation gibt, mit der wir uns heute auseinanderzusetzen haben, d.h. daß es eine Art von gesellschaftlicher Verantwortung der EKW/Volkskunde gibt, sich nun auch mit der Dekonstruktion, mit der Erfindung von Ethnien zu beschäftigen. Und ich denke, daß das insbesondere eine große Rolle spielt in dem Bereich, für den Wien immer noch der Mittelpunkt ist, nämlich der alten Monarchie, wo nun, Stichwort ethnische Säuberung oder größeres Ungarn, wie auch immer, die Ethnien und die ethnische Problematik, Ethnizität, wirklich dramatische Formen annimmt. Und ich denke, daß eine Wissenschaft wie die unsere dazu was zu sagen hat. Ich halte das für skandalös, daß wir uns, im Moment jedenfalls, aus derlei Diskussionen fast raushalten, daß das Politologen, Historiker oder wer auch immer macht, aber keine Ethnologen, und ich denke schon, daß es möglich und notwendig ist, dort die Stimme zu erheben. Deswegen, was übrigens kein Zufall ist, heißt der SIEF-Kongreß im September '94 'Ethnologia Europea' und hat als Untertitel 'Das ethnographische Paradigma in den Jahrhundertwenden'. Es sieht so aus, als ob an den Jahrhundertwenden, also Ende des 18., Ende des 19. und Ende des 20. das ethnische Paradigma eine große Rolle spielt.

Nun kann man ja überlegen, ob diesen Jahrhundertwenden, und diesen Wenden überhaupt, Endzeitstimmungen, nicht ein ganz ähnliches Kulturmuster zugrundeliegt, d.h. ob diese Endzeitstimmungen nicht auch eine Interpretation der Moderne sind, oder jedenfalls Bestandteil der Modernisierung von Gesellschaft. Also ähnlich wie wir, was weiß ich, den Schreibtisch aufräumen am Ende des Jahres und uns gute Vorsätze fassen: das ist ja auch so eine Art Krise, wo wir so eine rituelle Übergangsgeschichte machen, nicht. Ob nicht beides, sowohl die Ethnie als auch diese Endzeitgeschichten, Erfindungen der Moderne sind, mit denen man, wenn man weiß, daß es Erfindungen sind, auch anders umgehen kann. Wenn man weiß, daß es von Menschen gemacht ist, ist es leichter, es wieder zu verändern, als wenn man das biologisch oder als anthropologische Konstante definiert, und ich denke, da muß man was tun.

Ich hab ja auch eine Reihe von Kontakten zu verschiedenen Leuten in Ungarn, Slowakei, auch in Kroatien, Serbien, so daß ich denke, daß man da was tun kann, und da Wien immer noch gewissermaßen eine Nahtstelle zwischen Ost und West ist, ist mir der Ort, gewissermaßen wissenschafts-systematisch-topologisch wichtig und er scheint mir geeignet zu sein, dort was zu machen.

Das ist das eine, das zweite, daß es, wenn's denn stimmt, gute Möglichkeiten auch von Seiten der Forschungsverwaltung gibt. Der Wissenschaftsminister in Österreich hat großes Interesse am Thema dieses Faches und ist übrigens auch außergerwöhnlich gut informiert, kennt die Leute auch, kennt inzwischen auch mich ... Na gut, ich will eine rationale Erklärung geben: das scheint mir eine ganz gute rationale Erklärung zu sein. Das zweite ist eine eher persönliche, also ich kann mir besser vorstellen, in einer Großstadt älter zu werden, als wenn ich hier immer um die Fachwerkhäuser 'rumgehe und immer denselben 'Wildwechsel' habe. Ich denke, daß die Anregungsqualität so einer vielfältigen, auch übrigens längst multikulturellen Stadt wie Wien auch mir persönlich einiges bringt, auch Anschauung und Erweiterung meiner Lebens- und Denkmöglichkeiten, wenn Sie so wollen, und insofern ist es schon reizvoll für mich dorthin zu gehen.

SK: Hat es für Sie auch etwas mit Herausforderung zu tun, der Lehrstuhl ist ja jetzt schon einige Zeit unbesetzt ... Was an Ordnungs-Aufgaben auf Sie zukommt, ist ja ziemlich umfangreich ...

KK: Ja nun, Herausforderung, das sagt man so. Klar, natürlich ist es eine Herausforderung, aber ich meine, eine Herausforderung ist natürlich alles, wenn ich ein neues Projekt anfangen, ist das auch eine Herausforderung, das ist so etwas, was man so im parlando sagt. Ja, natürlich ist das eine Herausforderung, ich hab' Lust was zu machen, ich hab' auch Lust, etwas Neues anzufangen, und ich denke, daß die Bedingungen nicht ganz einfach sind, auch weil es dort lange keinen Professor, keinen Ordinarius gegeben hat, aber ich hab' den Eindruck, daß die Kolleginnen und Kollegen, die mich ja im Grunde auch ausgeguckt haben, ganz gerne mit mir arbeiten wollen, daß sie auch Lust haben, das zu tun, und daß sie sehr kooperativ mir entgegenkommen. Da ich schon eine ganze Weile im Vorfeld mit ihnen kommuniziere, bin ich eigentlich sehr guter Hoffnung.

SK: Haben Sie denn ein Domizil inzwischen?

KK: Nee, das entscheidet sich heute oder morgen, ob ich ein vorläufiges, aber sehr schönes Domizil finde. Ich denke, daß ich erstmal mit kleinem Gepäck nach Wien gehen werde und mich dann umgucken werde, wo ich wirklich wohnen mag. Ich bin zwar sicher zwanzigmal in Wien gewesen, aber ich 'kenne' Wien nicht. Ich bin eigentlich erst jetzt vor ganz kurzem zum erstenmal mit der Überlegung hingekommen oder mit dem Wissen, bald wirst Du dort leben. Bisher bin ich immer als Tourist hingekommen

und hab's ganz anders gesehen, und gerade vor kurzem war ich in Wien und dann hab ich (geschaut): „wie fährt man mit der Straßenbahn am besten zum Büro“ und so ... Und ich hab mich auch zum erstenmal in diesem Zimmer hingesetzt, in dem ich dann arbeite, was ich bisher immer vermieden habe, obwohl man es mir mehrfach angeboten hat.

SK: Was mich interessieren würde, das wäre, was für Sie von Tübingen bleibt, ob es da so etwas gibt, und was Sie gerne mitnehmen würden, einerseits, was Sie aber auch gerne hier zurücklassen, ob man das benennen kann ...

KK: Ja, na gut, es gibt ja inzwischen auch eine Rhetorik über den Abschied und wir EKWlerinnen und EKWler geraten immer leicht in Gefahr, diese Rhetorik, die wir in der Wissenschaftssprache verwenden, auch in unseren Alltag zu integrieren. Also was ich gerne hierlasse ist z. B. dieser Schreibtischstuhl. Zu dem gibt es eine Geschichte. Das ist also ein irregulärer Stuhl gewissermaßen, und der hat bei der Anschaffung das Limit für C4-Professoren überschritten, so daß ich, ich glaube, 180 Mark dazuzahlen mußte und einen Vertrag unterschreiben mußte, daß ich weder den Stuhl noch Teile dieses Stuhles nach meinem Ausscheiden mitnehmen werde. Der Stuhl hat sich als nicht so bequem und nicht so praktisch für den Schreibtisch erwiesen, wie ich das gehofft hatte oder wie ich, ich kannte den vorher schon, wie ich das vorher gedacht hatte. Also den lasse ich ganz gerne zurück.

Was ich ungern zurücklasse, sind ein paar angefangene Sachen, die regionalen Bezug haben, die ich wahrscheinlich nicht mehr fertigmachen werde. Aber das ist ein Schicksal, das ich an allen Orten gehabt habe. Ich hab' eine ganz große Kiste Schleswig-Holstein, Archivauszüge, Quellengeschichten, die ich nie mehr angucken werde, aber die ich immer sorgsam hüte, immer wieder angucke. Ich hab' das gleiche für die Oberpfalz, also Staatsarchiv Amberg, wo mir die Sachen immerhin noch so präsent sind, daß ich gelegentlich Leuten, die eine Examensarbeit schreiben, sagen kann, da guck mal, da läuft was, da ist was drin, und dann wenigstens die Signaturen sagen kann, die ich mir mal notiert habe. Das gleiche gilt für hier. Das ist vielleicht auch der Nachteil einer gewissen Mobilität, daß man dann immer auch ein Stück Arbeit, die einem natürlich schon Kenntnisse vermittelt hat, aber die man nicht soweit gebracht hat, daß man sie nun wirklich publiziert, daß man ein solches Stück Arbeit zurück läßt.

Was lasse ich noch gern zurück? Ich weiß nicht, ob ich wirklich etwas gern zurücklasse. Ohne jetzt den Herrn Fromm zu sehr zu strapazieren, diese Trennung 'haben' und 'sein' läßt sich ja so nicht aufrechterhalten: 'haben' hat ja immer auch ein bißchen was mit 'sein' zu tun. Ich denke, daß ich gerne vieles mitnehme und ich denke, daß ich auch viel mitnehme, und daß ich eigentlich erst dort sichte.

Ich denke, daß ich Sachen, die ich hier praktiziert oder erlebt habe, auch im Institut, viele Sachen, die mir großen Eindruck machen und die mir gut gefallen, die werde ich sicher mitnehmen, und ich werde sicher überlegen, wie ich sie wie verwenden kann: Was Kommunikation im Institut betrifft, was Entscheidungsprozesse, Entscheidungsfindung betrifft und ähnliche Dinge, was Beteiligung der Studierenden anbelangt und all' die Sachen, also das, denke ich, ist auch das, was mir an Erfahrung bleibt, auch wenn die Erfahrungen nicht immer nur so sind, daß ich sage 'Hurra, Hurra'. Ich denke, es bleibt mir trotzdem als Erfahrung und ich denke, daß das so ein Schatz ist, ein Schatz an Erfahrungen, mit dem ich arbeiten kann und in den sicher vieles von dem, was ich in Tübingen erlebt und erfahren habe, eingehen wird. Das glaube ich schon. Ich glaube nicht, daß ich das wirklich ganz konkret sagen kann, was ich mitnehme, ich denke, daß es nicht umsonst war, daß ich hier war, weder für's Institut noch für mich, und ich denke, daß ich – ich glaube, es war ein Projekt von Martin Scharfe – meine 'Lebensspuren' hinterlassen habe, daß das Institut Lebensspuren bei mir hinterlassen hat, ja, Punkt.

SK: Ich hatte immer so ein bißchen den Eindruck, Sie haben eine Theorie von Mobilität? Wie sich Mobilität auch in Ihrem Leben, in Ihre Biographie einschreiben sollte?

KK: Ich denke, es gibt da verschiedene Entwürfe, das ist das eine, und das zweite ist, daß man ja nie Herrin oder Herr seiner Biographie ist. Ich denke, daß man natürlich das, was man selber macht, gern in einen Lebensentwurf einbaut. Einer meiner Lieblingsaufsätze, der leider von niemandem verstanden worden ist, und den nie jemand, glaube ich, richtig gelesen hat, vielleicht, weil er so ein bißchen krude geschrieben ist, heißt: „Folklore in der Biographie. Lügengeschichten?“ Und da gibt es so eine Verszeile, ich glaub von Peter Rühmkorff, die heißt „Traurige Geschichten erleben und die dann lustig weitererzählen“. Ich denke, daß wir, wenn wir über Biographie reden, oder wenn wir über unsere Biographie reden, die Biographie ja immer so gemacht haben, zurechtgedacht haben, daß wir sie

mitteilen können, daß sie mitteilbar, verstehbar, akzeptierbar geworden ist. Insofern ist natürlich die Mobilität, oder die Theorie der Mobilität Bestandteil dieser meiner Lebensphilosophie, weil ich's halt so gemacht habe. Bei den Lügengeschichten handelt sich's um – im englischen heißt das Wort 'white lies', also weiße Lügen, das sind die erlaubten Lügen, das darf man, das Basteln ... Insofern denke ich, daß ich jetzt, wo ich so lebe und weil ich so lebe, und weil ich diese Veränderungen und diese Ortswechsel mache und gemacht habe, daß ich das natürlich jetzt gut finde. Also, ich find's für mich gut und ich find's für mich notwendig, ich kann im Grunde gar nicht anders, wenn ich leben will, als es so zu interpretieren: Ich bin meine eigene Deutungsmacht, und insofern hab ich natürlich eine Theorie für mich über Mobilität und über die Furcht eben auch, sich immer wieder an verschiedenen Orten in verschiedenen Kontexten neu auszuprobieren.

SK: Was bedeutet dann 'Heimat' für Sie, bzw. wieviel Heimat brauchen Sie?

KK: Wieviel Heimat braucht der Mensch, Jean Amery, ja, ich denke schon, daß ich so was brauche und daß das Zustimmung, akzeptiert werden für mich heißt, angenommen werden auch, also auch andere annehmen dürfen oder auch Leute zu finden, die sich annehmen lassen. Insofern ist Heimat mehr ein Zustand als an eine bestimmte topographische Insel gebunden.

SK: Zu Insel fällt mir noch Berg ein, was haben Sie für einen Bezug zu diesem Berg? Ich habe ein paar Mal beobachtet, daß Sie nicht oben herum rausgegangen sind, sondern quasi den unteren Weg gewählt haben, der natürlich auch auf dem Berg liegt, aber der für mich immer den Eindruck vermittelt hat, Sie gehen durch den Berg durch ...

KK: Sie wissen, wie ich gegangen bin? Ach so, das mach' ich manchmal ganz gern, allerdings meistens spät, wenn ich weiß, daß oben zu ist oder wenn noch jemand im Haus ist, dann geh' ich häufig unten raus. Ich finde diesen, wie heißt das Ding – Pferdestall, glaub ich, da unten – also einmal ist das für mich eine Höllenmaschine: Man kommt aus egal aus welcher Temperatur, geht dort rein in dieses Ding, macht das Licht an, und es ist wie in Cape Canaveral, also das Ding, die Rakete geht gleich hoch, es ist unglaublich beklemmend da drin, es hat immer für mich was leicht Schauriges. Also es ist so ähnlich, wie wenn ich mich erinnere an die Kindheit, wenn ich in den Keller gehen mußte. Ich denke immer, was pas-

siert, wenn du jetzt keinen Schlüssel dabei hast. Dadrin ist kein Telefon, es ist unglaublich gefährlich eigentlich, es ist wahnsinnig sogar, man kann sich dort von dadrin nicht mehr bemerkbar machen, man kann Nachts klopfen, und wenn ich mir vorstelle, ich müßte dort eine Nacht verbringen oder so lange, bis der oder die nächste reinkommt, – da könnte ich im Grunde nur noch an diesen zerbröselnden Gebäckbroten knabbern, die da unten in diesen Regalen drin liegen, da gibt's ja diese Brauchtumsbrezeln, das wissen unsere Studierenden meistens gar nicht, da könnte ich dann das Überleben versuchen und die Flüssigkeit könnte ich vielleicht aus diesem Verdunster, da ist ein Luftbefeuchter oder Entfeuchter, rausholen. Für mich hat dieser Durchgang auch immer ein bißchen was Schauriges.

Und dann hängt's damit zusammen, daß ich immer hinten runtergehe, d.h. ich wohne in der Charlottenstraße, mein Fahrrad steht unten am Tunnel, und dann springe ich da unten auf's Fahrrad. Also, es ist auch ein bißchen Ökonomie dabei, aber es ist schon wahnsinnig, auch gerade wenn man diese wenig technisierte Lebensumwelt, diese Nahwelt in meinem Zimmer sieht, wenn man dann da unten in diesen Wind reinkommt, in diese Ventilatorgeschichten, diesen Lärm, der dort unten Tag und Nacht ist.

SK: Der Gang durch die Hölle ...

KK: So, ein bißchen, ja ...

* * *

Aus dem LUI

Personalien

Christel Köhle-Hezinger, allen unter dem Kürzel Gix bekannt, eine der Integrationsfiguren zwischen verschiedenen Welten, zwischen Lehrenden und Studierenden, zwischen den Geschlechtern, zwischen den Stühlen hat einen Nagel mit Kopf eingeschlagen und arbeitet seit dem 1. April 1994 als C3 Professorin an der Universität Marburg. Sie war seit 1988 am LUI für Regionalforschung und Außenbeziehungen zuständig, genauer für „regionale Forschungs-, Betreuungs- und Beratungsaufgaben des Instituts,

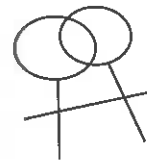
insbesondere im ländlichen Raum“. Sie war für diese Aufgabe auf Grund ihrer immensen Kommunikationsfähigkeit prädestiniert und sie hat ein ganzes Netzwerk aufgebaut, das Praktika-Plätze sicherte, Verlagsbeziehungen implizierte, Stellenangebote bündelte, und sie wußte auch in persönlichen Krisen Trost und Rat. 1945 in Esslingen geboren, studierte sie in Tübingen, Bonn und Zürich Volkskunde, Germanistik und geschichtliche Landeskunde. Sie beschloß ihre Ausbildung mit der Promotion 1976. Ihre Arbeit über „Evangelisch-Katholisch. Untersuchungen zu konfessionellem Vorurteil und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert“ gilt als konfessionsgeschichtlicher Klassiker.

Nach ihrem Studium bildete sie ihre generalistischen Fähigkeiten fort, publizierte, lehrte und präparierte Ausstellungen, so arbeitete sie mit an der großen Philipp Matthäus Hahn Ausstellung (1989) an der Konzeption des Freilichtmuseums Neuhausen und anderer vergleichbarer Institutionen. Sie lehrte an der Universität Stuttgart, bis sie 1988 ans Institut gerufen werden konnte. Sie war allseits beliebt und berühmt waren (und sind) vor allem ihre engagierten Projekte – erinnert sei nur an die Geschichte Kuchens, das schwäbische Leible und das Bleyle-Hosen-Kratz-Programm, schließlich die „Neuen Siedlungen“ nach gut 30 Jahren noch einmal studiert. Sie hatte kulturwissenschaftliche Phantasie mit empirischer Neugier verknüpft; sie war geduldig und konnte zuhören, sie war geschätzte Lehrerin und geachtete Kollegin; sie fehlt uns. Leb Wohl!

Barbara Duden – Willkomm und Abschied liegen dicht beisammen. Sie kam erst im Oktober letzten Jahres als Nachfolgerin von Wolfgang Kaschuba auf die Stelle einer Hochschuldozentin (C2 auf Zeit). Als prominente Forscherin der Geschlechterbeziehungen konnte sie das Institut auf einer befristeten Stelle nicht halten; vom Wintersemester an lehrt Frau Duden in Hannover im Rahmen der Gesellschaftswissenschaften. Die Sozialhistorikerin, die bei Reinhard Rürup in Berlin über „Blick-Geschichte“ sich habilitierte, brachte mondialen Glanz (Cambridge, Pasadena, Tokyo) in unsere provinzielle Hütte, und das ohne jede Starallüren. Stets ein offenes Ohr für Wünsche und Fragen, anregend in den Kolloquien, souveräne Betreuerin vor allem bei Mastersthemen mit Geschlechtsspezifika, bis spät nachts in Hermann Bausingers früherem Dienstzimmer am Werk, stets unter intellektuellem Volldampf, gelegentlich von menschlichem Chaos geplagt, eine geistvolle Gratwanderin zwischen den verschiedenen Disziplinen, die an der Volkskunde als empirischer Kultur-

Nachruf

zur Erinnerung an unsere Freundin und Mitstudentin



Gabriele Schulz

die am 5. Februar in Tübingen an Krebs gestorben ist.

Sie war seit 1981 am Entstehen der Ethno-Frauengruppe aktiv beteiligt. Wie in der Ethnologie engagierte sie sich auch in der EKW mit Lust, Interesse und Hartnäckigkeit am Aufbau von feministisch orientierten Studien- und Lehrinhalten.

Wir trauern um Gabri.

Die EKW- und Ethno-Frauen
sowie alle Lehrenden

wissenschaft zunehmend mehr Spaß gewann – schade, daß ihr Gastspiel so kurz blieb.

Arno Ruoff, Leiter der Außenstelle des LUI, „Sprache in Südwestdeutschland“ zieht sich in Raten aus dem Institutsbetrieb zurück. Zu Semesterende gab er eine Abschiedsvorlesung zum Thema: „Über die linguistische Fiktion des sprachlichen Kontinuums und die sprachwissenschaftliche Erkenntnis von Sprachregistern.“

Anschließend gab es ein schönes Fest, das von Ruoff-Schülern musikalisch umrahmt wurde. Arno Ruoff wird als hoch geschätzter und anregender Lehrer dem Institut fehlen. Der „Schmeller-Preis“ 1994, den eine Projektgruppe unter der Leitung von Arno Ruoff erhielt, die über die „fränkisch-alemannische Sprachgrenze“ gearbeitet hatte, zeigt das weit über die Landesgrenzen hinaus reichende Renommee des Sprachwissen-

schaftlers. Bis zu seiner endgültiger Verabschiedung in den Ruhestand bleibt noch ein Jahr Zeit.

Im vorletzten Korrespondenzblatt meldeten wir – mit Bild – den Eintritt von Sylke Schäfer in den Geduld, Geschick, Know How und Engagement erfordernden schwierigen Bibliotheksdienst des LUI. Blutjung und voller Elan kam Sylke Schäfer (vermittelt über die UB) aus Sachsen – und dahin zieht es sie zurück: Aufbauarbeit leisten in Meißen. Schade, wir bedauern den Fortgang von Sylke Schäfer sehr – nicht nur wegen der Bibliothek, sondern auch wegen des „Betriebsklimas“. Souverän hat sie die Akquisition-, Inventarisierungs-, Systematisierungs-, Betreuungs- und was alles sonst noch für -tätigkeiten erledigt: freundlich, aber streng, stets hilfsbereit und organisatorisch voll auf dem Quivive (wovon vor allem auch die TVV profitierte, als deren Kassiererin und Buchhalterin sie unermüdlich aktiv war). Die im DDR-Geist, in Leipzig, erlernte Bibliotheksdisziplin und -strenge kam dem Institut ebenso zu gute wie der sympathisch unkomplizierte Ton, der den Umgang, die Arbeit mit ihr leicht, angenehm und dazu effektiv machte. Schade, daß das Elbtal zwischen Meißen und Dresden so verlockend ist. Viel Erfolg dort und alles Gute – Sylke Schäfer!

Nachrichten

Im Rahmen der *Nachfolge* Köstlin hat die Berufungskommission sechs volkswissenschaftliche Kollegen und Kolleginnen zu Vorträgen eingeladen. Es sprachen am 20./22. Juni Frau Bendix und Frau Lipp, sowie die Herren Maase, Schilling und Metzger. Die Arbeit der Kommission ist noch nicht abgeschlossen, sie wird im Wintersemester fortgesetzt.

Im April stand wieder ein Treffen mit den *Straßburger* Regionalethnologen an. Diesmal tagten wir in dem Tagungszentrum Saint Thomas. Thema war die Frage der „Authentizität“, die uns dann auch im Institutscolloquium während des Sommersemesters beschäftigte. Den vielseitigen Vorträgen war eine Exkursion vorausgegangen, die uns bei naß- und saukaltem Wetter nach Waldersbach zu dem Museum für Pfarrer Oberlin und in ein gut geheiztes Restaurant zum Abendessen führte. Das nächste Treffen ist für den April 1995 in Tübingen angesagt. Thema: „Wiederver-

zauberung der Welt“. Vorträge haben Freddy Raphael, Annie Bloch-Raymond und Gottfried Korff zugesagt.

Im Rahmen des Colloquiums wagen wir uns an das heiße Thema „*Eros und Thanatos*“ – in antikisierendem Griechisch formuliert, um nicht von der Aktualität überschwemmt zu werden. Es geht um die Lust am Schrecken, um das Vergnügen am Krieg, das ja auch aus Bosnien immer wieder gemeldet wird – „die Menschen fürchten den Krieg nicht nur, sondern sie wünschen ihn auch, zumindest unbewußt, um ihrem Alltag zu entkommen“ (Manès Sperber). Im Wintersemester jeden Donnerstag um 18 Uhr.

Das *Doktoranden-Colloquium* tagte in diesem Jahr zweimal kompakt, Ende Januar in Inzigkofen und Anfang Juli im Institut. Jedesmal referierten so an die acht Doktorandinnen und Doktoranden ihre Themen.

„*Ums Leben sammeln*“ – so hieß das Thema einer Ausstellung, die im Juli im Haspelturm gezeigt wurde und zu der ein informatives Beiheft erschien, das für 8.– DM (zuzüglich Porto) bei der TVV zu bestellen ist. Die bunte Ausstellung, die Sammlungen sammelte, wurde von der Projektgruppe „Sammler“ zusammengestellt, die im Rahmen des Projektstudiums unter der Leitung von Konrad Köstlin drei Semester lang zusammen arbeitete.

DER SPIEGEL Heft 25 1994 berichtete im Juni über die Arbeit des LUI in spiegelüblicher Schreibe. Trotz der stilistischen Klimmzüge, die den Autor gelegentlich ins Schwitzen brachten („Berti Vogts und Hermann Bausinger haben das gleiche Ziel“ .. „Zeitweise gerieten Bausinger und die Seinen sogar in den Verdacht, verkappte Kommunisten zu sein“ .. „der Mann mit dem grauen Schnauzbart“) war der Bericht doch auch ein bißchen Balsam auf den durch die vielen Trennungen verletzten *Instituts-Narzißmus*; auf überraschenden Abschied spielt auch das Finale des Artikels an: „Um so mehr verwirrt es die Bausinger-Jünger, daß der derzeitige Institutsleiter Köstlin, erst sechseinhalb Jahre am Institut tätig, bereits nach Wien retirieren will. Eines wird der Noch-Tübinger dort nach eigenem Bekunden schmerzlich vermissen: 'Beim Blick auf den Neckar, da kommen mir immer die besten Gedanken'“.

Redaktion für dieses Heft: Utz Jeggle. Textfassung: Moni Leibfarth. Satz: Uli Eder. Druck: Gulde-Druck Tübingen.

Lyrisches

Beim Semesterend- und Abschiedsfest sang der Instituts-Chor eine Ballade im Stile Ludwig Uhlands. Der unbekannte Dichter – oder war es der Volksmund selbst? – traf genau die Stimmungslage am Institut, der Text darf also authentisch genannt werden.

Drauf und Dran!

(Melodie: An der Saale hellem Strande ...)

An des Neckars hellem Strande
stehen Burgen stolz und kühn;
ihre Dächer sind gefallen,
und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Einst lebt' hier ein edler Ritter,
Hermann vom Haspelturm genannt,
schaffend stets und ruhend nimmer,
und das Licht von seinem Zimmer
strahlte weit hinaus ins Land.

Eines Tags ritt er von dannen,
Ritter Konrad kam ins Haus.
Aber ach, nach ein paar Jahren
ließ er sich zur Donau fahren,
löschte seine Lampe aus.

Aber auch viel hohe Frauen,
blickten einst herab ins Tal.
Michi, Ute, Gix, Sabine,
Barbara und Katherine
tanzten durch den Rittersaal.

Gräfin Christel war die erste,
die den Herrn Paroli bot.
Doch sie ging ins Land der Hessen,
und die anderen Komtessen
weinten sich die Augen rot.

Kaum getrocknet war'n die Tränen,
da sprach Gräfin Barbara:
Tschüß, ich reite nach Hannover!
Da ist es zwar viel, viel doofer,
doch die Stelle ist 1a!

Und die Nornen woben weiter:
Kurz darauf, man glaubt es kaum,
rief es klagend durch die Hallen:
Auch Kath'rina wird entwallen!
Düster ward's im Übungsraum.

Und Frau Ute, Frau Sabine?
Aus dem Clubraum dringt noch Licht.
Doch was sieht man sie dort machen?
Weh! Sie packen ihre Sachen!
Auch sie bleiben vielleicht nicht.

Bei den tapfren Schlosses-Rittern
bricht nun auch das Grauen aus.
Achim macht sich auf die Sohlen,
zieht mit Sack und Pack nach Polen,
Arno Ruoff zieht nach Haus.

Auch die Bibliothekarin
Sylke läßt das Schloß im Stich.
Selbst Bernd Jürgen, sonst ein Treuer,
sucht in Freiburg Abenteuer.
Oh, es bröselt fürchterlich!

Ach, bald bleibt von den Studenten
auch nur noch ein Häuflein da!
Stille wird's in den Gewölben,
einsam spuken durch diesölben
Gottfried, Utz und Gisela.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
's probt bereits ein Leichenchor.
Leise flüstert's in der Runde:
Geht das LUI jetzt echt zugrunde?
Die Kulturwelt lauscht empor.

(Melodie: Marseillaise)

Da! Ein fernes Galoppieren!
Ritterinnen, Knappen nah'n!
Schon steh'n sie auf dem Altane,
„EKW“ steht auf der Fahne,
Und sie rufen: Drauf und dran!

Leben blüht aus den Ruinen!
Neues, Altes mischt sich gut!
Ritter Hermann ruft von ferne:
Weiter so, so hab ich's gerne
das Ludwig-Uhland-Institut,
das Ludwig-Uhland-Institut!

Aus dem Verein

1994 erschienen in der Reihe Untersuchungen der Bd. 81 von Manfred Müller-Harter: „Ulm 1847. 1. Mai. 7.00 bis 13.00 Uhr“, in der Reihe Studien und Materialien Bd. 12: „Watching Europe“, und Bd. 13, Stefan Beck: „Nachmoderne Zeiten“ sowie der Sonderband „Ums Leben sammeln“, wobei Bd. 81 und StuM 12 noch zur 1993er Produktion gehören.

Die Dissertation von Andrea Hauser (Bd. 82) soll nun im Herbst gedruckt werden, im Winter die Dissertation von Klaus Schönberger (Bd. 83). In der StuM-Reihe wird 1994 auch noch die Magisterarbeit von Barbara Lang über die Berliner U-Bahn erscheinen.

Der *Sonderverkauf* hat erfreulicherweise die Finanzlage der TVV entspannt, die Jahresabrechnung 1993 ist sehr zufriedenstellend. Wir haben insgesamt 2383 Bücher mehr verkauft als 1992 und erhöhten damit unseren Bucherlös um ca. 30 000 DM. Leider haben auch unsere Ausgaben etwas zugenommen, vor allem durch die gestiegenen Portokosten. Die genaue Jahresabrechnung kann bei der TVV angefordert werden.

Nach Beendigung des Sonderverkaufs Ende Februar 1994 erhöhten wir übrigens die Preise unserer älteren, allzusehr hinter dem heute üblichen Preisniveau herhinkenden Bücher.

Unsere „bereinigte“ *Mitgliederzahl* beträgt derzeit 620. Leider melden sich nur die wenigsten „Abgänge“ bei uns richtig ab. Die meisten ziehen einfach um und löschen ihr Konto. Das verursacht uns viele zusätzliche Kosten: das Porto der Buchsendungen ist umsonst bezahlt, die Rückbuchung eines einzigen Beitrages kann bis zu 12,50 DM betragen, von der Mehrarbeit ganz zu schweigen.

Auf der Mitgliederversammlung am 14. Juli diesen Jahres gab es einige *Veränderungen beim Vorstand und Beirat*. Martin Blümcke schied aus dem Beirat aus, neugewählt wurden Thomas Vogel sowie Gerhard Keim, Ali Nestle und Astrid Breith als studentische Mitglieder. Ich verlasse das LUI und damit leider auch die TVV. Meine Nachfolgerin in der Bibliothek (Elke Bidell) wird das TVV-Amt zunächst kommissarisch betreuen.

Seit einigen Monaten schon sind zwei neue Hilfskräfte für die TVV tätig: Marika Sedlak und Nicole Deisenberger.

Sylke Schäfer

* * *

Lehrprogramm im Wintersemester 1994/95

Vorlesungen

Zur Geschichte des Wahnsinns in der bürgerlichen
Gesellschaft
Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft

Kaufmann
Korff

Seminare

Tanzen (= Spezialseminar oder „Grundzüge“)
Sexualität(en) und Geschlecht
Microhistoire (= „Empirische Verfahren“)

Bechdorf
Bechdorf/Kienitz
Jeggle

„Die Frau, die die Hosen anhat“ – Zur Geschichte
des Mannweibes und der Geschlechterverkehrung
(= „Grundzüge“)

Die „Wilden“ in Anthropologie und Geschichtsschreibung
der „Zivilisierten“

Krankheit – Geschlecht – Gesellschaft im 19. Jahrhundert
Kulturtheorien

Hexerei und Hexenglaube: Zur Sozialgeschichte der
Hexenverfolgung

Wandel des Blicks: Kulturelle Änderungen der Wahrnehmung
durch Medien (Lektürekurs)

Zur Anthropologie und Volkskunde. Rudolf Virchow:
ein kulturwissenschaftliches Modell in der 2. Hälfte
des 19. Jahrhunderts

Tod, Teufel und Engel in der jüdischen Volkskultur

Inszenierung des Nationalen

Kulturgeschichte der Natur

Alltagsgegenstände

The Production of National Identities

Der andere Blick – praktische Folgen.
Einführung in die Videoproduktion

Kolloquien

Magisterkolloquium

Institutskolloquium: Eros und Thanatos

DoktorandInnenkolloquium

Projekte

Deutsche und Franzosen in Tübingen 1945-1995 (Projekt I) *Warneken*

Einkaufen (Projekt II) *Welz*

Tüftler, Inventeure, Sonderlinge (Projekt III) *Jeggle/Staib*

Duden

Kaufmann

Kaufmann

Kienitz

Kienitz

Korff

Korff

Berger

Schmoll

König/Schmoll

König

Johnson

Beyer

alle Lehrenden

alle Lehrenden

alle Lehrenden

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 45

236

April 1995

Herzlichen Glückwunsch!

„Bei Sterbebetten, Geburtsfesten und anderen solchen Gelegenheiten enthalte Dich aller steifen, feierlichen Akte, prunkvollen Deklamationen und Theaterszenen. Solche Pedanterien und Förmlichkeiten machen doch keine bleibenden Eindrücke, sind mehrertheils für den leidenden Teil ermüdend und für jeden Dritten äußerst langweilig.“ So befand Freiherr Adolph von Knigge 1788 in seinem Reglement zur Abhaltung von Familienfeiern. Das LUI bewies wenig Respekt vor dem freiherrlichen Verhaltenskodex, als es im Januar galt, gleich zwei runde Geburtsdaten zu begehen: Bernd Jürgen Warneken vollendete das 60. und „Gianna“ das 50. Lebensjahr (oder wurde da was verwechselt?)!

Während andere Vertreter des LUI-Kollegiums bei ähnlicher Gelegenheit mit Festschriften in industriell massenhaft produzierter Buchform bedacht wurde, kam „Gianna“ in den Genuß eines Unikats. Handwerklich solide gefertigt, wurde ihr die erste und ultimative Gianna-Enzyklopädie überreicht, in der prägnante Themen wie Katzen und Horoskope wissenschaftliche und geschüttelreimte Erörterung erfuhren. Während Gianna am 28. Januar unter der Sonne Teneriffas feierte, stand BJW am 12. Januar im Mittelpunkt einer winternächtlichen Massendemonstration im Haspelturm. Das Programm zur Party – erlesene Vokal- und Verbal darbietungen, inszenierte Verse und Schautanz, spontan-geplante Gegendemonstrationen – nahm schon quantitativ einen gewichtigen Teil von BJWs bisherigem Lebensalter ein und überdauerte flott zwei Stunden.



ANDREAS GÜNTHER: Tod oder Leben	3
SUSANNE ENGEL, MARION HAMM, RALPH WINKLE: National identities ..	20
GUDRUN M. KÖNIG: Wiederverzauberung der Welt	27
FRIEDEMANN SCHMOLL: Der Sturz ins Paradies	33
Aus dem LUI	
Personalien	42
Frauenförderpreis	45
Aus dem Verein	47
Lehrprogramm im Sommersemester 1995	48

Eros & Thanatos

Zum Institutskolloquium im Wintersemester 1994/95

Die furchtbaren Kriege in Bosnien-Herzegowina waren der Anlaß, für das Institutskolloquium des WS 94/95 das befremdliche Thema Eros & Thanatos zu wählen. Es ist bei diesem undurchsichtigen und grausamen Krieg zu beobachten, daß außer den „rationalen“ Gründen (Ökonomie, politischer Einfluß, Macht) Irrationalitäten in großem Ausmaß von Bedeutung sind. Zum einen spielen absolut verzweifelte ethnische Begründungen eine Rolle, mit denen man auch einen Krieg zwischen Hessen und Bayern legitimieren könnte, zum andern ist es die Lust an der Destruktion von Sachen, Symbolen und Menschenleben, die in den ritualisierten Medienberichten immer wieder offenbar wird.

Davon ausgehend wollten wir also die Frage stellen, die Manès Sperber angesichts der NS-Begeisterung schon bewegte: „Die Menschen fürchten den Krieg nicht nur, sondern sie wünschen ihn auch – zumindest unbewußt –, um ihrem Alltag ... zu entkommen. Jede Warnung vor dem Krieg bleibt zu harmlos, die nicht vor dieser Quelle des Kriegswunsches warnt und erkennt: der Krieg ist für die Menschen nicht nur schrecklich, sondern zugleich auch von

den Menschen auf schreckliche Weise gewünscht.“ (Zur Analyse der Tyrannis [1937] Wien 1975).

Wir griffen deshalb auf Freuds Vermutung zurück, daß zwischen Lustprinzip und Todessehnsucht eine rätselhafte Zuneigung besteht und versuchten dieser Beziehung auf den verschiedensten Feldern mit unterschiedlicher Fortune nachzugehen. Es wurden mediale Vermittlungen von Horror und Befriedigung vorgestellt, bestimmte Ausflüge in „die Todeszone“ (Reinhold Messmer) kommentiert, der Lustmord interpretiert; trotz aller Bemühung blieb ein gewisses, zum Teil heftiges Unbehagen über den Versuch, die kulturelle Repräsentanz von so etwas „dunklem“ wie einem Trieb zu erhellen.

Eine gewisse Entspannung erreichte Andreas Günther, der sich in einem abschließenden Referat die Freud'sche Schlüsselschrift „Jenseits des Lustprinzips“ vornahm und sie und ihren Einfluß auf Aggressionstheorien kritisch interpretierte.

UJ

ANDREAS GÜNTHER

Tod oder Leben

Die Todestriebhypothese bei Sigmund Freud und ihre aktuelle Bedeutung

1. Sagen kann man alles.

Einleitende Bemerkungen über Programm und Verlauf eines Kolloquiums

Die letzte Sitzung unseres Kolloquiums handelt von einer kühnen Hypothese. Sie behauptet, daß in uns allen ein mächtiger Trieb am Werke ist, der uns möglichst bald ins Grab bringen möchte. In einen grandiosen Kampf mit anderen Trieben verstrickt, die ihm heftigen Widerstand entgegensetzen, wird er dennoch eines Tages über diese siegen, worauf wir sterben. So zumindest unterstellt es die Hypothese. Die Vorstellung klingt etwas befremdlich, und es stellt sich die Frage, ob wir damit den (un)heimlichen Höhepunkt eines Institutskolloquiums erreichen, das den Titel 'Eros und Thanatos' trägt.

Es erscheint mir daher sinnvoll, einleitend einige Überlegungen zum Stellenwert dieses Themas im Zusammenhang unserer Veranstaltung anzustellen.

Das Kolloquium versammelt unter seinem Titel verschiedene Einzelthemen, deren Bezug zum Titel und deren wechselseitiger Zusammenhang mir keineswegs eindeutig zu sein scheint. Vorgestellt werden sie als Facetten einer gemeinsamen Leitdifferenz, der vagen Phänomenologie von Lust und Schrecken, der Angst vor dem Tod und der Sehnsucht nach dem Tod.

Welche Bilder und welche Konstruktionen liegen dieser Unterstellung zugrunde? Wie entsteht ein solches Thema? Wie erhält es seinen Titel? Welchen Kriterien folgt die Auswahl der Einzelthemen? Welche Motive, Dispositionen und Hypothesen leiten die Differenzierungen und Orientierungen? Und: Wurden sie zu Beginn oder im Verlauf kommuniziert oder nur stillschweigend als schon konsensuell unterstellt? Worin liegt das spezifische Erkenntnisinteresse der EKW an diesem Thema? Welche Fragestellungen, Problematisierungen und Kontexte wären für unser Fach angemessen?

Fragen über Fragen. Es sei „alles sehr vertrackt“, lautete unlängst ein Zwischenresümee Gottfried Korffs.

Vielleicht klärt sich etwas, wenn wir versuchen, die Themen unseres Kolloquiums einmal bewußt ohne Bezug auf den unterstellten Zusammenhang zu reformulieren, indem wir sie zu beschreiben versuchen als das, was sie in nüchterner Perspektive zunächst sind: einzelne, feststellbare Phänomene.

Sicherlich erscheinen sie dabei wesentlich banaler, als sie tatsächlich sind. Ich denke aber, daß daran deutlich werden kann, wie schwierig es ist, einen gemeinsamen Zusammenhang der Themen als schon gegeben vorauszusetzen.

Was haben wir im Verlauf des Kolloquiums festgestellt?

1. Es gibt Menschen, die den Untergang der Welt erwarten.
(*Einleitung in das Thema: Apocalypse. Die Lust am Untergang*)
2. Es gibt in den Medien eine Fülle von Darstellungen realer und fiktiver Gewalt.
(*AG: Panorama der Horrorvisionen. Schreckenslust in den aktuellen Bildmedien*)
3. Es gibt Menschen, die sich gerne Horror- und Splatterfilme ansehen.
(*AG: Das grausame Auge. Eine Filmanalyse*)
4. Es gibt in Amerika einen gruseligen Brauch. Er heißt Halloween.
(*Vortrag: Halloween. Ein unheimlich amerikanischer Brauch*)

5. Es gibt Menschen, die suchen Grenzerfahrungen: Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, ihres Mutes, ihres Lebens.
(*AG: Bungee-Springer, Motorfreaks, Extremsportler. Grenzüberschreitung in die Todeszone?*)
6. Es gibt Menschen, die suchen die Erfüllung ihrer Liebe im Tod.
(*Vortrag: Liebe und Tod*)
7. Es gibt Künstler, die in ihren Bildern den weiblichen Akt zerstückeln.
(*Vortrag: Lustmord*)
8. Es gibt (nach wie vor) Kriege und Völkermord.
(*AG: Krieg als Kontrasterfahrung zum Alltag*)
9. Es gibt Menschen, die ziehen jubelnd und opferlustig in den Krieg. Einige wenige kehren lebend zurück, zerschunden und gebrochen.
(*Vortrag: Bilder vom Krieg*)

Wie gesagt: diese Aufzählung verkürzt bewußt. Jedes Thema, jedes Phänomen läßt sich unschwer als komplexer Zusammenhang darstellen, der in vielfältigen Diskursen vermittelt ist. Das wurde in einigen unserer Sitzungen durchaus deutlich. Und ein gelegentliches, sprachloses Erschrecken angesichts realer Gewalt und Grausamkeit bedarf zunächst keiner moralischen Rechtfertigung.

Wie diese Themen jedoch sich auf einen *gemeinsamen* Zusammenhang beziehen lassen, erscheint mir außerordentlich vage. 'Irgendwie', so lautete eine überraschend häufig gebrauchte Formel im Verlauf unseres Kolloquiums, 'irgendwie' hängen die Phänomene vielleicht zusammen, möglicherweise aber 'irgendwie' auch wieder nicht.

Ob dieses 'Irgendwie' ein neues epistemologisches Paradigma der Tübinger EKW beschreibt, vermag ich nicht zu sagen. Es wäre aber mit Sicherheit schade um die vielen Tugenden unseres Fachs.

Mit diesem Einwand sollen weder Denkabenteuer noch interessierte Blicke über die Mauern unserer 'Kalten Herberge' diskreditiert werden. Ganz im Gegenteil. Gerade unser Institutskolloquium scheint mir ein ausgewiesener Ort für neugierige Fragen und forschende Tastversuche auf unbekanntem Terrain. Wir sollten jedoch bei unseren Ausflügen nicht unsere Bezugspunkte verlieren. Der exotische Reiz verführt leicht dazu, in Beliebigkeiten zu verfallen. Sprache ist geduldig, behaupten läßt sich vieles, „sagen kann man alles“, wie Hermann Bausinger den leichtfertigen Umgang mit komplexen Verweisungen kritisiert hat.

Die Bezüge jedenfalls *zwischen* den einzelnen Themen und Perspektiven und zu unserem *eigenen* Fachdiskurs sollten im Verlauf eines solchen Kolloquiums systematisch entwickelt und kommuniziert werden.

In diesem Sinn möchte ich gerne zwei Möglichkeiten skizzieren, die einen Zusammenhang der Themen und Phänomene etwas konkreter zu fassen versuchen.

Möglichkeit 1: Das thematische Panorama dieses Kolloquiums ließe sich möglicherweise lesen als eine Wahrnehmungs- und Erfahrungsgeschichte der Subjekte in Alltag und Lebenswelten. Wären die Differenzierungen *derart* näher bestimmt, so wären daraus, so denke ich, allerdings zunächst keine *Theorien der Phänomene*, sondern empirische *subjekt- und alltagstheoretische Fragestellungen* abzuleiten: Welche historischen, geschlechts-, schicht- und kulturspezifischen Differenzierungen lassen sich feststellen? Welche Bedeutungen haben die Phänomene im Alltag und für die Lebenswelt der Subjekte? Beschreibt das thematische Spektrum tatsächlich ihre Wahrnehmungs- und Erfahrungswelt? Konstruieren sie selbst einen wechselseitigen Zusammenhang, oder nehmen sie die Phänomene als isolierte Erfahrungen wahr? Welche Interpretamente ergeben sich daraus für die EKW?

Leider hat sich diese Perspektive, so scheint mir, im Verlauf unseres Kolloquiums nicht konsequent durchsetzen können.

Möglichkeit 2: Die Themen unseres Kolloquiums lassen sich nicht nur auf eine vage bestimmte Phänomenologie von Lust und Schrecken, Liebe und Tod beziehen, sondern sind ableitbare Differenzierungen eines gemeinsamen, vorausgesetzten Grundtatbestands, der mit dem Titel 'Eros und Thanatos' angedeutet und mit dem Thema der heutigen Sitzung präzisiert würde. Die Begriffe 'Eros und Thanatos' spielen an auf Sigmund Freuds dritte, abschließende Triebtheorie, die zwischen Lebenstrieben einerseits und Todestrieben andererseits unterscheidet, und die er erstmals 1920 in seinem metapsychologischen Essay 'Jenseits des Lustprinzips' entfaltet. Anders gesprochen: Die Heterogenität unseres Themenspektrums fände im Aufweis einer universell wirkenden Triebdichotomie von libidinösen und destruktiven Trieben ihre Einheit: in einer *Kosmologie* ewigen Werdens und Sterbens.

Liegt darin die heimliche Logik, das Konstruktionsprinzip dieses Kolloquiums? Oder steht dieses Thema nur zufällig am Ende? Fragen über Fragen.

Wie dem auch sei: ob die Hypothese eines Todestriebes tatsächlich eine solche Einheit herzustellen vermag, ob sie der gemeinsame Bezugspunkt der einzelnen Themen unseres Kolloquiums sein kann, wäre zunächst abhängig von einer genaueren Betrachtung dieser Hypothese.

Ich werde daher im folgenden zunächst darzustellen versuchen, wie diese Hypothese eingeführt und wie sie begründet wird, um anschließend zu fragen, welcher Stellenwert ihr im Diskurs über Aggression, Gewalt und Tod zukommt. Dies will ich durch einen kursorischen Überblick über wichtige *Ansätze* dieses Diskurses andeuten. Im Kern geht es dabei um die entscheidende Frage, ob Aggression *reaktiv* oder *spontan* entsteht und vor allem, ob sich aggressive Triebenergien kumulieren können und schließlich zu ihrer *Entladung* drängen.

2. Die Todestriebhypothese

Oder: Spekulationen über das Geheimnis von Leben und Tod

Mit seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips“ stellt Sigmund Freud 1920 seine dritte (und abschließende) Triebtheorie vor, die zwischen *Lebenstrieben* einerseits und *Todestrieben* andererseits unterscheidet. Der französische Philosoph Paul Ricoeur hat darauf hingewiesen, daß dieser Text der am wenigsten hermeneutische und am meisten spekulative der Freudschen metapsychologischen Essays sei. (Ricoeur 1974, S. 289) Die Theorie des Todestriebes ergibt sich aus Hypothesen, die Freud im Anschluß an psychischen Repräsentanzen, klinischen Phänomenen und biologischen Metaphern zu verifizieren versucht.

Nicht nur dieser Umstand macht die Auseinandersetzung mit diesem Text schwierig. Er setzt wesentliche Vorkenntnisse der Freudschen Theorie des psychischen Apparats voraus. Ich werde daher im folgenden versuchen, lediglich seine groben Strukturen nachzuzeichnen. Für eine ausführliche Darstellung der höchst verschlungenen Argumentation und Verweisungen ist hier nicht der Ort. Dennoch scheinen mir einige begriffliche Vorklärungen notwendig, um die Konstruktion nachvollziehen zu können:

1. Was versteht Freud unter einem *Trieb*? Er führt den Begriff 1905 in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* ein. Danach ist ein Trieb bestimmt als ein energetisches Moment, das den Organismus auf ein Ziel hinstreben läßt. Die Quelle des Triebes ist ein körperlicher Reiz, sein Ziel ist die Aufhebung des an der Triebquelle herrschenden Spannungszustandes. Die Aufhebung gelingt durch das Triebobjekt. Neben den äußeren Reizen, denen das Subjekt entfliehen oder vor denen es sich schützen kann, gibt es innere Quellen mit einer konstanten Reizanflutung, die den psychischen Apparat herausfordern. (Laplanche/Pontalis 1973, S. 525 bis 529; S. 532 bis 535)

2. Das *Lustprinzip*: Das Lustprinzip beschreibt die zentrale Funktionsweise des psychischen Apparats. Es reguliert durch das Vermeiden oder den Abfluß einer unlustvollen Spannung das energetische Niveau des Seelenlebens. Dabei bleibt die Frage offen, ob dabei eine Konstanz des energetischen Niveaus oder eine radikale Verminderung der Spannung auf tieferen Niveaus angestrebt wird. (Laplanche/Pontalis 1973, S. 297 bis 301)

3. Der *Wiederholungszwang*: Unter dem Wiederholungszwang versteht Freud einen Prozeß, der das Subjekt zwingt, unangenehme Erfahrungen zu *wiederholen*, ohne sich des biographischen Vorbilds zu erinnern. Freud setzt diese Dynamik ab vom Prozeß der Wiederkehr des Verdrängten, das nach Lösung sucht. Während dabei das Verdrängte als ein Stück *Vergangenheit* erinnert wird, rekapituliert der Wiederholungszwang das Verdrängte als *gegenwärtiges* Erlebnis. (Freud 1920, S. 130) Der Wiederholungszwang besitzt für Freud einen 'dämonischen' Charakter. (Freud 1920, S. 133 und 145; Freud 1933, S. 88) Er ist der Ausgangspunkt für die Einführung des Todestribs. (Laplanche/Pontalis 1973, S. 627 bis 631)

4. Wie sind die ersten beiden Fassungen der *Triebtheorie* definiert? Freuds erste Fassung der Triebtheorie, wie sie sich Anfang des Jahrhunderts darstellte, hatte qualitativ Sexualtriebe von Ich-Trieben unterschieden, dem Diktum von Liebe und Hunger folgend. Sie geriet unter dem Einfluß der Narzißmustheorie ins Wanken. Der Unterschied zwischen den beiden Triebarten verwischt sich, da beide Triebe als Modalitäten der Libido entschlüsselt werden. Dies mußte Freud unbefriedigt lassen. Seine Auffassung war „von Anfang an eine *dualistische*“ (Freud 1920, S. 160, H.i.O.). Freud denkt von Gegensatzpaaren aus. Beide dualistischen Triebmodelle entlehnen sich in ihrer Begrifflichkeit mythologischen Traditionen: zunächst Hunger und Liebe, dann Leben und Tod, Liebe und Haß (Laplanche/Pontalis 1973, S. 280 bis 282; S. 494 bis 503; S. 525 bis 529): „Die beiden Grundprinzipien des Empedokles – *philia* und *neikos* – sind dem Namen wie der Funktion nach das gleiche wie unsere beiden Urtriebe *Eros* und *Destruktion*.“ (Freud, Sigmund: Die endliche und die unendliche Analyse (1937); zit. nach Laplanche/Pontalis 1973, S. 494)

5. Die *Triebmischung*: Das Gegensatzpaar der dritten Triebtheorie, Lebenstrieb und Todestrieb, ist miteinander legiert. In der Vermischung können die beiden Komponenten in unterschiedlichen Anteilen vorliegen. (Laplanche/Pontalis 1973, S. 529 bis 532) Als Beispiel gelten die Phänomene des Masochismus und des Sadismus: „Wir meinen also, daß wir im Sadismus und im Masochismus zwei ausgezeichnete Beispiele von der Vermischung beider

Triebarten, des Eros mit der Aggression, vor uns haben, und machen nun die Annahme, daß dies Verhältnis vorbildlich ist, daß alle Triebmischungen, die wir studieren können, aus solchen Mischungen oder Legierungen der beiden Triebarten bestehen.“ (Freud 1933, S. 86) Unter *Triebentmischung* wird die Trennung der beiden Triebe verstanden, was dazu führt, daß sie jeweils ungebunden ihre Ziele verfolgen: „Veränderungen im Mischungsverhältnis der Triebe haben die greifbarsten Folgen. Ein stärkerer Zusatz zur sexuellen Aggression führt vom Liebhaber zum Lustmörder, eine starke Herabsetzung des aggressiven Faktors macht ihn scheu oder impotent.“ (Freud 1938, S. 12)

Betrachten wir nun, wie Freud die Hypothese des Todestribs einführt und zu begründen versucht. Ausgangspunkt der Überlegungen sind die „Gültigkeitsgrenzen des Lustprinzips“ (Ricoeur 1974, S. 290) als generellem Regulator der psychischen Vorgänge: eine unlustvolle Spannung wird unter Erzeugung von Lust herabgesetzt. Nicht alle Seelenvorgänge scheinen jedoch von Lust begleitet zu sein, es widersetzen sich „gewisse andere Kräfte“ (Freud 1920, S. 123) dem Lustprinzip und seiner Herrschaft. So offenbart etwa das Traumleben der traumatischen Neurose einen auffallend regressiven Charakter: der Traum wiederholt peinigend das traumatische Erlebnis. (Freud 1920, S. 126)

Das klinische Phänomen der Übertragung in der psychoanalytischen Kur führt den „Wiederholungszwang“ als eine „Kraftäußerung des Verdrängten“ ein: der Kranke wiederholt, *aktualisiert* das Verdrängte als gegenwärtiges Erlebnis, er erinnert es nicht – gleichsam aus Distanz. (Freud 1920, S. 130f.) Das eigentlich Rätselhafte dieses Wiederholungszwangs liegt in der Tatsache, daß er *Unlust* aktualisiert – Erlebnisse, die keine Lustmöglichkeit enthalten oder je enthielten: Enttäuschungen, Mißerfolge, Beschämungen, Verschmähungen. (Freud 1920, S. 132f.) Der Wiederholungszwang erscheint „ursprünglicher, elementarer, triebhafter als das von ihm zur Seite geschobene Lustprinzip“ (Freud 1920, S. 135). Dies ist, wie Paul Ricoeur anmerkt, die „ziemlich schmale Basis (...), auf der sich die folgende Spekulation (...) entfaltet“ (Ricoeur 1974, S. 295).

Ausgangspunkt des hypothetischen Fortgangs der Argumentation ist die Frage, wie sich der psychische Apparat gegen zu große Unlustvermehrung aus dem Inneren schützen kann. Neben einem organischen Reizschutz gibt es eine spezifisch psychische Funktionsweise der Reizbewältigung: die Angst. Sie disponiert den psychischen Apparat in energetischer Weise: der Reiz wird durch eine „Gegenbesetzung“ psychisch gebunden. (Freud 1920, S. 140) Wird der Reizschutz durchbrochen, hat dies eine traumatische Erregung zur

Folge. Die Träume der traumatischen Neurose erweisen sich nun sinnhaft als Reizbewältigung unter Angstentwicklung in der Wiederholung. Der Wiederholungszwang dient also der Rekonstruktion des Reizschutzes. (Freud 1920, S. 142)

Damit scheint ein „Jenseits“ des Lustprinzips beschrieben, das unabhängig von diesem zu sein scheint, ohne ihm zu widersprechen. (Freud 1920, S. 142) Damit wäre der Gedankengang im Grunde an seinem Ziel angelangt. Aber der Wiederholungszwang beschreibt für Freud nicht nur eine Funktionsweise des psychischen Apparats. Er zeichnet sich durch eine spezifische Eigenschaft aus: seine Äußerungen offenbaren einen „triebhaften, (...) dämonischen Charakter“ (Freud 1920, S. 145). Das ist der Ausgangspunkt für die Setzung der Todestriebhypothese.

In einer epistemologisch fragwürdigen Wendung leitet Freud aus der Feststellung eines triebhaften Charakters des regressiv gerichteten Wiederholungszwangs ohne jede weitere Begründung einen *grundsätzlich regressiven Charakter alles Triebhaften* ab:

„Auf welche Art hängt aber das Triebhafte mit dem Zwang zur Wiederholung zusammen? Hier muß sich uns eine Idee aufdrängen, daß wir einem allgemeinen (...) Charakter der Triebe, vielleicht alles organischen Lebens überhaupt, auf die Spur gekommen sind. *Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes*, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben.“ (Freud 1920, S. 146, H.i.O.)

Aus dieser (willkürlich gesetzten) „konservativen“ Natur der organischen Triebe folgt für Freud: „*Das Ziel alles Lebens ist der Tod*, und zurtückgreifend: *Das Leblose war früher da als das Lebende*.“ (Freud 1920, S. 147, H.i.O.) Das Bild der „Lebenserscheinungen“ beschreibt lediglich die „Umwege zum Tode“. (Freud 1920, S. 148)

Dem Todestrieb gegenüber stehen als „Lebenstriebe“ die Sexualtriebe. Der Eros strebt danach, „das Organische zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen“ (Freud 1920, S. 151), die Keimzellen erringen „potentielle Unsterblichkeit“ (Freud 1920, S. 149). Lebens- und Todestriebe bilden einen allgegenwärtigen „Zauderrhythmus“ im Leben der Organismen. (Freud 1920, S. 150)

Welche Indizien führt Freud zur Verifizierung seiner Spekulationen an? Es sind vordringlich biologische: sie sollen den Tod als *natürliche Notwendigkeit* bestätigen. Er bezieht sich dabei vor allem auf eine Unterscheidung

zwischen (sterblichem) Soma und (unsterblichem) Keimplasma, wie sie von A. Weismann behauptet wurde.

Neben der Biologie verweist Freud auf die Philosophie Schopenhauers: ihr gelte der Tod als „*eigentliches Resultat*“ und Zweck des Lebens. (Freud 1920, S. 152 bis 157)

In den Phänomenen des Sadismus und Masochismus findet er schließlich eine dritte, kategorial psychische Verifizierung: Während der Masochismus den Todestrieb in seiner Wendung nach innen beschreibt, gibt sich der Sadismus als seine Außenwendung zu erkennen. Masochismus und Sadismus beschreiben zugleich spezifische Mischungen der beiden Triebkomponenten. (Freud 1920, S. 161f.)

Die Sexualtriebe fungieren als der große Antagonismus zu den Todestrieben, sie sind die große Ausnahme des Todesweges (Freud 1920, S. 162 bis 167). Problematisch bleibt es allerdings, den Lebenstrieben einen *regressiven* Charakter zu unterstellen. Die Frage nach ihrer Herkunft kann Freud nicht beantworten. Er rekurriert auf einen Mythos: die Vorstellung der Teilung einer Ureinheit, wie sie in Platos 'Symposion' beschrieben wird. (Freud 1920, S. 164f.)

Was bleibt, ist die Konzeption einer Trieblehre, deren Dualismus nicht mehr topisch und hermeneutisch bestimmt wird, sondern als kosmologischer Antagonismus gesetzt wird: „Die Trieblehre ist sozusagen unsere Mythologie. Die Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit.“ (Freud 1933, S. 79) Mit diesen Sätzen beschreibt Freud 1933, über ein Jahrzehnt nach „Jenseits des Lustprinzips“, in seiner (lediglich als Manuskript konzipierten) Vorlesung „Angst und Triebleben“ seine Todestriebhypothese. Die Mythologie ist nun nicht mehr die bedenkliche Begleiterscheinung einer gewagten Spekulation, sondern wird zum stolzen Zeichen einer Konstruktion jenseits einer analytischen Hermeneutik.

Freud verteidigt in dieser Vorlesung seine Trieblehre gegen die offensichtlich nicht unerhebliche Zahl ihrer Kritiker und bezeichnet seine Theorie als lediglich frevelhaft in dem Maße, als sie den „religiösen Voraussetzungen und sozialen Konventionen“ widerspräche. Aber der „Glaube an die 'Güte' der menschlichen Natur“ sei eine der „schlimmen Illusionen“. Zeige sich der Mensch „brutal, gewalttätig, grausam“, so seien dies keine nur „vorübergehende Trübungen seines Gefühlslebens“ oder eine bloße Folge von „unzweckmäßigen Gesellschaftsordnungen“. (Freud 1933, S. 85)

Paul Ricoeur vermutet hinter dieser negativen Naturphilosophie einen Grundkonflikt der Freudschen Lehre: Freud scheitert an der Vermittlung der

„Mythologie des Wunsches“ mit „der Wissenschaft des psychischen Apparats“. Der verborgene Wunsch Freuds, seine Psychologie zur Philosophie entwickeln zu wollen, setzt den „romantischen Zug seines Denkens“ frei, „den der mechanistische Szientismus seiner ersten Hypothesen nur verschleiert hatte“. (Ricoeur 1974, S. 320f.)

Die Todestriebhypothese läßt sich verstehen als gescheiterter Versuch einer szientistischen Rekonstruktion einer romantischen Figur: der Todestrieb erscheint als psychoanalytische Reformulierung von *Erhabenheit*. Claudia Gehrke hat in ihrem Vortrag bereits auf den Zusammenhang zwischen Todessehnsucht und romantischem Ich- und Liebesideal hingewiesen: der Tod als Teleologie des romantischen Subjekts, als Glücksversprechen seiner Erlösung.

Schon 1935 hat Siegfried Bernfeld kritisiert, daß Freud mit seiner Hypothese das Problem, zwischen den Handlungen des Individuums und transindividualen Zielen zu vermitteln, auf ein physikalisches Minimum reduziert: auf den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, das Entropiegesetz. Die Klassifizierung von Lebens- und Todestrieben steht bei Freud nur prototypisch für einen *physiognomisch* bestimmten Antagonismus eines kosmologischen Prinzips. Das neue, universelle Differenzkriterium läßt sich gleichermaßen auf Zellstrukturen wie Kulturphänomene anwenden (Bernfeld 1935, S. 301ff.). Einen möglichen Übergang der spekulativen Hypothesen zum wissenschaftlichen Diskurs sieht Bernfeld in einer topologischen Präzisierung der invarianten Momente der physiognomischen Form im Strukturkalkül. (Bernfeld 1935, S. 306)

Diesen Nachweis bleibt die Todestriebhypothese und der gesetzte Antagonismus von Todes- und Lebenstrieben in der Tat schuldig. Es bleibt fragwürdig, warum die entscheidende Leitdifferenz *innerpsychisch* angelegt sein soll. Die angebliche kosmologische Relevanz der Dichotomie bleibt unbewiesen und höchst spekulativ. Die seltsame Paradoxie, nach der ein Trieb, eingeführt als Ausfluß des Dynamischen, als ein Zeichen für Vitalität, gerade auf den anorganischen Zustand der Ruhe sich final beziehen soll, bleibt ungelöst. Die Indizien für die Plausibilität der Hypothese ergeben sich nicht aus einem hermeneutischen Diskurs, es sind nachgängige Legitimationen. Eine Rückbindung der Psychoanalyse an den wissenschaftlichen Diskurs scheint mir daher nur 'Jenseits des Todestriebes' zu liegen.

Welche Auswirkungen hatte Freuds Spekulation auf die folgenden Theoriebildungen der Sozial- und Verhaltenswissenschaften? Welchen Stel-

lenwert nimmt die Todestriebhypothese im Diskurs über Gewalt, Aggression und Tod ein?

Dies möchte ich abschließend in einem kurzen, kursorischen Überblick über die wichtigsten Ansätze dieses Diskurses andeuten.

3. Diskurse über Aggression und Gewalt Oder: Warum ist der Mensch so böse?

Zunächst scheint es mir sinnvoll zu klären, was unter 'Aggression' verstanden werden soll. Beschreibt der Begriff den tätlichen Angriff auf einen anderen Menschen? Ist es wichtig, ob dieser Angriff absichtsvoll oder im Affekt geschieht? Gibt es Aggressionen rein verbaler oder psychologischer Art? Ist eine Aggression grundsätzlich feindselig oder kann sie auch lediglich instrumentellen Charakter haben? Sind Rachephantasien Ausdruck von Aggressionen? Ist Notwehr aggressiv? Gibt es unpersönliche, vermittelte Formen von Aggression? Ist Aggression grundsätzlich destruktiv? Kann jeder Versuch, etwas anzupacken, anzueignen, durchzusetzen, als Aggression bezeichnet werden? Ist der Versuch, etwas auf den Begriff zu bringen oder sich ein Bild zu machen, ein aggressiver Akt?

Dieter E. Zimmer versammelte 1987 in einem fiktiven „Hearing über die Wurzeln der Aggression“ Vertreter der wesentlichen Aggressionstheorien, die bis heute miteinander konkurrieren. Er schlug für sein kleines „Dramolett“ eine Begriffsdefinition vor, die sich nicht von den Rändern, sondern vom Kern des Begriffs „Aggression“ ableitet: „Wir sind nicht sicher, was er alles umfassen kann. Aber nicht strittig unter uns ist, was er ganz bestimmt umfaßt, was sozusagen den Prototyp von Aggression darstellt. Die willentliche, körperliche oder seelische Schädigung eines Artgenossen würde jeder von uns eine Aggression nennen.“ (Zimmer 1987)

Der Diskurs über Aggression ist wesentlich geprägt von der Frage, ob sie natürliche oder kulturelle Ursachen hat, ob sie spontan oder reaktiv entsteht. Dabei kommt den Vorstellungen, worin sich die Natur des Menschen begründet, und der anthropologischen Konstruktion eines 'Unbewußten' eine prominente Bedeutung zu.

Interessanterweise gilt dieses 'Unbewußte' vielfach noch immer als Inbegriff eines 'Schattenreichs': als Ort wilder, ungezügelter und triebhafter Impulse und Leidenschaften, die das 'Bewußtsein' domestizieren, disziplinieren, 'vernünftig' kontrollieren muß. Diese Vorstellung scheint sich vordergründig

in der Alltagserfahrung zu bestätigen, etwas tun zu müssen, was man nicht will. Oder genauer: etwas tun zu wollen, was man nicht darf.

Dieser Grundkonflikt erfährt seine historische Zuspitzung in dem Augenblick, als sich das bürgerliche Subjekt als biographisches Projekt entdeckt. Das normative Leitbild des gebildeten, aufgeklärten, vernünftigen und disziplinierten Subjekts tritt ein in einen dramatischen Konflikt mit der Realität der Affekte, Leidenschaften und vitalen Bedürfnisse. Die Negation der 'anderen Seite der Vernunft' hat fatale Folgen. Das bürgerliche Subjekt wird mit der erschreckenden Erfahrung konfrontiert, daß sich jenseits (gesetzter) vernünftiger Ordnungen die Leidenschaften Bahn brechen und durchsetzen.

Anstatt diese positiv zu akzeptieren und sie in das Ideal des Subjekts zu integrieren, rekonstruiert die bürgerliche Vernunft jedoch die Leidenschaften als Inbegriff des Bösen. *Emanzipation heißt Herrschaft der Vernunft*. Und vernünftig ist der Mensch, wenn er seine Affekte im Griff hat. Die konservative Psychoanalyse hat mit ihren Theoriebildungen diese Tradition des deutschen Idealismus blind fortgeschrieben.

In einem Vergleich zwischen der deutschen und der französischen Psychoanalyse hat dazu Harald Wieser 1981 angemerkt: „Dieser Kult um die Vernunft (...) ist die deutsche aller deutschen Religionen. (...) Unbeschädigte Identität – dies (...) ist in Deutschland nur der andere Name für ein Ich, das einen doppelten Sieg errungen hat: einen Sieg über die anarchischen Ansprüche des (...) individuellen 'Es' (...) und einen Sieg über die repressiven Ansprüche des gesellschaftlichen 'Über-Ich'. (...) Zwischen der Anarchie der Bedürfnisse und der Repression der Moral soll sich die Vernunft als regierendes Zentrum einrichten: ein Ich als Freiheitsagentur und Unterdrückungsinstanz in einer Person.“ (Wieser 1981)

Vernunft und Unvernunft sind nicht gleichberechtigt: die Affekte treten nur noch als domestizierte Konstruktionen der Vernunft auf, oder aber sie 'überwältigen' das vernünftige Subjekt. Erst die Vorstellung eines 'vernünftigen' Menschen läßt 'Unvernunft' zum Problem werden. Tatsächlich liegt das Rätsel nicht darin, daß der Mensch auch leidenschaftlich, aggressiv, wild und unberechenbar sein kann, sondern in der Frage, welche Folgen die Abspaltung der Unvernunft für die scheinbar vernünftigen Ordnungen hat, wie flexibel, tolerant und elastisch sie beispielsweise Affekte und subjektive Dispositionen in den gesellschaftlichen Prozeß integrieren können.

Die Wurzeln der Vorstellung einer *negativen Natur* des Menschen reichen in die Anfänge der Aufklärung zurück. 1651 schreibt Thomas Hobbes in seinem 'Leviathan': „Wenn keine Macht sie im Zaume hält, dann ist der Natur-

zustand der Menschen ein Krieg aller gegen alle.“ Das einzige, was den Menschen davor zurückhält, ist die Furcht vor Schaden und vor Schande. (Zit. nach Zimmer 1987)

Die historische Gegenposition zu dieser Auffassung formuliert (ein Jahrhundert später) Jean-Jacques Rousseau in seiner 'Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit' (1754): Der Mensch ist *von Natur aus gut*. Er besitzt keine natürliche Begierde, anderen Böses zuzufügen. Schuld allein hat die bürgerliche Gesellschaft der Landbesitzer: „Wieviel Laster, wieviel Krieg, Mord, Elend und Greuel hätte verhüten können, wer dem ersten Landbesitzer die Pfähle ausgerissen, den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Glaubt diesem Betrüger nicht; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte euch allen, der Boden aber niemandem gehört.“ (Zit. nach Zimmer 1987)

Sigmund Freuds *Todestriebhypothese*, die den Diskurs über die Aggression in unserem Jahrhundert vorantreibt, ist heftig umstritten und wird auch bald durch andere Theoriebildungen relativiert. Besonders kritisiert wird nicht nur ihr spekulativer, sondern letztlich ihr tautologischer Charakter. Der einzige wirkliche Beweis für den Todestrieb ist die Tatsache, daß Organismen sterben: weil sie sterben, gibt es den Todestrieb; weil es den Todestrieb gibt, müssen sie sterben. Das Argument dreht sich im Kreise. (Zimmer 1987)

1939 stellt der amerikanische Psychotherapeut und Psychologe John Dollard die sogenannte 'Frustrations-Aggressions-Theorie' vor. ('Frustration and Aggression', 1939) Danach ist *jede Aggression Folge einer Frustration*. Unterschiedliche Aggressionen erklären sich aus der unterschiedlichen Verfügbarkeit alternativer Reaktionsmuster oder durch den Grad der vorangegangenen Frustration. (Zimmer 1987) Dieser Ansatz hatte für den weiteren Diskurs eine wichtige Bedeutung, auch wenn er in seiner Ausschließlichkeit nicht haltbar war. So hat beispielsweise der Sozialpsychologe Leonard Berkowitz ('Roots of Aggression', 1969) die außerordentlich vage Fassung des Begriffs 'Frustration' kritisiert. (Zimmer 1987)

Folgenreich und höchst umstritten ist eine Theorie der Aggression, die 1963 ein österreichischer Verhaltensforscher formuliert. Sein Name: Konrad Lorenz. Der Titel seiner Publikation: 'Das sogenannte Böse'. Auf der Grundlage von ethologischen Studien formuliert er seine zentrale These: Aggression ist nicht böse, sondern eine sinnvolle, biologische Funktion. Nach außen sichert sie die Behauptung des Territoriums, nach innen etabliert sie die Hierarchie der Stärke. Dabei sei allerdings das Ziel der Aggression niemals die Vernichtung eines Artgenossen. Dies verhinderten vielfältige, instinktive

Tötungshemmungen. Lorenz versteht Aggression als einen *spontanen*, system- und lebenserhaltenden Trieb. Und Triebe suchen Befriedigung. Ist ein Organismus längere Zeit nicht aggressiv, staut sich der Aggressionstrieb und die Schwelle für aggressive Handlungen sinkt. Lorenz bezieht seine These ohne Einschränkung auch auf das Wesen der menschlichen Aggression. Deren Problematik sieht er vor allem darin begründet, daß die natürlichen Hemmungen des Menschen nicht mit seiner kulturellen Entwicklung Schritt halten konnten: „Gerade die Einsicht, daß der Aggressionstrieb ein echter, primär arterhaltender Instinkt ist, läßt uns seine volle Gefährlichkeit erkennen (...). Wäre er nur eine Reaktion auf bestimmte Außenbedingungen, (...) dann wäre die Lage der Menschheit nicht ganz so gefährlich.“ (Zit. nach Zimmer 1987)

Gefährlich scheint eher diese Theorie und ihre platte Verallgemeinerung auf den Menschen zu sein. Was Lorenz als Warnung verstehen will, gibt tatsächlich gängigen Legitimationsfiguren des deutschen Faschismus recht: Der Parole vom 'Volk ohne Raum' und der Ideologie vom 'Herrenmenschen'.

Die letzte prominente Theorie der Aggression formuliert der amerikanische Psychologe Albert Bandura ('Aggression – A Social Learning Analysis', 1973). Er stellt den triebtheoretischen Modellen eine *lerntheoretische* Vorstellung der Aggression entgegen. Bandura geht davon aus, daß Aggression gesellschaftlich vermittelt wird: Aggression wird *gelernt*. Die Gesellschaft bietet nicht nur zahlreiche aggressive Modelle und Identifikationsmöglichkeiten, sondern belohnt sogar vielfach aggressives Verhalten. (Zimmer 1987)

Ein Beispiel dafür, wie *psychoanalytische Theoriebildung* und eine *kritische Gesellschaftstheorie* aufeinander bezogen werden können, findet sich bei Alexander Mitscherlich. Er widerspricht zwar der Todestriebhypothese Freuds, geht aber dennoch von der Annahme eines *primären* Aggressionstriebes aus: ohne eine solche Primärenergie könne der „große Gang der Geschichte“ kaum begriffen werden. Andererseits lege der Anpassung erzwingende „Gegendruck der kulturellen Sozialordnung“ die Annahme der Aggression als (frühe) *Reaktionsbildung* nahe (Mitscherlich 1975, S. 184f.). Deutlicher als Freud betont Mitscherlich die Triebverschränkung zwischen Libido und Aggression: die Libido hält die Aggression im Zaum, während die Aggression der Libido die Erreichung ihrer Ziele sichert. Mitscherlich löst allerdings nicht das bereits bei Freud aufzuweisende Problem der prinzipiellen Asymmetrie dieser Triebdichotomie: Die Triebe verfolgen unterschiedliche Ziele im Blick auf ihre wechselseitige Beziehung. Die Libido sucht die Mischung und den Erhalt der Integration, die Aggression hingegen die

Entmischung und ungebundene Dynamik. Die Aggression erscheint so primär und der Libido überlegen.

Die Möglichkeit einer vollständigen Triebmischung sieht Mitscherlich erst nach dem Aufbau des Ichs. Daher ist die Aggression zu Beginn der psychischen Entwicklung noch 'ungekonnt' (Mitscherlich 1975, S. 180). Die Dynamik der (primärprozeßhaften) Strebungen des kleinen Kindes wird durch die kulturelle Sozialordnung kontrolliert. Die daraus notwendig resultierende Frustration müßte „sozial- und sachbezogen“ sein (Mitscherlich 1975, S. 185), um eine Integration des Ichs zu ermöglichen. Tatsächlich werden aber „Abwehrmechanismen gegen Triebregungen schlechthin“ vermittelt, die eine wirkliche Ich-Stärke verhindern. (Mitscherlich 1975, S. 186) Mitscherlich fordert, einen „Kern primärer aggressiver Triebrichtungen und -befriedigungen“ anzuerkennen, um eine „beständige, gegen Frustration wie Versuchung widerstandsfähige Anpassung an den sozialen Kodex“ zu ermöglichen.

Besonders der „Umbau der Erfahrung“ in Bezug auf Lebenswelten, Mobilität, Technologie und Arbeit erzeugt in der Moderne mannigfaltige Konflikte. (Mitscherlich 1975, S. 186ff.) Solange die „seelische Konfektionierung“ eines „praktikablen Arbeits- und Konsumindividuums“ die gesellschaftliche Realität prägt, ist eine wirkliche Versöhnung des Individuums mit der Kultur unmöglich. (Mitscherlich 1975, S. 190f.) Die Folgen sind mangelnde Ich-Leistungen und die Unfähigkeit, Triebaufschub zu ertragen. (Mitscherlich 1975, S. 188f.) Daraus leiten sich Forderungen an die Produktions- und Lebensbedingungen einer Gesellschaft ab, die den Aggressionsbedürfnissen Rechnung tragen und Sublimierung ermöglichen soll. Stellt die Gesellschaft keine Möglichkeiten zur Verfügung, den Aggressionstrieb auszuleben, kommt es zu einer explosiven Entladung des übergroßen „Affektdrucks“ (Mitscherlich 1975, S. 182), die auch tödliche Destruktionen zur Folge haben kann: „Die Parallelität dieses unilinearen, nicht umkehrbaren Geschehens mit dem sexuellen Orgasmus ist deutlich genug. In beiden Fällen handelt es sich um triebhafte, nicht mehr willentlich bremsbare Handlungsketten, die bis zur Erschöpfung ablaufen.“ (Mitscherlich 1970, S. 121)

Eine *politisch und gesellschaftlich orientierte* Aggressionstheorie findet sich bei Herbert Marcuse. Er geht aus von dem Widerspruch zwischen den prinzipiellen Möglichkeiten einer Gesellschaft, neue Formen der Freiheit zu generieren, und dem tatsächlichen, reaktionären Gebrauch dieser Möglichkeiten. Dieser Widerspruch äußert sich in der „allgegenwärtigen Aggressionsneigung“ der Gesellschaft. (Marcuse 1972, S. 17f.) „Eine Gesellschaft ist krank, wenn ihre fundamentalen Institutionen und Beziehungen (d.h. ihre

Struktur) so geartet sind, daß sie die Nutzung der vorhandenen materiellen und intellektuellen Mittel für die optimale Entfaltung der menschlichen Existenz (Humanität) nicht gestatten. Je breiter die Kluft wird zwischen der möglichen und der tatsächlichen menschlichen Verfassung, desto größer wird das Bedürfnis nach dem, was wir 'zusätzliche Repression' genannt haben, das heißt: Triebunterdrückung, die nicht der Bewahrung und Entfaltung der Kultur dient, sondern dem sanktionierten Interesse am Fortbestand der etablierten Gesellschaft.“ (Marcuse 1972, S. 11)

Ansätze, die sich mit dem vielschichtigen Problem der Aggression in einer *alltags- und kulturtheoretischen Perspektive* auseinandersetzen, finden sich in jüngerer Zeit vor allem in der Jugend- und Frauenforschung, besonders im Zusammenhang mit rechtsextremer Gewalt und Aggression. Lediglich beispielhaft seien die Arbeiten von Birgit Rommelspacher und Christine Holzkamp erwähnt.

Während noch vielfach biologische Erklärungsmuster und anthropologische Konstanten zur Erklärung von Aggression bemüht werden, zeigt beispielsweise die *historische Kriminalitätsforschung*, wie Gewaltbereitschaft und Gewaltverständnis historisch und kulturell bestimmt sind.

Monika Mommertz konnte dies für die sogenannte Frühe Neuzeit, also die Zeitspanne zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert, überzeugend darstellen. Anhand von Gerichtsprotokollen, Buß- und Urteilsbüchern werden sogenannte 'Deliktstrukturen' deutlich, also die Art und Häufigkeit bestimmter Delikte und ihre Zuordnung zu unterschiedlichen sozialen Gruppen. Dabei scheint sich zunächst das Bild einer Gesellschaft zu bestätigen, die ihre Konflikte in direkten, affektbestimmten und gewalttätigen Formen gelöst hat: die 'Rauf- und Schlaghändel', das 'Hauen' und 'Stechen', Vergiftung und Mord erscheinen als gängige Formen frühneuzeitlicher Konfliktlösung. Hinzu kamen ständige Kriege, Fehden und Revolten. (Mommertz 1994, S. 13f.)

Bei näherer Betrachtung jedoch relativiert sich diese Sichtweise: die Ausübung von Gewalt war vielfältig in ritualisierte Umgangsformen eingebunden. Gewalttätige Handlungen folgten bestimmten Mustern. Für die Mehrzahl der Fälle, die schließlich vor einem Gericht verhandelt wurden, läßt sich zeigen, daß gewalttätige Handlungen gezielt und genau dosiert eingesetzt wurden. Die häufigste Form gewalttätiger Auseinandersetzung, die sogenannten 'Ehrenhändel', wurden durch ein kompliziertes und abgestuftes System von 'Herausforderungslogiken' strukturiert. (Mommertz 1994, S. 14) Dem frühneuzeitlichen Denken war es übrigens auch keineswegs fremd, daß eine Frau einen Mann tätlich angreift. Die soziale Konstruktion der Geschlechter-

differenz wird von den Arbeitsverhältnissen einer weitgehend agrarischen Gesellschaft bestimmt. Gewalttätigkeit und Gewaltbereitschaft werden nirgendwo mit einer biologischen Überlegenheit des Mannes oder mangelnden Kräften der Frau erklärt. (Mommertz 1994, S. 14 bis 18)

Ein solcher kulturhistorischer Ansatz könnte eine Möglichkeit beschreiben, wie sich die EKW mit dem vielschichtigen Phänomen der Aggression auseinandersetzen könnte. Ihre alltagstheoretische Perspektive und Forschung könnte einen eigenständigen Beitrag zur Debatte über Gewalt und Aggression leisten und vorschnelle Verallgemeinerungen und pauschale Aussagen relativieren. Der Diskurs über Ursprung, Funktion und Ziel von Aggression und Gewalt wäre so darauf zu verpflichten, seine Theoriebildungen an den historischen, kulturellen, schicht- und geschlechtsspezifischen Differenzierungen der empirischen Formen von Gewalt und Aggression zu orientieren.

Literatur

- Bernfeld, Siegfried (1935): Über die Einteilung der Triebe, in: Ders.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften. Bd. 2, Frankfurt/M. 1974, S. 287 bis 307.
- Freud, Sigmund (1920): Jenseits des Lustprinzips, in: Ders.: Das Ich und das Es, Frankfurt/M. 1984, S. 121 bis 169.
- Freud, Sigmund (1933): Angst und Triebleben, in: Ders.: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Frankfurt/M. 1985, S. 68 bis 91.
- Freud, Sigmund (1938): Abriß der Psychoanalyse, in: Ders.: Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt/M. 1984, S. 9 bis 61.
- Laplanche, J./Pontalis, J.-B. (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. 2 Bde., Frankfurt/M.
- Marcuse, Herbert (1972): Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft, Frankfurt/M.
- Mitscherlich, Alexander (1970): Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität. Vier Versuche, Frankfurt/M.
- Mitscherlich, Alexander (1975): Der Kampf um die Erinnerung, München.
- Mommertz, Monika (1994): Gewaltbereitschaft, Gewaltfähigkeit und Gewaltverständnis. Aspekte geschlechtsspezifischer Gewalt in der frühen Neuzeit, in: Informationsdienst AGAG (Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt). Herausgegeben vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Frankfurt/M. und dem Informations-, Fortbildungs- und Forschungsdienst Jugendgewaltprävention des Vereins für Kommunalwissenschaften, Berlin. H. 3/94, Berlin.
- Ricoeur, Paul (1974): Die Todestriebe: Spekulation und Interpretation, in: Ders.: Die Interpretation. Ein Versuch über Freud, Frankfurt/M., S. 289 bis 346.
- Wieser, Harald (1981): Vernünftig bis in den Freitod, in: Der Spiegel. H. 33 (1981), S. 140 bis 144.
- Zimmer, Dieter E. (1987): Hearing über die Wurzeln der Aggression, in: Die Zeit. Nr. 13 (20. März 1987).

Zur Produktion nationaler Identitäten

Die 1993 in Tübingen veranstaltete Erasmus-Tagung „Who is Europe?“ zeitigte Spätfolgen: Vom 25. bis 27. November 1994 war der Historiker und ehemalige Direktor des Birminger CCCS (Center for Contemporary Cultural Studies) Richard Johnson am LUI zu Gast und hielt ein Seminar zur Produktion nationaler Identitäten. Dies gab den Anlaß, einmal zu sichten, wie dieses Thema in der Tübinger EKW erscheint, Behandlung erfährt und zu fragen, inwieweit die Tübinger EKW vielleicht selbst mitbastelt an solchen kollektiven Identitätskonstrukten. Die Autorinnen und der Autor haben in ihrem Beitrag zunächst die unterschiedlichen Auseinandersetzungsformen von „national identities“ in spezifischen Wissenskulturen Birminghams und Tübingens herauspräpariert (Marion Hamm), um danach den Stellenwert des Nationalen in der Fachgeschichte zu rekonstruieren (Susanne Engel) und abschließend die Behandlung von „national identities“ in aktuellen Arbeiten der EKW zu sichten (Ralph Winkle).

1. Irritationen

Britische KulturwissenschaftlerInnen haben sich in den letzten Jahren viel mit der Produktion „nationaler Identitäten“ beschäftigt. Der Versuch, EKW-Arbeiten in diesen Kontext einzuordnen, stellte sich als ziemlich kompliziert heraus. So kam es bei der ersten Vorbereitungssitzung für das Seminar zu folgendem Dialog:

„Und du kennst dich mit nationalen Identitäten ja auch ziemlich gut aus.“

Antwort (überrascht): „Ich?“

(Der betreffende Student arbeitet über Geschichten, die Ostdeutsche über Westdeutsche erzählen und umgekehrt)

Auch für zwei Studierende, die beim Projekt „Multikulti“ mitgearbeitet hatten, war es alles andere als eindeutig, daß ihr Forschungsthema die Frage nach der Produktion „nationaler Identitäten“ berühren könnte.

Diese Widerspenstigkeit von LUI-Arbeiten gegenüber der Einordnung in das Problemfeld „nationale Identitäten“ wurde auch bei einer vorläufigen Sichtung von Magister- und Doktorarbeiten, Seminaren und Projekten deutlich. Einerseits erscheint das Forschungsfeld nur selten im Titel. Andererseits können viele Arbeiten bei näherer Betrachtung mit der Produktion, Konstruk-

tion oder Infragestellung „nationaler Identitäten“, dem Thema des Seminars, in Verbindung gebracht werden. Oft wird der Begriff des Nationalen unsichtbar, ohne deshalb ganz zu verschwinden. Bevor wir das Ergebnis unserer Sichtung vorstellen, möchten wir deshalb zunächst auf die Fragen und Irritationen eingehen, die sich bei unseren Diskussionen über das Verhältnis von EKW und „nationaler Identität“ ergaben. Zunächst diskutieren wir dieses Verhältnis als Übersetzungsproblem, um anschließend auf seine historische Entwicklung einzugehen.

Übersetzung I:

Im deutschen Kontext wird „nationale Identität“ überwiegend affirmativ gebraucht: „Nationale Identität“ ist in der Sprache konservativer Politiker und Intellektueller das, was den Deutschen, insbesondere den Linken, fehlt, und was sie nun, als Mitglieder einer geeinten Nation, wiederentdecken müßten. So wurde etwa in Baden-Württemberg das Fach Heimatkunde unter Mayer-Vorfelder als Kultusminister zur Stärkung der „nationalen Identität“ aufgewertet, und eine Veröffentlichung der rechtsextremen Kaderschmiede Studienzentrum Weikersheim erschien unter dem Titel „Nationale Identität“. Die Besitzer deutscher nationaler Identität werden als homogene Gruppe gedacht, die ihre kulturelle Eigenart gegen Träger anderer nationaler Identitäten durch strenge Abgrenzung verteidigen müssen. In diesem statischen Konzept ist für neue, „hybride“ Identitätsentwicklungen kein Platz. Der Schritt zu rassistischen Wahrnehmungsmustern und Handlungen und zur Legitimation rassistischer Politik ist nicht weit. Daß der Begriff „nationale Identitäten“ als explizite zentrale analytische Fragestellung in der EKW eher selten auftaucht, ist möglicherweise auf die kritisch-aufklärerische Tradition des Faches zurückzuführen und auf den Wunsch, sich von den beschriebenen Tendenzen deutlich abzugrenzen.

Übersetzung II:

Der Begriff „national identities“ kann aber auch als (selbst)kritische Fragestellung übersetzt werden. Dann ist er nicht nur als Instrument zur Untersuchung des hegemonialen Diskurses von der Nation brauchbar, wie er sich etwa in Denkmälern oder nationalen Festen manifestiert. Der Begriff wirft auch Fragen auf, die sich auf Umgangsweisen mit diesem Diskurs, auf Aneignungen und Umformungen auf alltagspraktischer bzw. lokaler Ebene beziehen. Wie bestärken oder brechen populäre Praktiken und subjektive Bedeutungen Vorstellungen von der Nation? Auf welche Art drücken na-

tionale Identitäten sich über Klassen-, Geschlechts- oder ethnische Identitäten aus, wie bringen diese andererseits das Bild von der einheitlichen Nation durcheinander? In dieser Weise übersetzt, lassen sich viele EKW-Themen als Arbeiten über „nationale Identitäten“ verstehen – „nationale Identitäten“ als etwas, das nicht nur durch Ideologie vermittelt ist, sondern in gewissen historischen Momenten und Konstellationen auch in die Bedeutungsproduktion im Alltag eingeht.

Diese beiden Übersetzungen konstituieren ein Spannungsfeld, in dem sich nicht nur die Forschungsgegenstände, sondern auch die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung selbst bewegen. Auch wenn „nationale Identitäten“ nur selten explizit behandelt werden, so stehen doch weder Themen noch Forschende außerhalb eines „deutschen“ politischen Diskurses von der Nation. Damit ist die EKW der Problematik ausgesetzt, sich entsprechend „Übersetzung II“ mit spezifisch deutschen Fragestellungen wie etwa dem Umgang mit dem Nationalsozialismus oder kulturellen Entwicklungen nach der Vereinigung von BRD und DDR zu beschäftigen, ohne mit dem in „Übersetzung I“ beschriebenen Verständnis von „nationaler Identität“ kompatibel zu werden. Zu diskutieren ist die Frage, unter welchen Prämissen und von welchem Standpunkt aus die EKW sich am „Diskurs der Nation“ beteiligt – welchen Stellenwert die kritische Stimme hat, und wie sie sich äußert.

2. Fachgeschichte

EKW hat nun nicht allein mit der sprachlichen Vieldeutigkeit solcher Begriffe zu arbeiten, die aus dem volkskundlichen Bereich stammen. Wir denken, daß diese Ambivalenzen zum einen mit der Geschichte des Faches zusammenhängen, daß sie zum anderen aber auch strukturell in ihm weiterwirken. Deshalb werden wir in aller Kürze zunächst auf die Fachgeschichte¹ eingehen, bevor wir versuchen, aktuelle Themenfelder zu diskutieren. Die „Erfindung“ eines deutschen Naturvolks Ende des 18. Jahrhunderts, das zentrales

¹ Vgl. Hermann Bausinger: Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde, in: Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 61 (1965), S. 177-204. Ders. (Hg.): Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970. Wolfgang Brückner: Geschichte der Volkskunde. Versuch einer Annäherung für Franzosen, in: Isaac Chiva u. Utz Jeggle (Hrsg.): Deutsche Volkskunde – Französische Ethnologie. Zwei Standortbestimmungen, Frankfurt 1987, S. 105-127. Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt 1971.

Thema der Volkskunde wurde, kann anfänglich im Kontext der französischen Besetzung wohl auch als Kampfbegriff gegen Frankreich verstanden werden. Freilich treten essentialistische Erklärungszusammenhänge später immer deutlicher hervor.

Wenn im ersten Abschnitt dieses Artikels von Irritationen über die Bedeutung des Themas „national identities“ für die EKW berichtet wurde, so gelang es uns nicht und lag auch nicht in unserer Absicht, diese vollständig aufzulösen oder eindeutige Antworten zu geben. Als Metapher für unsere Überlegungen, wie die Geschichte des Faches EKW dargestellt werden könnte, haben wir auf ein von Barbara Duden vorgeschlagenes Bild zurückgegriffen: Wir haben versucht, einige Fasern des Taus, das Vergangenheit und Gegenwart unserer Disziplin miteinander verbindet, zu entwirren.

Während des 19. Jahrhunderts hat sich die Volkskunde aus dem akademischen Fach der „deutschen Philologie“ entwickelt. Die sogenannte „philologische Deutschtumswissenschaft“ war durch eine nationalistische Konzeption strukturiert, und aus einem kulturwissenschaftlichen Blickwinkel heraus könnten ihre Inhalte als Beteiligung an der kulturellen Produktion des Deutsch-seins („Germaness“) charakterisiert werden. Ein politischer Zusammenhang entsteht dadurch, daß zur gleichen Zeit Vorstellungen von einem deutschen Nationalstaat geformt wurden. Heute verbinden sich mit den Schlüsselwörtern der Volkskunde wie Volk, Stamm, Sprache oder Kultur, Konnotationen, deren Bedeutungen aus den politischen und kulturellen Ideen des 19. Jahrhunderts entwachsen sind. An einem Beispiel kann dies verdeutlicht werden: Im Gegensatz zum Englischen oder Französischen ist der Begriff „Volk“ in der deutschen Sprache ein vagabundierender Bedeutungsträger, d.h. er ist weniger genau definiert.

Zum Begriff „Volk“:

	<i>politisch</i>	<i>soziologisch</i>	<i>staatlich</i>	<i>Stratifikation</i>
<i>deutsch</i>	Nation / Volk	Bevölkerung / Volk	bundesweit	Volk
<i>französisch</i>	nation	peuple	national	plèbe
<i>englisch</i>	nation	people	national	

Während des späten 18. Jahrhunderts erfand Herder, ein Protagonist der deutschen Geisteswissenschaften, die Begriffe „Volkslied“, „Volksseele“ und „Volkspoesie“. Sein Verständnis von Kunst und Kultur findet sich in der romantischen Sehnsucht und im gefühlvollen bürgerlichen Streben nach der „naturwüchsigen“, „echten“ Kultur des deutschen Bauertums wieder („Volkskultur“). Wiederum in einer kulturwissenschaftlichen Perspektive betrachtet, werden hier Herders essentialistische Vorstellungen eines deutschen „Naturvolks“ deutlich – es könnte sogar von einer Binnenexotisierung der bäuerlichen Schichten gesprochen werden. Diese Bestrebungen müssen als Kontrast zu der Idee der Zivilisation als einem gemeinsamen Band etwa der französischen Nation gesehen werden, die in diesem Zusammenhang als künstlich bezeichnet wurde und von der behauptet wurde, sie sei degeneriert. Ein weiteres Beispiel für die Suche nach dem idealen, tief verwurzelten deutschen „Volk“, dem Entstehungsmythos des Nationalstaats, bietet die Märchensammlung der Gebrüder Grimm.

Im Jahr 1858 versuchte Wilhelm Heinrich Riehl Volkskunde als akademische Disziplin zu etablieren. Zwar deuteten die sozialen und ökonomischen Entwicklungen jener Zeit bereits auf eine kapitalistische Klassengesellschaft hin, dennoch fokussierte Riehl seine Arbeit um das Konzept einer bäuerlichen, feudalistischen und vorkapitalistischen Gemeinschaftsidee, der „Volksgemeinschaft“. In seiner Konzeptionalisierung der populären kulturellen Artikulationen (Volkslied etc.) greift Riehl auf die Körpermetapher „Volkskörper“ zurück: Die Familie symbolisiert darin das „Herzstück“ des Volks, während der bäuerliche Stand und das ihm zugeschriebene Wertesystem das „Rückgrat“ dieses Körpers bilden. Dies alles bot ausreichend Anknüpfungspunkte für eine deutsche faschistische Ideologie.

Sofort nach 1933 wurde Volkskunde von den Nationalsozialisten an den Universitäten als akademische Disziplin ausgebaut. U.a. wurde das Volkskunde-Institut in Tübingen als einer der neuen Lehrstühle eingerichtet. Während des Nationalsozialismus war Volkskunde an der (Re-)Konstruktion und Einführung eines ganzen Bündels „uralter deutscher“ Traditionen beteiligt. In seiner Analyse der Fachgeschichte stellt Hermann Bausinger fest, daß im Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Fachbereichen, denen die NS-Ideologie mehr oder weniger von außen aufgestülpt wurde, diese in der Volkskunde bereits integraler Bestandteil war (vgl. Bausinger 1965). Sogar die Volkskundler, die die Nazi-Ideologie nicht bewußt theoretisiert oder sogar abgelehnt hatten, konnten sich in einem inneren Zusammenhang in der

Auswahl der Untersuchungsfelder oder den gesammelten Objekten nicht entziehen: Ihr Interesse galt dem „authentisch Alten“.

Während der Jahre nach 1945 konzentrierten sich die Volkskundler auf die „Andacht zum Unbedeutenden“. Absicht war es, kulturelle Artikulationen als solche zu dokumentieren, ohne in einen breiteren politischen oder gesellschaftlichen Kontext involviert zu werden. Zwar wurde die explizite Verwobenheit der Disziplin mit ihrer Ideologie aufgegeben, aber die wissenschaftlichen Themen und Objekte blieben mehr oder weniger gleich. In den späten 60er und frühen 70er Jahren brachte eine radikale Fachkritik auch den Wechsel von der Volkskunde zur EKW, eine Umbenennung, die einherging mit der Hinwendung zur Soziologie und den Bemühungen, daraus eine kritische Sozialwissenschaft zu entwickeln. Gegenwärtige, moderne Gesellschaften wurden in den Untersuchungskanon aufgenommen. Der „Abschied vom Volksleben“ bedeutete:

1. die Reflexion der identitätsstiftenden Funktion des Faches in seiner Geschichte;
2. die Rezeption der Errungenschaften anderer Sozialwissenschaften;
3. die Entwicklung eines interdisziplinären Ansatzes;
4. die Entwicklung und Anwendung spezifischer Methoden (Feldforschung, oral history etc.), die gerade eine angemessene Untersuchung unterprivilegierter Gruppen in der Gesellschaft wie Frauen, Arbeiterschichten und MigrantInnen ermöglichen sollten.

3. Inventur

Vorangegangene Ausführungen haben gezeigt, daß sich die Begriffe der Nation, des Nationalen und des Nationalismus aufgrund ihrer unterschiedlichen Semantik gegen einen unzweideutigen Gebrauch im kulturwissenschaftlichen Kontext sperren. Dies bedeutet aber nicht, daß sie aus dem Blickfeld der EKW geraten sind. Deshalb sollen im folgenden jene thematischen (Forschungs-) Felder ein- und abgegrenzt werden, in denen der Begriff des Nationalen – oft freilich mehr als implizite denn als explizite Kategorie – eine Rolle spielt. Dabei können folgende Punkte nur das fragmentarische Gerüst für eine Kategorisierung des Nationalen im Fach EKW abgeben.

1. Ein Forschungsschwerpunkt der historischen Kulturwissenschaft stellt die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus dar. Dabei spielen sowohl Selbstvergewisserung durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Fachgeschichte, der Blut- und Boden-Volkskunde, als auch die Geschichts-

schreibung des Alltags im III. Reich eine Rolle. Hier wie dort läßt sich die Frage nach der Konstruktion von nationaler Identität nicht ausklammern.²

2. Die Genese des Nationalen führt ins 18. und 19. Jahrhundert. Die symbolischen Manifestationen des Nationalen in der Dingkultur und in Festritualen (Museen, Denkmäler, Feste) ist Gegenstand historischer Kulturforschung. In engem Zusammenhang mit der historischen Rekonstruktion nationaler Identitäten stehen auch Arbeiten, die sich mit dem Phänomen des kulturellen oder kollektiven Gedächtnisses beschäftigen. Wie funktioniert Erinnerung im historischen Kontext, und wie wird im Spannungsfeld von individueller und gesellschaftlich-kollektiver Vergangenheit nationale Identität produziert? Ein Beispiel für eine Arbeit, die rekonstruiert, wie in einem Medium des kulturellen Gedächtnisses, dem Denkmal, nationale Identität erzeugt und in der rituellen Vergemeinschaftung in die Massen eingeschleust wird, ist die Dissertation von Friedemann Schmoll zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat in Württemberg.³

3. Über die Erforschung der Volkskultur im ländlichen Raum läßt sich ein Zweig der Volkskunde, aber auch der EKW definieren. Indem aber Begriffe wie Region oder regionale Identitäten in den Mittelpunkt der sozialwissenschaftlichen Betrachtung gerückt werden, werden sie nicht selten in Opposition zu überregionalen, also auch nationalen Dimensionen gesetzt: Region und Nation stehen in einem Verweisungszusammenhang. Begriffe etwa wie „Identität“ oder „Heimat“ oszillieren hier immer schon zwischen regionaler und nationaler Ebene.

4. Das Thema der nationalen Identität wird auch von einer Forschungsrichtung aufgegriffen, die die Probleme der Migration in den Blick nimmt. Die aktuelle Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft und die doppelte Staatsbürgerschaft, in die partiell auch die Kulturwissenschaften involviert sind, zielt gerade auf die Frage der nationalen Identität sowohl der ethnischen Minderheiten als auch der hegemonialen Kultur.⁴

² Im Bereich Fachgeschichte etwa Emmerich 1971. Im Bereich Alltagsgeschichte z.B. Projektgruppe Heimatkunde des Nationalsozialismus: Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde, 2. Aufl., Tübingen 1989.

³ Friedemann Schmoll: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts, Tübingen 1995.

⁴ Hierzu etwa das Multikultur Journal der Projektgruppe des LUI: „Weltstadt Frankfurt?“, Tübingen 1992.

5. Neuere Forschungen beschäftigen sich zunehmend mit der sozialen und symbolischen Konstruktion von national definierten Grenzen. Als Beispiele, in denen durch symbolische Grenzen konstruierte Fremd- und Selbstbilder in ihrem nationalen Kontext betrachtet werden, seien hier genannt: das studentische Projekt über die deutsch-französische Grenze unter der Leitung von Utz Jeggle, die bayrisch-böhmische Grenze in der Dissertation von Katharina Eisch sowie die deutsch-deutsche Grenze in den studentischen Projekten unter Leitung von Bernd Jürgen Warneken und Wolfgang Kaschuba.

Wie gesagt, bieten genannte Felder nur einen fragmentarischen Rahmen, in welchem Begriffe wie Nation, Nationalität und Nationalismus neu erörtert und definiert werden müssen. Die Vielschichtigkeit der aufgezählten Themenfelder verweist in ihrer Disparität sowohl auf die Komplexität der Auseinandersetzung mit dem Nationalen als auch auf Aktualität und Brisanz, welche das Thema in der EKW besitzt. Einerseits scheinen also die VerfasserInnen dieses Beitrags mit der Aufforderung, die Kategorie des Nationalen in das Themenspektrum der EKW mitaufzunehmen, offene Türen einzurennen. Andererseits zeigte sich bei der Kategorisierung der oben aufgeführten Themenfelder, daß bei den meisten Arbeiten deshalb eine Zuordnung schwerfällt, weil Begriffe wie Nation oder nationale Identität hier oftmals nur von impliziter oder peripherer Bedeutung sind.

GUDRUN M. KÖNIG

Wiederverzauberung der Welt: Ein Bericht

Am 12. und 13. Februar 1995 fand im Ludwig-Uhland-Institut ein bilinguales Seminar mit der Straßburger Arbeitsgruppe zum Thema „Wiederverzauberung der Welt“ statt. Die seit dem Jahr 1986 in einem regelmäßigen Austausch bestehende Verbindung mit dem „Laboratoire de la Sociologie de la Culture Européenne“ an der Universität Strasbourg – unter Federführung von Utz Jeggle und Freddy Raphael – erwies sich wieder einmal als eine erfreulich dichte, wohlthuende Veranstaltung. Die Qualität der Begegnung lag weniger in der akademischen Selbstdarstellung, als im Wunsch nach nachbarschaftlicher Verständigung.

Das Tagungsthema reihte sich ein in eine seit Beginn der 1980er Jahre entfachte und fast schon wieder verstummte Diskussion um die Wiederverzauberung der Welt. Der Soziologe Johannes Weiß⁵, der im Jahr 1986 dieses Thema mit einem Fragezeichen versah, kritisierte damit die „Wiederkehr der Romantik“, die er in den kulturkritischen Implikationen der Forderung nach einem holistischen und partizipativen Verhältnisses des Menschen zum Kosmos begründet sah. Ohne wichtige Topoi des romantischen Bewußtseins, insbesondere gegenüber neuzeitlicher Naturwissenschaft und Technik zu desavouieren, ordnete Weiß die neoromantischen Bestrebungen als Krisensymptom überkommener Sinngebung und Wertsetzung. Die Einsicht in den Widerstreit dieser Wertsphären war für Max Weber gerade Kennzeichen für das moderne, entzauberte Bewußtsein. Von grundsätzlichen Überlegungen dieser Art war in Tübingen, bis auf die Einführung, weniger zu spüren. Keineswegs ging es um eine Kritik an esoterischen, magischen Neuverzauberungen oder um die Revitalisierung romantischer Kulturideale. Vorrangig waren kleinräumige und überschaubare, der empirischen Beobachtung zugängliche Gegenstandsbereiche.

Freddy Raphael und Geneviève Herberich-Marx eröffneten mit „*Approches de la notion de Wiederverzauberung*“ die beiden interessanten und anregenden Tage, deren Ertrag noch reicher hätte sein können, wenn genügend Diskussionszeit zum Tagungsprogramm gehört hätte. Vielleicht sollte die knapp bemessene Zeit die Verständigung erleichtern, indem man ihr auswich? Raphael präparierte in der Einführung den Weberschen Entzauberungsbegriff heraus, „la vision weberienne“. Weber hat den neuzeitlichen Ablösungsprozeß geheimnisvoll magischer Mächte durch wissenschaftliche Rationalisierung und wissenschaftlich orientierte Technik, unter der Preisgabe einer größeren Kenntnis der Lebensbedingungen, mit dem Begriff der „Entzauberung der Welt“ beschrieben. Geneviève Herberich-Marx exemplifizierte diesen Grundgedanken für den Bereich des Religiösen. Unter dem Primat des Individuums fand die Religion mit der Trennung von Kirche und Staat im kulturellen Bereich ein autonomes Feld mit den beiden Polen Privati-

⁵ Johannes Weiß: Wiederverzauberung der Welt? Bemerkungen zur Wiederkehr der Romantik in der gegenwärtigen Kulturkritik, in: Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius, Johannes Weiß (Hg.): Kultur und Gesellschaft. KZSS, Sonderheft 27, Opladen 1986, S. 286-301. Weiß argumentiert gegen Morris Berman: Wiederverzauberung der Welt. Am Ende des Newton'schen Zeitalters, München 1984, den er in eine Linie mit Fritjof Capra stellt und partiell gegen Manon Maren-Grisebach: Philosophie der Grünen, München/Wien 1982.

sierung und Freiwilligkeit. Schließlich führte Freddy Raphael hin zu ethnisch-religiösen Fragen in der Moderne, zu Erneuerungen und Widersprüchen. Ab den 1960er Jahren bestätigten die Religionen ethnische Gemeinschaft und favorisierten eine Rückkehr zum Wesen der Dinge, wobei er in Auseinandersetzung mit Martin Heidegger die provozierende These aufstellte, Dinge mit Sakralität zu besetzen, sei eine der Wurzeln der Grausamkeit gegenüber Menschen.

Der nachbarschaftliche Blick über die Grenze offenbarte Gleichartiges und Divergentes, führte zu ähnlichen Themen und unterschiedlichen Methoden. In zwei Bereichen waren sechs der sieben Einzelbeiträge zu verorten: Natur und Religion. Damit fiel die Wahl auf zwei traditionell magisch besetzte Felder. Allein der eigenwillige Beitrag von Stéphane Jonas „*Expériences d'un sociologue transfrontalier face au réenchantement du monde*“ könnte mit dem Stichwort der biographischen Wissenschaftsreflexion charakterisiert werden. Seine autobiographische Erfahrung der Grenzüberschreitung markierte den Ausgangspunkt, um Konzepte der Wiederverzauberung in der Gegenwart, den Tod der Ideale, Kulturaustausch und die Funktion des Gedächtnisses zu analysieren. Stéphane Jonas gelang so der interessante Versuch, die biographisch-soziologische Analyse der Grenzüberschreitung mit Konzepten der Wiederverzauberung in der Gegenwart zu verbinden.

Gottfried Korffs Vortrag über „Kultdynamisierung und Kultdifferenzierung“ beschäftigte sich insbesondere mit „nicht stattgehabter Entzauberung“, indem er nach zwei „arbeitslosen“ Heiligen im 19. Jahrhundert fragte. Am Beispiel des Pestheiligen Rochus und des in Pestzeiten als Nothelfer angerufenen Sebastians untersuchte er die Umdeutungen des 19. Jahrhunderts – Rochus als Cholerapatron und die des 20. Jahrhunderts – Sebastian als Schutzheiliger der Homosexuellen. Korff stellte neben die Varianzen der Volksfrömmigkeit die spannende These, daß nicht „stattgehabte Entzauberung“ und Wiederverzauberung ein verschlungenes Knäuel bildeten, woraus eine Persistenz alter Verzauberung und Formen der Wiederverzauberung resultierten und es im Kult zur Ersatzverzauberung komme oder anders gesagt: einzelne Phänomene einer Wiederverzauberung seien Ausdruck der nicht stattgehabten Entzauberung. Damit kann er Rationalisierung und Folklorisierung als Folge der Säkularisation begreifen.

Hardy Kromer widmete sich den aktuellen „Kontakten zum Himmel“ mit der Analyse eines Anliegenbuches (1991) als einer Form schriftlicher Devotion und populärer Religiosität. In diesem Phänomen erkannte Kromer, daß die Andacht der Heiligen in der Gegenwart ersetzt wird durch eine narzisti-

sche Andacht des Selbst, indem persönliche Gefühle über die Devotion objektiviert würden. Ebenfalls der Gegenwart widmete sich Mohamed Chehhar mit der „L'affaire Rushdie“, dem von der Fatwa für seine „satanischen Verse“ verfolgten Schriftsteller. Auf dem Hintergrund neuerer französischer Theorienansätze insbesondere dem symbolischen Neostrukturalismus behandelte Chehhar den Text und seinen Ursprung und verortete die Affäre Rushdie in das Aufeinanderprallen zweier Logiken: einer islamischen Wiederverzauberungsfunktion und der Entzauberungslogik einer unabhängigen Literatur.

Friedemann Schmoll arbeitete in seinem Vortrag „Der Sturz ins Paradies“ – nachfolgend in diesem Heft – mit den Begriffen der Entzauberung und Wiederverzauberung der Natur. Die neuzeitliche Tradition der Wahrnehmung der kulturell geformten Natur beschrieb er im Zugriff auf Mircea Eliade als abgesenkte religiöse Erfahrung. Hier trafen sich die beiden Bereiche Natur und Religion unmittelbar. Schmoll zeichnete den Weg von der bedrohenden zur bedrohten Natur nach und beschrieb die Tradition neuzeitlicher Naturbilder als eine Geschichte von Sehnsüchten. Der Triumph des wissenschaftlich-technischen Blicks und der gleichzeitige ästhetische Erfahrungshunger evozierte die kompensatorische Rückgewinnung durch Kulturrituale. Diesen Prozeß kulturellen Wandels verband Schmoll mit der Geschichte der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde. Die Ideologisierung einer „Urnatur“, wie schon bei Wilhelm Heinrich Riehl angelegt, führte zu dem Gedanken des Naturschutzes als Objektschutz, als denkmalpflegerische Naturidee, in der einzelne naturale Formen wie Felsen oder Bäume fragmentarische Beachtung fanden. Eine säkularisierte Natur wurde punktuell sakralisiert, ohne sich auf die grundsätzliche Beziehung zwischen Mensch-Kultur-Natur zu besinnen. Diese fragmentarische Wahrnehmung der Natur in Einzelformen und Einzelobjekten prägte eine museale Haltung gegenüber der Natur, die sich für eine agrarromantische, konservative Haltung anbot und mit der Gründung der „Reichsstelle für Naturschutz“ im Jahr 1935 zur partiellen Aufwertung führte.

Anny Bloch wandte sich in ihrem beeindruckenden Beitrag „Paysage et réenchantement“ der kulturellen Konstruktion einer Grenzlandschaft zu, den nördlichen Vogesen, mit der Frage, wie Landschaft von den Bewohnern im historischen Prozeß wahrgenommen wird. Blochs historisch sehr differenzierter Zugang bewegte sich im Spannungsfeld zwischen der ernüchternden Alltagswahrnehmung der Landschaft als Stimmung und Ambiente und der kulturell vermittelten sozialen und ökonomischen Wahrnehmung von Landschaft im Sinne einer neuen, zielstrebig verwertbaren touristischen Romantik. Am Beispiel der Ruinenarchitektur ging sie auf die historischen Konstruktio-

nen des landschaftlichen Blicks ein, in denen Maler und ihre Kunst zur Domestizierung der Landschaft beitrugen. Zentral für Bloch war die Kategorie des Pittoresken. In Deutschland kennen wir eine vergleichbare Entwicklung. Auch hier wird mit der Entdeckung landschaftlicher Schönheit, diese der Kunst und ihren Produkten einverleibt mit sprachlichen Verknüpfungen wie eine Landschaft sei malerisch schön oder reizend wie ein Gemälde. Blochs Reduktion der Landschaft auf ihre „pittoreske“ Erscheinung in qualitativ unterschiedlichen Bildmedien und mit ungebrochener Kontinuität bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, klingt für deutsche Ohren jedoch leicht irritierend, da diese Kategorie hier stärker an ihren stilgeschichtlichen Gebrauch innerhalb der Historie der Gartenarchitektur gebunden ist: Der Begriff, der auf den „Essay über das Pittoreske“ aus dem Jahr 1794 von Sir Uvedale Price zurückgeht, meinte ein ästhetisches System von Kompositionsregeln in der englischen Gartenarchitektur jener Zeit; eine zunächst wertfrei eingeführte Kategorie für Qualitäten, die sich dem Schema des Schönen und Erhabenen nach Edmund Burke nicht unterordnen ließen. Im Umgang mit dem Bildmaterial – Veduten, Ansichtskarten und Landschaftsgemälde setzte Bloch die in Intention und Wirkung, in Produktion und Rezeption sehr unterschiedlichen Bildquellen ästhetisch wie kulturell gleich. Auch wenn die alltägliche Wahrnehmung hier vielleicht wenig Unterschiede macht, scheint mir dieses Vorgehen fragwürdig, weil die technisch reproduzierte Landschaftskunst etwa ihren demokratischen Sinn verliert, wenn keine Differenzen markiert und die je eigenen Traditionen mitbedacht werden.

Marie Noëlle Denis widmete sich der „Aménagement, protection, mise en valeur des paysages et du patrimoine rural“ – der Planung, dem Schutz und der Bewertung von Landschaftspflege. Auch sie warf einen einleitenden Blick auf die Geschichte des Naturbegriffs wie auf die gesellschaftliche Naturwahrnehmung als Landschaft. Erfreulicherweise ergaben sich kaum Doppelungen zu den Beiträgen von Schmoll und Bloch, sondern anregende Korrespondenzen und Verknüpfungsmöglichkeiten. Denis führte aus, wie unser Blick auf Landschaft durch moderne Fortbewegungsmittel geprägt ist, um schließlich die Frage zu beantworten, wie Landbewohner heute die sie umgebende Landschaft wahrnehmen. Sie unterschied dabei zwischen der „paysage qualité“ und der „paysage ordinaire“, differenzierte die Wahrnehmungsebenen der Ästheten, der Geographen und der Bewohner. Sie zeigte aktuelle Tendenzen der Musealisierung von Landschaft in Dorferneuerungskonzepten auf, die Dörfer mit urbanen Insignien versehen oder auch konzeptionelle Anklänge an den englischen Landschaftsgarten revitalisieren.

Abschließend seien drei Anmerkungen erlaubt: Zum ersten war die Präsenz der französischen Kolleginnen erfreulich und nicht zuletzt vielleicht einer andersartigen Hochschulpolitik verpflichtet. Zum zweiten war die weitgehende Abwesenheit einer geschlechterdifferenzierenden Herangehensweise zu beobachten. Drittens überraschte die starke thematische Hinwendung zur kulturellen Konstruktion von Natur und Landschaft. Während Formen populärer Frömmigkeit ein traditionelles Forschungsgebiet der Volkskunde ausmachen, ist das Thema „Natur“ zwar nicht neu, doch entbehrt es diese fachspezifische Tradition. Das Interesse mag der aktuellen Umweltkrise ebenso geschuldet sein, wie der Öffnung des Faches hin auf kulturelle Phänomene, die nicht mehr ausschließlich untere Schichten betreffen. Der Naturphilosoph Klaus Michael Meyer-Abich hat in seinem „Aufstand für die Natur“ auf den charakteristischen Dreisatz der bisherigen Umweltpolitik hingewiesen: (1) So gehe es nicht weiter. (2) Was statt dessen geschehen müsse, ist im wesentlichen bekannt. (3) Trotzdem geschehe es – im wesentlichen – nicht. Diese ernüchternde Diagnose weist auf die Frage, welche kulturellen Konstruktionen unser Verhältnis zur natürlichen Mitwelt bestimmten und bestimmen. Mit Recht betrachtet die EKW kulturelle Formen und Normen immer kontextabhängig und läßt eine kulturwissenschaftliche Theoriekonzeption nur für historisch beschränkte Räume und Zeiten gelten, dazu gehört aber auch, daß empirische Befunde in die Theoriekonzeption rückvermittelt werden. Die Methoden- und Interpretationsvielfalt, die in der Eigenart des Kulturellen selbst begründet liegt, scheint mir für das „Kultur-Natur-Verhältnis“ so empirielastig, daß die theoretische Rückkoppelung jedoch (noch) zu kurz kommt.

FRIEDEMANN SCHMOLL

Der Sturz ins Paradies

Skizzenhafter Abriß zur Wiederverzauberung der Natur⁶

Die Aussicht vom Ludwig-Uhland-Institut vermag aus vielerlei Gründen zu verzaubern. Von hier aus ist in der Ferne, oberhalb von Mössingen, auch eine Partie des Albtraufs auszumachen, an dem die Natur selbst etwas zu besorgen schien, das erst mit etwas Verspätung als Zauber wahrgenommen wurde. Vor einigen Jahren kam es am Rande der Schwäbischen Alb zu einem gewaltigen Bergrutsch. Auf großer Breite brach der Albtrauf ab und legte gewaltige Fels- und Geröllmassen frei. Im Laufe der Jahre nun hat sich dieses Areal zu einem außergewöhnlichen ökologischen Kleinod entwickelt, seltenste Tier- und Pflanzenarten siedelten sich an, die Geschichte der Naturentwicklung wurde auf überschaubarem Raum und innerhalb kurzer Zeit nachvollziehbar. Es schien hier plötzlich sichtbar, wie die Natur denn gedeihe, wenn sie nur einmal sich selbst und ihrer Ursprünglichkeit überlassen und verschont von menschlichem Werken bleibt. Was anfänglich als Naturkatastrophe hereinbrach (richtiger herunter-), wurde bald als Wiedergewinnung des Verlorenen, als Neuschöpfung eines Garten Eden empfunden – freilich im gebührenden schwäbischen Miniaturmaßstab. „Der Sturz ins Paradies“ jedenfalls hieß ein Film, der die Entstehung und Ausbildung dieser Naturoase dokumentiert.

Was hat diese vergleichsweise unhistorische Randnotiz nun mit der Wiederverzauberung der Welt zu tun? Es sollen in diesem Beitrag allenfalls zufällige Fundstücke und Beobachtungen aneinandergereiht werden, durch die sich die Frage stellt, ob und unter welchen Blickwinkeln Natur Forschungsfeld einer Kulturwissenschaft sein könnte. Es geht um Beobachtungen, denen das Begriffspaar der Entzauberung und der Wiederverzauberung als leitmotivische Orientierungslinie dient. Dabei soll gezeigt werden, daß solche Naturbilder und Wahrnehmungsmuster in einer langen neuzeitlichen Perspektive stehen. Perspektiven, die wurzeln in der Sehnsucht nach der Wiederherstellung eines Naturganzen, nach der Erfahrung einer verzauberten Natur, nach einer Bewegung zu Ursprüngen. Sichtbar werden sollen diese in kulturellen Verlusterfahrungen der Moderne wurzelnden Sehnsüchte in der

⁶ Der Beitrag folgt der mündlichen Fassung des Vortrags, der aus Zeitgründen nur eine schlagwortartige Erörterung erlaubte.

Chronologie deutscher Naturschutzgeschichte zwischen 1850 und 1933, wo diese Naturbilder übersetzt werden in Strategien des Schutzes und des Bewahrens von Natur. Naturschutz definiert sich dabei niemals durch die Natur selbst, durch ökologische Kriterien etwa, die wir erst seit der Erfahrung globaler Umweltzerstörungen als Maßstab akzeptieren. Naturschutz, getragen von einer bürgerlichen Vereinskultur, definiert sich stattdessen in seiner Geschichte stets durch kulturelle Wertsetzungen – wobei, ganz klar, natürlich auch ökologisches Handeln sozialen und kulturellen Bedeutungszuordnungen folgt. Dabei präsentiert Naturschutz sich als Geschichte von Remythisierungsversuchen einer entmythisierten Natur, die kontinuierlich Leitbildern von Ursprünglichkeit folgen.

Und ein zweites soll dargelegt werden: Daß diese Geschichte von Sehnsüchten nach einem Rückfall in Urnatur sehr eng zusammenhängt mit der Geschichte der Disziplin Volkskunde. Es sind nicht nur dieselben Impulsgeber, die beide verbindet, die Liebe zu Relikten etwa oder die Zuwendung zum Untergehenden. Was Naturschutz und Volkskunde darüber hinaus in einem gemeinsamen Impetus aneinanderknüpft, ist die Verwandlung der Natur zu einem Leitwert sozialer und historischer Entwicklung. Man stößt regelmäßig auf personelle Identitäten und institutionelle Verflechtungen, die auf parallele Entwicklungen von Volkskunde, Denkmalpflege und Naturschutz verweisen.

1. Natur als Fremde

Zunächst jedoch ganz kurz und deshalb nur sehr grobstrichig zu den Voraussetzungen neuzeitlicher Naturwahrnehmung. Das Verhältnis des Menschen zur Natur in traditionellen Gesellschaften war eines der Zugehörigkeit, der Partizipation und eines der Abhängigkeit. Natur war religiös-mythisch belebt oder präsentierte sich – etwa als undurchdringlicher Wald oder ebensolche Gebirgsmassive – als die Lebensmöglichkeiten des Menschen bedrohend; sie war Fremde. Natur als Landschaft zu sehen funktionierte nicht. Erst die Rationalisierungsprozesse der Neuzeit ermöglichten den Triumph rationell-instrumenteller Sichtweisen auf Natur, die in der Beziehung der Herrschaft das Verhältnis des Menschen zur Natur entzauberten. Francis Bacon postulierte in seiner „Nova Atlantis“ zu Beginn des 17. Jahrhunderts, die Natur zu entgeheimnissen und formulierte als Traum technischer Machbarkeit „die Erkenntnis der Ursachen und Bewegungen, sowie der verborgenen Kräfte in

der Natur, und die Erweiterung der menschlichen Herrschaft bis an die Grenzen des überhaupt Möglichen.“⁷

Der Triumph des wissenschaftlich-technischen Blicks auf Natur ist der historische Zeitpunkt, da auch andere Natur-Ansichten ermöglicht werden, die auf die Wiederherstellung eines verlorenen Naturganzen zielen: ein ästhetischer Erfahrungshunger nach Natur, Spaziergehen und Wandern, die Idee des Landschaftsgartens, das Ritual, die auf- und untergehende Sonne zu betrachten, ein Anblick, der die Rückgewinnung verllorener Zeitrhythmen der Natur suggeriert. Natur wird solchermaßen säkularisiert und im selben Atemzuge sakralisiert, ihre ästhetische Erfahrung bildet den Gegenpol zu einer Natur, die sich als weitgehend ausgeleuchteter Raum, in dem überprüfbare Gesetzmäßigkeiten walten, präsentiert. Unmerklich nur verändert sich die Natur selbst in den Zeiträumen, für die solche Wahrnehmungswechsel zu notieren sind. Es ist das innere „landschaftliche Auge“, das eine vormals als wild und öde empfundene Wüstenei – etwa die Alpen, das Meer oder die Heide – nun in romantische Landschaft verwandelt. Dies, die Achsenzeit um 1800, ist denn auch der Zeitpunkt, da der Impetus des Schutzes von Natur, die bewahrende und konservierende Zuwendung jenseits nur ökonomischer oder politischer Zukunftssicherung als kulturelles Handlungsmuster erst möglich und wirksam werden kann.

2. Das landschaftliche Auge

Die alte Volkskunde suchte stets nach Ursprüngen und Anfängen, hier am Anfang sollen die Anfänge der Volkskunde stehen – Wilhelm Heinrich Riehl. Riehl nennt in seinem Aufsatz über „Das landschaftliche Auge“ als Voraussetzung für eine ästhetische Erfahrung der Natur die Fähigkeit des neuzeitlichen Menschen, sich aus deren Abhängigkeiten zu befreien und er zeigt dies am Beispiel des Waldes als Gegenstand der Malerei: „Bei den landschaftlichen Episoden in mittelaltigen Bildern findet man fast nie den Wald gemalt. (...) Das damalige Geschlecht hatte doch noch ein ganz anderes Urbild von der ungefälschten und unverkümmerten Herrlichkeit des Waldes als wir, für die fast nur noch ein nach Maß und Elle abgegrenzter, vom Beil verwüsteter forstculturlicher Wald besteht. (...) ein landschaftliches Auge für denselben gewannen die Menschen erst, als sie aus dem Walde herausgekom-

⁷ Zit. nach Brigitte Wormbs: Über den Umgang mit Natur. Landschaft zwischen Illusion und Ideal, 3. Aufl., Frankfurt 1981, S. 175.

men, als sie ihm fremder geworden waren und er selber zu verschwinden begann.“⁸

Riehl charakterisiert diesen Wahrnehmungswechsel explizit mit Metaphern der Aufklärung und beschreibt für seine Gegenwart eine weithin entzauberte Welt. Riehl: „Als der Wald noch die Regel und das Feld die Ausnahme in Deutschland bildete, galten unstreitig die Rodungen, die Oasen des geklärten Landes, das Lichte, Freie für das landschaftlich Anziehende, während uns, die wir zuviel des Lichten erhalten haben, jetzt wieder die Oase des Waldesdunkels verlockender erscheint.“⁹

Es geht hier um Defiziterfahrungen von Fortschritt, um kulturelle Verluste, Erfahrungen, die mit der Rationalisierung von Naturnutzung einhergehen. Riehl aber schlußfolgert nun aus der Dominanz von Nutzungs- und Nützlichkeitskriterien im Gegenzug die Bewahrung und den Schutz ganz bestimmter Naturfragmente. Zu jenem Zeitpunkt also, da Rationalisierungsbemühungen in der Landwirtschaft greifen und anbrechende Industrialisierungsprozesse erfahr- und sichtbar werden, wird eine Urnatur oder Reliktnatur entdeckt und neu bewertet. Riehl leitet hieraus in „Land und Leute“, dem ersten Band der „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ ein „Recht auf Wildnis“ ab: „Jahrhundertlang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes eindeutig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten neben dem Recht des Ackerlandes.“¹⁰ Und: „Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem cultivierten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland gibt.“¹¹

Riehl freilich geht es keinesfalls um die Natur selbst, um deren Eigensinn und Eigengesetzlichkeit, es geht ihm zuallererst um etwas anderes. Wenn Riehl ein „Recht auf Wildnis“ einklagt, dann definiert sich dieses nicht etwa aus dieser Wildnis selbst. Urnatur, oder besser solche, die man dafür halten möchte, repräsentiert hier als ideologisierte Natur zeugnis- und denkmalhaft die Ursprünge einer nationalen Geschichte. Natur wird in der Allianz mit

⁸ Wilhelm Heinrich Riehl: Das landschaftliche Auge, in: Ders.: Culturstudien aus drei Jahrhunderten, Stuttgart 1873, S. 65.

⁹ Riehl 1873, S. 66.

¹⁰ Wilhelm Heinrich Riehl: Land und Leute (= Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, 1. Bd.), Stuttgart 1854, S. 40.

¹¹ Riehl 1854, S. 31.

derlei Geschichtsmythen zur Kontinuitätsstifterin und Legitimatorin völkisch-nationaler Gesellschaftsvorstellungen. Riehl nämlich führt weiter aus: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürfen, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes. Brauchen wir das Holz nicht mehr, um unseren äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht der grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschseins umso nötiger sein.“¹² Riehl weiter: „Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volksthumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.“¹³

3. Konservierung und Sakralisierung

Diese Naturbilder, die Allianz von Natur und Geschichte und die Ideologisierung der Natur zum Wurzelstock völkischer Gesellschaftskonzepte, erweisen sich als prägend für die Umsetzung in Strategien des Schutzes von Natur. Insbesondere im konservativen Bürgertum erhoben sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kultur- und zivilisationskritische Stimmen, die die Zerstörung der Landschaften thematisierten wie etwa die von Ernst Rudorff, der zur Integrationsfigur des deutschen Heimatschutzes erwuchs. Die zu diesem Zeitpunkt – um 1900 – einsetzenden Vereins- und Verbandsgründungen waren der organisatorische Ausdruck dieser Stimmen und signalisierten eine gewachsene gesellschaftliche Bedeutung des Naturschutzes. Einzelaspekte wurden auch schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts, verstärkt aber um die Jahrhundertwende zum Anliegen eigenständiger Verbände wie etwa dem 1899 von Lina Hähne gegründeten „Bund für Vogelschutz“. Bereits im Jahr 1890 datierte die Gründung des „Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und Tiere e.V.“. Etliche andere Vereine und Verbände, die für diesen Zeitraum einen intensiven Institutionalisierungs- und Verwissenschaftlichungsprozeß bezeugen, könnten aufgelistet werden.

¹² Riehl 1854, S. 28.

¹³ Riehl 1854, S. 32.

Neben diesen Einzelverbänden aber etablierte sich die Idee des Naturschutzes nun auch in halbstaatlichen und staatlichen Einrichtungen und zwar stets in Nachbarschaft oder im unmittelbaren Zusammenhang mit Einrichtungen der Denkmals- und Heimatpflege. Die Allianz von Natur und Geschichte bleibt also als kulturelles Leitmotiv wirksam. Der geistige Standort des Naturschutzes in unmittelbarer Nachbarschaft von einer im Geist des Historismus geprägten Denkmalpflege wird deutlich in frühen staatlichen Institutionen. Und: Diese Beziehung bleibt auch dann noch aufrechterhalten, da der Naturschutz in der Verfassung der Weimarer Republik als Staatsangelegenheit verankert wurde: „Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur genießen den Schutz und die Pflege des Staates.“ (Artikel 150 der Weimarer Verfassung).

Die retrospektive Bezugsrichtung des Naturschutzes setzte sich fort im Heimatschutz, wo der Naturschutz nur einen Aspekt in einem umfassenden Programm kultureller Erneuerungsbemühungen bildet. Dabei werden, etwa von Ernst Rudorff, Reservate als „unantastbare Heiligtümer der Natur und der Geschichte“ eingeklagt. Dennoch sollte der Naturschutz bei dem 1904 gegründeten Bund Heimatschutz explizit eingebettet werden in ein ganzheitliches Kulturprogramm konservativer Prägung, das in den verschiedensten Bereichen auf die kulturellen Beziehungen des Verhältnisses von Mensch und Natur und einen rückwärtsgewandten Erneuerungsprozeß agrarromantisch-feudalständischer Prägung zielte. Vor allem aber intendierte der Heimatschutz als Sammlungsbewegung die Integration von Spezialinteressen und kulturelloformatischen Einzelbewegungen, deren Ideen in ein umfassendes Konzept einer breiten Kulturbewegung münden sollten.

Die inhaltliche und institutionelle Nähe nicht nur zur historistischen Denkmalspflege, sondern auch zur Volkskunde wird deutlich in den Arbeitsbereichen des Heimatschutzes, die der württembergische Landeskonservator Eugen Gradmann 1910 in seiner Arbeit über „Heimatschutz und Landschaftspflege“ formuliert. Er nennt dort u.a.:

- „1. Schutz der Naturdenkmäler oder naturgeschichtlichen Denkmäler und Merkwürdigkeiten (...)
2. Schutz und Pflege der Naturschönheiten oder der landschaftlichen Natur, mit Einschluß der Kulturlandschaft
3. Denkmalpflege im weitesten Sinne, mit Einschluß der älteren Alltagsbauten, die für ein überliefertes Ortsbild bezeichnend sind.

4. Daran anschließend: Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise.

5. Altertumspflege an beweglichen Altertümern; und daran anschließend:

6. Pflege der Volkskunst als Hausgewerbe.

7. Pflege volkstümlicher Sitten und Bräuche, Trachten und Feste.“¹⁴

Als prägend für Strategien des Naturschutzes erweist sich in diesem Zeitraum – neben dem Konzept der Flächensicherung in „Naturschutzparks“ – vor allem die Idee des Naturdenkmals, die ihre wissenschaftliche Begründung und Systematisierung durch Hugo Conwentz erfährt, der 1904 eine Denkschrift über „Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung vorlegt.“ (Berlin 1904). Auch hier trifft man auf die Verschränkung von Natur und Geschichte: Einzelne sakralisierte Objekte aus einer ansonsten säkularisierten Natur vergegenwärtigen als Fragmente das verlorene Naturganze einer untergegangenen Welt. Der Begriff Naturdenkmal – bereits 1799 durch Alexander von Humboldt geprägt – macht so Reflexe auf Veränderungsprozesse in der modernen Welt sichtbar. In der Erfahrung einer fortschrittsbeseelten Zeit sollte im Naturdenkmal umgekehrt nun auch Bleibendes und jenseits des Epochenhorizontes Gültiges entgegengesetzt werden, das Herkunft und Erbe der bürgerlichen Gesellschaft zu bezeugen schien – und was mutet zeitloser und natürlicher als Natur.

Diese Praxis des Objektschutzes, also expliziter Arche-Noah- und Musealisierungsprinzipien, erfährt allerdings bereits zeitgenössische Kritik, so etwa aus dem Munde des württembergischen Landeskonservators Eugen Gradmann: „Es wird darauf hingewiesen, daß die Forderung des Naturschutzes, die aus naturkundlichem Interesse fließt, Museumsgeist atme. Allerdings genügt es nicht, wenn wir das uns teure Bild der Heimat erhalten wollen, nur die seltenen Arten zu erhalten in je einem Exemplar und wohl zu verwahren. Wir können aber auch nicht die ganze noch freie Natur als Schonung behandeln, einzäunen und jeder Nutzung entziehen. Die Dinge dem Leben zu entziehen, ist Museumspolitik, ein Verfahren, das wissenschaftlichen Interessen dienen mag, den künstlerischen Sinn aber nicht befriedigen kann.“¹⁵

Die Vorstellungen von bewahrenswerter Natur – dies wäre vielleicht so etwas wie eine Kontinuität der Naturschutzgeschichte von 1800 bis zur globalen Erfahrung ökologischer Krisen Ende des 20. Jahrhunderts – orien-

¹⁴ Eugen Gradmann: Heimatschutz und Landschaftspflege, Stuttgart 1910, S. 15f.

¹⁵ Gradmann 1910, S. 21.

tieren sich stets an jenen Landschaftsformationen, die eine gerade hinabdämmernde Vergangenheit repräsentieren, so wie auch die Volkskunde mit ihrer retrospektiven Bezugsrichtung ihre Aufmerksamkeit den Relikten widmet. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird Wildnis und Umatur als Relikt entdeckt und verklärt. Um 1900, nachdem Industrialisierung Landschaft verändert hatte, kam eine extensiv genutzte Kulturlandschaft kleinbäuerlicher Prägung hinzu, die als Paradies entdeckt wurde.

Erst die Kontrasterfahrung industrieller Nutzungstechniken ermöglicht die Aufwertung extensiv genutzter Landschaftsformationen wie Wacholderheiden oder Feucht- und Magerwiesen. Eine die Landschaft en gros musealisierende Strategie zur Erhaltung dieser eine vorangegangene Vergangenheit repräsentierenden Landschaftsformationen wird nun die Simulation der historischen Bewirtschaftungsformen durch Pflege – unabhängig ihrer historischen, sozialen und ökonomischen Basis, der diese Landschaften ihre Entstehung verdanken und mit dem Ziel, den landschaftlichen Status quo einer historisch untergegangenen Epoche aufrechterhalten.

4. Integration und Ignoranz: Naturschutz und Nationalsozialismus

Wie in der Volkskunde bedarf es auch beim Naturschutz einer grundlegenden Klärung des Verhältnisses von Naturschutz und Nationalsozialismus, insbesondere der Frage, inwieweit durch den Naturschutz beförderte Ideologeme sozialdarwinistischer, völkischer und agrarromantischer Provenienz dazu beitrugen, die Vorstellungswelt des Nationalsozialismus mit vorzubereiten und zu etablieren. Auf der anderen Seite bleibt herauszupräparieren, inwieweit Leitbilder des Naturschutzes in das eklektizistische Ideenkonglomerat des Nationalsozialismus einverleibt und für politische Ziele instrumentalisiert wurden. Führt die romantisch-konservative, zum Teil reaktionäre Zivilisationskritik der Jahrhundertwende, gebündelt in der Bewegung des Heimatschutzes, linear zur weltanschaulichen Fundamentierung nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, die agrarromantisch-restaurativen Utopien des Kaiserreichs geradewegs in den Blut- und Boden-Mythos? Oder erweisen sich ideologisierbare Sichtweisen der Naturschutzbewegung als nur einige von vielen Bestandteilen nationalsozialistischer Weltanschauung, die am Ende lediglich der ideologischen Zementierung politischer Machtentfaltung dienen sollten? Gerade hier sind exakt Vereinnahmung und Bekenntnis, Kontinuitäten und Zäsuren zu kennzeichnen.

Jedenfalls, seitens des organisierten Naturschutzes werden die Machthaber frenetisch begrüßt: „Um die deutsche Seele gesund zu halten, um sie zu heilen von dem Einfluß der heimtückischen Gifte, mit denen die Träger der liberalistischen Weltanschauung unsere Eigenart auszulöschen versuchten, braucht unser Volk (...) Reste ursprünglicher Natur, die der Sehnsucht des germanischen Gemütes nach Wald und Moor, nach Heide und Bruch Genüge leisten. Und wenn der Naturschutz sich zuvörderst in den Dienst dieser Aufgabe stellt, erfüllt er eine heilige vaterländische Pflicht und wirkt in hervorragendem Maße mit an dem großen Werke der Begründung einer neuen Volksgemeinschaft.“¹⁶

Allerdings: Die Etablierung des Naturschutzes im Nationalsozialismus erweist sich als Doppelstrategie inhaltlich-ideologischer Aufwertung von Naturschutzideen und deren faktischer Ignoranz durch Naturzerstörungen in bislang kaum gekannten Dimensionen, die sich am Ziel ökonomischer Autarkie und Aufrüstungsbemühungen orientierte. Seine ideologische Aufwertung stand kraß in Kontrast zu den Auswirkungen für Natur und Landschaft, die in der Zeit des Nationalsozialismus zu registrieren waren. Zum einen also die ideologische Aufwertung einer auch zuvor bereits völkisch modellierten Heimatutopie, zum anderen die Entfesselung industrieller und militärischer Potenzen in so kaum zuvor gekannten Modernisierungsschüben mit dem Ziel ökonomischer Autarkie. Allein 6,2% an landwirtschaftlicher Nutzfläche fielen zwischen 1933 und 1939 für militärische Zwecke, den Autobahnbau und neue Industrieansiedlungen zum Opfer. Für die Nutzungsintensivierung natürlicher und naturnaher Flächen und Räume im Rahmen der „Erzeugungsschlacht“ (Reichsbauernführer Richard Walter Darré) wurden allein 1938 als Folge von Entwässerungen, Eindeichungen und Bachbegradigungen 536 000 Hektar Land in Anspruch genommen. Über diese gravierenden Eingriffe konnte auch die wachsende Zahl der ausgewiesenen und gesicherten Naturdenkmale, Landschaftsschutz- und Naturschutzgebiete nicht hinwegtäuschen.

5. Schluß

Indes – um beim Anlaß eines deutsch-französischen Treffens zu einem etwas versöhnlicheren Schluß zu gelangen – beansprucht freilich nicht nur der hier skizzierte organisierte Naturschutz konservativer bis reaktionärer couleur das

¹⁶ Walter Schoenichen: Naturschutz im Dritten Reich, Berlin 1934, S. 3.

Monopol auf Wiedergewinnung des verlorenen Zaubers der Natur. Deshalb sei hier noch Paul Cézanne angeführt. Er nennt die Malerei als seinen persönlichen Versuch der Wiederverzauberung: „Ich will mich an die Natur verliehen, mit ihr wie sie keimen, die eigensinnigen Töne der Felsen haben, die vernünftige Hartnäckigkeit des Gebirges, die Flüssigkeit der Luft, die Wärme der Sonne. Vor uns ist ein großes Wesen von Licht und Liebe, das ungewisse Weltall, das Zögern der Dinge. Die Farben, sehen Sie, sind das sichtbare Fleisch der Ideen und Gottes, das Durchscheinen des Mysteriums ... ihr Perlmutterlächeln belebt von neuem das tote Antlitz der verschwundenen Welt.“¹⁷

Aus dem LUI

Personalien

Im vorletzten Tübinger Korrespondenzblatt wurde Sylke Schäfer als neue Bibliothekarin vorgestellt, um alsbald gen Dresden zu verschwinden. Die Stelle wird nun seit dem Wintersemester 1994/95 von Elke Bidell, gebürtige Reutlingerin und Jahrgang 1965, besetzt. Neugierigen Besuchern der Universitätsbibliothek mag ihr Gesicht schon von der Wilhelmstraße her vertraut sein, wo sie nach ihrem Studium an der Stuttgarter Hochschule für Bibliothek und Information sechs Jahre lang im Bibliographiensaal und an der Information tätig war. Die Möglichkeit, eine Bibliothek alleine zu managen, das habe sie bewogen, an die Institutsbibliothek im Haspelturm zu wechseln. Elke Bidell: „Vielseitiger geht's nicht!“ Für die Bibliothek am



¹⁷ Cézanne in Gesprächen mit J. Gasquet, zit. nach Joachim Ritter: Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft, Münster 1963, S. 22.

LUI spart sie deshalb nicht mit Vorschußlorbeeren: „Mit ihrem Umfang und der Ausstattung gehört sie ganz sicher zu den wichtigeren Bibliotheken in Tübingen.“ Vor allem zwei zu bewältigende Aufgaben macht sie für die nächste Zukunft aus: die Lösung notorischer Platzprobleme und der Anschluß der LUI-Bibliothek an die EDV-Vernetzung. Hier dürfe man den Anschluß nicht verpassen, verweist sie auf den Online-Katalog „OPAC“, in dem die UB-Bestände erfaßt sind, und an den nun bald auch die Institutsbibliotheken angeschlossen werden sollen. Elke Bidells bibliothekarische Zukunftsvision ist somit klar: Vom Schloß aus läßt sich per Computer in aller Gemütlichkeit ergründen, welcher wichtige Band denn nun in welcher Tübinger Bibliothek steht.

Personalkarussell

Die beiden unterschiedlichen Rhythmen der Erscheinungsweisen des Korrespondenzblattes und der (provisorischen) Personalbesetzungen am LUI driften immer weiter auseinander, die Hast läßt kaum noch Willkommgrüße zu und schon sind die betreffenden Personen dem LUI-Horizont wieder verschwunden. So war dies im Fall von Doris Kauffmann, die im Wintersemester 1994/95 die vakante C4-Stelle vertrat. Als an der Berliner Technischen Universität habilitierte Historikerin bereicherte sie den LUI-Lehrplan mit einer Vorlesung zum Wahnsinn in der bürgerlichen Gesellschaft sowie zwei Seminaren zu „Krankheit-Geschlecht-Gesellschaft im 19. Jahrhundert“ und den „Wilden“ in Anthropologie und Geschichtsschreibung der 'Zivilisierten'. Wie sie die zivilisierten Gelehrtenbilder der „Primitiven“ konturiert hat, ist übrigens in der letzten Ausgabe der HISTORISCHEN ZEITSCHRIFT nachzulesen. Nun hat Doris Kauffmann Friedrich Schiller dem vielleicht doch zweitrangigen Ludwig Uhland vorgezogen und wechselt für zwei Semester nach Jena, wo sie die Schiller-Professur besetzt. Im Haspelturm wird ihr Kaspar Maase folgen, den wir gebeten haben, Vorfreuden oder Erwartungen aufs LUI schwarz auf weiß zu dokumentieren.

Kaspar Maase: The legend lives?

Mit welchen Erwartungen ich an das LUI komme, möchte das Korrespondenzblatt wissen. Erwartungen an wen?, hätte ich eigentlich zurückfragen sollen. An mich selbst? Dazu gäbe es schon einiges zu sagen: aber es hier niederzulegen, hieße denn doch, der professionell verlangten Bereitschaft zum seelischen Exhibitionismus zu sehr entgegenzukommen. An das LUI (wer auch immer sich mit diesen drei Buchstaben angesprochen fühlen mag)?

Es ist zweifellos ein elegantes Mittel der Selbst-Ethnographie, wenn ein Institut Gästen oder scheidenden Mitarbeitern Kommentare abverlangt. Das hat für die Befragten oder den Befragten einen Vorteil: Er/sie verfügt über einschlägige Erfahrungen (und seien es nur die, was die Tübinger par tout oder auch par tout nicht hören möchten). Der Vorteil ist natürlich auch ein Nachteil: Wer Erfahrungen hat, gilt als entsprechend verantwortlich für das Gesagte. Ich habe noch keine Erfahrungen, zumindest keine aus der alltäglichen Zusammenarbeit; also auch keine Verantwortung für meine Erwartungen? Oder ist es eine Verantwortung mit Zeitzündereffekt: Am Schluß wird abgerechnet, was von dem schwarz auf weiß Vorgelegten denn nun realisiert wurde? Und überhaupt: Haben die Tübinger mir gesagt oder gar geschrieben, was sie von mir erwarten? Aber will ich so etwas eigentlich wissen, vorher?

Sei's drum. Man kann sich auf mancherlei Art vorstellen. Warum nicht, indem man Erwartungen formuliert, die eigentlich nur die mentalen Landkarten dessen beleuchten können, der sie äußert. Sagen wir es einmal so: Ich hoffe zu erfahren, welche Realität heute hinter der Legende „LUI/EKW“ steht. Denn eine solche verband sich für mich seit den 70ern mit den drei Buchstaben – sicher zunächst eine wissenschaftspolitische, aber im Lauf der Zeit auch immer stärker die vom Turm als Arbeits-, Kommunikations-, Umgangsform. Seither ist viel Wasser den Neckar heruntergeflossen, es gab einige Kontakte, man hat einiges mehr gelesen, auch selbst wohl ein wenig dazu-gelernt. Aber ob aus Frankfurter, Hamburger oder Bremer Perspektive: In der Ferne ragte der Haspelturm weiterhin in respektheischender Größe. Und in den Jahren, seit ich Mitglied der DGV bin, hat die dort wahrgenommene Sicht auf „die Tübinger“ den Eindruck, es handele sich um etwas im positiven (oder sollte ich sagen: progressiven?) Sinne Anderes und Besonderes, zweifelsohne vertieft. Vielleicht ist der Wunsch, die Legende möge Substanz haben, an diesen Erfahrungen noch gewachsen.

Für das Sommersemester '95 hatte ich in Bremen eine Lehrveranstaltung zur Geschichte der Volkskunde angekündigt. Was zu diesem Zeitpunkt noch ebenso festes wie vorwissenschaftliches Hintergrundwissen war – daß die Erneuerung der Kulturforschung in der Bundesrepublik im Allgemeinen mit Studentenbewegung und APO, im Fachlich-Besonderen aber in erster, zweiter und vielleicht sogar dritter Linie mit „den Tübingern“ verbunden war –, das ist im Lauf des Materialstudiums wieder neu (und nun als historisch begründetes Wissen) ins Bewußtsein getreten. Und jetzt werde ich das Thema am legendären Ort, Tür an Tür und hoffentlich auch im Gespräch mit einigen der Hauptakteure, behandeln und bin gespannt, wie die studentischen Seminarteilnehmer dieses Kapitel der (Fach-)Geschichte sehen.

Dann gab es einen weiteren, noch ganz lebhaften Eindruck, der mir vermittelte: The legend lives, die Legende ist durchaus gegenwärtig, sie lebt und wirkt in denen, die Bernd Jürgen so ein wunderbares, neiderweckendes, witziges und anrührendes, formvollendetes und Gefühle zeigendes Gesamtkunstwerk zum Geburtstag machen.

Ja, nun komme ich mit der verwegenen Erwartung, daß die Kreativität, das Engagement und die Freundlichkeit im Brechtschen Sinn, die in der Feier spürbar wurden, auch im Alltag des LUI einen Platz haben und daß es mir gelingen könnte, in den Lehrveranstaltungen und im Kontakt mit KollegInnen und Studierenden davon ein wenig aufzunehmen.

Nüchtern betrachtet, habe ich hier wohl eher Hoffnungen als Erwartungen notiert. Wirkt der Geist des Ortes so schnell?

Frauenförderpreis für das Ludwig-Uhland-Institut

Wenn schon *Los Angeles Tribune*, *L'Est Republicain*, *Adradzenne* (Minsk) und *Ardyn Erch* (Ulan Bator) es für berichtenswert befinden, dann soll es im *Tübinger Korrespondenzblatt* natürlich nicht verschwiegen werden: Daß das „Louise-Uhland-Institute“ einen Preis für vorbildliche Frauenförderung erhalten hat. Wahrscheinlich rutschte dem Autor oder der Autorin der dpa-Meldung beim Thema Frauenförderung ein weiblicher Institutsname aus der Feder. Nomen est omen.

Zum ersten Mal und baden-württembergweit einmalig wurde 1994 vom Senat der Universität Tübingen ein sogenanntes „Anreizsystem zur Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen“ geschaffen. 10 000 Mark waren der Universität und dem Universitätsbund e.V. als Geldgeber die Sache wert; von diesem Jahr an sollen sogar 20 000 Mark bereitgestellt werden. Die Zielvorgaben zur Frauenförderung hatten nach Ansicht der Jury das LUI und das Neuphilologikum (Brechtbau) am besten durchgesetzt, die den Preis je zur Hälfte erhielten. Die Anzahl der Bewerber belief sich auf zehn.

Die Freude am LUI, vor allem unter den Frauen, war groß. Endlich schien das mittlerweile eineinhalb Jahrzehnte währende Engagement anerkannt zu werden, die Belange der Frauen strukturell am Institut und inhaltlich im Fach zu verankern. Hervorgehoben wurde denn auch in der Laudatio, daß alle freigewordenen Stellen seit 1988 konsequent mit Frauen besetzt und daß die ersten Seminare zur Frauenforschung bereits Anfang der 80er Jahre angeboten wurden. Die Doktorandinnenquote ist im Vergleich zu anderen Fächern sehr hoch, und auch für Drittmittelprojekte (Frauen auf den Fildern, Frauen im öffentlichen Stadtraum, Frauen und Müll) wurden gezielt Nachwuchswissenschaftlerinnen eingesetzt. Darüber hinaus hatten und haben Studentinnen am Institut die Möglichkeit, ihre Interessen zu formulieren – das Frauenforum besteht mittlerweile seit zwölf Jahren.

Stimmt alles. Dennoch mischte sich in die Freude ein ziemlich dicker Wermutstropfen. Denn es waren die untersten und die befristeten Stellen im Wissenschaftsgebäude, die mit Frauen besetzt wurden. Bis heute hat sich noch keine Frau am LUI habilitiert. Und daß die Kategorie Geschlecht ein grundlegender Bestandteil einer jeden Forschung ist, davon kann nach wie vor keine Rede sein.

Frust schließlich machte sich breit, als bekannt wurde, aus welchen Gründen die Jury die andere Hälfte des Preises dem Neuphilologikum zugedacht hatte: Ein Kinderbetreuungsraum war eingerichtet worden, eine strukturelle Maßnahme also, was ja im Prinzip nichts Schlechtes ist. Aber: Dieser Raum gehörte bis dato der Fachschaft, und die Betreuung müssen die studierenden Mütter (oder auch Väter) selbst organisieren. Eine preiswürdige Maßnahme zur Frauenförderung? Auch der Dekan des Neuphilologikums bekam da ein schlechtes Gewissen.

Angela Baer

Aus dem Verein

Die wichtigste Neuerscheinung der vergangenen Monate ist die oben schon begrüßte Elke Bidell, Bibliothekarin und schon sehr als – bislang kommissarische – neue Geschäftsführerin tätig. Die studentische Crew bei Versand, Finanzen und Werbung besteht derzeit aus Nicole Deisenberger, Peter Hörz und Marika Sedlak. Es gibt nun übrigens feste TVV-Sprechzeiten, z.B. für den Buchkauf und für Buchbestellungen: Jeden Dienstag 16 bis 18h und jeden Donnerstag 14 bis 16h im TVV-Raum. (Telefon: 07071/295449)

Aber auch neue Bücher sind zu vermelden: Noch 1994 erschien als Band 14 der „Studien & Materialien“ die Magisterarbeit von Barbara Lang: „Unter Grund. Ethnographische Erkundungen in der Berliner U-Bahn.“ (167 S., DM 18.–, für Mitglieder 14.–) In den nächsten Wochen geht Band 15, Franziska Rollers Magisterarbeit „Hilfe als Herrschaft?“ über ein Lepiraasyl der Herrnhuter in Surinam, in den Druck.

Der Band 82 der „Untersuchungen“, „Dinge des Alltags“ von Andrea Hauser, zuletzt auch noch durch ein Computerproblem in der Druckerei verzögert, soll zusammen mit diesem Ko-Blatt versandt werden. Er zählt noch als Mitgliedsbuch für 1994. (Ladenpreis: DM 42.–) Ebenso stattlich (über 400 Seiten) und herstellungsaufwendig: die dieser Tage in die Druckerei gehende Dissertation von Klaus Schönberger „Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt“. Auch sie zählt noch als Mitgliedsbuch für 1994. Was die nächsten Dissertationen der Reihe sein werden, steht noch nicht ganz fest, da die prospektiven AutorInnen auch mit anderen, noch größeren Verlagen verhandeln.

Bernd Jürgen Warneken

Redaktion für dieses Heft:

Utz Jeggle, Gudrun M. König, Friedemann Schmoll.

Satz: Uli Eder.

Druck: Gulde-Druck Tübingen

Lehrprogramm im Sommersemester 1995

Vorlesungen

Volkskundliche Symbolforschung
Amerikanisierung

Korff
Maase

Seminare

Kulturschreiben
Fans und ihre Stars
Unterhaltung im Nationalsozialismus
Mahnmale des Holocaust
Quellen zur jüdischen Lokal- und Regionalgeschichte
Wunder
C.G. Jung als Kulturanalytiker
Fälschungen
Kulturtheorien
Wasser ist naß
Affenliebe
Talking Heads
Zeit und Geschlecht
Volkskunde im 20. Jahrhundert
Stadt als Gefahrenraum
Medienkritik
Krankheitstheorien
Weltuntergang

Alber/Frahm
Bechdolf
Bechdolf
Frübis/Schmoll
Geppert
Jeggle
Jeggle
Jeggle
Kienitz
Kienitz
Kienitz
Kreutzner
Maase
Maase
Roller
Schönberger
Silberzahn-Jandt
Warneken

Kolloquien

Magisterkolloquium
Institutskolloquium: Medienforschung und EKW
DoktorandInnenkolloquium

alle Lehrende
alle Lehrende
alle Lehrende

Projekte

Rochusverehrung in Oberschwaben (Projekt I)
Deutsche und Franzosen in Tübingen 1945-1995 (Projekt II)
Einkaufen (Projekt III)

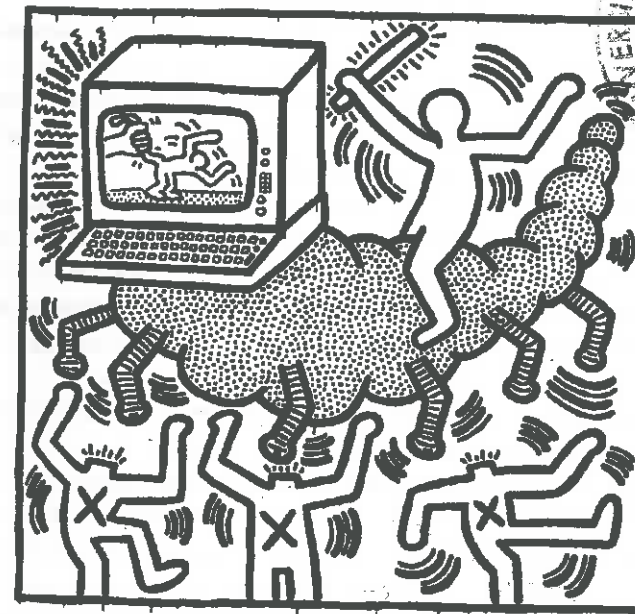
Korff
Warneken
Welz

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 46

April 1996



Medienforschung in der EKW

Lange Jahre war die Medienforschung ein besonderes Markenzeichen des Ludwig-Uhland-Instituts. Angestoßen von Hermann Bausingers „Volkskultur in der technischen Welt“ konnte sich die kulturwissenschaftliche Medien- und Wirkungsanalyse einen wichtigen Platz in der Forschung und

Lehre erobern, was sich zum einen in Forschungsprojekten, zum anderen in der für den Studienplan relevanten Schwerpunktbezeichnung „Kommunikation“ niederschlug, die es dann mit Spezialseminaren zu füllen galt.

Im Verlauf der 80er Jahre wandten sich immer mehr akademische Disziplinen den verschiedenen Medien zu – inzwischen finden sich vielerorts nicht nur unterschiedlich ausgerichtete Institute für Medienwissenschaft (in Tübingen in Gestalt eines Aufbaustudiengangs), sondern auch diverse soziologische, psychologische und neuphilologische, ethnologische und publizistisch-kommunikationswissenschaftliche Herangehensweisen. Doch die EKW scheint immer mehr zu verstummen, wenn es um „die Medien“ geht.

Das könnte zum einen daran liegen, daß der traditionelle Medienbegriff, der bis vor kurzem wenig mehr als die Analyse der klassischen Broadcast-Medien (Film, Rundfunk, Fernsehen) und ihrer Produkte umfaßte, in die Krise geraten ist. Um sich kritisch mit neuen Informations- und Kommunikationstechnologien auseinandersetzen zu können, bedarf es weiterführender Theorien, Denkansätze und Methoden. Zum anderen könnte auch ein aktueller Prozeß der Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung für das Schweigen verantwortlich sein: Ist nicht die Empirische Kulturwissenschaft im Augenblick bemüht, das volkskundliche Feld enger abzustecken, den Kanon wiederzubeleben und die Grenzzäune zu den anderen Wissenschaftsdisziplinen zu verstärken?

Dies mag einerseits aus der Perspektive der Re-/Konstruktion einer eigenen, unverwechselbaren Fachidentität, von der ja nicht zuletzt das ökonomische Überleben eines Faches abhängt, berechtigt sein. Andererseits kann sich die EKW den Einflüssen der medialen Welten nicht auf Dauer verschließen: Als Alltagswissenschaft muß sie sich den Fragen nach historischem Wandel wie auch den aktuellen, gesellschaftspolitisch relevanten Veränderungen stellen und sich mit den unterschiedlichen Problemen auseinandersetzen, die im Spannungsfeld von Kultur und Medien entstehen. In welcher Weise das zu geschehen hat – darüber gehen auch die Meinungen hier am Institut auseinander.

Um die Diskussion zur Frage, ob die EKW (auch) eine Medienwissenschaft sein kann und soll, öffentlich zu machen, sind im folgenden sechs der acht Vorträge aus dem Institutskolloquium abgedruckt, das sich im Sommersemester 1995 mit dem Thema „Medienforschung in der EKW“ beschäftigt hatte. Gleich nach Hermann Bausingers Überblick („was bisher

geschah“) folgt ein Beispiel dafür, wie sich eine Magisterarbeit in doppelter Weise den Medien nähert: Gertraud Koch hat nicht nur einen Film über die Stadt Pforzheim gedreht, sondern auch ihren eigenen Prozeß der filmischen Dokumentation und Konstruktion von Authentizität kritisch reflektiert – Produktions- und Produktanalyse in einem. Während Carsten Lenk in seiner Dissertation historische Nutzungs- und Wirkungsforschung am Beispiel der „Erscheinung des Rundfunks“ betrieben hat, widmet sich Ute Bechdolf in ihrer Doktorarbeit der aktuellen Rezeption von Musikvideos und fragt dabei nach der Konstruktion von Geschlecht im und beim Musikfernsehen. Einen Einstieg in die neuen, computermedierten Informations- und Kommunikationstechnologien ermöglichen Anke Bahl und Stefan Beck, indem sie zum einen nach den Handlungsbedingungen bei der Nutzung und zum anderen nach den Möglichkeiten der empirischen Forschung am und im Internet fragen. Der Soziologe Manfred Faßler setzt sich abschließend mit eher theoretischen Fragen der Nähe und Ferne im Netz auseinander.

Zeit- und Platzprobleme sind für die hier leider fehlende skeptisch-kritische Stimme von Gottfried Korff verantwortlich. Dieser hatte im einführenden Vortrag „Medien – Museum. Oder: warum die EKW keine Medienwissenschaft sein kann“ seinem Unbehagen gegenüber der Forderung nach einer zunehmenden Medialisierung der EKW Ausdruck verliehen und sich anschließend mit der zentralen Bedeutung des Mediums Museum für unser Fach auseinandergesetzt. Wenn die kulturwissenschaftliche Medienforschung für ihn auch nicht den Kern des fachlichen Selbstverständnisses bildet, so bezeichnet er sie doch als einen der Aufgabenbereiche der EKW.

Dies illustrierte eindrucksvoll Bernd Jürgen Warnekens Vortrag „Das Lehrstück 8. November 1992: Über Fallstricke der 'Medienrealität' im allgemeinen und 'symbolischer Politik' im besonderen“, in dem er anhand zahlreicher Beispiele die Umwandlung von Realität (der Eierwürfe auf Weizsäcker bei der großen Berliner Demonstration gegen Ausländerhaß) in Medienrealität untersuchte. Auch dieser Vortrag konnte nicht abgedruckt werden – die im Kolloquium gezeigten Fernsehausschnitte hätten für eine schriftliche Fassung ausführlich beschrieben und interpretiert werden müssen, was eine lange und dennoch wenig anschauliche Darstellung bedeutet hätte. Die Wiedergabe der informativen Präsentation des Zentrums für Kunst- und Medientechnologie (ZKM) in Karlsruhe durch Hans-

Peter Schwarz, der uns auf virtuelle Spaziergänge durch das im Bau befindliche Medienmuseum mitnahm, hätte ebenfalls eines ganz anderen Mediums bedurft.

Keineswegs virtuell, sondern leibhaftig anwesend sind zahlreiche LUI-Studierende bei den jährlich stattfindenden Treffen der europäischen Partnerinstitute des ERASMUS-Netzwerks "Media and Cultural Studies": Sabine Hess und Ralph Winkle haben (zusammen mit acht weiteren TeilnehmerInnen) die letztjährige Tagung zum Thema "Gender" in Paris besucht und in einem kurzen Bericht kritisch begutachtet. Innerhalb des Netzwerks können jährlich bis zu acht StudentInnen ein oder zwei Semester an den Partnerinstituten verbringen, was inzwischen zu einem spürbaren Zuwachs an medienanalyse- und produktionserfahrenen Studierenden am LUI geführt hat. So konnten auch an zwei Abenden nach dem Instituts-kolloquium die Ergebnisse eines Videoproduktionsseminars betrachtet werden, das im Semester zuvor von der Medienproduzentin Astrid Beyer durchgeführt worden war. Dabei ist auch ein kurzer LUI-Werbefilm entstanden, in dem das Institut, ganz im Sinne des Genres, von seinen besten Seiten gezeigt wird – einzusehen im Videoarchiv.

Ute Bechdorf

INHALT:

HERMANN BAUSINGER: Medienforschung am Ludwig-Uhland-Institut. Ein Rückblick	6
GERTRAUD KOCH: Dokumentarfilm als Quelle und Ergebnis von kultur- wissenschaftlicher Medienarbeit	11
CARSTEN LENK: Die Erscheinung des Rundfunks – ein Forschungsbericht	22
UTE BECHDOLF: Musikvideorezeptionen. Überlegungen zu einer femini- stischen Medien/Geschlechterforschung am Beispiel Madonna	33
ANKE BAHL, STEFAN BECK: Technogene Nähe	43
MANFRED FAßLER: Rätselhafte Abstände oder: Transkulturelle Netzwerke	58
SABINE HESS, RALPH WINKLE: Stille Tage in Nanterre. ERASMUS- Medien-Kongreß-Kritik	76
Aus dem LUI	79
Aus dem Verein	80
Lehrprogramm im Wintersemester 1995/96	81
Lehrprogramm im Sommersemester 1996	83

Bildnachweis: Ohne Titel, 1983. Aus: Keith Haring; German Celant. München 1992.

Redaktion: Ute Bechdorf, Stefan Beck, Gisela Welz
Satz und Layout: Steffen Rempel, Uli Eder
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Medienforschung am Ludwig-Uhland-Institut

Ein Rückblick

1. Diesseits der Medien
 - Die Konstruktion einer 'unmittelbaren' Kultur
 - Kulturkritische Melancholie
 - Literarische Elemente in der Volkskultur
2. Volkskultur und Massenkultur
 - Mediale Elemente in nichtsprachlichen Feldern
 - Die historische Dimension
 - Die Äquivalenz-Falle
 - Kritik der Kulturindustrie
3. Massenmedien als Objekt
 - Gattungs- und Typenanalyse
 - Produktionsbedingungen, Markt
 - Rezeption: Alltäglicher Umgang
 - Ansatz Region
4. Wirklichkeit durch Medien
 - Einfluß von Medieninhalten
 - Medienwirklichkeit, Medienleben
 - Verdrängung des wirklich Wirklichen?
5. Resümee: EKW als Medienwissenschaft?

Der Überblick über die Medienforschung des LUI folgte der hier wiedergegebenen Gliederung. Im folgenden sollen die einzelnen Positionen lediglich knapp erläutert und einige Richtungshinweise gegeben werden; ohne pointierende Verkürzungen geht es dabei nicht ab.

Man kann die These wagen, daß Volkskunde begründet wurde als Wissenschaft von der Kultur, die diesseits der Medien angesiedelt ist. Herder spottete über die „Büchernarren“ und forderte dazu auf, 'Volks poesie' direkt bei Eseltreibern, Fischern und Jägern zu sammeln. Die Brüder Grimm, Ludwig Uhland und die vielen

kleineren Nachfolger hielten fest an der Fiktion, daß es sich bei der Volkspoesie um spontan, unmittelbar, aus dem Gefühl entstandene und vor allem mündlich tradierte Dichtung handle. Dies war umso merkwürdiger, als all diese Wissenschaftler fast ausschließlich aus schriftlichen Quellen schöpften; die Fiktion wurde aufrechterhalten, indem für alle literarischen Zeugnisse eine Unterströmung mündlicher Volkstradition unterstellt wurde.

In der Zeit meines Studiums war diese Annahme noch weitgehend intakt. In den Märchen-Seminaren operierte man zwar fast ausschließlich mit den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm; aber sie wurden als Sammlung aus dem Volk, kaum als Dichtung betrachtet. In der DDR-Volkskunde wurde das ausschließlich mündliche Tradieren als Kriterium für die Zuständigkeit des Fachs betrachtet; und auch andernorts tauchte diese Vorstellung immer wieder auf.

Die Annahme einer höchst lebendigen oralen Tradition trug mit dazu bei, daß sich gegenüber der Gegenwart eine melancholische Haltung durchsetzte: Es wird nicht mehr erzählt, es wird nicht mehr gesungen, es gibt keine Volkskunst mehr etc. Konsequenz und Begleiterscheinung dieser Haltung war die Konzentration auf Reliktforschung. Flüchtlinge und Heimatvertriebene waren nicht zuletzt deshalb interessant für die Volkskunde, weil bei ihnen die letzten Exponenten einer vermeintlich unmittelbaren, stets von Mund zu Ohr weitergegebenen Kultur gefunden werden konnten.

Aber selbst Erzähler mit bewunderswertem Gedächtnis und einem erstaunlichen Schatz von Geschichten hatten diese teilweise aus Büchern bzw. billigen Drucken entnommen. Anton Krukenfelner aus der Gegend von Budapest, bei dem ich 1955 Tonbandaufnahmen machte, hat dies zum Beispiel ausdrücklich bekannt.

Volkskunde war damals noch eng der Germanistik zugeordnet. Die Sachkultur blieb weithin den Museen überlassen; im Mittelpunkt der Universitätsvolkskunde standen sprachliche Überlieferungen. In diesem Umkreis erfolgte auch der erste kräftige Ausgriff auf Medien – nämlich auf die Literatur. Mündlich erzählte Märchen waren nicht selten abhängig von der Grimmschen Sammlung, die ihrerseits indirekt auf literarische Zeugnisse zurückging. Sagen stammten oft aus den unsäglich romantisierenden Lokalsammlungen, Lieder wurden seit dem Mittelalter auch in der Form gedruckter Sammlungen überliefert, Sprichwörter stammten aus Büchern usw.

Nachdem der Blick auf diese Zusammenhänge geöffnet war, erschien es auch möglich, die modernen, sehr viel stärker literarisch/medial beeinflussten Formen einzubeziehen. „Volkslied-Schlager-Evergreen“ hieß eine der frühen Untersuchungen. Vor allem wurden populäre Lesestoffe einbezogen. Unter den ersten dreißig Bänden der Publikationsreihe des Instituts sind ein rundes Dutzend, die sich mit Trivialliteratur, Unterhaltungsliteratur verschiedenen Zuschnitts befassen (Liebesromane, Western, Kriegsromanhefte, Science Fiction). Dem Film wurde dagegen interessanterweise keine einzige Untersuchung gewidmet.

Die Entdeckung des intensiven (Pendel-)Verkehrs zwischen literarischer und mündlicher Tradition bedeutete übrigens auch einen Abschied von ethnologischen Orientierungen. Vorher hatten diese – vor allem in der Form einer pauschalierenden Primitiven-Theorie, der Annahme eines „prälogisch-assoziativen“ Menschen – sehr viel stärker auf die Volkskunde eingewirkt. Das komplexe Zusammenspiel zwischen Hochkultur und Volkskultur, Schriftkultur und mündlicher Kultur (das freilich wenig bemerkt auch schon in weite Gefilde der Ethnologen vorgedrungen war) führte eher in sozialgeschichtliche und kultursoziologische Zusammenhänge. Dies galt nicht nur für den literarischen Bereich. In den 70er Jahren wurden die verschiedensten Gegenstände und Felder in diese Perspektive gerückt: der Dialekt, die Wohnkultur, die Hexenvorstellung, die Jeans-Mode, das Kranksein. Überwiegend handelte es sich um Gegenwartsuntersuchungen; aber der 'hochkulturelle' Einfluß wurde nun auch an historischen Beispielen genauer untersucht, für die Zeit der Aufklärung etwa in der Form der unterhaltsamen Bauerngeschichten oder des Mildheimischen Liederbuchs.

Die Einebnung oder doch Relativierung der alten Grenze medial/unmittelbar verführte teilweise zu einer falschen Gleichsetzung, zu einer naiven Konstatierung von „Funktionsäquivalenten“: der Sylvia-Roman – das Märchen von heute, der Schlager in der Rolle des Volkslieds, der Serienkitsch der Kaufhäuser als Volkskunst usw. Für Tübingen darf in Anspruch genommen werden, daß eine entschiedene Ausrichtung an der Frankfurter Schule, der Kritischen Theorie, solche Kurzschlüsse verhinderte oder doch einschränkte.

Im Lichte der Kritischen Theorie traten auch die Massenmedien im engeren Sinn, vor allem das Fernsehen, ins Beobachtungsfeld des Faches. Die „Massenmedien“ galten als besonders eklatante Erscheinung der „Massenkultur“; ihre Ausstrahlungen wurden in erster Linie als Vehikel einer schier unbegrenzten Manipulationsideologie analysiert. Bezeichnenderweise war das Presseorgan, das in solche Untersuchungen am häufigsten einbezogen wurde, die Bild-Zeitung; bezeichnend auch, daß eine der frühesten Fernseharbeiten des Instituts dem Werbefernsehen gewidmet war. Vereinzelt wurde die Totalitätsannahme und die Ausschließlichkeit von Manipulation auch in Frage gestellt; in einem Aufsatz über die „Heile Familienwelt“ der Fernsehserien wurde auf die nicht nur negativ zu fassenden Alltagsträume des Publikums hingewiesen.

Diese frühen und sicher nicht allzu differenzierten Fernsehanalysen erschienen in der Zeitschrift „Der Bürger im Staat“, ein Zeichen dafür, daß sie nicht nur für die Volkskunde (die sich damals gerade zur Empirischen Kulturwissenschaft mauserte) Neuheitswert hatten. Sieht man von kritischen Äußerungen Adornos und aus dem weiteren Umkreis der Frankfurter Schule, sieht man auch von den einsamen Pionierleistungen Gerhard Maletzkes ab, so gab es damals in Deutschland noch keine Fernsehforschung. Sie wurde (ich hoffe, daß ich damit den Mund nicht zu voll nehme) in Tübingen mit angestoßen, und die damals angetippten Produktanalysen fanden

immer wieder eine Fortsetzung – bis hin zur Analyse des Heimatfilms und anderer Filmgattungen, der Untersuchung von Musikvideos und anderen von Ute Bechdorf angestoßenen Arbeiten.

Die Produktionsverhältnisse und Marktbedingungen wurden dabei nicht aus dem Auge gelassen. Am Beispiel der „Abendschau“ wurde das Zusammenspiel und gewissermaßen die 'Abschaukelung' von Unterhaltung und Information im Fernsehen untersucht. Eine Studie über „Fernsehmacher“ warf einen Blick hinter die Kulissen. Der Schlagermarkt wurde untersucht, die Produktion von Bestsellern auf dem Buchmarkt, übergreifend, bezogen auf die verschiedensten Genres, der „Medienmarkt für Kinder“.

Der Einblick in die Kindermedien war das Ergebnis eines längerfristigen DFG-Projekts (mit Hans-Dieter Kübler, Jan-Uwe Rogge und Klaus Jensen). Im Rahmen solcher Projekte wurde der Blick auf aktive Formen der Rezeption gelenkt; die Perspektive der Uses and gratifications-Theorie wurde, wie das in der EKW nicht selten geschieht, gewissermaßen im Hausmacherstil erarbeitet. Aber darüber hinaus wurde ein – vielleicht – EKWspezifischer Zugang entwickelt. Der alltägliche Umgang mit dem Fernsehen und anderen Medien erschöpft sich ja nicht darin, daß man bestimmte Produkte über sich ergehen läßt oder sich damit auseinandersetzt. Schon das Ein- und Ausschalten bezieht sich vielfach nicht auf jene Produkte, sondern steht in anderen Zusammenhängen, interferiert mit der direkten Kommunikation. In einem DFG-Folgeprojekt konnten Jensen und Rogge zeigen, daß es eine Typik im Umgang mit den Medien, daß es relativ einheitliche familiäre Strategien für die Nutzung oder Nichtnutzung des Fernsehens gibt. Die Veränderung des Alltags durch neue Medien ist ein wichtiges Forschungsfeld. Die Konkurrenz zwischen direkter und indirekter Kommunikation wurde erstmals – freilich nur verhältnismäßig vage – beim Weingartener Volkskunde-Kongreß 1976 angesprochen; später wurden ihr verschiedene Arbeiten gewidmet bis hin zur Untersuchung der Auswirkungen von Computerisierung auf die direkte Kommunikation im Büro (Arbeitsgruppe Bernd Jürgen Warneken). Die Ausbalancierung medialer Impulse mit vorgängigen nichtmedialen Kommunikationsstrukturen kann durchaus auch als kulturpolitische Aufgabe verstanden werden; in diesem Sinne hat das Institut auch an Gutachten für Rundfunkanstalten mitgewirkt.

Der konstruktivistische Trend in der neueren Kulturtheorie findet verständlicherweise im Bereich der Medien ein dankbares Demonstrations- und (etwas seltener) Untersuchungsfeld. Zweifellos hat sich der Einfluß der Medien verstärkt. Dies geschieht ganz vordergründig über Inhalte; es ist keine Ausnahme mehr, wenn in einem kleinen Dorf beim Vereinsfest eine der beliebten Showsendungen kopiert wird („Herzblatt“ in Wachendorf ...). Aber auch jenseits solcher Kopien gibt es kontinuierliche Einflußnahmen. Es gibt kaum mehr ein Sportfest, auf dem nicht während der Wettkämpfe ein Möchtegern-Moderator erzählt, was die Bestzeiten der Läufer sind und wie der Kreisrekord steht. Bräuche werden nicht nur fürs (regionale)

Fernsehen arrangiert, sondern auch von dessen Sendungen beeinflusst. Die Fastnacht beispielsweise ist in vielen Orten mehr und mehr 'fernsehgerecht' geworden.

Diese inhaltlich faßbaren, partiellen Beeinflussungen gehören aber heute schon einer Medienvorzeit an. Das Leben mit den und durch die Medien hat, so scheint es, eine andere Qualität angenommen. Schon für Kinder sind Computerspiele wohl nicht einfach eine Spielmöglichkeit unter anderen, sondern Hilfsmittel bei der Initiation in andere, früher nicht bekannte Wirklichkeiten. Video-Rock fungiert als Tapete; Bewegung wird nicht mehr nur, vielleicht nicht einmal mehr in erster Linie physisch erfahren, sondern über die Dynamik der Medien – und so fort.

Das Schreckbild, das in diesem Zusammenhang an die Wand gemalt wird, ist die Verdrängung des wirklich Wirklichen. Vor kurzem alarmierte die Wohlmeinenden eine Pressemeldung, nach der ein sehr hoher Prozentsatz von Kindern die Aufforderung, eine Kuh zu malen, mit dem Bild von lila Kühen beantwortete – Suchards Alpenvollmilch läßt grüßen. Bei der Interpretation dieses „Wirklichkeitsverlusts“ gerieten viele Journalisten in fast apokalyptische Dimensionen. Dabei hätte ihnen zu denken geben müssen, daß es unter den Dorfkindern mehr Anhänger der lila Kühe gab als unter den Stadtkindern; nicht jedes Spiel mit Medieninhalten ist schon ein pathologischer Wirklichkeitsverlust. Die konstruktivistische Sicht impliziert ja doch, daß es unvermittelte Wirklichkeit nicht gibt, daß der Mensch seit eh und je in einer medialen Kultur lebt. Damit soll die moderne Vervielfachung medialer Impulse nicht heruntergespielt werden. Virtuelle Realitäten sind etwas anderes als die wenig aggressiven Bilderbuchwelten von einst; der Zapp-Stil beeinflusst den ganzen Kulturbetrieb und die Modi der Rezeption; vermehrter Medienkonsum kann entsozialisierend wirken – und so weiter.

Diese Bemerkungen überschreiten den bloßen Forschungsbericht. Sie gehören aber insofern hierher, als sie deutlich machen, daß die Medienproblematik das Bild der Kultur entschieden mitbestimmt und daß sich die Bedeutung dieser Problematik im Zeichen beschleunigter technischer Entwicklungen und postmoderner Entgrenzungen drastisch gesteigert hat. Schon deshalb gehört die Reflexion über Medien in den Horizont einer empirischen Kulturwissenschaft.

Die Frage, ob EKW als Medienwissenschaft verstanden werden soll, möchte ich in vier knappen Thesen beantworten:

1. EKW muß *auch* Medienwissenschaft sein; die Ausgrenzung des Medialen aus dem Fach funktioniert nicht.
2. Die Existenz einer Medienwissenschaft als Spezialdisziplin ändert daran wenig. Auf allen Gebieten der Kulturwissenschaft – ob wir nun über Wallfahrt, über Bilder, über das Erzählen, über das Kranksein reden – gibt es andere Bezugswissenschaften, deren Instrumentarium nicht voll angeeignet und deren Ausdifferenzierung nicht erreicht werden kann.

3. Der Erfahrungshintergrund der Empirischen Kulturwissenschaft und ihr Erkenntnisinteresse können ihr die Möglichkeit geben, einiges besser zu machen als die spezialisierte Medienwissenschaft. Es gibt Akzente und Themen, die anderswo eine sehr viel geringere Rolle spielen: das Regionale, die Schicht- und Geschlechtsspezifika, der umfassende Anspruch von Lebensstilen (die sich ja wahrhaftig nicht nur in der Mediennutzung äußern), das „Unbedeutende“, der Alltag.
4. Vor allem ist zu hoffen, daß die EKW in diesem Bereich mitunter eine Pilotfunktion wahrnimmt – so, wie dies im Blick auf die Trivilliteratur, die Dialektsoziologie, den Fernsehalltag etc. der Fall war. Daß solche Bereiche dann alsbald von anderen Fächern 'besetzt' werden (und daß diese mitunter den Entdeckerruhm an ihre Fahnen heften), sollte nicht tragisch genommen werden. Schon deshalb nicht, weil es einsame Entdeckungen in der Wissenschaft nicht gibt und weil den anderen ja tatsächlich auch einiges eingefallen ist ...

GERTRAUD KOCH

Dokumentarfilm als Quelle und Ergebnis von kulturwissenschaftlicher Medienarbeit

Ist das filmische Genre des Dokumentarfilms für den kulturwissenschaftlichen Forschungsprozeß nutzbar? Kann Dokumentarfilm auch eigenständiges Ergebnis von kulturwissenschaftlicher Forschung sein? Mit dieser Frage setze ich mich im folgenden anhand eines Projektes auseinander, das ich 1989-90 in Pforzheim durchgeführt habe und aus dem meine Magisterarbeit (Koch 1991) und der Dokumentarfilm STADT-ANSICHTEN hervorgegangen sind.

Die Stadt Pforzheim hat etwas über 100 000 Einwohner und liegt zwischen Stuttgart und Karlsruhe. Das Stadtbild ist geprägt von der Vielzahl der Nachkriegsbauten. Sie weisen auf die starke Zerstörung von Pforzheim im Zweiten Weltkrieg hin – ein Ereignis, das Pforzheim zutiefst geprägt hat. Heute muß sich Pforzheim vor allem mit einem sehr starken Verkehrsaufkommen, Platzmangel für Gewerbeflächen und einem überdurchschnittlich hohen Anteil von Republikanern im Gemeinderat auseinandersetzen. Über diese Stadt existiert die erstaunliche Zahl von mehr als 80 Filmen. Dabei handelt es sich in der Mehrzahl um Dokumentationsfilme über Pforzheim, die seit 1945 zum großen Teil im Auftrag der Stadt erstellt worden

sind, um den Prozeß des Wiederaufbaus festzuhalten. Diese Dokumentar- bzw. Dokumentationsfilme sind in Pforzheim weitgehend unbekannt geblieben. Um das umfangreiche Filmmaterial schließlich doch aus seinem Domröschenschlaf zu wecken, erhielt ich vom Kulturamt Pforzheim den Auftrag, aus dem umfangreichen Material einen Kompilationsfilm zu erstellen. Inhaltliche Vorgaben wurden nicht gemacht.

Dokumentarfilm als Quelle und lokale Identität in Pforzheim

Bei meiner ersten und vielen weiteren Begegnung mit Pforzheim habe ich mich gefragt: Was läßt Pforzheim den Menschen, die dort leben, heimatlich werden? Worüber identifizieren sie sich mit dieser Stadt? Lokale Identität diene bei der Annäherung an die Stadt als analytisches Konstrukt, mit dessen Hilfe die Spezifik des jeweiligen Lebensraums und der Beziehung der Menschen zu diesem Raum erfaßt werden kann. Identität ist nicht im abstrakten Raum zu realisieren, sondern „bedarf der erreichbaren und einverständlichen Umgebung, auf die Verlaß ist, sie braucht Haltepunkte, Fixpunkte – dies auch ganz vordergründig im räumlichen Sinne“ (Bausinger 1980, 22). Damit ein Ort Halte- und Identifikationspunkte bietet, die Bedürfnisse befriedigen können, die der Mensch an den Raum hat, um ihn schließlich als heimatlich zu empfinden, müssen mehrere Faktoren zusammenwirken. Ina-Maria Greverus, die das Konzept der lokalen Identität theoretisch im Raumorientierungsmodell konkretisiert hat, beschreibt Heimat als ein ökologisches Mikrosystem, „das zu einem dynamischen Gleichgewicht strebt, d.h. immer wieder versucht, über die von innen und außen kommenden Gleichgewichtsstörungen des soziokulturellen Wandels zu einer neuen konfigurativen Stabilität zu kommen. Konfiguration aber meint, daß alle Elemente dieses Lebensraums Heimat gestaltend miteinander, zusammen wirken“. (Greverus 1982, 12) Heimat und Identität sind nicht konstant, kein endgültiger Zustand, sondern ein Prozeß, in dem viele Elemente eine Rolle spielen. Deswegen kann eine wissenschaftliche Untersuchung der lokalen Identität in Pforzheim kein abschließendes, festes Bild liefern, sondern muß den prozeßhaften Charakter, die Dynamik des soziokulturellen Wandels berücksichtigen. Es müssen die Elemente, die das ökologische Mikrosystem Heimat gestalten oder auch stören, ebenso wie ihr Zusammenwirken und ihre Konfiguration herausgearbeitet werden. Mit dieser Frage nach der lokalen Identität bin ich an die Sichtung des historischen Filmmaterials im Stadtarchiv gegangen und konnte dabei Aussagen zu zwei Aspekten der lokalen Identität gewinnen. Zum einen ergab eine Inhaltsanalyse der Filme zunächst Hinweise darauf, welche Themen und Ereignisse für die PforzheimerInnen von Bedeutung sind.

Ganz oben in der Liste ist die Zerstörung Pforzheims im Zweiten Weltkrieg zu nennen, die tiefe Spuren in der Stadt und den Menschen hinterlassen hat. Die Be-

deutung, die dieses Ereignis für die Stadt gehabt hat, wird nicht zuletzt durch die Existenz und Rezeption des in den Siebziger Jahren entstandenen Kompilationsfilms „Die Zerstörung von Pforzheim am 23. Februar 1945“ hervorgehoben, für den mit einigem Aufwand sogar professionelles Filmmaterial einer Filmgesellschaft beschafft wurde. Gezwungenermaßen war die Zerstörung der Anfangspunkt für vieles, auch für die Entstehung der jährlichen Dokumentationsfilme, die laut einer Aktennotiz der Stadtverwaltung aus dem Bedürfnis heraus entstanden sind, „vollständige, brauchbare Unterlagen für die bildliche Dokumentation des Wiederaufbaus und der Stadterweiterung“ zu schaffen. Mit diesem Auftrag wurde ein Pforzheimer Amateurfilmer unter Federführung des Stadtarchivs betraut. Vollständige, brauchbare Unterlagen für die bildliche Dokumentation des Wiederaufbaus und der Stadterweiterung sind bei diesen Dreharbeiten dann allerdings doch nicht entstanden, auch die gewünschte Systematik ist nicht erkennbar. Die Themen stehen übergangslos nebeneinander, werden ohne inhaltliche oder filmische Verbindung aneinandergereiht. Die Menschen, die in Pforzheim leben, kommen nur selten in den Blick; allenfalls als Masse, die an öffentlichen Veranstaltungen teilnimmt. Ihr Leben, ihr Arbeiten, ihr Alltag bleiben ausgeklammert. Die filmische Gestaltung ist eher sparsam; viele Dokumentationen sind unkommentiert und nur mit Musik unterschritten oder ganz stumm. Schrifttafeln erklären den Ort, den man sieht. Die Veränderungen, die so eingefangen werden, hätte man ebenso mit dem Fotoapparat dokumentieren können. Der Wiederaufbau ist also neben der Zerstörung ein zweites dominierendes Thema in den Filmen. Dabei wird immer wieder auf die Zerstörung der Stadt rückverwiesen, um vor diesem Kontrast voller Stolz die neu entstehenden Wohn- und Verwaltungsgebäude, Schulen, Straßen und Industriebetriebe zu zeigen.¹

Außer über diese beiden zentralen Themen der Pforzheimer Geschichte ermöglichte das vorliegende Filmmaterial auch Aussagen über die Raumbeziehung der PforzheimerInnen. Das dominante Thema in diesen Filmen ist die Veränderung der Stadtgestalt von Pforzheim. Deswegen habe ich die Dokumentationen im Hinblick auf die darin abgebildete gebaute Umwelt analysiert, die – so Martin Scharfe – „aus der Natur-Landschaft eine Kultur- und damit eine Geschichtslandschaft“ macht und „als Sinndeutungs- und Erklärungsraster der Realität“ (Scharfe 1978, 161f.) dient. Dazu habe ich die einzelnen Orte, die häufig in den Filmen gezeigt werden, chronologisch hintereinander geschnitten. Es war nicht nur der theoretische Hintergrund des Konzeptes der lokalen Identität, der mich zu diesem ordnenden Zusam-

¹ Neben den jährlichen Dokumentationen im Auftrag der Stadt greifen zwei zusätzliche Filme das Thema Wiederaufbau in besonderer Weise auf. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach mit verbender Absicht für die Pforzheimer Industrie entstanden und haben offensichtlich professionellen Charakter. Neben den dominierenden Topoi Zerstörung und Wiederaufbau werden Themen wie die Uhren- und Schmuck-Industrie, Verkehr, Kultur, Wohnen und Stadtteile in den Jahresdokumentationen von Pforzheim aufgegriffen.

menschneiden bewegte. Es war auch die Ungeordnetheit der Filme selbst, die in mir das Bedürfnis weckten, zu ordnen, Dinge und Orte hintereinanderzureihen, zusammenzuführen, um den Filmen so einen Sinn zu entlocken, der über die bloße Dokumentation hinausgeht. Durch dieses Ordnen der gebauten Umwelt in den Filmen konnten eine Reihe von historischen Bezugs- und Erinnerungspunkten in Pforzheim herausgearbeitet werden, die teilweise auch symbolische Bedeutung haben oder Kristallisationspunkte eines Pforzheimer Lebensgefühls sind.

Durch diese Auswertung der Filme konnte ich zwar zentrale Kategorien für die lokale Identität in Pforzheim herausarbeiten. Insgesamt aber ließ sich noch wenig dazu sagen, worüber die Menschen sich mit ihrem Ort identifizieren. Das war nicht zuletzt dadurch bedingt, daß in den historischen Filmen über Pforzheim Menschen nur am Rande und nicht als Subjekte mit einer lokalen Identität vorkommen. Es war also notwendig, über die Filmanalyse hinaus weitere Forschung zu betreiben. Für diese neuen Untersuchungsschritte bestand nun die Anforderung, den Zusammenhang zwischen meiner Forschung und dem Auftrag, einen Kompilationsfilm aus dem historischen Dokumentationen zu erstellen, zu gewährleisten. Weil die Filme und die darin behandelten Themen als Gesamtwerk darauf verweisen, daß Erinnerungsarbeit für die lokale Identität eine große Bedeutung hat, erschien es sinnvoll, für die weitere Erschließung und Ergänzung der Filme die individuelle Erinnerungsarbeit über biographische Interviews zu nutzen. Dabei kommt die Bedeutung des lebensgeschichtlichen Zugangs für das analytischen Konstrukt der lokalen Identität zum Tragen: Die Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt hängt wesentlich von der lebensgeschichtlichen Prägung des Einzelnen ab. Solche lebensgeschichtlichen Prägungen vermitteln sich nur in einem langen kommunikativen (und selbstkommunikativen) Prozeß, wie z.B. dem biographischen Interview (Greverus 1982, 11). In den jeweils aktuellen Deutungsmustern und Situationsdefinitionen der einzelnen GesprächspartnerInnen spiegeln sich unterschiedliche Umweltbeziehungen wider. In der Analyse dieser subjektiven Umweltbeziehungen geht es allerdings weniger um die individuellen Prägungen an sich, sondern um die kollektiven Deutungen, Kategorisierungen und Geltungen, die in den individuellen Anschauungen und Meinungen sichtbar werden (Fuchs 1985, 165). Mit den biographischen Interviews mit Pforzheimer Einwohnerinnen und Einwohnern hatte ich nicht nur weiteres Quellenmaterial für die wissenschaftliche Analyse, sondern auch weiteres Material für die Montage des Films STADT-ANSICHTEN gewonnen.

Lokale Identität im Film – die Konzeption der STADT-ANSICHTEN

Im Prozeß der Filmmontage wurden die Thesen zur lokalen Identität in Pforzheim umgesetzt, die ich im oben beschriebenen Forschungsprozeß gewonnen hatte. Zielsetzung bei meinem Film war zum einen, gemäß dem Auftrag des Kulturamts

möglichst viel historisches Filmmaterial zu verwenden, und zum anderen, meine Forschungsergebnisse zur lokalen Identität in Pforzheim filmisch umzusetzen. Dabei war meine Zielgruppe die Pforzheimer Bevölkerung, die damit zugleich angeregt werden sollte, sich mit ihrer lokalen Identität und ihrer Geschichte auseinanderzusetzen.

Geschichte wird in den STADT-ANSICHTEN als wesentlicher Faktor für die lokale Identität herausgestellt und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart thematisiert. Daß die Gegenwart der Bezugspunkt sowohl für die Geschichtsinterpretationen als auch für die Zukunftsvision bildet, wird in der Struktur des Films in mehrfacher Hinsicht angelegt. Zum einen bildet eine neu gedrehte Sequenz, die Szenen aus der Pforzheimer Fußgängerzone zeigt, einen Rahmen für die Episoden mit historischem Bezug. Zum zweiten werden innerhalb jeder einzelnen Episode durch eine chronologische Strukturierung der historischen Filmaufnahmen und der unterschrittenen Interviews die Linien von der Geschichte in die Gegenwart gezogen. Schließlich wird die Zukunft dann ganz am Ende des Filmes noch einmal gebündelt aufgegriffen. Bezugspunkt ist auch hier die Gegenwart, die auf der Bildebene in den Blick gerückt wird, während auf der Tonebene von unterschiedlichen GesprächspartnerInnen Visionen für die weitere Entwicklung von Pforzheim skizziert werden. Dabei sind diese Zukunftsvisionen auch deswegen ans Ende gestellt worden, weil sie in besonderem Maße geeignet sind, Diskussionen anzuregen.

Neben dem historischen Filmmaterial haben die biographischen Interviews eine zentrale Bedeutung für die Konzeption des Films, da sie zur Kommentierung der historischen Filmaufnahmen verwendet wurden. Dabei ist die Kommentierung keine direkte, d.h. die InterviewpartnerInnen haben weder die historischen Filme noch meinen Zusammenschnitt derselben gesehen. Die Kommentierung wurde also von mir im nachhinein hergestellt. Dieses Prinzip zieht sich durch den ganzen Film, um viele Stimmen mit unterschiedlichen Positionen und Meinungen zu Wort kommen lassen und so zu vermeiden, daß eine einzige verallgemeinerte Stimme ohne Rückschlußmöglichkeit auf die konkrete Person, d.h. eine autoritäre Instanz im Film zu Wort kommt, „die das Wissen über den Gegenstand und die Macht über die Bilder hat“ (Hohenberger 1988, S. 123). Den ZuschauerInnen soll mit diesem Prinzip Distanz und Widerspruch ermöglicht werden, damit sie die im Film präsentierten Ansichten kritisch reflektieren können. Das geht nur, wenn sie als solche kenntlich bleiben. Allerdings ist es auch notwendig, die Individualität der Ansichten zu brechen und die Rückschlußmöglichkeit auf eine bestimmte Person zu verhindern. Deswegen zeige ich an keiner Stelle im Film meine GesprächspartnerInnen und lasse sie auf der visuellen Ebene – ähnlich wie dies schon im vorliegenden historischen Filmmaterial geschieht – „verschwinden“. Sie werden auf die auditive Ebene beschränkt, um sie nicht als Einzelbiographien, sondern als Träger von unterschiedlichen, aber dennoch kollektiven Anschauungen und Meinungen zu inszenieren.

Methoden in Forschung und Film

Die dokumentarfilmische Materialbeschaffung weist Bezüge zur kulturwissenschaftlichen Forschung auf. Wichtige Methoden wie die teilnehmende Beobachtung und biographische bzw. qualitative Interviews werden auch für die dokumentarfilmische Materialbeschaffung eingesetzt. In der Erhebungssituation erleben ForscherIn und FilmerIn gleichermaßen die Schwierigkeit, einerseits die Nähe zum erforschten Subjekt herzustellen, um Auskunft zu bekommen, um die andere Sicht auf die Realität, das andere Bewußtsein nicht nur zu erheben, sondern es auch zu verstehen, und andererseits die Distanz zu dessen Sichtweise zu bewahren, die erst den analytischen Blick ermöglicht. Diese Nähe-Ferne-Thematik existiert häufig in kulturwissenschaftlichen Forschungen und wurde dort bereits entsprechend problematisiert. Allerdings gewinnt sie im Dokumentarfilm aufgrund seines stärkeren Öffentlichkeitscharakters gegenüber der Wissenschaft noch an Bedeutung; so existiert z.B. bei den Gefilmten hier oft eher die Hoffnung, daß der Film zum Fürsprecher für die eigene Sichtweise wird. Andererseits wird es für FilmemacherInnen schwieriger als in der wissenschaftlichen Feldforschung, die notwendige Nähe zu den Gefilmten herzustellen. Denn die InterviewpartnerInnen führen die Gespräche im Bewußtsein, daß sie öffentlich zitiert werden können. Auch müssen sich filmende ForscherInnen über ihre Schutzfunktion gegenüber ihren ProtagonistInnen bewußt sein, weil ihre Darstellung diese in der Öffentlichkeit unter Umständen angreifbar macht und dazu zwingt, sich zu verteidigen. Bestimmte Dinge können deswegen im Film nicht dargestellt werden und begrenzen damit den Ausschnitt von Realität, der im Film abbildbar ist. Der für die kulturwissenschaftliche Forschung typische, subjektive Zugang im Dokumentarfilm findet damit seine Grenzen eben dort, wo es um die Darstellung des Subjektiven im Film geht.

Gabriele Voss, eine engagierte Filmemacherin, fragt deswegen grundsätzlich, ob das Innenleben der Menschen im Dokumentarfilm überhaupt darstellbar sei. „Vielleicht ist das Private im Dokumentarfilm gar nicht darstellbar – die Beziehung zwischen den Menschen, das Konfliktreiche daran, auch im sozialen Zusammenleben und das Widersprüchliche in jedem Einzelnen. Vielleicht ist es nicht darstellbar, sofern es mit dem Dokumentarfilm an den Pranger der Öffentlichkeit kommt“ (Voss 1983, 191). Deswegen ist unter engagierten DokumentarfilmerInnen der Anspruch erhoben worden, ihren ProtagonistInnen Einspruchsrecht gegen das Dargestellte zu gewähren. Praktiziert man ein solches Einspruchsrecht – in der Regel auf der Basis eines Rohschnitts, entstehen mit dem Dokumentarfilm Möglichkeiten, die man in dieser Form bei der wissenschaftlichen Arbeit sonst nicht hat. Die Konfrontation der ProtagonistInnen mit dem Rohschnitt macht es möglich, Ergebnisse zu hinterfragen oder neue Sichtweisen auf die eigene Forschung zu gewinnen.

Darüberhinaus kann diese unmittelbare Konfrontation der Sichtweise der forschenden FilmerIn mit der Lebenswelt der ProtagonistInnen des Films einen wichtigen Zugang zur Art des Umgangs der Menschen mit ihrer Wahrnehmung liefern: „Diese Wahrnehmung enthält Widerstandspotentiale: Widerstand gegen eine Realität, gegen die die Sinne selbst eine praktische Kritik üben, indem sie die Wahrnehmung verändern“. (Kluge 1982, 136) Diesen Ansatz, den Kluge hier entwirft, nämlich durch die Bilder, die ein Mensch von seiner Welt hat, etwas über den Menschen selbst, sein Lebensgefühl und seine Lebenswelt zu erfahren, kann man durchaus kulturwissenschaftlich nennen. Zwar konnte ein solcher Zugang aufgrund des begrenzten zeitlichen Rahmens in meiner eigenen Filmarbeit nur am Rande praktiziert werden; die Diskussionen, die ich mit meinen GesprächspartnerInnen über den Rohschnitt der STADT-ANSICHTEN geführt habe, haben dennoch gezeigt, wie produktiv diese Phase der filmischen und forschersischen Tätigkeit hätte ausfallen können. Gerade im Hinblick auf meine Forschungsfrage, die lokale Identität in Pforzheim, wäre dieser Ansatz fruchtbar gewesen, weil in dem Dialog über den Rohschnitt viel Raum, viele Anlässe und viele Möglichkeiten vorhanden gewesen wären, um subjektives Erleben der eigenen Umwelt wissenschaftlich zu erfassen. Insbesondere die Unterschiede zwischen überlieferter und erlebter Geschichte, zwischen Historie und Memorie (Jeggle 1989) hätten in diesem Prozeß vermutlich noch deutlicher als in den biographischen Interviews herausgearbeitet werden können, weil dabei zusätzlich zur sprachlichen auch die visuelle Ebene zur Konkretisierung und als Erinnerungsanreiz zur Verfügung gestanden hätte.

Die filmische Arbeit als Forschungsprozeß

Bei der vorausgegangenen Darstellung ist deutlich geworden, daß Dokumentarfilm und kulturwissenschaftliche Forschung nicht nur gemeinsame Methoden verbindet, sondern auch theoretische Überlegungen, die vor allem dahin gehen, wie soziale Realität zu erfassen und abzubilden sei, damit sie als konstruierte Realität erkennbar und dadurch diskutierbar bleibt. Meine Intention als Dokumentarfilmerin unterscheidet sich insofern nicht von meiner wissenschaftlichen Arbeitsweise. Diese Zusammenhänge legen die Frage nahe, ob sich nicht die dokumentarfilmische Tätigkeit als Forschungsprozeß konzeptualisieren ließe, aus dem als eigenständiges wissenschaftliches Werk ein kulturwissenschaftlicher Film hervorgehen könnte. Voraussetzung hierfür wäre allerdings eine Theorie des kulturwissenschaftlichen Films. Aus meiner Erfahrung bei der Arbeit an den STADT-ANSICHTEN möchte ich folgende Überlegungen zur dokumentarfilmischen Arbeit als Forschungsprozeß beitragen.

Für die Frage, ob die dokumentarfilmische Arbeit gleichzeitig ein Forschungsprozeß sein kann, ist der Bezug von Dokumentarfilm und Realität von zentraler

Bedeutung. Denn eine der Voraussetzungen für einen wissenschaftlichen Charakter des Dokumentarfilms ist, daß er geeignet ist, in ähnlicher Weise wie andere wissenschaftliche Präsentationsformen Forschungsergebnisse zu diskursivieren. Bei dem Versuch, soziale Realität abzubilden, wird dem dokumentarischen Film, vielleicht mehr noch als dem wissenschaftlichen Text, unkritisch in hohem Maße Authentizität zugeschrieben; er wird als exakte Abbildung der Realität wahrgenommen.² Aber ein Dokumentarfilm bildet ebenso wenig wie ein wissenschaftlicher Text eine einzige, gültige Wirklichkeit ab, sondern wirft einen perspektivierten Blick auf und konstruiert somit Realität.

Über die Möglichkeiten und Bedingtheiten des Mediums Film als wissenschaftliche Arbeits- und Darstellungsform hat in den Sozialwissenschaften insbesondere die Ethnologie Überlegungen angestellt. Sie blickt auch auf langjährige Erfahrungen mit diesem Medium zurück, die zeigen, daß Film sehr wohl geeignet ist, kulturwissenschaftliche Forschungen und ihre Ergebnisse darzustellen. Allerdings verweisen die ethnologischen Filmarbeiten auch darauf, daß das Medium Film im Vergleich zum ethnographischen Text bisher nicht zum etablierten Repertoire der wissenschaftlichen Ausdrucksformen gehört und noch eine Reihe von methodischen und theoretischen Überlegungen notwendig sind, um seine Spezifik für die Wissenschaft zu nutzen. Die Ethnologie hat dazu zwei Ansätze mit unterschiedlichen Realitätsbezügen vorgelegt: den ethnographischen und den ethnomethodologischen Film. Beim ethnographischen Film gilt „das Primat nichtfilmischer Untersuchungsmethoden, und die Produktion des Films stellt schließlich eine Art von Simulation oder Rekonstruktion jener ersten Beobachtungen dar“ (Hohenberger 1988, 133). Wissenschaftliche Theorien und Methoden werden also zu Filtern für das, was nachher vor die Linse kommt. Ethnographischer Film reproduziert damit ein empiristisches Wissenschaftsverständnis, d.h. er bildet die Realität als eine objektive ab, ohne die Subjektivität von Forscher und Erforschten zu thematisieren. Gemeinsam mit der wissenschaftlichen Arbeitsweise des Forschers bzw. Filmers verschwinden im Film auch seine Bezüge zur nichtfilmischen Realität, d.h. der Film ist nicht mehr als eine von mehreren möglichen Sichtweisen auf die Realität erkennbar und kritisierbar. Die wissenschaftlichen Ergebnisse, die er präsentiert sind dadurch nur schwer hinterfragbar und rekonstruierbar.

Als Gegenpraxis zum ethnographischen Film hat sich der ethnomethodologische Film entwickelt. Die Differenz der beiden Zugangsweisen ist bereits in ihrem

wissenschaftlichen Untersuchungsansatz angelegt und macht sich auch in den Filmen selbst bemerkbar. „Gegenüber dem objektiven Blick des ethnowissenschaftlichen Films ist der ethnomethodologische durch den subjektiven, an der vorfilmischen Realität teilnehmenden Blick des Beobachters gekennzeichnet. Da er eher auf den Prozeß der Erkenntnisgewinnung als auf die Darstellung fertiger Ergebnisse gerichtet ist, fehlt ihm der Kommentar, seine Adressierweise kann zwischen direkt und indirekt wechseln.“ (Hohenberger 1988, 156) Im ethnomethodologischen Film wird bewußt mit der Realitätsillusion gebrochen und der Diskurs über die Realität bereits im Film angelegt. Dabei sollte nach Hohenberger die Realitätsillusion allerdings nicht nur zwischen den Sequenzen, sondern bereits in ihnen gebrochen werden, um nicht einen gegenteiligen Effekt hervorzurufen. Denn u.U. kann der Filmemacher durch die Enthüllung seiner Rolle den Beweischarakter seines Films vergrößern, weil die ZuschauerInnen dem Film dadurch größere Authentizität zuschreiben.

Am Filmschaffen in der Ethnologie wird deutlich, daß wissenschaftliches Arbeiten im Hinblick auf die Vermittlungsform Dokumentarfilm eine Reihe von Bedingungen und Bedingtheiten impliziert, die berücksichtigt werden müssen, wenn der Film wissenschaftliche Aussagekraft haben soll. In meiner eigenen Filmarbeit an den STADT-ANSICHTEN bin ich in dieser Hinsicht auf Probleme im Umgang mit historischem Filmmaterial und in der Darstellung von Geschichte im Film gestoßen. Historisches Filmmaterial ist die Grundsubstanz der STADT-ANSICHTEN, die damit zur Gattung des Kompilationsfilms gehören. Wilhelm Roth (1982) hat darauf hingewiesen, daß die Problematik des Kompilationsfilms vor allem in der falschen Zuschreibung, in falschen zeitlichen Einordnungen, nicht geklärter Authentizität und der Ambivalenz der Filmaufnahmen liegt. Was mit Ambivalenz der Filmaufnahmen gemeint ist, wird am Beispiel von nationalsozialistischem Filmmaterial deutlich, das einerseits Zeitdokument ist, andererseits propagandistische Wirkung hat. Wird solches Material im Dokumentarfilm verwendet, dann verliert es seine propagandistische Wirkung nicht automatisch, vielmehr muß nach Wegen gesucht werden, wie sie gebrochen werden kann. Neben diesen gattungsspezifischen Problemen des Kompilationsfilms lassen sich auch solche Problematiken konzeptionell nicht ausräumen, die grundsätzlich mit der Darstellung von Geschichte im Film verbunden sind. Die gleichzeitige Darstellung von geschichtlichen Ereignissen verhindert ein Bewußtsein ihres historischen Zusammenhangs. „Das Jetzt-da-Sein des vorgeführten Ereignisses nimmt es aus dem Zeitverlauf heraus. Geschichte als Prozeß wird atomisiert in der Gleichzeitigkeit einzelner Ereignisse, die ein Bewußtsein ihres strukturellen Zusammenhangs verhindert.“ (Hohenberger 1988, 31) Die Darstellung im Film bleibt stark ausschnitthaft. Die ältere Generation, die die Geschehnisse, die abgebildete Zeit miterlebt hat, kann im Geiste das ergänzen, was fehlt: die Erfahrungen mit der nichtfilmischen Realität. Die jüngere Generation dagegen nimmt die historische Realität durch den Film vermittelt wahr und ist von

² Das liegt nach Jan Berg (1982, 59) an einer paradoxen Vereinbarung zwischen Medienproduzenten und -rezipienten, daß das auf der Leinwand erscheinende Bild nicht kommunikativ vermittelt, sondern als autonom zu verstehen sei. Darüber hinaus führt Hohenberger an, werde der Realitätseindruck unabhängig vom Genre des Films noch verstärkt durch die Realität der Bewegungswahrnehmung und der imaginären Vervollständigung von Raum über den gesetzten Rahmen hinaus (Vgl. Hohenberger 1988, 50).

der „unvermittelten“ Erfahrung dieser Realität abgeschnitten. Die Gegenwärtigkeit der Filmbilder verfestigt zudem ein bestimmtes Verständnis der Geschichte, „das selbst ahistorisch in der Weise wirkt, daß es unsere Vorstellungen von vergangenen Ereignissen an die Konkretion der Filmbilder heftet und die Entwicklung alternativer Vorstellungen behindert“ (Hohenberger 1988, 125).

Die Rezeption

„Filme sind erst dann fertig, wenn sie gesehen werden und in den Köpfen der Zuschauer neu entstehen“. (Voss 1983, 211)

Deswegen stand schon zu Beginn des Projekts fest, daß ich meinen Film seiner Zielgruppe, der Pforzheimer Bevölkerung, auch präsentieren und zur Diskussion stellen wollte. Die Premiere der STADT-ANSICHTEN fand am 1. November 1990 im Kommunalen Kino von Pforzheim statt und lief an den drei folgenden Tagen jeweils zweimal täglich, wobei am letzten Abend, dem Sonntag, im Anschluß an den Film eine Diskussion stattfand. In den vier Tagen haben 500 Zuschauer den Film gesehen. Gemessen an der Einwohnerzahl von Pforzheim ist das natürlich eine kleine Zahl; gemessen an den Besucherzahlen, die das Kommunale Kino sonst bei regulärem Programm hat, war das Publikum für die STADT-ANSICHTEN recht zahlreich. Aus solchen Zahlen läßt sich jedoch kaum mehr als ein gewisses Interesse der regelmäßigen Kinobesucher an einem lokalspezifischen Film ablesen. Die Gespräche am Rande der Premiere und die Diskussionsveranstaltung am Sonntagabend haben zwar Hinweise auf die Wirkung der STADT-ANSICHTEN gegeben, aber keine fundierten Ergebnisse über die Rezeption. Ob ich tatsächlich in der Lage war, mit meinem Film Bewußtseinsprozesse in Gang zu setzen, müßte durch eine umfassendere Wirkungsforschung überprüft werden, wobei nur schwer festzustellen ist, ob Veränderungen im Bewußtsein durch den Film oder durch andere Prozesse ausgelöst worden sind. Die Filmwirkung findet immer im Rahmen eines langfristigen Prozesses der politischen Bildung statt, wobei der Anlaß und der Kontext der Vorführung sowie das Anfangsniveau des Bewußtseins des Zuschauers wichtige Voraussetzungen sind (Henny 1978). Wird Film oder Video in diesem Sinne eingesetzt – also um Bewußtsein zu schaffen oder zu verändern, könnte Film in der Sozialwissenschaft zu einem wichtigen Instrument einer sich emanzipatorisch verstehenden Sozialforschung werden, die nicht nur beschreibenden Charakter haben soll (Mikos/Kottelmann o.J., 148).

Resümee

Trotz dieser bereits bestehenden Beziehungen zwischen Dokumentarfilm-Arbeit und kulturwissenschaftlicher Forschung, kann erst dann von einem kulturwissenschaftlichen Film gesprochen werden, wenn es gelungen ist, den wissenschaftlichen Anspruch der Reflexivität auf den Dokumentarismus zu übertragen und Formen zur Umsetzung dieses Anspruchs im Film zu finden. Ein wesentlicher Schritt ist dabei schon getan, wenn ZuschauerInnen vor Augen geführt wird, daß sie mit dem Film eine Konstruktion der Wirklichkeit vor Augen haben, indem bewußt mit der Realitätsillusion gebrochen und der Diskurs über die Realität bereits im Film angelegt wird. Sonst nehmen Dokumentarfilme einen eher fiktionalen Charakter an, weil „die zwischen den Bildern konstruierten Sinnzusammenhänge verhindern, daß man auch noch auf das aufmerksam werden könnte, was in ihnen zwingend fehlt, die Wirklichkeit. (...) Solange er jedoch realistisch ist (d.h. diese Abwesenheit verschweigt), wird er aus dem Verkehrszusammenhang von nichtfilmischer und filmischer Realität nicht herauskommen.“ (Hohenberger 1988, 107) Das Unternehmen, sich um eine Theorie des kulturwissenschaftlichen Films zu bemühen, strebt also an, „die traditionelle Praxis, daß wissenschaftliche Arbeit sich nur in rein begrifflich-verbalen Äußerungen manifestieren könne, um jene Komponente der visuellen Informationen, die der Film bietet, zu erweitern.“ (Liermann o.J., 65)

Literatur

- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität. In: Heimat und Identität. Volkskundekongreß in Kiel 1979. Hg. v. Konrad Köstlin und Hermann Bausinger. Neumünster, S.9-24.
- Berg, Jan (1982): Wirklich und wahrhaftig – Zu Mythos und Geschichte des Dokumentarfilms. In: Dokumentarfilm in der Kritik – Kritik des Dokumentarfilms. Hg. v. der Arbeitsgemeinschaft der Filmjournalisten. Redaktion: Klaus Kreimeier und Josef Schelle. Berlin, S.57-65.
- Filmauge. Film und Video als Methode der Sozialwissenschaften. Hg. v. Rolf Lindner. Berlin. Ästhetik und Kommunikation-Sonderheft.
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in die Praxis und Methoden. Opladen.
- Greverus, Ina-Maria (1982): Heimat Bergen-Enkheim. Eine Spurensicherung. In: Greverus, Ina-Maria/Schilling, Heinz: Heimat Bergen-Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt. Notizen Nr. 12. Frankfurt a. M., S. 7-18.
- Henny, Leonard (1978): Film und Video in der Soziologie. In: Roland Günter, Paul Hofmann, Janne Günter (Hg.): Das Ruhrgebiet im Film. Bd. 2, Oberhausen, S. 698-709.
- Hohenberger, Eva (1988): Die Wirklichkeit des Films. Dokumentarfilm. Ethnographischer Film. Jean Rouch. Hildesheim, Zürich, New York. Studien zu Filmgeschichte Bd. 5, S.26.
- Jeggle, Utz: (1989) Memorie und Historie. Zur Arbeit des Erinnerns. In: Kultur anthropologisch. Eine Festschrift für Ina-Maria Greverus. Hg. v. Christian Giordano u.a.. Schriftreihe

des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt, Frankfurt, S. 343-360.

Koch, Gertraud (1991): STADT-ANSICHTEN. Erinnerungsarbeit und lokale Identität. Konzeptionelle Überlegungen zu einem kulturwissenschaftlichen Film. Masterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen.

Kluge, Alexander (o.J.): Zur Abbildmethode. In: Debatte über den Dokumentarfilm. O.O. Liermann, Peter (o.J.): Film und Beobachtung. Zur Geschichte dokumentarischer Filmmethoden. In: Filmauge, S.65-103.

Mikos, Lothar/ Kottelmann, Joachim (o.J.): Video in den Sozialwissenschaften. In: Filmauge, S.133-150.

Roth, Wilhelm (1982): Der Dokumentarfilm seit 1960. München.

Scharfe, Martin (1978): Geschichtlichkeit. In: Grundzüge der Volkskunde. Hg. v. Hermann Bausinger u.a. Darmstadt, S. 127-203.

Voss, Gabriele (1983): Der zweite Blick. Prosper Ebel. Chronik einer Zeche und ihrer Siedlung. Berlin.

CARSTEN LENK

Die Erscheinung des Rundfunks – ein Forschungsbericht¹

Die Erscheinung des Rundfunks, das ist eine Formulierung, die recht unpräzise, ja mißverständlich klingt, um eine Studie zu bezeichnen, die sich der Einführung des Hörfunks in der Weimarer Republik widmet. Von einer 'Erscheinung' zu reden – das ist anonym, entpersonalisiert formuliert, so als hätte es sich bei dem Innovationsvorgang um ein Naturereignis gehandelt, bei jeder politischen oder ökonomischen Interessenträger. Ich habe diese Formulierung im Bewußtsein dieser Unschärfe gewählt, um eine spezifische Perspektive anzudeuten, die meiner Studie über

¹ Der folgende Beitrag bringt eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Forschungsergebnisse meiner Dissertation, die unter diesem Titel im Februar 1995 am Ludwig-Uhland-Institut abgeschlossen wurde. Die vorliegende Fassung entstand auf der Basis eines Vortrags, den ich im Juni im Institutskolloquium des LUI gehalten habe – der Sprachstil wurde im wesentlichen beibehalten. Die Veröffentlichung der Dissertation ist im Frühjahr 1996 vorgesehen.

'Vermittlungs-, Aneignungs- und Nutzungsweisen eines neuen Mediums' (so der Untertitel) zugrunde liegt. Es handelt sich zum einen um eine lebensweltliche Annäherung, so problematisch es, schon aufgrund der Quellen, scheinen mag, den Integrationsprozeß des Rundfunks, seine Habitualisierung in Umgang und Nutzung aus der Sicht der Hörerinnen und Hörer zu beschreiben. Den roten Faden für diese Innovationsstudie liefert die Entwicklung des Radios von der technischen Sensation zum täglich genutzten Requisite. Dabei ist vor einem allzu einfach gedachten Integrationsmodell zu warnen, etwa in einem Sinne, daß die Nutzer im bloßen Nachvollzug kulturindustriell vermittelter Handlungsmuster agiert hätten. Viel eher sind solche Prozesse dialektisch zu denken.

Auch die Einführung des Rundfunks geschah nicht aus einer vermeintlichen Eigendynamik technischen Fortschritts, sondern aus der Dialektik einer gesellschaftlichen Bedürfnislage und der Vermittlung eines entsprechenden Bewußtseins für dieses Bedürfnis heraus. So zu tun, als gehe es beim Radiohören um die bloße Vermittlung von Botschaften durch ein Medium (zur Erfüllung bestimmter Funktionen wie Information oder Unterhaltung), gleicht der Behauptung, beim Autofahren handle es sich lediglich um den Transport von Personen oder Dingen. Mit dem Auto wurde die Lust auf Mobilität mitgeliefert, mit dem Rundfunk das Bedürfnis, unterhalten oder informiert zu werden. Zu untersuchen sind dabei die Wege, auf denen der Rundfunk in den Alltag gelangt ist, die Rolle der Vermittlungsagenturen, ihrer Strategien, deren Umsetzung und Akzeptanz.

Diesen Fragen bin ich für die Zeit der Weimarer Republik nachgegangen, beginnend mit der offiziellen Programmöffnung des deutschen 'Unterhaltungs-Rundfunks' (so lautete der zeitgenössische Terminus der Reichspost). Diese hatte nach langen Vorverhandlungen am 29. Oktober 1923 das erste Rundfunkprogramm aus dem Berliner Vox-Haus ausgestrahlt. Beschränkt auf eine Stunde abendlicher Sendezeit, hörten anfangs wenige tausend Hörer, vorwiegend in



Am Abend vereint der Rundfunk die Familie im häuslichen Kreise

Berlin. Die Geräte waren einfachste selbstgebastelte Detektorgeräte, die nicht weiter als 15 km vom Sender eingesetzt werden konnten, oder aber hochkomplizierte Apparaturen mit aufwendiger Bedienung. Es sollte einige Jahre dauern, bis man von einer Massenerscheinung sprechen konnte: Erst im Zeitraum 1928/1930 setzt sich das Radio in größeren Teilen der Bevölkerung durch, zum Ende des Untersuchungszeitraums (Jahresende 1932) war schließlich die 4-Millionen-Grenze überschritten.

Bevor ich nun einzelne Aspekte meiner historischen Rezeptionsanalyse vorstellen will, muß ich noch einmal auf die Formel von der 'Erscheinung des Rundfunks' in ihrer Mehrdeutigkeit zurückkommen:

- 1) Da ist zunächst der Aspekt der sprachlichen Erscheinung, das Reden und Schreiben über ein noch unbekanntes Medium, das sich im Diskurs über den Rundfunk manifestiert. Für viele Zeitgenossen dürfte diese Dimension der Radio-Gerüchte vor der tatsächlichen Gegenwart eines Radios gestanden haben.
- 2) Die Erscheinung des Rundfunks meint nicht nur die 'äußere Erscheinung' der Geräte, also Form und Aussehen, sondern fragt auch nach ihrer Topographie, ihrem Aufstellungsort und der räumlich-zeitlichen Organisation ihrer Nutzung, dem Rezeptionsrahmen. Dies ist im Sinne einer 'Materialität der Kommunikation' zu verstehen, die nach den nicht-diskursiven Vorbedingungen jeder Medienrezeption und -produktion fragt.
- 3) Schließlich erscheint der Rundfunk als Träger eines Programms, und dies meint nicht nur die Summe aller ausgestrahlten Sendungen, sondern auch eine übergeordnete Programmatik. Aus der Perspektive der Programmverantwortlichen beispielsweise war die Idee vom Rundfunk als Bildungsinstitution ein Programm von visionärer Leuchtkraft.

Kaum ein anderer medientheoretischer Zugang beschreibt diese Mehrdimensionalität so präzise wie das Modell des Dispositivs. Von der französischen Filmtheorie zur Kennzeichnung der Mensch-Apparat-Relation entwickelt, hat ihn in Deutschland vor allem Knut Hickethier für medienhistorische Fragestellungen diskutiert. Anders als im klassischen Kommunikationsmodell aus Sender, Botschaft und Empfänger, geht das Dispositiv-Modell von einem triangulären Verhältnis von Programm, Apparat und wahrnehmendem Subjekt aus. Dabei sind, so Hickethier, sowohl in der topographisch beschreibbaren Anordnung von Zuschauer und Apparat als auch im Verhältnis von Apparat und Programm situative und gesellschaftliche Rahmenmomente darstellbar. Mit anderen Worten: Die Art und Weise, wie ein Medium organisiert und umgesetzt wird, ist letztlich abhängig „von einem Zusammenspiel von Apparate-Anordnung und Zuschauerpositionierung, von Organisationsform der Produktion von Sendungen und

ihrer Ausstrahlung, von Erwartungsformulierungen und dem Bild, das von einer technischen Erfindung als einem neuen Medium entsteht.“²

In diesem Sinne waren die von mir ausgewählten Quellen nach diesen Elementen des Dispositivs zu befragen:³ nach dem Diskurs über das neue Medium, der Veränderung und Vervollkommen des Apparates, nach der Entwicklung der Programme und nach der Organisation des Empfangs, nach verschiedenen Hörmodellen und Rezeptionsweisen.

Rundfunk und Öffentlichkeitsformen

Ein Blick in die Geschichte des Rundfunks lehrt, daß die private Organisation des Empfangs keinesfalls ganz selbstverständlich den ersten Plänen zum Unterhaltungsrundfunk entsprach. Daß der Rundfunk letztlich zu einem Medium in vorwiegend privaten Kontexten wurde, ist auch ein Symptom für tiefgreifende Transformationsprozesse unserer Gesellschaft, die sich in der Bedeutung und Bewertung von Öffentlichkeitsformen in den letzten 70 Jahren vollzogen haben.

Es wäre eine am historischen Material zu überprüfende Hypothese, daß neue Medien in ihrer Frühphase nach erprobten und bekannten Organisationsmodellen umgesetzt werden: Das Lesen hätte sich im 18. Jahrhundert am Erzählen orientiert, die Fotografie an der Malerei, das Fernsehen am Kino. Dementsprechend wurde der Rundfunk in den ersten Jahren, als seine Kommunikationsbedingungen noch irritieren mußten, nach den bewährten Modellen des bürgerlichen Bildungsbetriebs, nach den Vorbildern von Konzert- und Vortragssaal beurteilt. Radiohören war von Ernst Ludwig Voss in seinem Saalfunk-Konzept als öffentliche Veranstaltung gegen Eintrittsgeld geplant worden, und in größeren Städten entstanden öffentliche Hörstuben, in München beispielsweise ließen sich für 1924 zwei Einrichtungen dieser Art nachweisen: im amtlichen Reisebüro sowie in Form einer „öffentlichen Radio- und Opern-Hörstube“ im Ausstellungspark auf der Theresienhöhe.

Heute erinnern diese Initiativen an die ersten Jahre der Kinematographie, als das neue Medium vom Charakter einer Schaustellung lebte; und auch der Rundfunk wurde als bestaunenswerte Neuerung von Radiohändlern, Kaufhäusern, aber auch findigen Gastwirten der Öffentlichkeit präsentiert. Aber die Idee des gemeinsamen,

² Knut Hickethier: Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Beitrag zur Rundfrage „Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte“. In: Medien & Zeit 1992, H.2, S. 27.

³ Folgende Quellengruppen wurden dabei ausgewertet: Programmillustrierte, populäre Technikzeitschriften, Materialien zu Werbe- und Selbstdarstellungszwecken der Sendeanstalten (z.B. Jahrbücher, Rundfunk-Kalender, Handbücher), Werbematerialien der Gerätehersteller, sowie ein Bestand von 133 Einsendungen auf einen Schreibaufruf des Deutschen Rundfunkarchivs anlässlich des 60jährigen Rundfunksjubiläums 1983.

gegebenenfalls angeleiteten Hörens blieb bis in die dreißiger Jahre hinein wirksam, zu einem Zeitpunkt, als die Ausstattung der Privathaushalte mit Rundfunkgeräten schon weit vorangeschritten war. Diese Initiativen sind bezeichnenderweise im Umfeld der Volksbildungs-Bewegung angesiedelt. Zwei Stichworte sind in diesem Zusammenhang zu nennen: Zum einen der Gemeinde-Rundfunk, der im Zusammenhang mit der Gründung der Deutschen Welle entstand; zum anderen die Hörgemeinden, die auf Initiative kirchlicher Verbände, des Arbeiter-Radio-Bundes und der Gewerkschaften organisiert wurden.

In der Einrichtung von Hörgemeinden wirkten die traditionellen Formen bürgerlicher Öffentlichkeit, repräsentiert durch Verein und Debattierzirkel, weiter. Nicht von ungefähr erinnert die folgende idealtypische Vorstellung des Gemeinde-Rundfunks an Bilder, die im ausgehenden 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Volksaufklärung gezeichnet wurden:

Da sammelt der Lehrer zu einer bestimmten Stunde die Landgemeinde um sich, die Sender sorgen für das geeignete Programm, der Lehrer gibt die geistige Vorbereitung, hört dann gemeinsam mit den Leuten seines Schulbezirks das ab, was der Sender bietet, und versucht es nachher, im fruchtbaren Austausch noch zu vertiefen ...⁴

Es ist bekannt, daß diesen Initiativen nicht allzu viel Erfolg beschieden war – längst hatte eine private Organisation des Empfangs eine neue Dialektik von öffentlich und privat vorbereitet.

Eine 'neue Heimkultur'

In einem Vortrag aus dem Jahr 1924 beschwor Hans Bredow, Rundfunkkommissar des Reichspostministeriums, mit enthusiastischen Worten den Beginn einer „neuen Heimkultur“, die er mit der Verbreitung des Rundfunks entstehen sah: „Die jagende Unrast der Großstadt entweicht, das Haus wird zum Heim, auch für Kunstgenuß und Belehrung ...“⁵

Auffällig ist, daß jenes Argument des 'Daheim-Bleiben-Dürfens' im Diskurs um den Rundfunk einen so hohen Stellenwert besaß. Die Argumentationsfigur kehrt in der Werbung als Plädoyer für Behaglichkeit, Gemütlichkeit wieder: „Die Olympiade wurde abgesagt!“, beginnt ein Anzeigentext: „Überall schlechtes Wetter. Man bleibt zu Hause und unterhält sich durch Radioempfang. Die Don-Kosaken singen heute abend. Der Lautsprecher ist eingestellt. Der Chor beginnt.“

⁴ Hörgemeinden auf dem Land. Von Dr. Hans Hartmann. In: Funk 1929, H.42, S. 195.

⁵ Zit. nach Horst O. Halefeldt: Das erste Medium für alle? Erwartungen an den Hörfunk bei seiner Einführung in Deutschland Anfang der zwanziger Jahre. In: Rundfunk und Fernsehen 34 (1986), H.1, S. 30.

Der hier imaginierten 'Choreographie der Gemütlichkeit' entspricht in der Werbeillustration die Abbildung der 'Radioecke', wie ich das entsprechende Ensemble nennen möchte. Neben dem Tischchen mit dem mehr oder weniger repräsentativen Empfänger steht dabei ein Sessel, der zum Platznehmen und Hören einlädt und eine Inszenierung bildet, die Gemütlichkeit verheißt. „Bitte nehmen Sie Platz“, fordert eine Anzeige auf und verspricht „genußreiche Stunden“. Damit ist eine Nutzungsweise angedeutet, die den Rundfunk als Freizeitmedium begreift, indem er einem feierabendlichen Entspannungsbedürfnis entgegenkommt. Die Programmentwicklung der deutschen Sender trägt diesem Anspruch auf deutliche Weise Rechnung: War in den ersten Jahren das Vorabendprogramm vor allem dem Vortragswesen gewidmet, so trat zwischen 1928 und 1930 eine zunehmende Auflockerung ein: Unterhaltungsmusik, aktuelle Beiträge und Zielgruppenprogramme wurden in unterhaltsamer Mischung dargeboten.

Der räumlichen Verortung des Rundfunks im 'Heim', seiner zeitlichen Verortung in der Freizeit sollte die soziale Verortung in der Familie entsprechen, ein Beitrag aus dem Ostmark-Kalender 1930 führt dazu aus:

Der Ehemann, den früher Stammtisch und Verein dem Heim entfremdete, wird angelockt durch Vortrag und Musik, durch die Übertragung wichtiger Welt-ereignisse, die Jugend lebt ihre Sportideale aus nah und fern auch im Wohnzimmer. Rundfunk hat sich zu einem neuen Familienmittelpunkt entwickelt.⁶

Die Idee von der 'Heimkultur' als 'Insel im Großstadtgetriebe' korrespondiert mit einer Bewertung der Familie, die in vielem an das bürgerliche Familienideal des 19. Jahrhunderts, an die Vorstellungen vom 'Hort des stillen Glücks' anknüpft. Damit verbanden sich zuweilen Hoffnungen, die man in Anlehnung an die zeitgenössische Terminologie der Zwanziger als 'Verbürgerlichung der Massen' bezeichnen könnte. Hans Bredow beispielsweise argumentierte ganz im Sinne einer diesbezüglichen Sozialdisziplinierung, wenn er den positiven 'veredelnden' Einfluß des Rundfunks auf die Arbeiterschaft herausstellte, der helfe „die heranwachsenden Kinder zu Hause und von den verderblichen Einflüssen der Straße und der Kaschemmen fernzuhalten.“⁷

Hörmodelle

Privatfotografien, die Hörsituationen aus den zwanziger Jahren festhalten, zeigen die Hörenden fast ausschließlich in der sogenannten 'guten Stube'. Sie ist anhand von Tapeten, Vorhängen, Wandbildern und typischen Repräsentationsmöbeln wie dem Vertiko mit Spiegelaufsatz leicht zu identifizieren. Dies läßt sich einfach erklären: In der Frühphase des Radiohörens wurde der Empfänger nur temporär aufgebaut, ähnlich

⁶ Frau und Rundfunk, von Paula Steiner. In: Ostmark-Kalender 1930, S. 94f.

⁷ Zit. nach Halefeldt: Das erste Medium für alle ..., S. 40.

einem Diaprojektor heute wurde nach dem 'Abhören' der Programme die benötigte Apparatur wieder verräumt. Die Hörenden tragen fast ausschließlich Kopfhörer und sitzen um einen für den Aufbau und die Platzierung der Einzelbestandteile benötigten Tisch. Die Tatsache, daß die Szene fotografiert wurde, unterstreicht den Charakter des besonderen Ereignisses, häufig sind größere Gruppen anwesend, also Nachbarn, Bekannte oder Verwandte mit auf dem Bild, alles in allem ein Ereignis, dem die Benutzung der guten Stube – und dem Anlaß, zu fotografieren – durchaus angemessen erscheint.

Mit der Formel vom Radio als Begleitmedium gilt es heute als selbstverständlich, daß der Rundfunk primär als Kulisse für oder zu anderen Tätigkeiten wie Hausarbeit, Lesen, Autofahren genutzt wird. Man wird, statt von 'Sekundärtätigkeiten' zu sprechen, mit Hermann Bausinger besser vom „parergischen Medienkonsum“ reden, da die Frage, was primär, sekundär, tertiär geschieht, kaum zu klären sein wird.⁸ Ab der Mitte der zwanziger Jahre bildeten sich solche Umgangsweisen mit der Veränderung des Apparats heraus. Der Übergang vom Kopfhörer zum Lautsprecher emanzipierte das Dispositiv Rundfunk vom Angehängtsein durch den Kopfhörer wie die verbesserte Empfangsqualität ein konzentriertes Lauschen obsolet machte. Damit waren zumindest rein theoretisch die technischen Voraussetzungen gegeben, das Medium tagesbegleitend zu hören. Verschiedene Hörererinnerungen deuten tatsächlich auf das Bestreben, den Rundfunk möglichst in der ganzen Wohnung nutzen zu können, durch die Aufstellung eines Zweitlautsprechers in der Küche oder, in einem anderen Fall, über die Verkabelung aller Zimmer mit Zuleitungen für Kopfhörer oder Lautsprecher.

Die Praxis des tagesbegleitenden Nebenbei-Hörens provozierte schon bald die Kritik von Pädagogen und anderen 'Volksbildnern'. Ein Beitrag aus dem 'Arbeiterfunk' wandte sich an oder besser gegen jene Hausfrauen, die, anstatt Mäßigung und Selbstzucht zu üben,

gleich morgens nach dem Aufstehen den Lautsprecher anstellen. Und dann hören Sie den ganzen Tag unentwegt Radio – beim Frühstück, beim Gemüseputzen, beim Kartoffelschälen, Kochen, Mittagessen, Spülen, Nähen, usw. Sie hören alles durcheinander, wahllos, hemmungslos: mechanische Musik, Schulfunk, Vortrag, irgendeine Übertragung, Mittagskonzert, Kinderstunde, Dichter- und Frauenstunde, Vesperkonzert – so bis in die tiefen Abendstunden hinein.⁹

⁸ Hermann Bausinger: Alltag, Technik, Medien. In: Sprache im technischen Zeitalter 89 (1984), S. 66.

⁹ Hausfrau und Rundfunk, von Aenne Honekamp. In: Arbeiterfunk vom 1.8.1930; zit. nach Chup Friemert: Radiowelten. Objektgeschichte und Hörformen. In: Wolfgang Ruppert (Hg): Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur. Marburg 1993, S. 76.

Die Verfasserin stand nicht alleine mit ihrer Kritik. Von verschiedenen Seiten wurde die Gefahr des Zuvielhörens beschrieben, eine „Diät des Hörens“ empfahl deswegen schon 1928 ein Kritiker. Entsprechend wurden Anleitungen entworfen, um nach der Devise 'Qualität statt Quantität' den Hörern das Prinzip des 'richtigen Hörens' nahezubringen. Diese versammelt alle Motive eines 'verantwortlichen Umgangs' mit dem Medium: Programmplanung durch Vorinformation, gesammeltes Hören, freie Urteilsbildung, qualitätsbewußte Wahl und die Absage an leichtfertiges Vergnügen, Streben nach Weiterbildung und Selbstvervollkommenung. Bezeichnenderweise wurde mit eben jenen Empfehlungen am Ende des 18. Jahrhunderts gegen die 'Lesesucht' vorgegangen. Analog den Lesepropädeutiken könnte man im Zusammenhang mit dem Rundfunk von einer 'Propädeutik des Hörens' sprechen.

Mochte für die mittäglichen Unterhaltungsprogramme das Nebenbeihören zu anderen Tätigkeiten angehen, für das eigentliche Herzstück der Programmgestaltung, die kulturell anspruchsvollen Abendprogramme, schien nur konzentriertes Zuhören adäquat. Ganz im Sinne bürgerlicher Musikästhetik erschließt sich der Gehalt des autonomen Kunstwerks nur dem kontemplativ Zuhörenden. Sie impliziert eine Wahrnehmungsweise, die sich snobistisch von den banalen „Gebrauchshaltungen“ des Nebenbeihörens abhebt. Gefordert wird dafür Versenkung, Kontemplation, Topoi also, deren historische Bezugspunkte in der Entstehung des bürgerlichen Konzertwesens liegen, das von Anfang an Musik und Kunst als Gegenkategorie sah, in „prinzipieller ästhetischer Distanz zu Alltag, Leben, Realität und Praxis“. Dieses Prinzip manifestiert sich, so Hans-Werner Heister in „der Isolierung von alltäglichen Erfahrungs- und Verhaltensweisen“ ebenso wie in der Abschirmung des Konzerts gegen störende äußerliche Einflüsse.¹⁰ Der Rundfunk schuf hier nicht nur in einer Beziehung neue Verhältnisse. Abgekoppelt vom Schutzraum des Konzerts, durchdrangen die musikalischen Bildungsgüter plötzlich die Sphäre des Alltäglichen. Solche Irritationen waren möglicherweise nur schwer zu überwinden, beispielsweise indem man an den Ritualen des Konzerts festhielt, sich festlich kleidete, gemeinsam hörte. Ein Hörer berichtet noch 1935: „Man zieht sich abends zum Hören von Rundfunkkonzerten oder Opern schön an und trinkt manchmal Wein dabei, um das festliche Fluidum zu schaffen.“¹¹ Dennoch – es war nicht zu leugnen, daß der Rundfunk die Idee von der Kunstmusik als einen den Alltag transzendierenden Erlebnisbereich ins Kippen brachte, indem er die benötigte Distanz zersetzte.

¹⁰ Hans Werner Heister: Das Konzert. Theorie einer Kulturform, Bd. 1. Wilhelmshaven 1983, S. 471.

¹¹ Zit. nach 1000 Hörer antworten. Eine Marktstudie. Für den Funkhandel bearbeitet von Werner Hensel und Erich Keßler. Berlin/Stuttgart/Leipzig 1935, S. 53. Der Befragte wird der Gruppe „Freie Berufe, höhere Beamte“ zugeordnet.

Dabeisein

Es ist bezeichnend für die Entwicklung des Weimarer Rundfunks, daß die Entdeckung des eigentlichen publizistischen Potentials erstaunlich spät einsetzt. Die Programmpresse, insbesondere der 'Deutsche Rundfunk', hat diesen Prozeß in gleichem Maße kommentiert wie eingefordert. Aktualität lautete das Stichwort, und Kritiker empfahlen, das Mikrofon auf „Alltagswanderung“ zu schicken, „in die Zentralmarkthalle, auf den Schlachtviehhof, auf die Fernbahnhöfe, oder ... an den Kassenschalter einer Großbank, in ein Theater bei Premieren zu eilen.“¹²

Über ihre Bedeutungen im Sinne von 'wirklich' und 'gegenwärtig' hinaus entfaltet die Forderung nach Aktualität eine eigene Dynamik. Der Kommunikationswissenschaftler Franz Dröge sprach von einem „semantischen Agens“, das den Kommunikationsprozeß mitkonstituiert.¹³ In diesem Sinne entsteht eine Vorstellung vom 'Medienereignis', demgegenüber dem Rundfunk eine Pflicht zur Übermittlung erwächst, dem Hörer dagegen die Chance (und Verpflichtung), 'dabeizusein'. Am Beispiel der Sportreportage läßt sich beispielhaft aufzeigen, was solches 'Dabeisein' meinte – es erschließt sich ikonographisch über den Gestus des attentionellen Zuhörens, ein Hörmodell, das leiblich-empathisches Nachvollziehen fordert. Bezeichnenderweise begegnet man dem angespannten, attentionalen Gestus sowohl auf Seiten der Hörenden wie Sprechenden (vgl. Abb. 2 und 3). Gemeinsam ist beiden Bildern Mimik und Körper-tonus der Dargestellten. Die Oberkörper sind nach vorne gebeugt, die Gesichter verraten, wie die gesamte Haltung, Anspannung. Gerade das körperbetonte Moment dieses im übrigen männlich dominierten Rezeptionsmodells steht im Kontrast zu jenem kontemplativen Hören, das Musik zwar mit Emotionen, aber ohne Motionen nachzuvollziehen fordert.

In den von seinen Vermittlungsagenturen geführten Nutznachweisen für das neue Medium spielt das Argument, Radiohören bedeute Anschluß an die Welt, eine prominente Rolle. Es würde zu weit führen, diese Argumentations-



Funkreportage:
Über den Dächern
von Köln

Links:
Dr. Bernhard Ernst

Zeichnung von Suland

¹² Unser Osterwunsch – Aktualität. In: Der Deutsche Rundfunk 1928, H.15, S. 9571.

¹³ Zit. nach Klaus Merten: Aktualität und Publizität. Zur Kritik der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 19 (1973), H.3, S. 217.

strategien, die besonders gegenüber sozial benachteiligten Gruppen oder Hausfrauen aktiviert wurden, eingehender darzustellen. Gerade das Beispiel der Hausfrau zeigt, wie sehr sich eine neue medienindustrielle Öffentlichkeitsform scheinbar paradox mit den Konfigurationen von Privatisierung und Intimisierung verband. Der Rundfunk läßt sich in dieses Modell widerspruchsfrei einordnen: ein Heimmmedium, das Anschluß an die Welt verspricht, eine neue Form von Öffentlichkeit mitbegründet. Dafür steht auch eine Programmentwicklung, die verspricht, den Alltag der Hörer und vor allem Hörerinnen auch mit alltagspraktischem Wissen (wir sprechen heute von Serviceprogrammen) zu begleiten.

Schlußthesen

Der Rundfunk, so meine These, wandelte sich vor allem ab den Jahren 1928/30 zu einem modernen Massenmedium. Damit schlage ich eine Periodisierung vor, die ganz offenbar politische Zäsuren zu ignorieren scheint. Ich möchte sie mit der Veränderung des Dispositivs beziehungsweise seiner Elemente begründen:

- Die Apparate selbst entwickelten zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal zuverlässige Gebrauchswertstandards. Allmählich begann sich ein kalkulierbares Preis-Leistungs-Verhältnis herauszubilden, wenngleich der Erwerb eines Kombinationsgeräts (mit eingebautem Lautsprecher) für die Mehrheit der Bevölkerung immer noch schwierig war. Der technische Standard aber erlaubte es, das Gerät 'mal eben' einzuschalten.
- Es begannen sich Hör- und Nutzungsweisen durchzusetzen, die jene aus Vortragsaal und Konzertsaal entlehnten Rezeptionsweisen ignorierten, das Programm stärker zur Begleitung und Strukturierung des Alltags gebrauchten. Sie lehnten



Die Übertragung irgend eines großen Ereignisses. Guspennas Gesicht: „Lautsprecher ...“ „Ja, ab man dabei mit!“ „Sind VALVO!“ „Danke!“

VALVO - A 4110



die ideale Röhre für Ihr Naganachgerät. Fragen Sie Ihren Radiohändler. Er wird es Ihnen bestätigen.

RADIORÖHRENFABRIK G.M.B.H. HAMBURG
WERK LONSDORF/ROKSTADT 61 HAMBURG 71 NEULANDSTRASSE 101

sich deutlich an erlebnis- und körperorientierte Bedürfnisse wie Sport oder Tanzmusik an.

- Das Programm selbst entwickelte eine Struktur, die wesentlich kleinteiliger angelegt war und in raschem Wechsel zwischen Unterhaltungswünschen, Zielgruppenprogrammen und Informationsaufgaben zu vermitteln wußte. Die alten Blöcke aus Unterhaltungsmusik am Nachmittag, Vortrag am Vorabend, Konzertmusik am Abend wurden dabei aufgebrochen.
- Unter den neuen Sendungsformen kommt der Reportage eine herausragende Bedeutung zu, steht sie doch für das zunehmend entwickelte publizistische Verständnis des Mediums. Nicht mehr das Andere zu Alltag und Leben verspricht der Rundfunk zu geben, sondern er schwingt sich zum Berichterstatter über Alltag und Leben auf, gibt damit vor, die menschliche Wahrnehmungsfähigkeit als stellvertretender Ohrenzeuge raumüberwindend zu erweitern.
- Damit ist eine neue Dialektik von Öffentlichkeit und Privatheit geschaffen, die das Medium nur mehr als Binnengrenze innerhalb der eigenen Lebenswelt wahrnimmt. Medienindustrielle Öffentlichkeit meint in diesem Sinne sowohl jene Öffentlichkeit, die der Rundfunk inszeniert, als auch die Präsenz des Mediums, seine Ubiquität, die heute längst über den privaten Rahmen hinaus gegeben ist. In der Verklammerung des Programms mit lebensweltlichen Routinen, in der Durchmischung von Alltagswahrnehmung und Medienzuwendung findet das Dispositiv Rundfunk seine Vollendung. Daß das Medium selbst dabei übersehen wird, zunehmend absorbiert erscheint im Alltag, ist nur Indiz für seine gelungene Habitualisierung. Die Erscheinung des Rundfunks vollendet sich ganz offenbar in seinem Verschwinden.

UTE BECHDOLF

Musikvideo-Rezeptionen

Überlegungen zu einer feministischen Medien/Geschlechterforschung am Beispiel *Madonna*¹

Völlig zu Recht hat Orvar Löfgren in seinem Vortrag beim letztjährigen Karlsruher Volkskunde-Kongreß darauf hingewiesen, daß Musikvideos im Kontext der anglo-amerikanischen Cultural Studies ein stark überschätztes und quasi überforschtes popukulturelles Phänomen sind. Während die englischsprachige Fachliteratur zur visuell vermittelten Popmusik in den letzten zehn Jahren tatsächlich sprunghaft angestiegen ist (Bernold 1992, Gow 1992), liegen allerdings bislang nur vereinzelte deutschsprachige Untersuchungen zum Thema Musikvideos vor. Diese setzen sich hauptsächlich mit der Ästhetik der Produkte selbst auseinander (dabei spielt die Kategorie Geschlecht nur selten eine Rolle), wohingegen spezifisch empirisch-kulturwissenschaftliche Fragestellungen wie die nach der alltäglichen Nutzung oder nach den unterschiedlichen Rezeptionsweisen von Musikvideos bislang kaum thematisiert wurden.

In Auseinandersetzung mit feministischen Ansätzen in der Medienwissenschaft (Angerer/Dorer 1994, Zoonen 1994) wie auch mit neueren Theorien zur Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit (z.B. Butler 1991) habe ich für meine Dissertation² einige Prämissen für eine kulturwissenschaftliche Medien/Geschlechterforschung aufgestellt, die ich zunächst in einer Kurzfassung skizzieren und in einem zweiten Schritt anhand einer Einzelfallstudie verdeutlichen möchte.³

¹ Dieser Beitrag ist eine stark überarbeitete und gekürzte Fassung eines Aufsatzes, der im Frühjahr 1996 in der Zeitschrift *PopScriptum* (Berlin) erscheinen wird.

² Die empirische Studie mit dem Arbeitstitel „Puzzling Gender: Die Konstruktion von Geschlechterdifferenz im und beim Musikfernsehen“ untersucht die Musikvideo-Rezeption am Beispiel von 18 Jugendlichen.

³ Medien/Geschlechterforschung darf sich allerdings keinesfalls, wie diese Fallstudie nahelegen könnte, auf weibliche Stars, Konstruktionen von Weiblichkeit oder Zuschauerinnen beschränken. Im Hinblick auf mediale Repräsentationen und Re-/Konstruktionen von Männlichkeit besteht großer Forschungsbedarf.

Geschlecht als Konstruktion

1. Die Differenz der Geschlechter ist nicht als natürliche, sondern als kulturell konstruierte zu betrachten. Ein naturhaft gedachter Unterschied zwischen 'männlich' und 'weiblich' kann also nicht (wie beispielsweise in der zunehmend häufiger gestellten Frage nach geschlechtsspezifischen Rezeptionsweisen) die theoretische Vorannahme der Untersuchung bilden. Ging es in der feministischen Medienforschung bisher hauptsächlich um das Problem, welche Auswirkungen Geschlecht auf Produktion, Ästhetik oder Wirkung von Medien hat, so stellt sich die Frage jetzt anders: Wie wird Weiblichkeit, wie wird Männlichkeit medial produziert, und wie werden Machtverhältnisse daraus abgeleitet und legitimiert?
2. Medien nehmen als gesellschaftliche Institutionen von zunehmender Wichtigkeit in diesem komplexen Prozeß kultureller Bedeutungskonstruktion eine besondere Stellung ein – sie sind daher mehr als bloße Repräsentanten des gesellschaftlich dominanten Geschlechtermachtverhältnisses. Teresa de Lauretis (1987) bezeichnet die Medien als "Technologies of Gender", die fortwährend unterschiedliche Sichtweisen auf die Geschlechter erzeugen, disziplinierende wie auch widerständige. Sie eröffnet damit einen Blick auf die Medien als diskursproduzierende Instanzen, in denen die Bedeutung von Geschlecht fortwährend verhandelt wird: in der Produktion, in den Produkten selbst wie auch in der Rezeption, die im Kontext des (zweigeschlechtlich organisierten) Alltags stattfindet.
Es muß folglich darum gehen, die diskursiven und nicht-diskursiven Elemente und Techniken der Medien einerseits und ihrer RezipientInnen andererseits zu untersuchen, die beim Konstruktionsprozeß von Geschlecht und Geschlechterdifferenz eine Rolle spielen: Wie wird das Arrangement der Geschlechter medial produziert und artikuliert, wie wird es angeeignet und reproduziert? Dabei ist es besonders wichtig, die Brüche und Widersprüche aufzudecken, die als Spielräume zur Produktion widerständiger Diskurse taktisch genutzt werden können – in den Medien wie auch in der Rezeption.
3. ZuschauerInnen interpretieren Medienprodukte im Kontext ihres Alltags, vor dem Hintergrund ihres bisherigen Wissens und im Rekurs auf eigene Phantasien, Wünsche und Ängste. Bedeutung ist somit nicht im Produkt an sich schon vorhanden, als ihm innewohnender Bestandteil des medialen Textes fest encodiert, sondern entsteht letztlich erst beim Decodieren der Angebote (Hall 1980). Erst wenn sich reale Subjekte im Akt des Hörens und Sehens aktiv mit den verbalen, akustischen und visuellen Bedeutungsangeboten eines bestimmten Produkts auseinandersetzen, kann von Bedeutung, Sinn, Verstehen oder Wirkung gesprochen werden. Betrachtet man die Rezeption von Musikvideos aus dieser konstruktivistisch orientierten Perspektive, so kann nicht länger von einer einseitigen oder verzerrten Darstellung von Weiblichkeit

und Männlichkeit ausgegangen werden, die auf Seiten der jugendlichen ZuschauerInnen eine Übernahme falscher bzw. reaktionärer Vorstellungen zur Folge hat. Im Zentrum steht stattdessen die Frage, wie Jugendliche die angebotenen kulturellen Konstruktionen, die medial vermittelten Repräsentationen von Geschlecht wahrnehmen und diskutieren, und welche der angebotenen Subjektpositionen sie akzeptieren, umdeuten oder auch verweigern. Die in aktiver Auseinandersetzung mit den medialen Angeboten stattfindenden Aneignungsprozesse und Widerstandspotentiale werfen neues Licht auf die Konstruktion von Geschlechtsidentität, die hier nicht als authentischer Kern, sondern als zentraler Teil eines sich prozeßhaft konstituierenden Identitätskonglomerats verstanden wird.

Zum Beispiel Madonna

Sie schätzt sich selbst als die berühmteste Frau der Welt ein. Tatsächlich hat vor ihr kein anderer Star soviel öffentliches Aufsehen erregt, die Debatten um mediale Kontrolle und Zensur weltweit derart angefacht. Die feministische Kritik ist gespalten: Sieht die eine Seite in Madonnas Darstellungen von Sexualität einen weiteren Beweis für eine frauenfeindliche Pornographisierung der amerikanischen Kultur, werden dieselben Bilder in vielen akademischen Kontexten mittlerweile als Befreiung von starren Geschlechterrollen gehandelt und als kunstvolle Beispiele für eine postmoderne Identitätspolitik bezeichnet.



So charakterisiert die feministische Musikwissenschaftlerin Susan McClary Madonnas Werk folgendermaßen:

“Madonna's art itself repeatedly deconstructs the traditional notion of the unified subject with finite ego boundaries. Her pieces explore – sometimes playfully, sometimes seriously – various ways of constituting identities that refuse stability, that remain fluid, that resist definition.” (McClary 1991: 150)

Madonnas multimediale Inszenierungen, ihre Musik, die Videos, Konzertauftritte und Filme, ihr Fotoband mit dem Titel „Sex“ wie auch die von ihr kontrollierten journalistischen Diskurse, sie alle verweisen auf eine Auflösung bislang fester Identitäten und Identifikationsmöglichkeiten. Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit scheinen bei kaum einer anderen Popmusikerin so disponibel wie bei Madonna, weshalb sie immer wieder auch als prototypischer postmoderner Medienstar bezeichnet wird (Kaplan 1993).

Vor allem ihre Musikvideos⁴ werden immer wieder als herausragende Beispiele für eine postmoderne Identitätspolitik herangezogen – ein beeindruckender Fall von Selbstinszenierung und reflexiver Selbststilisierung. In ihren Clips *Vogue* oder *Justify my Love* (1990) wie auch im Dokumentarfilm *Truth or Dare* (dt. Verleihtitel “In Bed With Madonna”, 1991) wird der Konstruktionscharakter der Starfigur transparent. Dabei wechselt sie nicht nur immer wieder Rollen und Positionen, sondern spielt auch mit Geschlechtsidentität und Sexualität und zeigt durch provozierende Inszenierungen und Kostüme, Handlungsverläufe und Gesten deutlich, daß 'Frausein' für sie eine Serie von Maskeraden und damit nichts als eine grandiose Show ist. Die Offenheit des Textes, eine in vielen Videos strukturell angelegte Polysemie, bewirkt eine besondere Mischung aus Attraktion und Provokation.

Vor allem den Zuschauerinnen bietet Madonna damit eine Vielzahl von Identitäten und Identifikationsmöglichkeiten an, von der lüsternen *femme fatale* zur liebevollen Tochter, von der Retterin eines zu unrecht eingesperrten Schwarzen zur peitschenschwingenden Domina, von der strengen Geschäftsfrau mit Monokel über die Peepshow-Tänzerin zum eigensinnigen Teenager. Sie breitet sich im gesamten Spektrum zwischen den dichotomen Positionen Hure und Heilige aus und führt diese traditionelle Polarisierung dadurch ad absurdum, daß sie die Bedeutungszuweisung dieser einen oder anderen 'Weiblichkeit' immer wieder aufbricht und hinterfragt. Die offerierten Identifikationen können sich sogar innerhalb eines einzigen Videos völlig verlagern, wie in *Express Yourself* (1989): vom reichen Luxusgeschöpf zum angeketteten Lustobjekt, von der kontrollierenden Macho-Frau zur scheinbar unterwürfig kriechenden *catwoman*. Auch in diesem Clip, in dem sie sich explizit an Mädchen und

Frauen wendet⁵, führt sie traditionelle Definitionen von Weiblichkeit vor und dekonstruiert sie sogleich wieder. Die Maskerade, so zahlreiche Medienwissenschaftlerinnen, wird als solche durchschaubar, und damit auch die künstliche Herstellung von Weiblichkeit in all ihren Facetten (z.B. Schwichtenberg 1993).

Fragen der Rezeption

Doch nehmen die Jugendlichen die vielfältigen Identifikationsangebote überhaupt wahr? Was genau sehen die Zuschauerinnen und Zuschauer, wenn sie Madonna-Musikvideos sehen? Wie interpretieren sie diese medialen Repräsentationen von Weiblichkeit (und Männlichkeit), wie bewerten sie ihre je spezifischen Seh-Weisen im Kontext ihrer Lebensgeschichte und ihres eigenen Alltags? Gibt ihnen die Musikerin tatsächlich eine neue Freiheit mit auf den Weg in die pluralen Lebensstile, ins postmoderne Zeitalter der eigenständigen Identitätsfabrikationen, in denen 'Weiblichkeit' nur noch ein Konstruktionselement unter vielen ist – und damit austauschbar oder gar vermeidbar? Erste Ergebnisse meiner „empathisch-interpretativ“ (Rogge/Jensen 1988) ausgerichteten Studie veranschaulichen die Rezeptionsprozesse, in denen Zweigeschlechtlichkeit diskursiv hergestellt wird.

Musikvideos sind zwar nur ein kleines Mosaiksteinchen in diesem kulturellen Prozeß, doch für Jugendliche spielen die Identitätsvorschläge und Identifikationsangebote der Popkultur eine zentrale Rolle. Weniger aufgrund körperlicher Veränderungen in der Pubertät, sondern vor allem im Kontext gesellschaftlicher Umgangsweisen mit dem Phänomen der Heranwachsenden müssen sich Jungen und Mädchen ab einem gewissen Alter verstärkt mit den Fragen der Geschlechtsidentität auseinandersetzen: Wer bin ich? Was sind die Anforderungen an eine Frau? Wie muß ich als Mann sein? Was ist Sexualität?

Madonna-Liebe

Wie die meisten anderen Interviewpartnerinnen⁶ äußert auch die 19jährige Helena im Verlauf des Gesprächs irgendwann Vorbehalte gegenüber Madonnas Auffassung von Weiblichkeit und Sexualität, doch zunächst versucht sie mir zu erklären, warum sie seit Jahren ein treuer Madonna-Fan ist:

⁴ Obwohl Musikvideo-Profis wie Mary Lambert, David Fincher und Jean-Baptiste Mondino für die Regie verantwortlich zeichnen, kontrolliert Madonna den gesamten Produktionsprozeß.

⁵ Bevor der Song beginnt, ruft Madonna ihren Zuschauerinnen zu: “Come on girls, do you believe in love? Because I have something to say about it, and it goes something like this.”

⁶ Beide Interviews mit Helena (der Name wurde von ihr selbst gewählt) hatten eine Länge von drei Stunden und wurden im Sommer 1993 und Frühjahr 1994 geführt.

„Früher hab ich das gottesarg gemocht und wenn ich was von ihr gehört hab, dann war ich richtig aufgeregt. ... Die Musik hat mich fasziniert, die Musik und ihr Auftreten. Und auch grade die Musikvideos mit dazu, weißte, so wie sie war, einfach die Ausstrahlung, die ganze Ausstrahlung, weißte.“

Madonna hat für Helena eine ganz besondere Bedeutung. Die junge Frau, die mindestens zehn Alben mit Madonna-Fotos vollgeklebt hat, erlebt ihren Lieblingsstar als konkrete emotionale Unterstützung. In ihrer eigenen Lebensgeschichte ist die schlimmste Zeit wohl vorbei – nach Gewalterfahrungen in der Familie riß sie aus und lebte vier Jahre im Heim – doch auch jetzt, in der eigenen Wohnung, verläßt sie sich auf die beruhigende Wirkung von Musik, die sie ständig hört. Was früher Madonna-Kassetten waren, leistet heute MTV: Der Fernseher läuft bei ihr tatsächlich Tag und Nacht. Denn wenn es still wird, fühlt sie sich einsam, bekommt Angst und kann nicht schlafen. Weil sie keine richtigen Freunde hat, macht sie Madonna zu einer zentralen Bezugsperson, zu einer imaginären Freundin, die ihr jede Menge Ausdrucks- und Stilisierungsmöglichkeiten zeigt. In Form von Bildern eignet sie sich verschiedene Spielarten von Weiblichkeit an, allerdings nur als Imaginationen, nicht aber als real lebbare Ideal- oder Vor-Bilder.⁷

Auf dem Hintergrund ihrer Biographie sind auch ihre Aussagen zu Madonnas Sexualität zu interpretieren:

„Ja, und die frühere hab ich mehr gemocht als die jetzige. Jetzt ist sie so –, zeigt sie ihren Sex mehr so offen, so, aber nicht nur offen, sondern so mehr, so, als ob sie sagen würde: was ich jetzt mache, das müßt ihr auch machen! So direkt, so gezielt macht sie das. ... Das ist schon pervers, was sie manchmal macht. ... Das mag ich echt nicht so arg. Aber trotzdem, weißte, sammle ich trotzdem Bilder von ihr. ... Ich habe auch Nacktphotos von ihr.“

Die von ihr früher erlebte erotische Anziehungskraft Madonnas hat für Helena deutlich nachgelassen, seit sie sich von ihrem Lieblingsstar zu bestimmten sexuellen Handlungen aufgefordert sieht. Während sie sich bei der Beschäftigung mit ihren gesammelten Nacktphotos wohl fühlt, weil sie dabei sozusagen mit Madonna allein sein kann, sie bezeichnet das als „meine innere Freude“, kommen in den expliziteren Videobildern weitere Agierende, vor allem Männer, hinzu. Bei den sich bewegenden Körpern in den Videos steht für Helena nicht mehr das vorher gerühmte „unheimliche Wandlungsvermögen“ des Stars, Madonnas Offenheit, im Zentrum, sondern sie kritisiert im Gegenteil die Einseitigkeit der dargestellten Sexualität, die für sie jetzt

⁷ Ihre Sammelpraxis ist differenziert: Alle Bilder erhalten eine Unterschrift aus Jahreszahlen, Songtiteln oder persönlichen Kommentaren. Wenn sie entdeckt, daß sie das soeben säuberlich ausgeschnittene Foto schon besitzt, vergleicht sie Druckqualität und Größe der beiden Aufnahmen und entscheidet sich, das bessere zu behalten. Falls sich das bereits eingeklebte Bild als das schlechtere herausstellt, streicht sie es durch und legt das neue dazu. Manchmal klebt sie auch Fotos in einer neuen, ihr sinnvoller erscheinenden Reihenfolge um.

eingeschränkte Interpretationsmöglichkeit, die Festlegung auf eine bestimmte Praxis, auf ein bestimmtes Bild von Weiblichkeit als sexuell aktiv und dominant. Da Mädchen immer wieder auf der Suche nach normativen Vorbildern sind, die sich von der Mutter unterscheiden, liegt hier eine paradoxe Situation vor: Madonna, die eben gerade keine normativen Repräsentationen von Weiblichkeit anbieten will, kann in einem solchen Zusammenhang als sexuell aktive Frau zu einer bedrohlichen Norm werden. Obwohl – wie Helena selbst weiß – andere Bedeutungszuweisungen denkbar wären, bleiben sie ihr hier aufgrund ihrer persönlichen Sichtweise verschlossen. Ein Grund dafür könnte sein, daß unangenehme Erinnerungen aufsteigen, die sie verdrängen muß, um sich zu schützen.

Auch in der Gesamtbeurteilung sind es für Helena keineswegs die wechselnden Identitäten des Popstars, die für sie den großen Reiz ausmachen, sondern gerade im Gegenteil: die Tatsache, daß Madonna trotz ihrer Wandlungsfähigkeit immer Madonna bleibt. Denn damit ist indirekt gesichert, daß auch Helena immer Helena bleibt, trotz der gewaltvollen Katastrophen, trotz der großen Einsamkeit. Die Vielfalt scheint hier überfordernd zu wirken, die Pluralisierung wird als Verunsicherung erlebt. Im letzten Teil des Interviews geht sie nochmals auf Madonna ein:

„Also ich glaub' nicht, daß die immer froh ist. Sie zeigt es nicht, sie zeigt, daß sie die Männer beherrschen kann. ... Ich glaub' es einfach nicht, daß sie nicht auch verletztlich sein kann. ... Ich glaub' schon, daß sie lebensfroh ist, ja. Aber ich glaub' auch, daß sie ganz arg Probleme hat. Also ich hab gelesen, daß sie Schlafstörungen hat. Und sie hat auch einen Mann gehabt, und ... die haben sehr viel gestritten, und der hat sie zuletzt auch geschlagen und so. ... Und ich, also zur Zeit denke ich, die ist schon einsam, ne. Weil grad in der letzten Zeit wird sie auch verrissen. ... Nicht jeder mag Madonna.“

Nur selten lassen sich die Projektionen eigener Schwierigkeiten, Ängste und Wünsche auf eine Starfigur im Detail rekonstruieren wie bei diesem Beispiel extremer Madonnaliebe. Im Gespräch mit mir kommt Helena nach vielen anderen Hinweisen erst ganz am Ende auf den Aspekt von Madonna zu sprechen, der ihr in dieser Interviewsituation am wichtigsten erscheint: die ungeliebte Frau als Opfer von Gewalt und Vernachlässigung. Da ihr die Videos selbst wenig Anhaltspunkte für diese Projektionen bieten, imaginiert sie für diesen Zweck eine reale, private Madonna, mit der sie sich in diesem Augenblick identisch fühlen kann. Ihre Auswahl aus der Vielfalt der angebotenen Weiblichkeiten ist die Identifikation mit der Opferrolle.

Identitätskonstruktionen

Unter Einbeziehung anderer Interview-Interpretationen möchte ich abschließend einige Thesen zusammenfassen:

- Weiblichkeit wird (wie Männlichkeit auch) von Jugendlichen in Auseinandersetzung mit Musikvideos hergestellt: ein interaktiver Prozeß, der besonders in der Adoleszenz eine wichtige Rolle dabei spielt, Geschlechtsidentitäten als Dichotomien zu rekonstruieren, die *gendered culture* immer wieder neu herzustellen.
- Sexualität spielt dabei eine große Rolle. Weil in den bisherigen Repräsentationen von Weiblichkeit aktive, genußvolle Sexualität ausgeschlossen bzw. negativ bewertet ist, werden Madonnas Grenzüberschreitungen heftig diskutiert und müssen von den Jugendlichen vor dem je eigenen Hintergrund verhandelt werden. Das Beispiel zeigt, wie schwierig das im Einzelfall sein kann: Helena versucht die Sexualität Madonnas in Form von Nacktphotos zu besitzen, die Erotik hält sie durch die bildliche Fixierung auf Distanz. Sobald für sie eine Bedrohung in Form von gelebter Sexualität spürbar wird, blendet sie trotz der starken affektiven Bindung zentrale Aspekte aus. Selbstverständlich machen es auch heute noch viele Madonna-Fans ganz anders und feiern ihre multimedialen Innovationen und Provokationen hingebungsvoll (Turner 1993).
- Musikvideos liefern Jugendlichen die Identitätsangebote, die sie für ihre subjektiven Konstruktionen von Geschlechtsidentität brauchen. Auch wenn der Fluß von MTV als postmoderne Oberflächenunterhaltung, als vorbeirauschende Simulation und Stimulation ohne tieferen Sinn betrachtet werden kann – für viele jugendliche RezipientInnen sind Musikvideos von größerer Bedeutung, weil sie zahlreiche Anlässe und Modelle für die Identitätsarbeit darstellen, alte Normen hinterfragen und dabei neue anbieten.
- Diese Identitätsarbeit anhand von Musikvideos ist als ein komplexer alltäglicher Prozeß zu sehen, in dem einerseits die dominante Geschlechterideologie rekonstruiert wird, andererseits aber auch ein utopischer Freiraum mit Möglichkeiten für emanzipatorische Selbstkonstruktionen eröffnet wird, unter bestimmten Vorzeichen auch in einem spielerischen Umgang mit Geschlechtsidentitäten.
- Madonnas Videos bieten zwar insbesondere den Zuschauerinnen eine größere Palette von zum Teil widersprüchlichen Weiblichkeiten an und fordern dadurch aktive und immer subjektive Konstruktions- und Kombinationsweisen von Geschlechtsidentitäten heraus. Doch diese müssen nicht zwangsläufig subversiv sein, sondern können, wie gezeigt, auch traditionelle Ideologien bestätigen.

- Überdies sind IdentitätskünstlerInnen wie Madonna eine große Ausnahme und eine überholte noch dazu: mag sie bei AkademikerInnen auch noch so 'hip' sein, bei vielen Jugendlichen ist Madonna inzwischen 'mega-out'. Die kulturwissenschaftliche Forschung kann diesen Rückstand nie vollständig aufholen. Im Augenblick besteht die tägliche MTV- und VIVA-Kost hauptsächlich aus Produktionen, die die klassischen Konventionen unhinterfragt reproduzieren. Doch was sich die Jugendlichen in Auseinandersetzung mit Madonna angeeignet haben, wird ihnen beim Popfernsehen auch weiterhin von Nutzen sein, denn "identity", so Stuart Hall, "is one of the most slippery of the sliding customers" (Hall 1992: 9). Daher werden Jungen und Mädchen, junge Frauen und Männer die Angebote aus der Popkultur auch weiterhin zur Stabilisierung und Zentrierung in einer unübersichtlichen Welt nutzen.

Literatur

- ALTROGGE, Michael (1990). „Wohin mit all den Zeichen oder Was hat Madonna mit dem Papst und Pepsi Cola zu tun?“ In: Zweites Film- und Fernsehwissenschaftliches Kolloquium / Berlin '89. Hg. Hans J. Wulff in Zusammenarbeit mit Norbert Grob und Karl Prümm. Münster: MAKs Publikationen, 221-234.
- ANG, Ien and Joke HERMES (1994). "Gender and/in Media Consumption." In: Gender und Medien. Theoretische Ansätze, Empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung. Hg. Marie-Luise Angerer und Johanna Dorer. Wien: Braumüller, 114-133.
- BAUSINGER, Hermann (1984). „Alltag, Technik, Medien.“ In: Sprache im technischen Zeitalter 89 (Jan./März): 60-70.
- BERNOLD, Monika (1992). „Let's Talk About Clips'. Feministische Analysen von MTV. Ein Blick auf die anglo-amerikanische Diskussion.“ In: Medien Journal 16.3: 133-139.
- BRADBY, Barbara (1992). „Like a Virgin Mother? Materialism and Maternalism in the Songs of Madonna.“ In: Cultural Studies 6.1 (Jan.): 74-96.
- BROWN, Jane D. and Laurie SCHULZE (1990). "The Effects of Race, Gender, and Fandom on Audience Interpretations of Madonna's Music Videos." In: Journal of Communication 40.2 (Spring): 88-102.
- BUTLER, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- CURRY, Ramona (1990). "Madonna from Marilyn to Marlene - Pastiche and/or Parody?" In: Journal of Film and Video 42.2 (Summer): 15-30.
- GOW, Joe (1992). Making Sense of Music Video. Research During the Inaugural Decade. In: Journal of American Culture 15.3 (Fall): 35-43.
- GRIGAT, Nicolăa (1995). Madonnabilder. Dekonstruktive Ästhetik in den Videobildern Madonnas. Frankfurt/M.: Lang.
- HALL, Stuart (1980). "Encoding/Decoding." In: Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies, 1972-79. Ed. Stuart Hall et al. London: Hutchinson, 128-138.

- HALL, Stuart (1992). "Stitching Yourself in Place." In: *Nothing Bloody Stands Still*. Ed. Geke van Dijk, Karel Koch and Mark Schoondorp. Amsterdam: Amsterdam Cultural Studies Foundation, 4-13.
- KAPLAN, E. Ann (1993). "Madonna Politics. Perversion, Repression, or Subversion? Or Masks and/as Mastery." In: *The Madonna Connection. Representational Politics, Subcultural Identities, and Cultural Theory*. Ed. Cathy Schwichtenberg. Boulder, CO: Westview Press, 149-165.
- LAURETIS, Teresa de (1987). *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film and Fiction*. Bloomington: Indiana Univ. Press.
- LEWIS, Lisa A. (1990). *Gender Politics and MTV. Voicing the Difference*. Philadelphia: Temple Univ. Press.
- MCCLARY, Susan (1991). "Living to Tell. Madonna's Resurrection of the Fleshly." In: *Feminine Endings. Music, Gender, and Sexuality*. Minneapolis: Univ. of Minnesota Press, 148-166.
- RÖSING, Helmut (1992). „Musik als Lebenshilfe? Funktionen und Alltagskontexte.“ In: *Unter dem Musikteppich. Die Musiken der Alltagskulturen*. Hohenheimer Medientage 1990. Hrsg. von Hermann-Josef Schmitz und Hella Trompert. Stuttgart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 17-39.
- ROGGE, Jan-Uwe and Klaus JENSEN (1988). "Everyday Life and Television in West Germany. An Empathic-Interpretive Perspective on the Family as a System." In: *World Families Watch Television*. Ed. James Lull. Newbury Park, CA: Sage, 80-115.
- SCHWICHTEBERG, Cathy (1993). "Madonna's Postmodern Feminism. Bringing the Margins to the Center." In: *The Madonna Connection. Representational Politics, Subcultural Identities, and Cultural Theory*. Ed. Cathy Schwichtenberg. Boulder, CO: Westview Press, 129-145.
- TURNER, Kay, ed. (1993). *I Dream of Madonna. Women's Dreams of the Goddess of Pop*. San Francisco: Collins.

ANKE BAHL, STEFAN BECK

Technogene Nähe

Handlungsbedingungen und -optionen computermediiertter Kommunikation

Im Sonderheft Merkur 1993 versuchten Karl Heinz BOHRER und Kurt SCHEEL sich und andere zu beruhigen: Unter dem Titel „Medien. Neu?“¹ präsentierten sie sich als „gebildete Verächter“² des Diskurses um die computertechnologischen Versprechungen wie Cyberspace, Virtualität etc. Sähe man von solchen „Science-Fiction-Vorstellungen“ ab, dann verberge sich hinter dem Stichwort *neue Medien* „wenig mehr als Fernsehen.“³ Diese intellektuelle Gelassenheit gegenüber technologischen Transformationen teilen wir nicht – im Gegenteil: Wir möchten im folgenden zeigen, daß Phänomenen wie computermediiertter Kommunikation oder Kooperation analytisch nicht mit Theorien beizukommen ist, die dem Paradigma der Massenkommunikation oder Debatten um den kulturindustriellen Komplex verpflichtet bleiben. Wir unterscheiden damit klassische Broadcast-Medien – wie Radio oder Fernsehen – von interaktiven, computergestützten Kommunikationsmedien, die die traditionelle Asymmetrie zwischen wenigen Sendern und vielen Empfängern radikal transformieren. Zudem ermöglichen computerbasierte Kommunikations- und Interaktionsmedien neben fern-sehen und -hören auch fern-handeln und eine interaktive Fern-Anwesenheit – ein nicht minder wichtiger Unterschied, den es wissenschaftlich in den Blick zu nehmen gilt.

Grenzgeschichten

Im folgenden sollen an konkreten Beispielen einige Aspekte der neuen Bedingungen und Optionen computerbasierter Kommunikationsmittel angerissen werden, die ihren Nutzern zwar hergebrachte Arten des Hörens und Sehens nicht vergehen lassen, doch

¹ BOHRER, Karl Heinz, Kurt SCHEEL (Hg.): *Medien. Neu? Über Macht, Ästhetik, Fernsehen*. Merkur-Sonderheft 9/10, 47. Jg., Sept./Okt. 1993 (hier: Einleitung, S. 745-747).

² BOLZ, Norbert: Wer hat Angst vorm Cyberspace? Eine kleine Apologie für gebildete Verächter. In: *Medien. Neu? Über Macht, Ästhetik, Fernsehen*. Merkur-Sonderheft 9/10, 47. Jg., Sept./Okt. 1993, S. 897-904.

³ BOHRER/SCHEEL, Einleitung, S. 746.

ihnen durchaus neue Geistesgegenwarten, neue kulturelle Fähig- und Fertigkeiten abverlangen.

Connected: Anonymität, Intimität und „instantane“ Kommunikation

Eine technisch sehr einfache Kommunikationsart in Computernetzwerken wird über sogenannte chat-channels ermöglicht. Hierbei wird vom Heim-PC via Modem eine Verbindung zu einem Computer hergestellt, der alle auf der Tastatur eingegebenen Nachrichten an alle gleichzeitig „eingeloggten“ Teilnehmer weiterleitet und auf ihrem Bildschirm darstellt; ergänzend ist es möglich, sich mit einem einzelnen Teilnehmer in einem „privat-Modus“ zu unterhalten, ein Modus, in dem die übrigen Teilnehmer der Diskussion nicht „zusehen“ können. Zur Identifikation der Nachrichten wird hierbei ein Name verwendet, den der jeweilige Nutzer frei wählen kann; da alle anderen Persönlichkeitsmerkmale der Teilnehmer solcher Kommunikationen „unsichtbar“ bleiben, kommt diesen Namen eine zentrale Identifikationsfunktion zu. Diese Namen sind oft der Fantasy oder Science Fiction-Literatur entnommen wie etwa „Monster Slayer“, „Lucy in the Sky“ oder „Fast Talker“. Diese auch „handles“ genannten Namen sollten prägnant, unverwechselbar und „interessant“ sein, um als attraktiver Gesprächspartner erkennbar zu sein. Es ist durchaus gängig, daß sich Nutzer mehrere Namen zulegen und damit völlig unterschiedliche, teilweise charakterlich gegensätzliche „on-line-Personen“ generieren. Daß diese spezifischen Kommunikationsbedingungen grundsätzliche Fragen nach Anonymität, Intimität, kommunikativem Vertrauen und Authentizität aufwerfen, kann an einem frühen, inzwischen berühmten – weil vieldiskutierten – Fall einer „on-line-Geschlechtsumwandlung“ verdeutlicht werden.

1982 nahm der New Yorker Psychiater Sanford LEWIN erstmals an Diskussionen in einem lokalen chat-channel teil; als Namen hatte er „Shrink Inc.“ (=Psychiater GmbH) gewählt. Bei diesen Gesprächen wurde er bald darauf aufmerksam, daß ihn einzelne Teilnehmer insbesondere bei Kommunikationen im privat-Modus für einen weiblichen Psychiater hielten – sein gewählter Name ließ diese Interpretation durchaus zu. In einem Interview mit Allucquère Rosanne STONE – einer US-amerikanischen Anthropologin, die zu diesem und ähnlich gelagerten Fällen umfangreiche Studien durchführte – gab er später zu Protokoll, daß er in diesen Gesprächen vollkommen überrascht war, daß er „als Frau“ mit anderen Frauen auf eine völlig neue und für ihn interessante Form kommunizieren konnte.⁴ Dieser Wegfall von Kommunikationsbarrieren regte seine private und professionelle Neugier an, und er beschloß, einen Frauencharakter zu generieren, den er künftig im Netz „spielen“ wollte. Dieser

⁴ STONE, Allucquère Rosanne (1993): Violation and Virtuality. Two Cases of physical and psychological boundary transgression and their implications. ftp: actlab.rtf.utexas.edu/stone.violation-&-virtuality, S. 16.

Versuch war bereits nach kurzer Zeit ein voller Erfolg: Unter dem Namen „Quiet Lady“ loggte er sich in den chat-channel ein und ließ in den folgenden Wochen in den Diskussionen eine komplexe Person hinter dem Namen entstehen – eine 29jährige, nach einem Unfall gelähmte, im Gesicht entstellte und stumm-gewordene Neuropsychologin, die die schwere Krise nach ihrem Unfall gerade zu überwinden begann. „Quiet Lady“ gründete ein Diskussionsforum für Frauen auf dem Netz und führte lange, private Gespräche mit einzelnen Teilnehmerinnen, in denen sie zahlreiche hilfreiche und unterstützende Ratschläge gab. Darüber hinaus beteiligte sie sich an der Demaskierung von Männern, die sich als Frauen an den Diskussionen beteiligen wollten.

LEWIN genoß sein Doppelleben, die geknüpften Kontakte und die von ihm vertretene Rolle der weisen Ratgeberin waren für den „im wirklichen Leben“ eher scheuen Mann ein wichtiger Bestandteil seines Lebens geworden. Der große Erfolg seiner on-line-Person, das große Vertrauen, das seine Gesprächspartnerinnen ihr entgegenbrachten, vor allem aber ihre insistierenden Bitten, sie doch einmal „face-to-face“ treffen zu können, machten ihren Erfinder jedoch auch zunehmend nervös – das Täuschungsmanöver drohte aufzufliegen. Sanford Lewin entschloß sich daher, Quiet Lady on-line „abzuschalten“, indem er ihren off-line Tod inszenierte. Er ließ Quiet Lady an einer tödlichen Infektion erkranken. Die Reaktionen waren überwältigend: Die Teilnehmer des Diskussionsforums boten medizinischen Rat an, schickten Genesungskarten und Blumensträuße etc. Diese heftigen Reaktionen bewirkten wirklich eine „Besserung“: LEWIN ließ Quiet Lady wieder gesund werden. Allerdings war es gerade diese Krankheit, die das Interesse an der wirklichen Person hinter dem on-line-Charakter wachsen ließ, und einige Monate später wurde LEWIN unter großer Empörung enttarnt.

Die überwiegende Mehrheit der Gesprächspartnerinnen sahen in LEWINs Doppelspiel Verrat und Betrug; obwohl – oder gerade weil – er/sie immer wieder auf die Problematik unsicherer Identitäten in der Netzkommunikation hingewiesen und davor gewarnt hatte, zuviel intime Informationen preiszugeben, war die Empörung über sein Verhalten groß. Die Computer-Hacker und jungen Software-Entwickler dagegen, die Allucquère STONE in ihrer Studie befragte, konnten über diesen Fall nur milde lächeln – sie waren sich nur zu klar darüber, daß es eines Lernprozesses bedarf, um zu erkennen, daß soziale Regeln nicht von der realen Welt auf die virtuelle übertragen werden können. Neben Problemen eher moralischer oder normativer Art – Fragen etwa nach kommunikativem Vertrauen, dem Schutz von Intimität etc. – verweist dieser Fall auch auf ganz grundsätzliche Probleme: auf den Wegfall eines gemeinsamen und damit für die Kommunikationspartner transparenten sozialen Kontextes in Interaktionssituationen und vor allem auf das Verschwinden des Körpers als Referenz

für Authentizität und Identität eines Gesprächspartners unter diesen Kommunikationsbedingungen.⁵

Computernetze stellen jedoch nicht nur einen elektronischen Zusatzraum für Expressivität und (Identitäts-)Experimente zur Verfügung, sondern auch einen virtuellen Raum für reale Gemeinsamkeit. Im Netz hat schon so manche Liebesgeschichte ihren Anfang genommen, und mit seiner Hilfe wird Ferne überbrückt und Nähe gefunden. Neben Parkbänken werden in der informationstechnologischen Moderne Rechenzentren zu romantischen Orten – so etwa das Tübinger Rechenzentrum, wo Anke Bahl im Rahmen einer Feldforschung die Liebesgeschichte eines deutschen Studenten und seiner Freundin in den USA näher mitverfolgen konnte: Wann immer es geht, besuchen sie einander, aber in den langen Zeiten der Trennung kommunizieren sie mehrmals die Woche über E-Mail und "talken" einige Stunden über das internationale Datennetz – was auf dem Tübinger Rechner geschrieben wird, erscheint zeitgleich auf dem Monitor in den USA und umgekehrt. Dieses deutsch-amerikanische Pärchen illustriert, wie die von David Harvey als eine der Globalisierungsfolgen bezeichnete "time-space-compression" sich im Alltag der Nutzer manifestieren kann. Die beiden verabreden sich im virtuellen Raum des Netzes und verbringen trotz räumlicher Distanz und Zeitverschiebung über das Interface gemeinsame Zeit miteinander.

Die neuen Möglichkeiten zur „instantanen“ Kommunikation erfordern jedoch auch neue Geistesgegenwart, so etwa im Umgang mit Softwareprogrammen, die das Schreiben und Empfangen elektronischer Post ermöglichen. Solche „Mail“-Programme beschleunigen den Austausch von Nachrichten nicht nur dadurch, daß ein Brief in Sekunden beim Adressaten vorliegt, sondern erleichtern durch eine Reihe von Befehlen auch die Bearbeitung der Post: Die meisten Programme verfügen über einen Forward- bzw. Weitersendebefehl, mit dem sich eine schon empfangene Nachricht quasi mit einem Tastendruck kopieren und an einen weiteren Empfänger senden läßt – und auch das Beantworten von Post geht einfacher vor sich als bei regulärer Post. Diese technisch hergestellte Chance zu einem schnelleren Austausch von Korrespondenz wurde im Rahmen der "Netiquette" – dem Benimmkodex des Internet – zur moralischen Pflicht: Der Gute Ton im Netz verpflichtet die Teilnehmer, postwendend auf eingegangene Mail zu reagieren. Es ist diese durch Soft- und Hardware hergestellte Materialität der Kommunikation – Nachrichtenaustausch ohne Zeitverlust, erleichterte Bearbeitung, die Antwort wird sofort nach dem Lesen der Mail am gleichen Bildschirm verfaßt – die einen neuartigen kommunikativen Stil erfordert.

⁵ Vgl. zu ganz ähnlichen Problemen virtueller Identität und Integrität den exemplarischen Fall einer virtuellen Vergewaltigung in einer MOO-Umgebung: DIBBELL, Julian: A Rape in Cyberspace. In: Village Voice, December 21, 1993, S. 36–42; zum gleichen Fall vgl. QUITNER, Josh: Johnny Manhattan meets the Furry Muckers. Why playing in MUDs is becoming the addiction of the 90s. In: WIRED, 2.03, March 1994, S. 92–97 u. S. 138.

E-Mail als „sozio-technisches System“ von technologischen Gebrauchsanweisungen und sozial-kulturellen Gebrauchsanforderungen ist im Schnittpunkt zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation angesiedelt: Die hier möglichen und auch geforderten spontanen Reaktionen und die impulsive Wortwahl waren bislang vor allem Charakteristika der mündlichen Kommunikation, wobei die synchrone Kommunikationssituation durch Angesichtigkeit oder Intonation der Stimme am Telefon immer noch ein unmittelbares Reagieren und Vermeiden von Mißverständnissen ermöglicht. Die bisher übliche schriftliche Kommunikation dagegen legte einem bei der Bearbeitung von Post noch einige Hürden in den Weg (Briefumschlag, Adressierung, Frankierung, Gang zum Briefkasten, bzw. bei Weiterleitung auch zum Kopierer etc., Beförderung), so daß Denkpausen im traditionellen sozio-technischen System der Post zwangsläufig vorgeschrieben waren. E-Mail dagegen läßt viel weniger Zeit zur Verarbeitung der Eindrücke, nimmt einerseits Hemmungen, wirkt aber andererseits nüchterner und bewirkt so eine Beschleunigung der Ereignisse, zu deren Bewältigung die Nutzer erst Strategien entwickeln müssen.

Anonyme Kommunikation und Kooperation

Eine solche Veränderung der Materialität der Kommunikation kann auch in formalisierteren Diskurssystemen beobachtet werden: Auch im Wissenschaftssystem zeichnet sich der Wegfall einer Referenz ab – die Gegenständlichkeit von Texten in Form von Büchern oder Zeitschriften. Zur Debatte steht, was es für Autoren, Verlage, Leser und insbesondere für die Wissenschaft als Institution bedeutet, wenn Texte nicht mehr schwarz auf weiß, sondern elektronisch im Internet publiziert werden. Die Vorteile einer solchen Veröffentlichungsweise liegen auf der Hand: Sobald die Publikationsdatei auf einem ans Internet angeschlossenen Computer gespeichert wurde, kann sie weltweit eingesehen, kopiert und ausgedruckt werden; es entfallen die zeitraubende und teure Herstellung gebundener Bücher, Liefer- und Transportzeiten, die oft frustrierende Nachricht „zur Zeit leider vergriffen“. Für Autor und Leser ist eine solche Publikationsweise mit einem enormen Zeitgewinn verbunden und für den Autor weitgehend frei von Kosten – aber eben auch frei von Einkünften. Der Copyright-Vorbehalt traditioneller Texte ist notwendig außer Kraft gesetzt: Damit der Text überhaupt gelesen werden kann, muß er zuvor auf den Computer des Lesers kopiert worden sein.

Das Internet kann mit einem globalen Schwarzen Brett verglichen werden, ein demokratisches, hierarchiefreies und anonymes Medium, an das prinzipiell jeder, der über die notwendige technische Ausstattung und das Bedienungswissen verfügt, Mitteilungen heften kann. Wie bei einem Schwarzen Brett befinden sich hier neben nützlichen Texten und Informationen auch solche zweifelhafter Qualität, Pamphlete, Polemiken, Lügen, Desinformationen etc. Nicht nur die schiere Masse der Texte auf dieser globalen Graffitiwand stellt ein Problem dar – Mark POSTER spricht zutreffend

von einer "explosion of narrativity"⁶ –, sondern auch das Fehlen jeglicher Beurteilungshilfen bezüglich der Qualität der Artikel. Fraglich ist zudem die Identität des Autors hinter dem Text: Ein mit „Pierre Bourdieu“ unterzeichneter elektronischer Text kann durchaus von Erika Mustermann geschrieben worden sein.

Entscheidend ist dabei, daß die in der Moderne für solche anonymen Kommunikationsarten entwickelten Verfahren der Verlässlichkeitsproduktion tendenziell außer Kraft gesetzt werden. Bislang garantierte ein renommierter Verlagsname oder Zeitschriftentitel, daß die Texte zwischen den Einbanddeckeln ernstzunehmende Produkte etwa des Wissenschaftsbetriebs waren. Im traditionellen Publikationsverfahren mit ihren Lektoraten, Redaktionen, wissenschaftlichen Beiräten, Korrekturfahnen und schließlich unverrückbar schwarz auf weiß gedruckten Seiten war nicht nur die Unveränderbarkeit des Textes sichergestellt, sondern auch die Qualität der Texte und Identität des Autors bezeugt.⁷ Unter elektronischen Bedingungen entfällt dieser Zusicherungsrahmen. Auch die Texte selbst werden instabil: Sie können von den Autoren jederzeit verändert werden – viele Texte weisen so wie Softwareprogramme „Versions-Nummern“ auf. Aber auch die Leser können die Dateien, wenn sie sie kopiert haben, jederzeit verändern und wieder in das Netz einspeisen.⁸

Weiter kann beobachtet werden, daß anonyme Kommunikationsformen, wie sie in der Moderne für hochgradig arbeitsteilige Systeme wie etwa die Wissenschaft entwickelt wurden, auf Alltagskommunikationen ausgedehnt werden. Howard RHEINGOLD feiert etwa in seinem Buch „Virtuelle Gemeinschaften“ die Chance für Eltern, sich über spezielle Erziehungsprobleme in textbasierten Diskussionsforen mit interessierten Eltern und/oder Experten austauschen zu können. Was bislang in angesichtigen und koprasentierten Elterngruppen debattiert wurde oder zufällig mit Nachbarn beim Bäcker angesprochen werden konnte, findet jetzt in formalisierten und intentional gebildeten, anonymen Gruppen durch Austausch von Texten statt, wobei sich die Teilnehmer nicht mehr aus lokalen Zusammenhängen kennen. Natürlich bestehen direkte Interaktions- und Kommunikationsformen weiter, sie werden jedoch in ihrer alltagsweltlichen Bedeutung verändert. Was RHEINGOLD als bestechenden Vorteil solcher Kooperationsformen ansieht, die Identität und *Homogenität von Interessen*

und *Sichtweisen* der Teilnehmer,⁹ könnte jedoch auch zu einem weiteren Zerfall klassischer Öffentlichkeit beitragen: weder muß die Wohnung verlassen werden, um solche Diskussionen führen zu können, noch brauchen sich die Teilnehmer solcher, durch Interessenhomogenität charakterisierter „virtueller Gemeinschaften“ mit fremden Sichtweisen und Reaktionen auseinanderzusetzen.

Für den autoritätsbasierten Wissenschaftsbetrieb dagegen wirkt sich nachteilig aus, was von vielen Nutzern als revolutionäre Errungenschaft gefeiert wird: Dezentrale Computernetze wie das Internet sind konstruktionsbedingt autoritätsfeindlich. Die nicht-hierarchische Struktur dieser Netze ist das Gegenbild zum Panoptikon, dem von FOUCAULT beschriebenen Disziplinierungsinstrument der frühen Moderne: Die Errichtung einer zentralen Kontrollinstanz ist technisch unmöglich, und da das Netz weltumspannend ist, können lokale oder nationale Versuche leicht umgangen werden, etwa mit rechtlichen oder technischen Vorkehrungen die Nutzung zu steuern oder Inhalte zu zensieren.

Schlaglichtartig wird dies etwa an den immer wieder gescheiterten Versuchen der Universitäten deutlich, den Zugriff der Studierenden und Universitätsangestellten auf pornographische Texte oder Bilder über Computernetze zu verhindern. So sperrte etwa die Verwaltung der amerikanischen Universität Carnegie Mellon Teile des internationalen Nachrichtensystems des Internet – die sogenannten news-groups –, die einen potentiell sexistischen Inhalt hatten.¹⁰ Doch solche Zensurmaßnahmen können leicht umgangen werden: Wenn die Daten nicht lokal verfügbar sind, können sie von irgendeinem Computer auf der Welt mit Sicherheit abgerufen werden. Da sich die Externalisierung von Kontrolle und die Durchsetzung von Kommunikations- und Rezeptionsdisziplin als unmöglich erweist, wird seit Bestehen des Internet versucht, dieses Problem durch Internalisierung zu lösen: durch die Etablierung von moralischen Normen und der sogenannten Netiquette. Im Falle pornographischer Texte und Bilder bisher ohne jeden Erfolg.

⁶ Poster, Mark: Postmodern Virtualities. MS 1994, S. 9.

⁷ Michel FOUCAULT (What is an Author. In: David Lodge (ed.): Modern Criticism and Theory. A Reader. London, New York 1988, S. 197–210) nennt diese Eigenschaft von Diskurssystemen, in denen Texte Autoren zugeordnet werden, "autor-function".

⁸ Spätestens hier wird deutlich, daß traditionelle Publikationsorgane neben ihrer Funktion, zu veröffentlichen, die für den Leser wichtige Aufgabe wahrnehmen, Texte *nicht* zu veröffentlichen: Ihre Lektorate, wissenschaftlichen Beiräte und Marketingspezialisten stellen eine Selektionsinstanz dar, die die publizierten Texte als „wissenschaftlich wertvoll“ oder als zumindest diskussionswürdige, abweichende Lehrmeinung klassifiziert. Im Internet stellen die inzwischen initiierten „elektronischen Zeitschriften“ den Versuch dar, wissenschaftliche Autorität über zumindest einen Teil der digital veröffentlichten Texte und Meinungen wiederherzustellen.

⁹ POSTER weist auf die Bedeutung der Beobachtung RHEINGOLDS hin, daß diese Homogenität der Kommunikationsmotive die in normalen, angesichtigen Interaktionssituationen oft kommunikationsbehindernden sozialen und kulturellen Heterogenitäten zu überwinden vermag: "In bulletin board systems like The WELL, people connect with strangers without much of the social baggage that divides and alienates. Without visual cues about gender, age, ethnicity, and social status, conversations open up in directions that otherwise might be avoided." (Virtualities, S. 9) Unter dieser Perspektive erscheinen bulletin-board-systeme nicht als Katalysatoren des Zerfalls von Öffentlichkeit, sondern als *ideale Agora*, die der (Interessen-) Gleichheit eine Chance gibt.

¹⁰ Vgl. zu diesem Fall GODWIN, Mike: alt.sex.academic.freedom. The only perversion on the Carnegie Mellon campus is the administration's rape of academic freedom. In: WIRED, 3.02, Feb. 1995, S. 72.

Computernutzung als interdisziplinäres Forschungsfeld

Die in den letzten Jahren entstandenen sozialwissenschaftlichen Forschungen zu Informations- und Kommunikationstechnologien (I&K-Technologien) sind durch eine große Interdisziplinarität gekennzeichnet. Verantwortlich hierfür ist einerseits, daß computermedierte Kommunikation ein Querschnittphänomen darstellt, das sich über mehrere, traditionell abgesteckte Forschungsfelder unterschiedlicher Disziplinen erstreckt. Interdisziplinäre Verständigung ist aber auch deshalb geboten, weil dieses Medium neue Bedingungen für anonyme Interaktivität, nicht-kopräsente Kooperation, medial vermittelte Kreativität und Expressivität bereitstellt; neben die inzwischen klassischen Massenmedien tritt ein neues Medium, das diesen Massen zumindest potentiell eine eigene „Sendelizenz“ einräumt. Fraglich ist hierbei, welche kulturellen, sozialen und kognitiven Orientierungsleistungen die Nutzer solcher Systeme erbringen müssen. Im Gegensatz zu der noch überwiegend an starren disziplinären Einteilungen festhaltenden deutschen Universitätslandschaft haben sich in den letzten Jahren an universitären und außeruniversitären Forschungsinstituten in den USA neue disziplinäre Kooperationen herausgebildet, mit denen auf die vielschichtigen Probleme der Entwicklung und der Nutzung der I&K-Technologien reagiert wird.

Während die traditionelle *Technik- und Industriesoziologie* in der BRD den Einsatz von Computern oder computerbasierten Kommunikationssystemen im betrieblichen Bereich überwiegend analog zu schwerindustriellen Rationalisierungsprozessen analysiert und – ausgehend von deterministischen Konzepten – Neue Technologien überwiegend auf ihr Zerstörungs- oder Rationalisierungspotential gegenüber bestehenden sozialen und kulturellen Errungenschaften untersucht, werden diese deterministischen Konzepte und simplen Ein-Faktor-Modelle in der in den letzten Jahren entstandenen *Mediensoziologie* aufgegeben. Hier wird der Computer nicht als Rationalisierungsinstrument verstanden, sondern als universelles Medium, das ganz unterschiedliche alte und neue Medien integriert. Im Zentrum des Interesses stehen hierbei neue Kommunikationsformen ebenso wie die hierdurch bedingten Verständigungsrisiken und die von den Nutzern geforderten Orientierungsleistungen in dem durch Computersysteme geschaffenen Spannungsfeld von Distanz und Nähe, von Globalem und Lokalem, von Realem und Virtuellem. Unter einer ähnlichen Frageperspektive wurde in den vergangenen Jahren unter dem Stichwort *Computer-Mediated Communication* unter Beteiligung von Computer-, Organisations-, Erziehungs-, Kommunikations- und Medienwissenschaften ein interdisziplinäres Forschungsfeld in den USA etabliert.¹¹ Besonderes Interesse gilt hierbei den entstehenden Kooperations- und Kommunikationsstilen in Betrieben und im außerbetrieblichen

¹¹ Biocca, Frank: Communication Within Virtual Reality: Creating a Space for Research. In: Journal of Communication Vol. 42, No. 4, 1992, S. 5–22.

Alltag und der Frage, wie sich die durch die I&K-Technologien bedingte „Entkörperlichung“ und Anonymisierung von Interaktionen auswirkt.

Innovativ sind im Rahmen dieses interdisziplinären Forschungsfeldes vor allem Arbeiten, die am Schnittpunkt zwischen *kognitiver Psychologie* und der sich seit Anfang der 90er Jahre in Gründung befindlichen *Anthropology of Technology* angesiedelt sind. So wird etwa in neueren Arbeiten der kognitiven Psychologie verstärkt auf ethnologische Forschungsmethoden oder Konzepte der Cultural Anthropology zurückgegriffen, um etwa das von den Nutzern angewandte „stillschweigende“, kulturelle und soziale Wissen in computermedierten Interaktionen zu analysieren.¹² Spiegelbildlich hierzu werden in der *Anthropology of Technology* in den USA Überlegungen der Wissenssoziologie und Techniksoziologie aufgegriffen. Gefragt wird etwa nach der sozialisierenden Wirkung elektronischer Kommunikationsformen, den unterschiedlichen Nutzungsweisen, die ausgehend von verschiedenen sozialen und kulturellen Lagen (etwa Geschlecht, Klasse, geographische Lage etc.) entstehen, und den vielfältigen, oft kreativen sozialen und kulturellen Praxen in den durch I&K-Technologien entstehenden Handlungsräumen.¹³ Neben Studien, in denen traditionelle Herangehensweisen fortgeschrieben werden, indem analog zu kleinen Bergstämmen jetzt die Bewohner virtueller Spielplätze auf dem Internet beforscht werden, wurden auch innovative, umfassendere Konzepte entwickelt, mit denen die Einführung neuer Medien als dialektischer, nicht vorab entschiedener Prozeß von Innovation und eigensinnigen Aneignungsstrategien der Nutzer konzipiert wird.

Computernutzung als empirisch-kulturwissenschaftliches Forschungsfeld

Informations- und Kommunikationstechnologien wurden in den letzten Jahren zunehmend auch in den US-amerikanischen Folklore Studies thematisiert. Untersucht werden vor allem drei Bereiche: Erstens „Computer-Lore“, worunter Erzählungen, Witze und Anekdoten gefaßt werden, die thematisch um die Computernutzung kreisen und/oder über Datennetze kommuniziert werden. Zweitens werden neu entwickelte Ausdrucksweisen für Emotionalität im Kontext der elektronischen Kommunikationsformen analysiert, etwa die sog. Emoticons; diese „emotional icons“ sind Kombinationen einfacher Tastaturzeichen, mit denen komplexe, körpersprachliche Signale

¹² Vgl. etwa WOOLGAR, Steve: Configuring The User: the case of usability trials. In: Law, John (ed.): A Sociology of Monsters: Essays on Power, Technology and Domination. (Sociological Review Monograph 38). London, New York 1991, S. 57–99.

¹³ Vgl. als Überblick ESCOBAR, Arturo: Welcome to Cyberia. Notes on the Anthropology of Cyberculture. In: Current Anthropology, Vol. 35, 3/1994, S. 211–231.

in on-line Kommunikationen ersetzt werden sollen.¹⁴ Drittens wird wie in den Computer Studies das Phänomen der anonymen Gemeinschaftsbildung – etwa in Fan-Clubs oder bei elektronischen Spielen – aufgegriffen.¹⁵ Hervorzuheben ist, daß in diesen Studien eine wichtige *Ausweitung des disziplinären Gegenstandes der Folklore Studies* vorgenommen wird;¹⁶ problematisch ist jedoch, daß traditionelle Forschungsthemen in einem neuen Phänomenbereich gesucht werden. Erst in einzelnen Arbeiten wird betont, daß die besonderen Bedingungen elektronischer Kommunikation stärker zu berücksichtigen seien, die nicht nur neue Verbreitungswege populärer Erzählungen bereitstellen, sondern auch neue Kommunikationsweisen ermöglichen.¹⁷ Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß "shared place or physical context"¹⁸ nicht länger die definitorische Grundlage der Folklore Studies bilden könne;¹⁹ statt dessen sei eine medientheoretische Erweiterung des Interaktionskonzeptes²⁰ notwendig.

EKW diesseits des Computers

Im Gegensatz zu den Folklore Studies befindet sich die Volkskunde in der Bundesrepublik noch weitgehend *diesseits des Computers* und damit in einer ähnlichen Lage

¹⁴ Als einfache Beispiele seien hier etwa erwähnt ":-)" = Lachen; ";-)" = Zwinkern; ":->" = sarkastische Bemerkung. Vgl. hierzu DANET, Brenda, Lucia RUEDENBERG: Smiley Icons: Keyboard Kitsch or New Communication Code?, oder JONES, BRUCE: Usenet "Signatures": The Expression of Persona, Status and Community. Beide Studien gehen auf Vorträge anlässlich des 1992 Annual Meeting of the American Folklore Society in Jacksonville, Florida, zurück und sind bislang nur als Tagungs-Abstracts publiziert (In: AFS, 1992 Annual Meeting, Program and Abstracts, Jacksonville, 1992).

¹⁵ BAYM, Nancy K.: Interpreting Soap Operas and Creating Community. Inside a Computer-Mediated Fan Club. In: Journal of Folklore Research, Vol. 30, No. 2/3 1993, S. 143–168.

¹⁶ Vgl. insbes. KIRSHENBLATT-GIMBLETT, Barbara: Bones of Contention, Bodies of Knowledge: Folklore's Crisis. Im Druck.

¹⁷ DORST, John: Tags and Burners, Cycles and Networks: Folklore in the Teletronic Age. In: Journal of Folklore Research, Vol. 27, No. 3, 1990, S. 179–190.

¹⁸ BRENNIS, Donald L.: Some Contributions of Folklore to Social Theory: Aesthetics And Politics In A Translocal World. In: Western Folklore 52/1993, S. 291–303, S. 298.

¹⁹ Für die amerikanische Volkskunde, die als ihren Gegenstandsbereich lange Zeit die „kreative Kommunikation in kleinen, angesichtigen Gruppenkontexten“ definierte (vgl. hierzu BEN-AMOS, Dan: Toward a Definition of Folklore in Context. In: Américo PAREDES, Richard BAUMAN (eds.): Towards New Perspectives in Folklore. Austin, London 1972, S. 3–15), ergibt sich damit unter den Bedingungen computermediierter Kommunikation die Notwendigkeit zu einer grundlegenden Revision ihres Fachverständnisses.

²⁰ So etwa Dan BEN-AMOS ("Context" in Context. In: Western Folklore, Vol. 52, 2–4/1993, S. 209–226), der durch mediale Vermittlungen von Folklore einen Prozeß der Selbstreflexivität des Gegenstandsbereiches eingeleitet sieht. Vgl. hierzu auch WELZ, Gisela: Die Praxis der Repräsentation. Zur Darstellung kultureller Vielfalt in New York City und Frankfurt am Main. Habilitationsschrift, Tübingen 1995, S. 67.

wie in den 50er Jahren, als das Fach seine Themen und Forschungsfelder *diesseits der Medien* ansiedelte.²¹ Denn im Gegensatz zu Broadcast-Medien, die seit den 60er Jahren intensiv erforscht wurden, wurde das transklassische, die Asymmetrie zwischen wenigen Sendern und vielen Empfängern aufhebende Medium Computer im Fach bislang kaum zum Thema. So verwies etwa Klaus ROTH auf die Notwendigkeit, sich des Computers als Forschungsgegenstand anzunehmen, jedoch blieb es in dieser Wortmeldung bei einem reinen Appell, ohne daß bereits ein konkretes Forschungs- und Theorieprogramm erkennbar würde.²² Noch weitgehend vor der In-Betrieb-Nahme des Computers als Medium ist der Vorschlag von Rudolf SCHENDA angesiedelt, der anmahnt, Studien zu Konflikten bei der Einführung von I&K-Technologien und zu den Auswirkungen ungleicher Bildungsniveaus bzw. technischer Kompetenzen bei der kulturellen Aneignung des Computers durchzuführen.²³

Lediglich hier in Tübingen wurde durch Hermann BAUSINGER und Bernd Jürgen WARNEKEN und die MitarbeiterInnen des Projektes „Bürokommunikation“ die medientheoretische Fragestellung der empirischen Kulturwissenschaft aufgegriffen und in Bezug auf I&K-Technologien weiterentwickelt.²⁴ Im Zentrum des Projektes „Bürokommunikation“ stand jedoch eher die informelle Kommunikation im Betrieb vor, hinter und neben dem Computer, der in den untersuchten Betrieben hauptsächlich als Datenerfassungsinstrument eingesetzt wurde, nicht jedoch als Kommunikationsmedium. Die Aufgabe, die Dialektik zwischen on-line- und off-line-Kommunikation empirisch zu untersuchen, haben sich bisher erst einige wenige Magisterarbeiten gestellt: Beatrice Tobler in einer inzwischen an der Universität Basel abgeschlossenen Arbeit über Mailboxen²⁵ und Anke Bahl hier in Tübingen.

Bilanzierend muß damit festgestellt werden, daß der Computer als Kommunikationsmedium von der empirischen Kulturwissenschaft oder der Volkskunde empirisch bislang kaum erforscht ist. Eine empirisch kulturwissenschaftliche Forschungssper-

²¹ Vgl. zu diesem Begriff und zur Neigung der alten Volkskunde etwa in der Erzähl- oder Märchenforschung, vermeintlich Ursprüngliches und durch moderne, massenmediale Einflüsse Unverdorbenes zu sammeln und zu bewahren BAUSINGER, Hermann: Medienforschung am LUI. Ein Rückblick, in diesem Heft.

²² ROTH, Klaus: Volkskunde und Personalcomputer. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, XLIV/1990, S. 174–188.

²³ SCHENDA, Rudolf: Der Computer, das Volk und der neue Analphabetismus. In: Michael Dauskardt, Helge Gerdt (Hg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde Kongresses in Hagen vom 7.–11. Oktober 1991. Hagen 1993, S. 441–457.

²⁴ BAUSINGER, Hermann: Perspektiven des Fortschritts. Eine kulturgeschichtliche Kosten-Nutzen-Analyse. In: Veröffentlichungsreihe des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, 8/1992, S. 4–25; WARNEKEN, Bernd Jürgen, et al.: Lebenswelt in der Alltagswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro. Düsseldorf 1991.

²⁵ TOBLER, Beatrice: Mailboxwelten. Zur unterschiedlichen Nutzung des Mediums Computer-mailbox. Basel 1995, Lizentiatsarbeit.

spektive auf die von computergestützten Informations- und Kommunikationssystemen ausgehenden, zeitlich und räumlich entgrenzenden Wirkungen beginnt sich erst langsam abzuzeichnen. Notwendig wäre insbesondere, I&K-Technologien als neue alltagskulturelle Zumutungen und Erfahrungsmöglichkeiten zu thematisieren und die im Umgang mit ihnen entwickelten *neuen Interaktions- und Kommunikationsmuster* zu untersuchen. Ferner besteht dringender Bedarf, die *Kultivierung des Computers als Medium* zu analysieren, die Aufnahme neuer, computergestützter Kommunikations- und Interaktionsstile in das Wissens- und Verhaltensrepertoire der Nutzer. Eine solche alltagskulturell ausgerichtete Perspektive, in der die sozialen und kulturellen Kontexte und Voraussetzungen des Gebrauchs Neuer Medien thematisiert würde, könnte einen zentralen Beitrag zu den oben skizzierten interdisziplinären Diskussionen leisten. Die EKW-typische Maxime, den Akteuren und ihren Praxen empirisch und theoretisch Aufmerksamkeit zu widmen, könnte hierbei die Defizite bisheriger sozialwissenschaftlicher Ansätze überwinden helfen, in denen die Nutzungsdimension der Neuen Medien oft vernachlässigt wird.

EKW als Kontext-Wissenschaft

Es sind somit gerade die spezifischen Stärken der EKW, die sie in diese Diskussionen einbringen könnte: einerseits ihr Selbstverständnis als Kontext-Wissenschaft, das sich in der Berücksichtigung synchroner und diachroner Kontexte der untersuchten Phänomene – also ihrer sozialen, kulturellen und historischen Einordnung – manifestiert. Andererseits hat die EKW in den vergangenen Jahren ein ausgefeiltes Instrumentarium aus teilnehmender Beobachtung, Interviewtechniken und Interpretationsverfahren entwickelt; diese ethnographische Kompetenz zur Erforschung der Alltagskultur der Moderne erlaubt es ihr, mit qualitativen Methoden den von den Nutzern entwickelten Praxen nachgehen zu können.

Diese EKW-typische Betonung der Kontextperspektive trifft sich hierbei mit neueren Überlegungen vor allem amerikanischer und britischer Techniksoziologen. In Begleitstudien etwa zur Einführung neuer Computersysteme wurde die Bedeutung der diskursiven und materiellen Produktion eines sozialen und kulturellen Gebrauchskontextes durch die Hersteller herausgearbeitet, ein Prozeß, der als *Kon-Figuration der Nutzer* verstanden wird.²⁶ Solche über einen längeren Zeitraum diskursiv erzeugten Dispositive der Nutzung, wie sie sich gegenwärtig in den populären Debatten um den Cyberspace oder virtuelle Realitäten verfolgen lassen, sind mithin ebenso bedeutungsvoll wie die durch Hardware und Software erzeugte Materialität neuer Kommunikationsmedien. Es liegt daher nahe, zwischen den Kon-Texten Neuer Medien – das heißt den durch Hard- und Software geschaffenen Handlungsbedingungen und -optio-

nen – einerseits und andererseits den diskursiv erzeugten Ko-Texten der Nutzung zu unterscheiden – der kulturellen Bedeutungsdimension, in der über Sinn und Unsinn der neuen Praxen und angemessene oder unangemessene Gebrauchsweisen entschieden wird.²⁷

Informations- und Kommunikationstechnologien können daher angemessen nur als komplexe „sozio-technische Systeme“²⁸ untersucht werden, in denen neben technischen Regulativen auch soziale und kulturelle Dispositive wirksam sind. Neuere französische Studien verstehen solche Systeme als „heterogene Netzwerke“²⁹ und betonen, daß in ihnen Menschen, technische Geräte, Gebrauchsvorschriften usw. auf eine komplexe Weise verknüpft werden. Zentral ist hierbei, daß im Konzept der „heterogenen Netzwerke“ jegliche deterministischen Vorannahmen über die Wirkungsweise von Technologien aufgegeben werden. Betont wird statt dessen, daß sich solche Netzwerke nur als Ergebnis eines dialektischen Prozesses zwischen einerseits den technischen und sozial-kulturellen Strategien der Hersteller neuer Techniken und andererseits den oft eigensinnigen oder widerständigen Aneignungsweisen der Nutzer interpretiert werden können. Hierbei wird vor allem die Kreativität der Nutzer hervorgehoben, neue, unvorhersehbare Praxen des Gebrauchs zu entwickeln, die den offiziellen Gebrauchs- und Gebrauchswertanweisungen zuwiderlaufen.

Im Konzept der „heterogenen Netzwerke“ wird zudem die traditionelle Unterscheidung zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren tendenziell aufgegeben. Im Falle der I&K-Technologien ist dies insbesondere auch deshalb plausibel, weil dort für die Nutzer bisweilen kaum entscheidbar ist, ob mit einem Menschen oder einer Maschine kommuniziert wird: So sind etwa Anfragen bei Datenbanken per e-mail möglich, die wiederum mit einer e-mail beantwortet werden; die Antwort formuliert in der Regel allerdings kein Mensch, sondern ein Programm. Auch in elektronischen Spielwelten sind Interaktionen mit einem Mitspieler möglich, der erst nach einiger Zeit nicht als mitmenschliches Wesen, sondern als geschickt agierendes Programm erkennbar ist. Diese Möglichkeit zu ununterscheidbaren Interaktionen mit Menschen und Nicht-Menschen im elektronischen Kommunikationsraum ist nicht nur für den Alltagsverstand eine etwas verwirrende Erfahrung, sondern stellt auch für alle Sozialwissenschaften eine ernstzunehmende theoretische Herausforderung dar. Denn

²⁷ Vgl. hierzu und im folgenden ausführlich BECK, Stefan: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Berlin 1996, im Druck.

²⁸ Vgl. hierzu insbes. Wiebe E. BUIKER, Thomas P. HUGHES, and Trevor J. PINCH (eds.): The Social Construction of Technological Systems. New Directions in the Sociology and History of Technology. Cambridge, London 1987, MIT Press.

²⁹ CALLON, Michel: Techno-economic networks and irreversibility. In: John LAW (ed.): A Sociology of Monsters: Essays on Power, Technology and Domination (Sociological Review Monograph 38). London, New York 1991, Routledge, S. 132–161.

²⁶ WOOLGAR, Configuring.

bislang galt die Vorannahme, daß Interaktionen nur zwischen Menschen möglich sind; Dinge wie etwa Maschinen oder Programme galten demgegenüber als nicht-soziale Objekte.³⁰ Das Verständnis des Interaktionsbegriffes war ferner durch das Muster angesichtigen, kopräsenten Handelns mindestens zweier Menschen bestimmt, die sich wechselseitig in einer gemeinsamen sozialen Situation wahrnehmen. Durch die unmittelbare Wahrnehmbarkeit des Gegenübers und die geteilte Situation – so die klassische Konzeption – erhalten beide Interaktionspartner die Möglichkeit, sowohl die „Wahrheit“ der Aussagen und Handlungen des Gegenübers zu beurteilen als auch ihre Absichten aufeinander abzustimmen.³¹

Unter den Bedingungen Neuer Medien entfällt dieser freundlich-überschaubare Zusicherungsrahmen von Interaktionen; „shared place or physical context“ bildet hier ebenso keine Orientierungshilfe für Tele-Kommunikation und Tele-Handeln wie der Körper des Gegenübers, seine Stimme oder seine Schrift. Für elektronische Interaktionen müssen daher neue soziale Sicherheitssysteme entwickelt werden und kulturelle Kompetenzen erlernt werden, mit den erzeugten Unsicherheiten umzugehen; diese Notwendigkeit zur Ausbildung neuer Unterscheidungsfähigkeiten ist hierbei nicht grundsätzlich neu: Die Mediengeschichte vom Buch über das Radio bis zum Fernsehen ist auch die Geschichte immer wieder neu zu erlernender Differenzierungsfähigkeit zwischen Medienrealität und dem, was jeweils als wirklich gilt; im Falle computermediiertter Interaktion gelten jedoch spezifische Bedingungen.

Kennzeichnend sind insbesondere die zahlreichen, immer wieder neu entstehenden Grenzüberschreitungen – etwa die durch das körperlose Spiel mit Identitäten im Netz möglichen Wechsel der Geschlechtszuschreibung, des Alters oder des Berufes im Rahmen anonymer Kommunikationen und Interaktionen. Daß diese Grenzüberschreitungen jedoch nicht nur beängstigend sind, sondern durchaus auch befreiende Wirkung haben können, darauf weist insbesondere die Wissenschaftshistorikerin und feministische Theoretikerin Donna HARAWAY hin.³² In den sozio-technischen Systemen oder heterogenen Netzwerken der I&K-Technologie sieht sie neue und vorgängerfreie soziale Akteure entstehen, die sie ironisch als Cyborgs bezeichnet. Ebenso wie die aus der Science-Fiction-Literatur bekannten Wesen, die weder Maschine noch Mensch sind, entziehen sich die Netzpersonen eindeutigen Zuordnungen und stabiler Identitäten. Die Figur des Cyborgs trage damit der spätmodernen

³⁰ Vgl. hierzu LINDE, Hans: Sachdominanz in Sozialstrukturen. Tübingen 1972, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

³¹ Hierzu insbesondere FAßLER, Manfred: Interaktion, revisited. Zur Notwendigkeit einer methodologischen Ausdifferenzierung des Interaktionsbegriffes. Habilitationsvortrag, FU Berlin, 9.2.1995.

³² Vgl. insbesondere HARAWAY, Donna J.: A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In: Dies.: Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature. New York 1991, Routledge, S. 149–182.

Erfahrung Rechnung, daß es unmöglich sei, den Anforderungen einer fetischisierten, perfekten Identität zu genügen – die neuen Technologien könnten so zu einer „Entganzung“ (N. LUHMANN) essentialistischer Diskurse wie etwa Geschlecht, Rasse und Nation beitragen.

Bilanzierend erscheint es dringend geboten, aus der spezifischen Perspektive der EKW, die die sozialen und kulturellen Ko- und Kontexte der Nutzung ebenso analysiert wie die Praxen der Nutzer, die spezifischen Handlungsbedingungen und Eigenwahrnehmungen der Akteure in den immateriellen Datenräumen zu untersuchen. Neben der Kultivierung des Computers als Medium wären insbesondere die Wirkungen zwischen on-line- und off-line-Kommunikation und Interaktion zu untersuchen, also die Rückwirkungen, die die neuen Gebrauchsweisen auf uncomputerisierte Alltagspraxen entfalten. Jedenfalls gibt es, wie wir meinen, einige Gründe, der eingangs zitierten Einschätzung von Karl Heinz BOHRER und Kurt SCHEEL nicht zu folgen, daß die neuen Medien „wenig mehr als Fernsehen“ bieten.

Rätselhafte Abstände oder: Transkulturelle Netzwerke¹

1. Ferne Umgebungen

Binnen anderthalb Jahrzehnten ist computergestützte Kommunikation und Information zu einer der weitreichenden Herausforderungen von Gesellschaften und überlieferten weltweiten Ordnungen geworden. Die kultur- und medienkritischen Zwischenspiele der 1980er und frühen 1990er, die das Buch und die Angesichtigkeit für soziale und kulturelle Integration höher ansetzten als das Bild und die Ferne, enthielten bereits jene Fragestellungen, die die kommenden Jahre prägen werden: Wie können sich Gesellschaften innerhalb globaler und nicht durch sie steuerbarer Prozesse bestimmen? Wie meistern vor allem westliche Gesellschaften die sich selbst organisierende Globalität, die als Identitätskrise erfahren wird? Mit welchen Selbstbeschreibungen und Loyalitätsordnungen können Gesellschaften, die in die globalen Kommunikations- und Informationsnetze eingewoben sind, ihre Balance zwischen Kultur und Zivilisation immer wieder neu herstellen?

Diese nur ausschnitthaft zitierten Fragen weisen auf ein Grundthema: Es entsteht eine *globale Geographie der Kommunikation*. Sie ist elektronisch, digital, erd- und satellitengestützt und integriert jedes bisher ausdifferenzierte Medium: Schrift, Text, Buch / Musik, Ton / Bild, Farbe, Bewegung. Obwohl diese Entwicklungen bereits erhebliche Fragen aufwerfen, richte ich in diesem Beitrag mein Augenmerk nicht vorrangig auf die physikalischen und geographischen Dimensionen. Es geht mir hier um die Frage, in welcher Weise die elektronischen Informations- und Kommunikationstechnologien die vielschichtigen und komplexen Systeme kultureller Grenzziehungen beeinflussen und die Fähigkeit neu disponieren, Grenzen zu setzen.

Dabei sei vorab ein häufig zu lesendes Argument abgelehnt, nämlich daß Computer 'entgrenzen'. Sicherlich ist die verbreitete Empfindung ernstzunehmen, Computertechnologie hielte sich nicht an die Grenzen, die für unser Denken, für

unsere Wahrnehmung und unsere Orientierung wichtig seien. Auch ist die Theoretisierung dieser Empfindung im Sinne der 'Liquidierung/Verflüssigung' (P. VIRILIO) ein wichtiger Schritt, um dem Prozeß scheinbar haftungslosen Kommunizierens näherzukommen. Die technologiekritischen Argumente, die bis zu demokratie- und öffentlichkeitstheoretischen Problematisierungen gehen (vgl. FAßLER, HALBACH 1992), zeigen auf, daß Computertechnologie 'grenzsetzend' ist. Die internationalen Code- und Hardwarestandards, die ergonomischen Normen für Beteiligung und die Regeln für Kommunikations-Demokratie im Datennetz belegen, daß nicht nur eine elektronisch-gezeichnete Nutzer-Geographie der Kommunikation entsteht und nicht nur eine satelliten-erdgestützte netztechnische Ummantelung der Erde. Es entstehen auch neue Raum-, Zusammenhangs- und Verbindlichkeitskonzepte, die eine neuartige *Topographie der Kommunikation* erzeugen. Diese Konzepte sind bewußte Reduktionen, getroffene Auswahlen und Verabredungen, die sich allerdings nicht mehr oder nicht mehr vorrangig der jeweiligen kulturellen und sozialen Herkunft der Beteiligten versichern. Sie entwickeln eigene Umgangsweisen, die der Territorialität und Nationalität weniger verpflichtet sind, als: ja, als was?

Folgt man den Selbstbeschreibungen der Gruppen, die sich im elektronischen Raum, in elektronischen Landschaften häufiger 'treffen', so ist ihr Bezug eine hypothetische und virtuelle Nahräumlichkeit, Nachbarschaft, Marktplatz, Kneipe, Dorf o.ä. Es sind Orte, Lokalitäten in einem potentiell globalen Netzwerk verteilter Kommunikationsbedingungen. Und dies ist es, was die Identitäts- und Kulturdebatten derzeit irritiert: die technologische Globalisierung von Kommunikations- und Informationskapazitäten und deren Nutzung in Zusammenhängen, die als nah- und kleinräumliche Sozialitäten verstanden werden. Und Nation? Und kulturelle Identität?

Die hier unter ausgewählten Aspekten vorgestellte *Ortskunde und Erdkunde der Kommunikation* verspricht nicht, Antworten oder gar Lösungen vorzulegen. Worum es geht, ist die *Globalisierung als Netze der Kopräsenz* zu verstehen. In ihnen organisieren sich Nutzergruppierungen als Teil- und Subkulturen, bilden sich konzerninterne Betriebskulturen zwischen Programmierergruppen in USA und Deutschland, England und Indien aus oder die Kontakte bleiben flüchtig, vorübergehend – episodisch.

Globalität zieht also einen neuen Identitätsstil auf sich: die *Pragmatik globaler Interaktion* (REIMANN 1992). In ihr entstehen Ort und Ferne als simultane Übersetzungen desselben Kommunikationsverlaufes. Ob die Topographie die U-Topographie der Kommunikation blockiert, oder ob die Geographie der Kommunikation zu einer informatischen Geopolitik führt, werde ich nicht besprechen. Daß die beteiligten internationalen Medienkapitale eine rigorose Machtpolitik betreiben, ist unbestritten und gut dokumentiert. Es geht aber nicht um die verbesserten Broadcasting-Systeme und deren widersprüchlichen Integrationsleistungen, die ja auch in der Verbreitung von gesellschaftlich und international wichtigen Informationen bestehen. Es geht hier um die neue Zusammensetzung und Verteilung von Aufmerksamkeits- und Bezie-

¹ Der vorliegende Text ist ein überarbeiteter Auszug eines umfangreicheren Beitrags, der unter dem Titel „Privilegien der Ferne. Elektronische Landschaften, transkulturelle Kommunikation und Weltrhetorik“ in dem Buch: 'Gegen die Restauration der Geopolitik. Zum Verhältnis von Ethnie, Nation und Globalität.' (Hg. M. FAßLER, J. WILL, M. ZIMMERMANN) im Februar 1996 erscheinen wird.

lungsmustern, die wir für gewöhnlich als kulturelle, soziale, nationale und internationale Größen behandeln. Verkürzt gesagt geht es um die *sozio-kulturelle Neufassung von Ferne*, und damit um eine Redefinition des Anderen und des Fremden.

Vielleicht wird hierüber die politikgeschichtlich eingespielte Kategorie des 'Kulturimperialismus' hinfällig, vielleicht auch die durch Th. W. ADORNO und M. HORKHEIMER eingeführte Kategorie der 'Kulturindustrie'. Unausweichlich ist allerdings die Verabschiedung der territorialen und kulturellen Bindung von Moderne und Europa. Selbst wenn man die projektile oder die projekthafte Fassung des Konzeptes 'Moderne' nicht teilt, ist die Aussage über „global modernities“ als Beschreibung des Faktums zutreffend, daß es nicht mehr nur ein Territorium (Europa) oder eine linguistisch-semantische Geographie (Europa/USA) gibt (FEATHERSTONE, LASH, ROBERTSON u.a. 1995). Am deutlichsten wird dies an den asiatischen Regionen, die – eingeführt durch Japan als „the first 'non-white' culture to become part of modernity“ (MORLEY, ROBINS 1995,21) – zur Quelle von Erfindung, Inspiration und Neubeschreibung zivilisatorischer Vorhaben geworden sind.

Zieht man die Ökonomie zu Rate, so ist das, was ökonomischerseits mit 'Kulturimperialismus' belegt wurde, seit längerem nicht mehr haltbar. 'Joint venture'-Kapitale, strategische Allianzen, gemischt-nationale horizontale (z.B. in einem Produktbereich wie Film) und vertikale (durch verschiedene Produktbereiche und Dienstleistungssektoren) Verbindungen lassen es nicht mehr zu, die Imperiale in einer Gesellschaft (USA/Hollywood), einem Territorium oder einer Herrschaftssystematik orten zu wollen. Im Grunde geht es bei den Globalisierungs-Debatten auch nicht mehr um das 'Imperiale' – zumal sich dies auch begrifflich widerspräche. Es geht in der Hervorhebung von 'Kultur' und 'Moderne' um die Frage, ob und wie erkennbare Unterschiede und gepflegte Fremdheiten, die über Identität und d.h. letztlich über kulturelle Identität gebildet und behauptet wurden, erhalten werden können. 'Moderne' und 'Territorium' bildet dabei den einen Brennpunkt, 'Nach-Moderne' und 'Relationalität' den anderen.

2. Sitz und Stimme, aber global

Das, was ich die kulturelle Neufassung von Ferne genannt habe und die genannte Gegenüberstellung aufweist, läßt sich mittels der Debatten um das Deutungsprivileg der Moderne/des Modernen gut skizzieren. Die Frage ist, was meint man, wenn man von der 'Globalisierung der Moderne' spricht. In der theoretischen Tradition der *Beherrschbarkeit*, der Plan- und Regulierbarkeit versteht A. GIDDENS (1990; 1991) Globalisierung als 'Homogenisierung', als universale Durchsetzung. So, als sei das aufklärerische 'Projekt', wie es J. HABERMAS (1981/1991) beschreibt, auf einen universal herstellbaren und zugänglichen Basiscode von Zivilität und Kulturalität beziehbar, wird 'Homogenisierung' im Sinne eines sich vervielfachenden, offenen

Vernunftprozesses verstanden. Dem gegenüber wird von der Seite *interkulturalistischer* Theorie von der 'Heterogenisierung' gesprochen. Für diese Richtung ist belegbar, daß der ökonomische, technische, sprachlich-semantische und normativ-institutionelle Kontakt von Kulturen zu einer 'Durchmischung' und damit einer Entwicklung eigenen Typus führt. ST. HALL (1992) und HOMI K. BHABHA (1990) vertreten diese zweite Argumentationslinie.

Ferne wird neu beschrieben: einmal im (modernen) Sinne einer tiefgreifenden und unumkehrbaren Annäherungen aller Gesellschaften an ein allgemeingültiges Konzept lebenswerter und sinnvoller Umstände. Zum anderen wird sie als (postmoderner) Modus grundlegender Differenz, als eine Bedingung des offenen Austausches verstanden. Zugleich werden hierüber Modi der Nähe, des Eigenen, der Identität entworfen. R. ROBERTSON schlug kürzlich (1995) vor, dieser Gegenüberstellung aus dem Wege zu gehen, indem man anerkennt, daß *Globalität* die Bedingung für ungleiche Modernisierungsweisen ist und *Universalität* die für Partikularisierung. Zusammengehalten würden sie durch die zeitliche und räumliche Dehnbarkeit sozialer Beziehungen. Sie bestünde darin, daß Konzepte aus ihren Zusammenhängen herausgenommen werden könnten und woanders – unter völlig verschiedenen Bedingungen wieder eingebettet und vergegenwärtigt ('presencing') – ihre Qualitäten entfalten könnten. Auch hier wird, wie bei A. GIDDENS, Ferne und das Andere zum Seitenbereich des durchdachten Selben (der Moderne).

Moderne wäre dann kein Monument, sondern ein bunter Gabentisch vollgestellt mit ausgewählten und griffbereiten Paketen. Wenn kein Gestus der Eroberung, so doch einer der Katholizität. J.N. PIETERSE (1995) schlug vor, die offensichtliche Notwendigkeit ernstzunehmen, Moderne nicht als einseitiges Angebot, sondern als einen komplexen Vorgang des Austausches zu begreifen. Austausch führt seiner Meinung nach zu einer fortgesetzten „*hybridization*“. Sie kann darin bestehen, daß eine Kultur Aspekte der anderen so übernimmt, daß sie intern anschlußfähig sind, nach außen die Kommunikation erleichtern, aber dennoch kaum mehr wiedererkennbar sind.

Diese wenigen Theoriehinweise zeigen, daß es eine facettenreiche Diskussion um das Verhältnis von Moderne und Globalisierung gibt. Sie steht unter dem Einfluß der Geschwindigkeiten von elektronisch übertragener und vermittelter Kommunikation und unter dem Einfluß cybernetischer Räume weltweit computergestützter Informationsnetze. Die industrielle, bürgerliche Moderne ist globale Cyber-Moderne (FABLER, HALBACH 1994) geworden.

Nun geht es mir hier nicht um eine kritische Würdigung von Moderne, sondern um die Frage, ob die damit verbundenen Handlungs- und Kommunikationsideale überhaupt der Pragmatik globaler Interaktion entsprechen können. IBM sprach dies 1990 unter ökonomischen Gesichtspunkten an:

For business purposes ... the boundaries that separate one nation from another are no more real than the equator. They are merely convenient demarcations of ethnic, linguistic and cultural entities. They do not define business requirements or consumer trends.

Was hier unter 'business purposes' angesprochen ist, läßt sich medien- und kommunikationstheoretisch noch erweitern. Damit ändert sich aber auch die Fragestellung. Denn nun werden dennoch die Grenzziehungen wichtig, nur nicht mehr als nationale Distinktionen, sondern als solche global handelnder Nutzerpopulationen. Um dieser Fragestellung näherzukommen schlage ich vor, nicht von der Analyse irgendeiner Herkunfts-Identität oder bloßer formaler Unterschiede auszugehen. Jede Ausprägung von räumlicher Ansässigkeit, von Infrastrukturen oder Institutionen und deren Bedeutungen ist 'verhältnismäßig'. Sie ist kein Maßstab für sich. Sie ist ein vorläufiges, ein experimentelles Erzeugnis. Räumlichkeit, die der Geographie nachgebildet ist, wird durch die eigene Zeitlichkeit neuentstehender Orte 'dekonstruiert' und zur Veränderung verpflichtet – oder sie verschwindet erinnerungslos.

Allerdings: Die Ablösung vom Territorium, vom taktilen Gegenstand und vom greifbaren Bild bleibt eine Phantasie, wenngleich eine medial gut organisierte. So hat Identität weiterhin mit Ansässigkeit zu tun, aber diese ist nicht ausschließlich physikalischer Tatbestand, sondern ein Ereignis der Wahrnehmung, der Sinnbildung, der *erinnernden Übersetzung bei der Nutzung der netztechnischen Transport- und Prozessorleistungen* (und eben nicht der Überlieferung, so, als sei Identität ein kommunikationstheoretisches Paket, abgeschickt und zugestellt im selben System): Übersetzung und nicht Überlieferung, Relationalität und nicht Monumentalität. Es ist diese Verhältnismäßigkeit, um die die Debatte um *Globalisierung* und *Homogenisierung* geführt wird. Es ist die Relationalität, die die Repräsentation überbietet, und die Gebrauchsentscheidung, die die Gebrauchsanweisung abschwächt.

3. Identität ist andauerndes Handeln

Identität ist demnach auf Kommunikation und auf Interaktion verwiesen; sie wird in *Relation* zu Ansässigkeiten, Infrastrukturen, Gebrauchsordnungen von Dingen o.ä. herstellbar. Erst in der Abgrenzung, die ein 'Sich-in-Beziehung / in-Verhältnis-setzen' ermöglicht, wird Eigenes bildbar. Erst jetzt entstehen hierarchisch organisierte Werte, Disposition und Differenzen. Es sind *Fiktionen* von Grenzen und von Einheiten, die 'erfunden' werden müssen, um Wirklichkeit überhaupt in größeren sozialen Verbänden verfügbar zu machen. Es sind *Reduktionen*, die sowohl nach innen wirken, um Interessen zu lenken und Bedürfnisse zu regulieren, wie auch nach außen, um als handlungsfähig, verlässlich, stark zu erscheinen oder dies auch zu sein. Und es sind

Selektionen, die den Zusammenstellungen konventionalisierter Aufmerksamkeits- und Verteilungsmuster entsprechen. Mit dem hier vorgeschlagenen Konzept der *relationalen Identität* werden die Geschäfte der strategischen Modernisierer ebenso umgangen wie die der Postmodernisten, die von starker Desintegration innerhalb aller sozialen Gefüge und von Identität als einem Randphänomen ausgehen. Nun stellt sich Relationalität nicht von selbst her. Sie ist an Vermittlungsvorgänge, also medial gebunden. Sie findet in Beziehungen von Gebrauchskulturen und Ökonomien, von Techniken und Institutionen, von gegenständlichen, bildlichen, sprachlichen, normativen, gestische, habituellen Ordnungen statt. Oder genauer: Sie findet in der wechselseitigen anpassenden Übersetzung unterschiedlicher Konventionen und Fiktionen statt. Diese Medialität (Vermittlung, Übermittlung, Speicherung, zeiträumliche Versetzung) ist der Kernbereich der heutigen und zukünftigen Machtstrukturen und der damit verbundenen Abhängigkeitsverhältnisse. Wie ist dies gemeint?

Medien unterscheiden sich durch das Ausmaß, in dem mit ihnen Bilder, Deutungen, Bedeutungen, Modelle, Anweisungen aus einem Zusammenhang herausgenommen, 'praktisch eingefroren' und zeitlich versetzt werden können. Auf einzelne Personen angewiesene Narration reicht weniger weit als deren textliche Speicherung, deren Druck als Buch oder Flugschrift; diese reicht weniger weit oder ist weniger schnell verbreitet als die Erzählung im Rundfunk; diese ist weniger variierbar als die digitale Speicherung und Prozessierung. Das wird gravierend, wenn man an ökonomische, militärische oder politische Entscheidungen denkt, oder wenn man die *Eigenzeiten ansässiger Kulturen* mit den *Eigenzeiten prozessierender Datenströme* in globalen Kommunikationsnetzen in Beziehung setzt.

Medien unterscheiden sich also im Ausmaß der Entkontextualisierung. Sie bringen dabei *unterschiedliche Grade an sozialer Präsenz* zum Ausdruck. Man braucht nur an die um einen Erzähler gescharte Zuhörerschaft, die um das Radio sitzende Zuhörerschaft, an die Individualisierung des Ferngesprächs oder die Individualisierung bei der Nutzung der digitalen Systeme der echtzeitsimulierenden Fernanwesenheit zu denken. Der Einsatz von Medien bei der Konstruktion gegenwärtiger Kommunikation und Handlung bestimmt also, in welcher Weise die sozialen Systeme ihre Gegenwart aufbauen, und damit, *was sie wie* aus ihrer Herkunft vergegenwärtigen und was sie von anderen, von ihnen unterschiedenen Herkunftsniveaus vergegenwärtigen. Globalisierung heißt also auch, daß wir in zunehmendem Maße mit *herkunftsungleichen Ordnungsinhalten* zu tun haben, und daß wir immer intensiver Übersetzungsleistungen erbringen müssen. Zugleich werden die Orte der Ansässigkeit, des Geruchs, der anstößigen wirklichen Erfahrung durch nomadisierende Orte, d.h. durch die programmierten und in globalen Kommunikationsnetzen vertriebenen Modelle vielschichtiger Zusammenhänge überlagert. Je umfassender und komplexer die *herkunftsungleichen Modelle* sind, die über die Medien als Ordnungs- oder Entscheidungsofferten aktualisiert werden, um so stärker überlagern importierte Topographien die herkömmlichen Geographien der Kommunikation.

Globale Kommunikation bildet eine evolutionär neue Form der Beziehungen aus: eine Kommunikationssphäre, in der Verständigung zwischen heterogenen Sinnprovinzen stattfindet. Die UN ist ein Beispiel hierfür. Die Grundlage für transkulturelle Kommunikation ist gelegt, die die Entwicklung einer Weltgesellschaft begünstigt. Diese hat sich längst konstituiert, ohne die traditionale Basis politischer und normativer Integration (LUHMANN 1986, 66) und ohne klare Erfolgsaussichten.

4. Ethnie – Nation – Netz

Die Netze der Fernanwesenheit verändern die Möglichkeiten, Kollektive zu bilden, kulturelle Identität zu formulieren, zu institutionalisieren und zu erhalten. Die eingangs angesprochene Irritation oder gar Krise von überlieferten Identitätsbildungen ist im Kern davon ausgelöst, daß in globaler Kommunikation die Möglichkeiten für kollektive Identität nicht gesehen werden. Mir will scheinen, daß dies in der medientheoretischen und kommunikationstheoretischen Unterbestimmtheit von Identität und der idealisierenden Bestimmung von 'Gemeinsamkeit' begründet ist. Wissenschaftlich findet dies seine Sprache in *ethno-kulturellen Bestimmungen*. W. SACHS schrieb 1992:

„Ein Gedächtnis zu haben, sich auf andere zu beziehen, an einer übergreifenden Geschichte teilzuhaben, erfordert Teilnahme sowie Nähe. Diese Nähe und Gegenwartigkeit wird natürlich ausgelebt in besonderen physischen Umgebungen wie Plätzen oder Straßen, Bergen oder Ufern. Und diese Orte sind ihrerseits imprägniert mit vergangenen und gegenwärtigen Erfahrungen. Sie werden zu Plätzen von Dichte und Tiefe ... Dort waren die Vorfahren zuhause, dort sind die bedeutsamen Erinnerungen beheimatet und dort ist man in ein Netzwerk sozialer Bindungen eingelassen und erfährt Anerkennung durch andere. Und es ist dort, daß Menschen eine ihnen eigene Sichtweise miteinander teilen, und daß Sprache, Gewohnheiten und Ansichten sich zu einem besonderen Modus des In-der-Welt-Seins zusammenfügen.“ (111)

Diese Sicht der Dinge enthält Beziehungen mit „anderen Typen kollektiver Identität“ (AXTMANN 1995, 91) wie Klasse, Kaste, Geschlecht, Religion, die Entwicklungsdeutungen, Zeitsichten und Ausblicke in verschiedenster Weise brechen können. In der Bestimmung ethno-kultureller Identität bilden allerdings verfestigte kognitive, emotionale, habituelle Stile gemeinsamer Erinnerung oder „gemeinsamen Schicksals“ (AXTMANN 1995, 91) die Grundlage. Die ethno-kulturellen Bestimmungen werden in der Geschichte des Nationalismus zurückgedrängt von „standardisierten“ Bürgern“, von „deren Loyalitäten gegenüber der Nation“, die durch „keine außergesellschaftliche Treuebindung herausgefordert“ werden. (ROBERTSON 1990, 49)

Beide allgemeinen Identitätskonzepte werden nun durch die „territories of transmission“ (C.D. RATH) und die Netzwerke der Fernanwesenheit überschichtet. M.

Featherstone spricht von der dritten, transnationalen Kultur, der Weltgesellschaft. Die neuen Räume von Identität ersetzen nicht die alten. Die alten Grenzen und Zentren wirken aber zunehmend fremd, veraltet, nicht hilfreich bei den streitbaren „reconfigurations of place and territory“ (MORLEY/ROBINS).

Eine Folge globaler Verflechtung ist, daß konkrete Teilsysteme von Gesellschaften – wie Produktionsbetriebe, Banken, Universitäten, Forschungsinstitute oder Individuen – Orte in globalen Ordnungen werden resp. deren Bewohner sind. Banken, Universitäten, Institute und viele Menschen (und letztlich: Nationen) entwerfen ihre Kompetenzen, ihre Leistungsprofile, ihre Wach-Schlaf-Rhythmen oder ihre Erreichbarkeit auf diese potentielle Globalität hin, d.h. sie entwerfen ihren Handlungsort in dieser neuen Geographie der Kommunikation.

Damit ist keine soziale Ordnung ethno-kultureller Differenziertheit oder nationaler Treuebindungen entworfen. Sie erhalten aber einen anderen Status. Wobei der entscheidende Schritt nicht darin besteht, daß es internationale Beziehungen wirtschaftlicher oder wissenschaftlicher Teilsysteme gibt. Die gibt es schon reichlich lange. Entscheidend ist, daß zunehmend alle Teilsysteme in die Vernetzung transkultureller Zusammenhänge eintreten.

In ihnen ist 'gemeinsames Schicksal' oder 'soziale Treuebindung' nicht mehr erreichbar; die „erfahrungsprägnierten Orte“ und ein Auge-in-Auge eidlich zu leistendes (staatliches, militärisches) Treuebekenntnis entfallen im abstrakten Raum. Aber wie ich oben sagte, handelt es sich dabei nicht um die Grenzziehung zwischen Netzwerk und Gemeinschaft, sondern um die dringend erforderliche Interpretation und Deutung der verteilten globalen Raumordnungen und ihrer kulturellen Spezifika.

5. Von Maschinenangst zur Telephobie

Je länger industriell-bürokratische Gesellschaften computerverstärkte Kommunikationsumgebungen auf sich anwenden und als Handlungsräume festigen, umso deutlicher wird ein vorindustrielles, aber gut gepflegtes Dispositiv: die *Telephobie* als *ungleichzeitiges Element aktueller techno-medialer Entwicklung*. Der Grund hierfür ist, daß durch die globale Kommunikation zwei *zentrale Sicherheitszusagen* deutlich geschwächt werden:

- es handelt sich zum einen um die *Angesichtigkeit* (vis à vis, face to face) oder die *Augenzeugenschaft*, mit der ja auch die Wahrhaftigkeit der Schrift/des Textes über das Lesen verbunden war.
- zum anderen handelt es sich um den *Verlust des materialen und geographischen Raumes als meßbares, begeh- und erfahrbare Prüfkriterien für Wirklichkeitsausagen*.

Die Anonymisierung/Anonymität von Kommunikation via programmierter *Interfaces* und die Virtualisierung von Gegenständlichkeit, Raum, Text, Bild oder Ton erzeugen einen als Krise erfahrenen Einbruch der Ferne, des Fremden, des Namenlosen. Plötzlich steht 'Ferne' (also telematische Kopräsenz) im Wohnzimmer, im Büro – und dies nicht als primitive Kolonialware, sondern als intelligente, avancierte und zivile Ferne. Die geographischen Grenzziehungen (auch in Stadtplanung/Stadtentwicklung), die mechanischen, schwerindustriellen Grenzen u.v.a.m. werden nun nicht durch (virenähnlichen) Revolutionsimport aus der Ferne durchlöchert, sondern durch die Nutzung von Technologie. Technologie, oder richtiger: *technomediale Allianzen* zwingen die Herkunftsgesellschaften der Aufklärung, der modernen Wissenschaften, der Nationalstaatlichkeit, den imperialen Gestus der Zivilisation abzustreifen und sich in die *Netze von Fernanwesenheiten* zu begeben, im Datenmeer zu 'navigieren', auf Informationswellen zu 'surfen'.

Um Ferne der Kommunikations-, Wissens- und Gestaltungsressourcen nutzen zu können, müssen die europäischen Gesellschaften sowohl ihre überlieferten Grenzphantasmen und Sicherheitskonzepte aufgeben, wie auch die Ängste vor dem 'weiten Meer' der Daten oder der Virtualisierung. Bis in die feinen philosophischen und habituellen Verästelungen hinein müssen die Konstruktionen der 'Andersartigkeit' überwunden werden. Am Beispiel der Ethnographie notierte P. ATKINSON:

„Im Diskurs der Renaissance war der bedeutende moralische und intellektuelle Rahmen religiös. Die nicht-europäischen Fremden wurden mit Begriffen wie 'Heide', 'Barbar' oder 'dämonisch/besessen' belegt. Für die Aufklärung war die Schlüsselvorstellung des Anderen 'Unwissenheit' und 'Aberglaube'. Im 19. Jahrhundert, als die moderne Anthropologie entstand, wurde der 'Primitive' in Begriffen von 'Entwicklung' und 'evolutionärer Zeit' codiert.“ (ATKINSON 1992,40)

Und heute? Ferne, Andersheit, Unwissenheit entstehen plötzlich im Wohnzimmer, am Arbeitsplatz in Cuxhaven, im Hotelzimmer in Portsmouth. J. Meyrowitz faßt dies in einer spitzfindigen Umkehrung des interaktionstheoretisch seit Jahrzehnten gepflegten Konzeptes des 'generalisierten Anderen' ('the generalised other', von E. Goffman bis N. Luhmann) zum 'generalisierten Irgendwo' ('generalised elsewhere') (MEYROWITZ 1989). Bezog sich die Fiktion des generalisierten Anderen auf ein codiertes, normatives und bedeutetes Drittes, auf das sich alle Handlungspartner innerhalb einer Gesellschaft beziehen und verlassen konnten, so trifft das „generalised elsewhere“ die polykontextuellen Bezüge (WELSCH 1987) eines territorial, medial und vor allem sozial nicht mehr gebundenen Kommunikations- und Zeitmixes.

Unter der Hand ist die am weitesten entwickelte digital-kybernetische Technologie zum Anstoß für ein neues Ordnungsmuster geworden: einer *globalen Netz-Zivilisation*. 'Netz' ist hier nicht mißzuverstehen als ein Transport- oder Transmissionsver-

fahren. 'Netz' ist die Verteilungs- und Nutzungsweise global verteilten Wissens; es ist *Transmissions- und Übersetzungsnetz*. Diese zivilisatorische Entwicklung ist unumkehrbar, jedoch sind unsere sozialen Selbstbeschreibungen auf eine solche globale Konzeption nicht vorbereitet. Dabei geht es nicht mehr vorrangig um die überlieferten renaissancebezogenen, aufklärungsgefärbten oder anthropologisch gemeinten Ideen des Anderen. Wie J. DONALD für die englische Populärkultur aufzeigte, ist die Entstehung und die Pflege von Identität und Differenz mit grotesken Fremdenbildern (Fu Manchu, Dr. No) und mit Projektionen von 'gefährlichen Frauen' verbunden. Differenz wird zum ethnischen, rassistischen, sexistischen Horror stilisiert. Die Phobie gegenüber fremden Kulturen wird zum Terror der Anwesenheit ('Die Körperfresser') und der nicht mehr erkennbaren Grenzen. „Es ist der Terror, daß ohne die bekannten Grenzen, alles in Undifferenziertheit zusammenbrechen wird, im Gifthauch des Chaos, und daß Identität desintegriert und das 'Selbst' erstickt oder versenkt werde.“ (DONALD 1988, 44) Die Alternative scheint derzeit: entweder gleichberechtigter Konkurrent und anonymer Gesprächspartner oder der 'feindliche Andere'. Möglich ist auch, daß beides in einer Person auftritt – von einander abgeschottet durch die zeitlich geschiedene Nutzung von globalen Medien und akuter angesichtiger Kommunikation. Was haben nun dieses 'generalisierte Irgendwo' und der globale soziale Zusatzraum auf sich?

6. Formen der Anwesenheit

Betrachten wir die eskalierende Logik der Globalisierung unter Aspekten von Anwesenheit/Abwesenheit und der Erreichbarkeit/Unerreichbarkeit. Die Herausforderung elektronisch-digitalisierter Erreichbarkeit liegt in einer grundlegenden Umkehrung: Nicht vom Mittelpunkt (ob als Individuum oder soziales Zentrum oder Leitwerte) her wird Anwesenheit als sinnlich erreichbare oder symbolisch bekannte Umgebung gedacht, sondern Ferne schreibt sich durch ihre 'Nutzung' material und in kürzester Handlungszeit in Nähe ein. Diese Umkehrung in der Nähe-Ferne-Relation verändert sowohl die Wahrnehmungsweise als auch die Entwurfs-, Expressions-, Kreativitätsbedingungen und -kalküle für jeden Sektor, der formalisierbare, also digitalisierbare Anteile enthält und diese medial transportieren muß.

Während mechanische Anwesenheit die gebauten und umbauten Räume, Infrastrukturen, Geh- und Dienstwege meint, ist der Modus elektronischer Anwesenheit die ungegenständliche, ko-präsente Ferne. Ferne ist ein automatischer, also maschinell-selbständiger Zustand, kein Territorium, keine Geographie. Ferne ist Operationsmodus der elektronisch übertragenen Information, auch wenn sie aus dem benachbarten Büro kommt. *Informationelle Ferne*, also die Ferne der globalen Zugriffe auf Server, Datenbanken, Kanäle, ist nicht mehr territorial vom Körper zu halten. Sie ist zu einem Wissens-, Gesprächs-, Informations-Zustand geworden. Der *technische Raum*, den R.

KNODT in seinem Buch 'Ästhetische Korrespondenzen' (KNODT 1994) darstellt, ist zu einem *medialen, interaktiven Phasenraum* geworden.

Die Gesellschaftswissenschaften besitzen kein materiales und mediales Konzept von Ferne, das soziale Systeme auf sich selbst anwenden können. Wie ist dies zu erklären? (Auch hier berücksichtige ich vornehmlich die sozialen Formationen, nicht so sehr die einzelmenschlich emotionalen Aspekte von passiver/aktiver Entfernung, sich ausschließen, sich entfernen ...) Ferne verband sich wissenschaftlich mit Entdeckung, nationalpolitisch und zivilisatorisch mit Kolonisierung, religiös mit Missionierung, ökonomisch mit Fernhandel und Kolonialwarenläden. Inzwischen sind Fernmärkte weitgehend zu Binnenmärkten geworden (wie z.B. in der EU). Touristisch ist Ferne noch ein inszeniertes Ereignis, aber keines mehr der Fremde, der Neugier, des Anderen. Wer die vorgefertigten Reisen nicht mehr mag, sucht das 'Überleben' bei garantierter Wurm-, Larven- und Blätterversorgung zu trainieren. In vielen eingelebten Kulturalismen ist Ferne immer noch territorialer Gegensatz zu Nähe, der Kontinent des Anderen, dem das Eigene, die Identität, das Sichere gegenüberliegt. Hierauf bezogen liegen die theoriestrategischen Argumente der „Kolonisierung der Lebenswelt“ bei J. HABERMAS oder der „Innen-Außendifferenz“ bzw. „System-Umwelt-Beziehung“ bei N. LUHMANN nicht weit auseinander.

Ferne ist immer noch eine konventionalisierte Floskel des 'Uneigenen'. Die (aktive) Entfernung aus einem Raum schließt jemanden oder etwas aus. Die (bemesse- ne) Entfernung in einem Raum markiert Unterschied und Abstand; in der maßlosen Ferne folgt der verliebte Blick der sich entfernenden Liebe, folgt der trauernde Blick dem unwiderstehbaren Tod. Ferne wird immer noch (territorial oder körperlich) bemessen. Sie ist nicht substanziell eingebunden in mediale Konzepte. Das 'Maß' für nonverbalen, körperlichen Abstand und sozialen Unterschied bildet nach wie vor die Basis sozialtheoretischer Kommunikationsmodelle, und nicht das 'Mediale' und die verschiedensten Formen der Kopräsenz. Vorherrschende Kommunikationsmodelle scheinen die „time-space-compression“ nicht aufzunehmen, sondern noch von relativ isolierten Teilnehmern auszugehen. Um dies zu verdeutlichen, muß man etwas in die Kultur-Geschichte der Anwesenheit und der Nähe als Wahrheitsraum zurückgehen.

Anwesenheit und mit ihr Wahrheit sind im schriftlich dokumentierten abendländischen Denken seit über 2000 Jahren dem Sehen verbunden. Das 'sehende Auge' setzt den Sehenden über die Wahrheit der Welt in Kenntnis. PLATON (vor das Auge der Seele treten), R. DESCARTES (klare und deutliche Einsichten), die Lichtmetaphorik der Aufklärung, die alltäglichen Worte der 'Einsicht' sind nur kurz genannte Beispiele der Dominanz des Gesichtssinns als vornehmster Sinn der Kulturen. M. JAY spricht vom „Sehen als Modell der Wahrheit wie auch als Quelle von Irrtümern“ (1995, 42). Es handelt sich um naheliegende Wahrheit oder um makroskopisch (Fernglas ...) und mikroskopisch (Brennglas ...) nahegebrachte und instrumentell unverfälschte 'Welt'.

Das Grundmodell ist die *Augenzeugenschaft*. Sie setzt einen kontinuierlichen Sicht- und Bildraum und eine an das Auge verwiesene Ordnung des Wiedererkennens,

Spiels, Theaters. In diesem Modell kann der Blick verschiedene Verkleidungen annehmen: wie der liebevolle, der suchende, der haßerfüllte, der forschende, der gelangweilte Blick. Sichtraum (Körperumgebung) und Blickart (Körper) sind Konstruktionen, die die sinnliche Nähe und die Erkennbarkeit des Wesens hinter der Erscheinung zu garantieren scheinen. Aber wie so oft bestätigt sich eine Konstruktion selbst, bis zu ihrem Scheitern, bis zum betrogenen Blick.

Die *Augenzeugenschaft* wird in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts *technisch beerbt* durch das Photo und um die Jahrhundertwende durch den Film (WINKLER 1992, 231f.). Der Anspruch war, die Dinge der Welt auf technischem Wege direkt und ohne aktiven Eingriff des Menschen abzubilden. Die *Zeugenschaft des Auges* wird *gespeichert*, tritt in eine *Zwischenzone* ein. Sie erhält eine mediale Form, eine eigene ästhetische und kulturelle Figuration. Diese frühe materiale Fernanwesenheit des Augenzeugen (also Photographie, Film) tritt in Konkurrenz zur mentalen Fernanwesenheit des Text- oder Schriftzeugen (Bibel, Buch, Zeitung). Es ist die *Konkurrenz um das knappe Gut der Aufmerksamkeit und der Rationalität*. Erweitert wird diese Konkurrenz um das knappe Gut körperlich-sozialer Aufmerksamkeit durch Telephon, Grammophon, Schellack-Platten, Tonbänder, Radio.

In diesen Prozessen ist nicht nur die Veränderung und Erweiterung der bild- und textkonstituierenden Codes enthalten. So beeinflusst die Photographie die Malerei, der Film beeinflusst die Photographie, die Phantasien und ängstlichen Visionen. Auch verändert sich die Form des Wissens durch Zeitungs- und Radiojournalismus, durch billige Bücher, Internationalisierung der Büchermärkte.

Wichtiger für meine Argumentation ist, daß die *beziehungs- und raumkonstituierenden Codes sich hierdurch ändern und erweitern*, ohne daß sie offengelegt werden. Entstehungshintergründe werden ausgeblendet; technische, chemische, mechanische Bedingungen werden im Produkt gedruckter Nachricht 'überlesen', in den über den Äther gesprochenen Worten 'überhört', in der Frequenz von 25 Bilder/sek. 'übersehen'.

Die Kontinuität der medialen Bild-, Text- und Tonräume ermöglicht nicht nur das Spiel mit der Augenzeugenschaft und der Wahrheit, also die aufklärende Bild- oder Photomontage bzw. die Manipulation. Es entstehen neue Ereignisse, deren Kennzeichen der technisch-mediale Probelauf für Augenblick und Anwesenheit ist. Nicht nur die Anwesenheit wird zeit-räumlich durch Telephon, Funken, Radio gedehnt; sondern die erfahrene und wahrgenommene Anwesenheit ist auch ein Folgeereignis der Regie, der Redaktion, der Programmplanung. *Anwesenheit wird zu einem komplex-vermittelten, eben auch anonym erzeugten Phänomenbereich* (in dem die Wahrnehmung von Individualität in der Unterbrechung, dem Abschalten, dem Querlesen, dem Wegsehen besteht).

Damit verschwindet die Chance, die Entstehung eines Gedankens, einer Nachricht und deren Verarbeitung im Gesicht des Gegenübers, in dessen nonverbalen Ausdrucksvermögen, in den Tonlagen der gesprochenen Worte 'weitgehend' mitzube-

kommen oder zu kontrollieren. Das Angesicht, dessen Ausdruck ich mit den Augen 'durchwandern' kann, um die Geste, Mimik, das Signal auf 'Ehrlichkeit', 'Offenheit', 'Zugänglichkeit' zu decodieren, entrückt völlig. Die *Spur* eines Lächelns, der *Anflug* von Wut, diese entdeckenden Diskretionen der augenscheinlichen Zwischenmenschlichkeit, bleiben erhalten. Ebenso die Fähigkeit, sie zu beziffern. Sie erhalten aber starke kommunikative *elektronische Kontrahenten*, die zwar abstrakt und anonym sind, aber *beim menschlichen Nutzer mehr Bedeutung mobilisieren können*, als die angestregten Gesichter in täglichen Talkshows. Elektronische Agenten (= programmierte Assistenten, die mir in Bibliotheken weltweit Texte unter bestimmten Suchbegriffen zusammensuchen), virtuelle Gesprächspartner in globalen, lokalen oder regionalen Netzgesprächen, oder z.B. elektronische Pfadfinder (elektronische Navigationssysteme für die Orientierung in Städten und Regionen, in denen, wie bei der CD-Rom von BLAUPUNKT, 565.000 Straßenkilometer, 1000 Städte, 280.000 Straßennamen und 70.000 Orte gespeichert sind) bilden die digitale Schnittstelle, deren Nutzung zu einem elektronischen Zwischengesicht führt, zum *Interfacebereich der Anwesenheit*.

Je weiter das Gesicht entrückt, je entblößter die gesprochene Sprache einsetzbar wird (wie beim Telefon), umso größer wird der Regelungsbedarf jenseits der physischen Anwesenheit. Indem das *erkennbare Gesicht verschwindet* – und damit die Chance personaler und sozialer Identifizierung des Sprechers/des Täters – *bricht die Pädagogik des Angesichts zusammen*. Der Regelungsbedarf bezieht sich in zunehmendem Maße auf Kommunikation, die die Entfernung vom Körper oder auch die Entfernung des Körpers aus dem Kommunikationsverlauf beinhaltet (KAMPER, 1995). Nicht nur die Körper- und Kopfhaltung treten in den Nachrichtenhintergrund, sondern Stimme, Handschrift, individueller Ausdruck, unbegrenzte Länge des Textes sind für die fernanwesenden Kommunikationsinhalte und -kapazitäten eher hinderlich.

Die Trennung von körperlich-sinnlicher und abstrakt-vorstellbarer Anwesenheit gehört zum Menschen und seiner sich über ca. 40 000 Jahren hinziehenden Chronologie kommunikativer Medien und Kapazitäten, Nachrichten zu speichern, zu transportieren oder zu (ver-)senden. J. SHORT, E. WILLIAMS und B. CHRISTIE haben in ihrer Analyse (1976) der „sozialen Präsenz“, die durch Telekommunikation entsteht, auf diese Fragen der „Entkontextualisierung“ aufmerksam gemacht. Mit der Verbreitung elektronischer und letztlich computerbasierter Vermittlungs- und Übermittlungskapazitäten tritt neben die vier Typen von herkömmlicher Anwesenheit,

- (1) die physische Präsenz, die apperzeptiv auf eine Ego/Alter-Beziehung gerichtet ist. Auge, Gesicht, Mimik, Gestik, Körperhaltung und Körpernähe sind für bestimmte Handlungssituationen unerläßliche Kommunikationserfordernisse;

- (2) die soziale Präsenz, die perzeptiv-interpretativ auf die psychische Nähe, die ästhetische Distanz, die habituellen 'Welten, die einen trennen' oder den 'Gleichklang der Seelen' gerichtet ist;

- (3) die ökonomische Präsenz;

- (4) die normativ-institutionelle Präsenz, die an selbstverständlich vorausgesetzter Nähe von unverzichtbaren, sicheren und anschußfähigen transpersonalen Vermittlungen orientiert ist,

folgende hinzu:

- (5) die mediale Präsenz, die rezeptiv, kommunikativ und interaktiv auf passive oder aktive Vermittlung von Nachrichten orientiert ist; die elektronisch transportierte, durch Gebrauch programmierter Nutzungsregelwerke erzeugte Fernanwesenheit von Text – Gesicht – Ton.

Anwesenheit geht also weiter als das bloße Absetzen einer Botschaft in der Nachrichtensenke des Empfängers. Sie meint auch mehr als die mediale Transformation der Nachricht über gesprochene Sprache, geschriebene oder gelesene Sprache, codierte Erinnerung, Speicher usw., die F. KITTLER (1986) als Aufschreibesystem versteht. Der Sender (der körperlich oder elektronisch ko-präsente Akteur) kann zwar den Code wählen, den er verschickt. Der Empfänger kann aber diese Nachricht anders lesen als beabsichtigt. „Zustellung wie Ankommen der Botschaft (bleiben) immer kontingent“ (MARESCH 1993, 371). Anwesenheit erschließt sich über die Bekundung einer befristeten und inhaltlich anschußfähigen Beteiligung. Sie verbindet die Sequenzen der Erreichbarkeit zu einem dynamischen Wechselverhältnis, zu zyklischer Vergegenwärtigung.

Anwesenheit, die seit Jahrtausenden ein kulturelles Gebilde war und auch mit vielerlei Mythen, Religionen, Animismen, Unwissenheit, Ängsten verbunden ist, *wird zu einem Geschehenshorizont eines informatischen Systems*, den computergenerierten Umgebungen. Diese elektronisch-programmsprachliche Fernanwesenheit kann aber nicht über reale Körperlichkeit, nicht über geometrische Zuordnungen als wahrheitsfähig belegt werden. Sie bildet einen eigenen Modell-Zusammenhang, der nur durch seinen Gebrauch seine räumliche Tiefe und darin möglichen zeitlichen, textlichen, bildlichen Anwesenheiten freigibt.

7. Netztechnische Erreichbarkeit

Was ist damit angesprochen? *Erreichbarkeit* bezieht sich darauf, daß eine formulierte, zielgerichtete und adressierte Handlungsabsicht 'ankommt' und 'angenommen wird'. Aus der Umgangssprache kennen wir Sätze wie: „P. ist für diese Überlegung (für dieses Gefühl) nicht erreichbar“; oder: „diese Angelegenheit berührt mich nicht“; oder auch: „Schuldbewußtsein hat ihn noch nicht erreicht; bei ihm ist nichts zu erreichen“. Das Kommunikationsmodell, auch für die face-to-face-Kommunikation, ist die Trias <Sender-Botschaft-Empfänger>. Diese *linguistische Erreichbarkeit* wird in der industriellen Technik- und Transportgeschichte erweitert durch mechanische Infrastrukturen, wie Chausseen, Kanäle, Eisenbahnen, Autobahnen. Zum Pioniersymbol der mechanischen Erreichbarkeit ist in den USA die „Union Pacific“ geworden. Aus jüngster Geschichte gehören hierzu die 'Reichsautobahn', die 'Interstate Highways', oder auch die 'Magnetbahn'.

Diese geläufigen körperlich-gestischen, sprachlich-symbolischen oder normativ-institutionellen Ebenen von Erreichbarkeit werden durch Mensch-Computer-Interaktion/Interfaces erweitert und zugleich verändert. Die *elektronische Erreichbarkeit* erfordert eine Neubestimmung des körperlichen, erzieherisch und sozialisatorisch gemeinten Konzeptes der (letztlich) angesichtigen Erreichbarkeit, hinter der die Idee des 'Festsetzen – Könnens', der 'festen Adresse', der 'Ansässigkeit' steht.

Elektronische Erreichbarkeit und Anwesenheit räumen kräftig in der Ahnengalerie des industriellen Klassizismus und mit kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Verbindlichkeiten auf. Der vor-bildliche Schein institutioneller Starrheit wirkt immer mehr wie ein unbeweglicher Pechvogel gegenüber dem immens anschwellenden Datenfluß. Neben den gebauten normativ-textlichen Leitwerten (Kirchen, öffentlichen und kirchlichen Verwaltungsgebäuden, Museen, Banken) mit ihren in Stein gehauenen Motti, sind längst neue Wirklichkeitsebenen selbstverständlich geworden. Die monumentale, architektonische Inszenierung des Angesichts durch Fassaden, Häuserzüge, die das Gesicht der Städte prägen, wird durch die elektronisch-programmsprachlichen Szenarien von Anwesenheit 'durchsichtig'. Nicht nur die Privatwohnung ist elektronisch erreichbar, die private Post ver- und entschlüsselbar, sondern auch die digitalen Safes von Banken und Entwicklungsbüros. 'The Hack', das intelligente, verspielte Knacken von Codes sei hier nur angeführt. Es bedarf nicht mehr des 'Schmiere stehens' beim 'Bruch', nicht mehr des lauten Wampffiffes. Die soziale Verfassung von Schutz, Beteiligung, Kontrolle, Identifizierung ändert sich derzeit rasch.

8. Nichts geht mehr ohne Ferne!

Ferne ist, um ein Wort von J. CLAUS zu verwenden, eine 'kybernetische Skulptur' geworden, eine *agierende Ferne*. Man kann auch sagen, Individualität und Transkulturalität werden in einem Ensemble neuer sozialer Räume zusammengeführt, erzeugen neue soziale und auf Strukturen und Beziehungen ausgelegte Seh- und Wahrnehmungsgewohnheiten, neue Vereinheitlichungen, neue Disparitäten.

Es ist überraschend, mit welcher Selbstverständlichkeit wir die *Wahrheit, Richtigkeit oder Wahrhaftigkeit* der Aussage vom Angesicht, dem face-to-face lösen, und sie in der Nutzung von *Interfaces* wahrnehmen. Dieses 'Zwischengesicht' ist für unsere Wahrnehmung jene oberflächliche Schnitt- oder Gesichtsmenge, der wir im beruflichen Arbeitsprozeß, zu Hause, bei Buchungen und Bestellungen usw. immer mehr anvertrauen, als in wirklichen angesichtigen Situationen.

Das *Interface* stellt einen neuen elementaren Verbund sozialer und individueller Zustände dar: den von *Kommunikation und Ereignis*, ohne gleichzeitige körperliche Anwesenheit vor Ort, in derselben Zeitzone und mit demselben kulturellen Handgepäck. Die Nutzung von Interface-Kommunikation überlagert somit den elementaren Verbund von Angesichtigkeit, Körper und Nähe und die stabile Verbindung von Arbeitskraft und Arbeitsgegenstand. Das Interface erobert die Anwesenheitskonstruktionen. Diese Veränderung ist unumkehrbar. Computertechnologie und mit ihr verbundene Fernanwesenheit ist längst eine alltagskulturelle Selbstverständlichkeit geworden und eine Quelle für Integration und Differenzierung. Pavel CURTIS vom Palo Alto Research Center der Firma XEROX schilderte die Nutzer seines experimentellen MUD (eine textgebundene, gemeinschaftlich geschriebene Abenteuererzählung), dem LambdaMOO, wie folgt:

„Sie sind besessen davon, daß sie vierundzwanzig Stunden täglich ausgehen können und immer Leute für interessante Unterhaltungen finden ... (Aber) wenn Menschen viel von ihrer Zeit damit verbringen, soziale Kontakte zu anderen Leuten zu pflegen, die sich Tausende von Kilometern entfernt befinden, kann man nicht sagen, daß sie sich abgeschottet haben. Sie scheuen die Gesellschaft nicht. Vielmehr suchen sie sie sehr aktiv. Vielleicht aktiver, als irgend jemand in ihrer Umgebung. Es ist ein vollkommen neues Ding.“

Wir haben gelernt, unsere Sinne in Beziehung hierzu zu entwickeln und zu interpretieren, oder sind dabei, dies zu tun. Ohne Ferne geht nichts mehr – das ist die Nachricht des integralen Mediums Computer. Der – mit Einschränkung gesagt – 'Ort', an dem der Zustand der Ferne entsteht, ist das Interface, der *cut*. Merkwürdig genug, daß seit mehreren Jahrhunderten die Post abgeht und ankommt, daß seit 100 Jahren Film auch von Ferne erzählt, daß seit 70 Jahren telefoniert wird und vor knapp drei

Jahrzehnten der Mann auf dem Mond war, aber Identitätsentwürfe immer noch in der Traumpaarung von Nähe-Teilnahme, Territorium-Gestalt gesucht werden. 1995 (!) legte F. THOMAS eine erste umfangreiche Untersuchung über „Telefonieren in Deutschland“ vor.

Die sozialtheoretische Eroberung der Fern-Anwesenheit muß davon ausgehen, daß es in computergestützten Umgebungen keine augenscheinlichen 'Territorien des Selbst' (E. GOFFMAN/G.H. MEAD), noch Territorien geometrischer Abzirkelung des intimen, privaten oder öffentlichen Raumes gibt, wie in der 'Proxemik' (E. HALL). Es wird Zeit, daß die sozialtheoretische Kritik die medientechnologische Eroberung der Anwesenheit begreift.

Nur selten werden Identitätskonzepte im Zusammenhang mit den Anforderungen medialer Möglichkeiten, Nachrichten, Personen, Bilder und Töne nahe heranzuziehen, diskutiert. Das *Mediale ist in einer kuriosen Weise immer noch der Feind des Personalen*. Noch seltener wird *Namenlosigkeit* von Informationen für die *Identitätsbildung* als bedeutend erforscht oder die Nichtansässigkeit von Gesprächspartnern (also ihre Anonymität, ihre Telepräsenz und ihre Selbstreferenz) für bewußtes soziales Verhalten untersucht. Die Frage: „Who are we when we are on-line?“ (JONES 1994,15) ist noch unbeantwortet; ebenso die Frage: Wo sind wir, wenn wir on-line sind? Die Antwort kann aber nicht technologisch sein. Es geht um die Rückeroberung von Anwesenheit unter den Bedingungen von Telepräsenz. Letztlich ist dies eine Frage an eine Identität ohne Mittelpunkt, an eine *Identität als ständiges Übersetzungsergebnis zwischen Lokalität und globalen Topographien der Information*.

Literatur

- AXTMANN, R. (1995), Kulturelle Globalisierung, kollektive Identität und demokratischer Nationalstaat. In: LEVIATHAN, 1/1995
- BHABHA, H. (Hg.) (1990), *Nation and Narration*. London
- DONALD, J. (1988), How English is it? Popular literature and national culture. In: *New Formations* 6, 31-47
- FÄßLER, M., HALBACH, W. (Hg.) (1992), *Inszenierung von Information. Motive elektronischer Ordnung*. Gießen
- FÄßLER, M., HALBACH, W. (Hg.) (1994), *Cyberspace. Gemeinschaften – Virtuelle Kolonien – Öffentlichkeiten*. München
- FEATHERSTONE, M., LASH, S., ROBERTSON, R. (Hg.), (1995), *Global Modernities*. London, Thousand Oaks, New Delhi
- GIDDENS, A. (1990), *The Consequences of Modernity*. Oxford
- ders., (1991), *Modernity and Self-Identity*. Oxford
- HABERMAS, J. (1981), *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde. Frankfurt
- ders. (1991), *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt

- HALL, ST. (1992), The question of cultural identity. In: St. Hall, D. Held, T. McGrew (Hg.), *Modernity and its Future*. Oxford
- JAY, M. (1995), Was steckt hinter dem Spiegel? Ideologie und Herrschaft des Auges. In: LEVIATHAN 1/1995
- JONES, S.G. (1995), *Cybersociety. Computer-mediated communication and community*. Thousand Oaks, London, New Delhi
- KAMPER, D. (1995), *Unmögliche Gegenwart*. München
- KITTLER, F. (1986), *Grammophon – Film – Typewriter*. Berlin
- KNOTT, R. (1994), *Ästhetische Korrespondenzen. Denken im technischen Raum*. Stuttgart
- LUHMANN, N. (1986), *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*. Opladen
- MARESCHE, R. (1993), *Mediatisierte Welt(en). Das leise Verschwinden eines Emanzipationsdispositivs*. In: *Philosophisches Jahrbuch* 100 Jg./2.Hb. Freiburg, München
- MEYROWITZ, J. (1985), *No Sense of Place*. Oxford
- ders. (1989), The generalised elsewhere. In: *Critical Studies in Mass Communication* 6, 326-334
- MORLEY, D., ROBINS, K. (Hg.) (1995), *Spaces of Identity. Global media, electronic landscape, and cultural boundaries*. London, New York
- PIETERSE, J.N. (1995), *Globalization as Hybridization*. In: Featherstone et.al.
- RATH, C.D. (1985), The invisible network. In: P. Drummond, R. Paterson, *Television in Transition*. London
- ROBERTSON, R. (1990), After Nostalgia? Willful Nostalgia and the Phases of Globalization. In: B.S. Turner (Hg.), *Theories of Modernity and Postmodernity*. London
- ders. (1995), Globalization: Time-Space and Homogeneity – Heterogeneity. In: Featherstone et.al.
- REIMANN, H. (Hg.) (1992), *Transkulturelle Kommunikation und Weltgesellschaft*. Opladen
- SACHS, W. (1992), *One World*. In: W. Sachs (Hg.), *The Development Dictionary. A Guide to Knowledge as Power*. London
- SHORT, J., WILLIAMS, E., CHRISTIE, B. (1976), *The Social Psychology of Telecommunications*. London
- THOMAS, F. (1995), *Telefonieren in Deutschland. Organisatorische, technische und räumliche Entwicklung eines großtechnischen Systems*. Frankfurt, New York
- VIRILIO, P. (1987), The overexposed city. In: *Zone* 1/2
- VIRILIO, P. (1994), Das Privileg des Auges. In: J.P. Dubost (Hg.), *Bildstörung. Gedanken zu einer Ethik der Wahrnehmung*. Leipzig
- WELSCH, W. (1987), *Unsere postmoderne Moderne*. Freiburg
- WINKLER, H. (1992), Das Ende der Bilder. In: K. Hickethier, I. Schnieder (Hg.), *Fernsehtheorien*. Berlin

Stille Tage in Nanterre

ERASMUS-Medien-Kongreß-Kritik

Vom 13. bis 16. September fand an der Pariser Universität Nanterre das 6. ERASMUS Netzwerk-Treffen für Media & Cultural Studies statt. Das Thema „Gender and Identity in Contemporary Europe – Social Relations and Cultural Constructions“ zog fast 200 TeilnehmerInnen aus 11 westeuropäischen Ländern an. Aktuelle Diskussionen, die an den verschiedenen Instituten geführt werden, sollten diskutiert und im Brennpunkt der Geschlechterforschung fokussiert werden. Der traditionsgemäß zur Vorbereitung verschickte Reader mit Texten von Donna HARAWAY, Joke HERMES, Angela McROBBIE u.a. war in dieser Hinsicht vielversprechend – doch beim Versprechen blieb es vorerst. Nicht nur, daß in Paris ausgewiesene Spezialistinnen auf diesem Gebiet verhindert und so die OrganisatorInnen zum Improvisieren gezwungen waren, auch das, was nach Fahrplan verlief, geriet aus den Geleisen oder kam erst gar nicht in Fahrt. Verantwortlich gemacht für die organisatorischen Fehlleistungen wurden in der Regel die Paris alarmierenden Bombenattentate, die für die Universitätsleitung tatsächlich Grund genug waren, alle Programmpunkte nach 18 Uhr abzublasen. Schlicht und einfach hatte man aber in Paris vergessen, aus den Fehlern vergangener Kongresse zu lernen oder sich an gelungenen – wie etwa dem von 1993¹ – zu orientieren. So wurde z.B. auf die Mitarbeit von StudentInnen aus Nanterre fast gänzlich verzichtet, die Koordination und Leitung der Diskussionsgruppen vertraute man lieber den sowieso schon überlasteten Lehrenden der Partnerinstitute an, für die diese Aufgabe meist lästiges Pflichtprogramm war.

Die Kritik ließe sich bis zum Artikelende fortsetzen, doch damit würde weder dem sich redlich mühenden Network-Coordinator, Mike Dawney, Gerechtigkeit widerfahren, der rettete, was noch zu retten war, noch entspräche dies dem Gesamtverlauf des Kongresses. Denn die Fahrt nach Paris X hat sich allemal gelohnt: Die jährlichen Veranstaltungen des ERASMUS-Netzwerks sind für viele Studierende die einzige –

¹ Unter starker studentischer Beteiligung bei der inhaltlichen und organisatorischen Vorbereitung diskutierten 1993 in Tübingen west- und osteuropäische TeilnehmerInnen das Thema „Who is Europe? Whose Europe? The Cultural Construction of Transnational Identities in Everyday Life“. (Publikation: Watching Europe. A Media and Cultural Studies Reader. Hrsg. von Ute Bechdorf u.a. Tübingen: TVV, 1993 (Studien & Materialien; 12).

bezuschulte – Möglichkeit, das internationale Parkett der Wissenschaft zu betreten. Die einzelnen Vorträge vermittelten einen Eindruck von dem, was und wie an anderen Instituten in anderen Ländern gearbeitet wird. So wurden Geschlecht und Medien auf ganz unterschiedliche Weise miteinander verknüpft: Die theoretischen Einführungsvorträge kreisten um die Themenfelder „Gender“, „Gender politics“ und „Identity“. Eleni Varikas zeichnete die historische Entwicklung des „Feminismus“ (besser: der Feminismen) als internationale Bewegung, als Theorie und schließlich als Institutionalisierung in den (französischen) Wissenschaften nach. Ihre Fragen, wo feministische Wissenschaftlerinnen innerhalb der Institution stehen, zu wem sie noch sprechen bzw. sprechen können, und welche Folgen die prekäre Frage der Institutionalisierung für den autonomen Feminismus hat, blieben weitgehend unbeantwortet. Claudine Raynauds Vortrag problematisierte den aktuellen postfeministischen Diskurs und kritisierte Feminismus als Identitätspolitik, die die binären gesellschaftlichen Strukturen reproduziere. Nicole-Claud Matthieu hingegen stellte dem Gender-Konzept einen eigenen Ansatz gegenüber und argumentierte, daß das biologische Geschlecht immer wichtig und letztendlich determinierend sei.

Kritisiert wurde der „postfeministische“ Ansatz in folgenden Punkten: Die Analyse der Konstruktionsprozesse von Geschlechtsidentitäten negiere Frauen als reale Subjekte sowie die konkreten sozialen Beziehungen und bewege sich weg von einer Analyse der Machtbeziehungen. Über Gender als ökonomisches und soziales System werde nicht mehr gesprochen. Dem Ansatz sei ferner ein „linguistischer“ Determinismus inhärent, alles sei „Diskurs“ und diskursiv konstruiert, doch die Kategorien „Diskurs“ und „Repräsentation“ stoßen angesichts der „sozialen Organisation von Geschlecht“ auf ihre Grenzen. So werde z.B. auch Heterosexualität als kulturelles Konzept, welches politische Institutionen prägt, nicht mehr thematisiert. Der Postfeminismus fragt und sucht nach der Vielfältigkeit (diversity) von Geschlechtsidentitäten und untersucht Prozesse der Um- und Neudeutung der Geschlechterdifferenz, der Selbstdefinition quer und jenseits der herrschenden Kategorien von Frau und Mann (gender bending). Doch sei er blind gegenüber den sozialen Bedingungen, wann und wie solche progressiven Selbstidentifikationsprozesse möglich wären – angesichts unserer gesellschaftlichen Verfaßtheit bisher wohl nur im Cyberspace? Zugespitzt formuliert, sei Postfeminismus beinahe selbst wie eine „Theater-Performance“ und habe mit der feministischen Bewegung nicht mehr viel zu tun.

Es lag sicherlich nicht allein an den sprachlichen Vermittlungsproblemen der französischen (auf Englisch) Vortragenden und deren Bezugnahme auf eine innerfranzösische feministische Debatte, daß deren kritische Impulse kaum aufgenommen, analysiert und kritisiert wurden. Die Chance, im Rahmen dieser Konferenz, vor allem auch vor dem Hintergrund der empirischen Studien, in eine Auseinandersetzung mit dem postfeministischen Ansatz einzusteigen, wurde vertan.

Die scheinbare oder tatsächliche Kluft zwischen postfeministischer Theoriebildung und den empirischen Forschungen, die, so schien es, essentialistische Annahmen reproduzierten, hätte zum Dreh- und Angelpunkt einer ganzen Reihe von Fragestellungen werden können, die in kontrovers geführten Diskussionen Erkenntnisgewinne zugelassen hätte. So entstand jedoch der Eindruck, daß sich postfeministische Theorie – außer in bezug auf Werbung und Cyberspace – nicht als Grundlage zur Erforschung des Geschlechterverhältnisses und geschlechtlicher Identitäten eignet.

ERASMUS-Selbstkritik

Horizontenerweiterung für TübingerInnen war meist dann angesagt, wenn andere KulturwissenschaftlerInnen aus dem Network ihren Umgang mit Medien sowohl auf dem Feld der Theorie als auch in deren praktischen Nutzung – etwa in der Präsentation von Videocollagen – demonstrierten. Der zwanglose und doch präzise Umgang mit einer poststrukturalistischen Semiotik, neomarxistischen Kulturtheorien und einer psychoanalytisch ausgerichteten Rezeptionsforschung, der vor allem von den British Cultural Studies geübt wird, vermag zu beeindrucken – anscheinend so sehr, daß sich die EKWler und EKWlerinnen zumeist auf neugieriges Zuhören beschränkten. Zwar reisen die Tübinger KulturwissenschaftlerInnen jährlich in Höchstbesetzung zu den internationalen Treffen an, studentische Beiträge vom LUI aber suchte man bisher in den Kongreßprogrammen vergeblich. Selbstkritik, die freilich keinesfalls auf die ERASMUS-Kontaktpersonen, Ute BECHDOLF und Gisela WELZ, zurückfallen darf: Die Rezeption und Lehre aktueller Medientheorien, die erst den Anschluß an internationale Standards möglich machten, ist eine Frage des Institutsurses. Die Ausarbeitung eines Beitrags hingegen, etwa für den nächsten Kongreß in Kopenhagen (17.–21. April 1996: „Media Landscapes Across Europe – Structures, Identities and Youth in Multicultural Societies“) könnte beispielsweise Aufgabe eines – vom Institut geförderten – autonomen Seminars sein.

Aus dem LUI

Institutsnachrichten

An erster Stelle ist hier ein Ereignis zu nennen, das bisher nicht eingetreten ist: Die nunmehr einzige C-4-Stelle des Instituts, die zuletzt Konrad Köstlin innehatte, konnte noch immer nicht besetzt werden. Eine Entscheidung der Fakultät über die von der Berufungskommission vorgelegte Liste wird erst im Sommersemester erfolgen. Danach müssen sich noch der Große Senat der Universität, das Ministerium und nicht zuletzt der/die Gerufene entscheiden ... Das heißt: Gottfried Korff wird weiterhin als kommissarischer Leiter des Instituts tätig sein.

Die Lehrstuhlvertretung hat seit nunmehr zwei Semestern Privatdozent Dr. Kaspar Maase – ein Wunschkandidat aller Lehrenden, der auch für das kommende Sommersemester wieder verpflichtet werden konnte. Eine weitere gute Nachricht ist die Habilitation von Gisela Welz. Für ihre Arbeit „Die Praxis der Repräsentation. Zur Darstellung kultureller Vielfalt in New York City und Frankfurt am Main“ und ihren Vortrag „Stabile Präferenzen. Konsumgewohnheiten und Alltagshandeln“ wurde ihr am 22.1.1996 die Venia legendi in Empirischer Kulturwissenschaft zuerkannt. Gisela Welz wird nun, gesponsert vom Centre of German and European Studies, zweieinhalb Monate als visiting professor an der University of California in L.A. tätig sein; im Juni kommt sie dann wieder nach Tübingen.



Bausinger

Andere, schon ein wenig zurückliegende Anerkennungen von LUI-WissenschaftlerInnen sind hier mit dicker Tinte nachzutragen:

Hermann Bausinger erhielt den von S.K.H. Herzog Carl von Württemberg gestifteten Ludwig-Uhland-Preis; eine stattliche LUI-Delegation wohnte der festlichen Überreichung des Preises (DM 20.000) auf Schloß Monrepos bei. Und damit nicht genug: In Halle

wurde im Juni 1995 Sabine Kienitz für ihre Dissertation „Sexualität, Macht und Moral“ über einen Schwäbisch-Haller Skandalprozeß von 1824 mit dem Heinz-Maier-Leib-



Kienitz

nitz-Preis für Historische Anthropologie (in Zahlen: DM 12.000) ausgezeichnet, und Friedemann Schmoll erhielt für seine Doktorarbeit „Die verewigte Nation“ über den Denkmalskult im 19. Jahrhundert den HML-Förderpreis (DM 6.000). Die nächste Auszeichnung ist bereits unterwegs; Näheres dazu im nächsten Ko'blatt.



Schmoll

Bedeutend schlechtere Nachrichten: Der Vertrag von Sabine Kienitz wird nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge Ende des Sommersemesters auslaufen, der von Gisela Welz im Dezember 1996 und der von Ute Bechdorf Ende des nächsten Wintersemesters. Hoffen wir, daß sich diese düsteren Aussichten bis zum nächsten Heft etwas aufgehellt haben. Dum spiramus, speramus.

Bernd Jürgen Warneken

Aus dem Verein

Wie dem neu erschienenen „Gesamtverzeichnis der lieferbaren Bücher“ entnommen werden kann, ist zwischenzeitlich als Band 83 der Reihe „Untersuchungen“ das Buch „Arbeiter-sportbewegung in dorf und Kleinstadt“ von Klaus Schönberger erschienen. Die kürzlich als Band 15 der Reihe „Studien und Materialien“ erschienene Magisterarbeit von Franziska Roller mit dem Titel „Hilfe als Herrschaft?“ wurde gleich im neuen „Gewand“ mit attraktivem Schutzumschlag ausgeliefert. Rechtzeitig zum 5-jährigen Jubiläum der Wiedervereinigung konnte das von einer Projektgruppe unter der Leitung von Bernd Jürgen Warneken erarbeitete Werk „Spiegelbilder: was Ost- und Westdeutsche übereinander erzählen“ veröffentlicht werden.

Für 1996 sind als Neuerscheinungen in der Reihe „Untersuchungen“ die Dissertationen von Hans-Joachim Althaus (Westdeutsche Reiseerzählungen über Ostdeutschland) und Helga Merkel (Die Daimler-Familie Sindelfingen) geplant; bei den „Studien und Materialien“ sollen der Band „Einkaufen“ (studentische Projektgruppe unter der Leitung von Gisela Welz) und Hardy Kromers Magisterarbeit über schriftliche Devotion in der Gegenwart erscheinen.

Die Einnahmen durch Buchverkäufe waren im Vergleich zum Vorjahr etwas rückläufig, was sich aber durch den Sonderverkauf im Vorjahr erklären läßt. Dennoch ist

die finanzielle Lage derzeit gut. Die genaue Jahresabrechnung kann bei der TVV angefordert werden.

Personalwechsel gab es bei den studentischen Hilfskräften: Die Nachfolge von Marika Sedlak hat Kerstin Hopfensitz angetreten.

Ihre Kenntnisse als ausgebildete Steuerfachgehilfin kommen der TVV bei allen Steuer- und Finanzfragen, besonders in der Zusammenarbeit mit dem Steuerberater, sehr zugute. Peter Hörz wird die TVV zum Jahresende verlassen. Corinna Schwenger wird dann für den Buchhandelsversand und die Werbung zuständig sein. Nicole Deisenberger ist weiterhin für die Mitgliederverwaltung und den übrigen Buchversand zuständig. Herzlichen Dank an alle drei Hilfskräfte für ihren großen Einsatz!

Elke Bidell

Lehrprogramm im Wintersemester 1995/96

VORLESUNGEN

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft:
2 st., Do 11-13 (Hörsaal Neue Aula)

Korff

Kulturgeschichte des Zeitbewußtseins: 2 st.,
Do 9-11 (Hörsaal Neue Aula)

Jeggle

SEMINARE

Abschiede (=Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st., Mi 9-11

Jeggle

Menschen auf der Straße. Zur Kultur von Armut und Mobilität (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st.,
Mo 16-18

Kienitz

Feldforschung (= Empirische Verfahren): 2 st.,
Mo 14-16

Bechdorf

Kulturtheorien: 2 st., Mi 16-18	Welz
Kulturanalyse: Lektüre und Übungen: 2 st., Do 14-16	Warneken
Technik wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st., Mo 11-13	Kienitz
Kulturhektik und Gelassenheit: 2 st., Mi 11-13	Bausinger
Girls will be Boys? Die Inszenierung der Geschlechterdifferenz in den Medien: 2 st., Mi 18-20	Bechdolf
Entnazifizierung: 2 st., Fr 9-11	Jeggle
Kriegserfahrungen - Kriegsalltag: 2 st., Di 14-16	Kienitz
Rochusverehrung in Oberschwaben (Projekt II): 4 st., Di 16-20	Korff
Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse (Projekt I - zweisemestrig): 4 st., Mi 14-16 und nach Vereinbarung	Warneken
"Public Folklore": Zur Theorie volkskund- licher Kulturarbeit: 2 st., Di 9-11	Welz
Technik im Alltag - und was die EKW dazu zu sagen hätte: 2 st., Fr 11-13	Beck
Die narrative Tradition in der jüdischen Volkskultur: 2 st., Di 11-13	Berger
Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18	Alle Lehr.
Institutskolloquium: Neue theoretische Ansätze in den Kulturwissenschaften: 2 st., Do 18-20	Alle Lehr.
DoktorandInnen-Kolloquium, 2 st., kompakt	Alle Lehr.

Lehrprogramm im Sommersemester 1996

VORLESUNG

Geschichte des Zeitbewußtseins: 2 st., Do 11-13	Jeggle
---	--------

GRUNDSTUDIUM

Nouvelle Cuisine, Fast Food (= Grundzüge historisch- sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st., Do 14-16	Kienitz
---	---------

Kultur der Armut in der Bundesrepublik (= Grundzüge historisch- sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st., Mi 11-13	Korff
--	-------

Techniken wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st., Mo 11-13	Kienitz
---	---------

Lokale Geschichtsquellen zur jüdischen Volkskultur (= Empirische Verfahren): 4 st., 14-tägig, Fr 14-18	Geppert
---	---------

Kulturtheorien: 2 st., Di 14-16	Warneken
---------------------------------	----------

British Cultural Studies: 3 st., Mo 13-16	Bechdolf
---	----------

Kritisieren: Zur Kultur wissenschaftlicher Lese- und Schreib- praxis: 2 st., Do 9-11	König, Schmoll
---	----------------

"Classic goes Pop"? Klassische Musik zwischen bürgerlichem Bildungsgut und Hit-Ware: 2 st., Mi 14-16	Maase
---	-------

HAUPTSTUDIUM

Schwabenbilder (Projekt II): 4 st., Fr 9-13	Jeggle
---	--------

Gestaltung einer Ausstellung - Am Beispiel der "Schwaben- bilder": 2 st. (Blockseminar vom 15.-19. Juli 1996)	v. Jacobs
--	-----------

Medienwirklichkeit am Beispiel Lokalpresse (Projekt II): 4 st., Mi 14-18	Warneken
---	----------

Rochusverehrung in Oberschwaben (= Projekt III): 2 st.,
Di 18-20

Neuere Theorien zum kulturgeschichtlichen Museum:
2 st., Di 16-18

Abschied von den Frauen?: 2 st., Di 11-13

Globalisierung, kulturelle Differenz, Weltstadt: 2 st.,
Blockseminar vom 5.-7. Juli 1996

Kultur, Technik, Geschlecht: Zusammenhänge und Wechsel-
wirkungen in einer informatisierten Welt: 4 st., 14-tägig,
Mo 16-20

Kultureller Wandel und Judentum in der Aufklärung: 2 st.,
Di 9-11

Detektivin, Kommissarin, Hobby-Ermittlerin: Grenzüber-
schreitungen von Frauen in Kriminalroman und Film: 2 st.,
Blockveranstaltung vom 15.-19.7.1996

Ethnizität und Ethnisierung: 2 st., Di 18-20

Lektürekurs: Die kulturtheoretischen Arbeiten von Marshall
Sahlins: 2 st., Mi 9-11

KOLLOQUIEN

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18

Institutskolloquium: Urbanistische Planungen und Perspek-
tiven - Stadtkultur in Tübingen: 2 st., Do 18-20

DoktorandInnen-Kolloquium: 2 st., kompakt

Korff

Korff

Kienitz

Welz

Kreutzner

Wolff

Bechdorf,
Maurer

Maase

Maase

Alle Lehrenden

Alle Lehrenden

Alle Lehrenden

TÜBINGER KORRESPONDENZBLATT

Herausgegeben im Auftrag der
Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.

Nr. 47

236
September 1996

Leibhaftig/Körperlos. Ansätze zu einer kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung

Leibhaftig/Körperlos, so lautete der Titel eines Kolloquiums am Ludwig-Uhland-Institut, mit dem wir – ein Arbeitskreis, bestehend aus einer Gruppe von lehrenden und studierenden Frauen des Instituts* – im November 1995 neue feministische Ansätze für eine kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung vorstellen und diskutieren wollten.

Die Tagung war angesiedelt im Kontext einer Theoriedebatte, die seit einiger Zeit auch die Kultur- und Medienwissenschaft erschüttert. Ausgangspunkt war die Konfrontation mit der Tatsache, daß in allen nur möglichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Zusammenhängen über den realen und den virtuellen Körper in den neuen Medien, über den Körper als fragmentiertes Symbol der Moderne und – in postmoderner Manier – den Körper als Text nachgedacht wird. In der Folge davon ist auch die wissenschaftliche Debatte über den theoretischen und praktischen Umgang mit der Kategorie „Geschlecht“ in den Sozial- und Kulturwissenschaften erneut in Bewegung geraten. Bis vor kurzem noch schien die Unterscheidung eines biologischen Geschlechts (sex) als „männlich“/„weiblich“ und eines sozialen und kulturellen Geschlechts (gender) als der Weisheit letzter Schluß. Der Körper galt zwar als historisch überformt und Geschlecht (gender) als das Ergebnis sozialer und kultureller Zuschreibungen, doch schien der biologische Körper (sex) immer noch eindeutiger Referent für das jeweilige der beiden Geschlechter zu sein. Die neunziger Jahre sind dagegen gekennzeichnet von einer in der Frauen- und Geschlechterforschung als sehr grundlegend empfundenen Unsicherheit. Neuere



* An der inhaltlichen Vorbereitung und Organisation des Kolloquiums beteiligt waren Ute Bechdorf, Andrea Hund, Susi Jäger, Sabine Kienitz, Gudrun M. König, Christiane Pyka, Simone Schlemper sowie Almut Sülzle (Tagungsbüro) und Anke Bahl (Übersetzung).

INHALT:

ANKE BAHL/CHRISTINE PYKA: Von Vampiren, Cyborgs „and the rest of us“	6
MARIE-LUISE ANGERER: In-Between: Der Körper zwischen Narration und Information	12
BARBARA DUDEN: Über die Logik der postmodernen Entkörperung: Das System unter der Haut	22
STEFAN BECK: Der Körper als hybride Verlaufsform? Techno-logisches 'body building', Grenzregimes und Autotopographien	38
GUDRUN KÖNIG: Stadtgeschichte und Konstruktion der Geschlechter. Eine Forschungsskizze am Beispiel des Tübinger Marktplatzes	55
KASPAR MAASE: Zum wissenschaftlichen Profil der „Zeitschrift für Volkskunde“. Eine Analyse der Jahrgänge 1986-1995	71
Lehrprogramm im Wintersemester 1996/97	82
Aus dem Verein: Einladung zur Mitglieder-Versammlung der TVV	84

Redaktion: Sabine Kienitz, Gudrun König
Satz und Layout: Steffen Rempel
Druck: Gulde-Druck Tübingen

Theorien verneinen die Eindeutigkeit dieses Wissens um die Geschlechter und stellen die Auflösung der Geschlechterdifferenz zumindest theoretisch in Aussicht. Sie dekonstruieren mit ihren Fragen die Trennung in „sex“ und „gender“ als ein ebenso normatives und konstruiertes Ideal, Ergebnis eines Herrschaftsaktes, werde doch damit die sozial wirksame Differenz zwischen den Geschlechtern nur auf einem neuen Niveau reproduziert. Sie stellen damit nicht nur das soziale/kulturelle, sondern eben auch das biologische Geschlecht infrage, indem es als nur historisch konstruierter Effekt von (Herrschafts-)Diskursen betrachtet wird: Auch Biologie wird damit als Produkt eines kulturellen Konstruktionsprozesses einer kulturwissenschaftlichen Erforschung zugänglich. Diese De-Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit wirkt allerdings nicht nur für die Theorie, sondern auch für eine aktuelle und historische kulturwissenschaftliche sowie für die politische Praxis Probleme und v.a. Fragen nach dem Subjekt „Frau“ auf. Gerade an der Materialität des Körpers als Kriterium für eine empirische Forschung entzündeten sich nun die Debatten über Reichweite und Aussagekraft, auch über die Politik- und Konsensfähigkeit dieser neuen Ansätze in der Geschlechterforschung.

Darüber hinaus aber sind es vor allem auch die neuen Medien- und Kommunikationstechnologien, die ein mögliches Spiel mit der Geschlechtszugehörigkeit im „Cyberspace“ denkbar erscheinen lassen, einem neuen imaginären Ort mit völlig neuen „Handlungs“ Möglichkeiten jenseits des konkreten Körpers. Realität und ihre Definition sind im Begriff sich zu verändern, doch ändern sich damit nicht auch die Definitions- und Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern? Was bedeutet dies für die Rolle und die Position von Frauen in einer modernen und hochtechnisierten Gesellschaft, was bedeutet es für uns als Personen und für unsere Begriffe von „Identität“, für unsere Wahrnehmung von Gesellschaft und den Anspruch, etwas zu verändern in dieser Welt? Was geschieht, wenn sich Geschlechtsidentitäten nicht mehr ohne weiteres von körperlichen Oberflächen ablesen lassen? Angesichts dieser theoretischen und technischen Entwicklungen stellen sich viele weitreichende Fragen: Was eigentlich ist noch als männlich, was als weiblich identifizierbar, wenn wir es z.B. im Internet mit medialen Entkörperungen zu tun haben und scheinbar problemlos das Geschlecht wechseln bzw. neu kombinieren können? Wird – überspitzt gesagt – das Geschlecht „körperlos“ und damit auch die Frage nach den Geschlechterdifferenzen hinfällig? Brauchen wir die harterkämpfte Kategorie Geschlecht noch für eine kulturwissenschaftliche Forschung? Nimmt man wissenschaftliche Arbeit für eine politische Handlungsfähigkeit in die Pflicht, dann stellt sich die Frage, ob die neue Entkörperung nicht auch die soziale Bewegung des Feminismus als gemeinsame Plattform für politisches Handeln gegenstandslos macht. Zentrale Fragen für eine kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung, denen das Kolloquium gewidmet war.

Drei international renommierte Wissenschaftlerinnen waren zu der Diskussion eingeladen und sind mit eigenen Texten in dieser Ausgabe des Korrespondenz-Blattes vertreten: Alluquère Stone, Professorin für Medienkommunikation und -technologie und Leiterin des Advanced Communication Lab an der Universität Austin/Texas, arbeitet auf dem Gebiet der Virtual Reality und stellte in einer Theorie-Performance im LTT die Frage nach eben diesen „flüssigen Identitäten“ in den neuen Medientechnologien. Anke Bahl und Christiane Pyka haben ihren Vortrag, der Wissenschaft auf eine neue Art und Weise dem Publikum präsentierte, zusammengefaßt



A. Stone



M.-L. Angerer

und kommentiert. Marie-Luise Angerer, Medien- und Kommunikationsforscherin am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien, ging der Frage nach den Brüchen und Lücken, der Positionierung des Körpers zwischen Narration und Information nach. Die historische Perspektive auf den Körper vertrat Barbara Duden, Historikerin und Professorin für Soziologie an der Universität Hannover. Sie fragte mit polemischen Anmerkungen nach eben jener neuen „Frau ohne Körper“ und den sozialen Konstruktionsmechanismen der Geschlechter, die in den neueren Theorien zum Tragen kommen bzw. nicht mehr wahrgenommen werden. Beide Vorträge sind im vorliegenden

Heft abgedruckt. Auf dem Kolloquium wurden die Vorträge jeweils ergänzt durch Workshops, in denen die Fragen gemeinsam mit den Referentinnen vertieft werden konnten, weiterführende Diskussionen, die allerdings im vorliegenden Heft nicht dokumentiert werden konnten.

Idee und Realisierung dieser Veranstaltung gehen zurück auf eine Auszeichnung, die das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft im Winter 1994 erhielt. Mit einem neugeschaffenen Förder-Preis, der 1994 erstmals von der Frauenbeauftragten der Universität Tübingen ausgeschrieben und



B. Duden

von der Universität mit Unterstützung der Vereinigung der Freunde der Universität finanziert wurde, sollten besondere Leistungen in der Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen auch finanziell gewürdigt werden, um so auch zukünftig einen materiellen „Anreiz“ für weitere Anstrengungen in dieser Richtung zu schaffen.

Wie groß das Interesse an diesen Fragen ist, zeigte die große Zahl von InteressentInnen: die Veranstaltung war schon Monate zuvor ausgebucht. Trotz der knappen Finanzlage der Universität haben wir als Arbeitskreis uns deshalb entschlossen, im Anschluß an die Veranstaltung in jedem Semester mindestens einen Vortrag zu aktuellen Problemen der Geschlechterforschung zu organisieren. Für das Sommersemester ist es uns gelungen, die amerikanische Medien- und Kulturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis einzuladen. Lauretis, derzeit zu einem Forschungsaufenthalt in Europa und Gastprofessorin für Filmtheorie in Frankfurt/Main, warf in ihrem Vortrag unter dem Titel „Cultural Studies and the Resistance to the Unconscious“ einen Blick auf die amerikanische Kulturwissenschaft und ihre Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, der feministischen Theorie und kritischen postkolonialistischen Ansätzen. Weitere Planungen laufen.

Neben der Dokumentation dieser Tagung bietet das Heft zwei weitere Beiträge, die im Kontext der Themenbereiche Körper bzw. Gender Studies angesiedelt sind. Im Gegensatz zu den kulturpessimistischen Stimmen, die vor dem Verschwinden des Körpers in den neuen Kommunikationstheorien und Informationstechnologien warnen, akzentuiert Stefan Beck in seinem Text den Symptomcharakter dieser Thesen und verweist auf die Gleichzeitigkeit verschiedener Körperkonzepte, die als Veränderung der Abstandsregelungen zwischen Körpern und Dingen zu orten sind. Am konkreten Beispiel Tübingen gibt Gudrun König Einblicke in die inhaltliche Konzeption einer Stadtgeschichte als Geschlechtergeschichte, ein Projekt, das von den Frauenbeauftragten der Universität und der Stadt in Zusammenarbeit geplant wird.

Eine Nachlese aus dem Institutskolloquium des Wintersemesters 1995/96 zum Thema 'Kulturalismus' bildet Kaspar Maases Beitrag. Er hatte die letzten zehn Jahrgänge der Zeitschrift für Volkskunde einer Inhaltsanalyse unterzogen und auf die Frage hin untersucht, welches Profil kulturwissenschaftlicher Arbeit des „Vielnamenfaches“ über die Zeitschrift vermittelt wird, v.a. im Hinblick auf Gegenstände und Methoden der dort vorgestellten Untersuchungen.

Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf die letzte Seite dieses Heftes mit der Bitte um Vormerkung eines wichtigen Termins: Am Freitag, 25. Oktober findet um 16 Uhr die diesjährige Mitglieder-Versammlung der Tübinger Vereinigung für Volkskunde im Übungs-Raum des Ludwig-Uhland-Instituts statt. Aus postalischen Gründen werden wir keine Extra-Einladung zu dieser Veranstaltung verschicken.

Von Vampiren, Cyborgs „and the rest of us“¹

“It is interesting that at just about the time the last of the untouched 'real-world' anthropological field sites are disappearing, a new and unexpected kind of 'field' is opening up – incontrovertibly social spaces in which people still meet face-to-face, but under new definitions of both 'meet' and 'face'.”²

Allucquère R. Stone.

I.

Welche Positionen nehmen Körper und Geschlecht in den neuen Interaktionsräumen des Cyberspace ein? Da sich im europäischen Raum bislang nur wenige feministische Theoretikerinnen diesem Forschungsbereich widmen, trat zum Auftakt der Tübinger Tagung „Leibhaftig – Körperlos. Neue feministische Ansätze für die kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung“ eine amerikanische Kulturwissenschaftlerin „auf die Bühne“. In der Werkstatt des Landestheaters Tübingen gab Allucquère Rosanne Stone eine Theorie-Performance mit dem Titel „The Vampire's Kiss: Reflections on Liquid Identity. A Theory-Performance Piece on Desire, Transgression and Eternal Life.“ Mit Hilfe weniger Requisiten wie zwei Tischen und Stühlen (auf dem einen eine Computeratrappe, auf dem anderen ein Telefon, eine Kanne Wasser etc.), dreier Dias, die im Verlauf der einstündigen Vorstellung hinter ihr nebeneinander auf eine Leinwand projiziert wurden, sowie bisweilen einsetzender Hintergrundmusik erzählte Stone einige Fallgeschichten zu Körperlichkeit und virtueller Kultur. Erste Erfahrungen damit hatte sie durch teilnehmende Beobachtung innerhalb einer Gruppe von Telefon-Sex-ArbeiterInnen gemacht, die ihr zeigten, wie es gelingt, körperliches Begehren über einen einzigen Kommunikationskanal zu wecken: nur durch den Gebrauch der menschlichen Stimme und weiterer Geräusche, wie Stone anschaulich demonstrierte. Die nötigen Informationen über den menschlichen Körper werden dabei auf einen Satz kleinster Zeichen reduziert, durch eine Leitung übertragen und von der Person am anderen Ende in der Phantasie derart umgesetzt, daß wieder ein differenziertes, komplexes Körperbild entsteht. Während bei angesichtiger Kommunikation

mehrere Kommunikationsmodi parallel genutzt werden, zeichnet sich Kommunikation in virtuellen Systemen durch eine geringe Datendichte aus. Durch den Mangel an Information sind die interpretativen Fähigkeiten der TeilnehmerInnen besonders gefordert. Bei Interaktionen in Computernetzen verschärfen sich diese Bedingungen. Gibt die menschliche Stimme am Telefon beispielsweise einen noch einigermaßen verlässlichen Hinweis auf das Geschlecht der Sprecherin, so wird der Körper in Computer Chatlines allein über Text symbolisiert. Einem „gender-switch“ steht in der virtuellen Welt so nichts im Wege; dessen Auswirkungen können allerdings durchaus reale Konsequenzen haben, wie Stone am Beispiel eines New Yorker Psychiaters aufzeigte, der sich Anfang der achtziger Jahre im Netz als eine schwer körperbehinderte Frau ausgab.³

Daß Begehren, Erotik und Sexualität sich hauptsächlich im Kopf und weniger in den eigentlichen, physischen Körperteilen manifestieren, illustrierte sie, indem sie durch rhythmisches Reiben ihres rechten Zeigefingers (aus Gründen des Safer Sex in einen Gummihandschuh gehüllt) auf ihrer linken Handinnenfläche einen Orgasmus markierte. Dabei ließ sie sich durch lautes Tröten von seiten des Publikums anheizen, dem zu diesem Zweck zuvor Pfeifen ausgeteilt worden waren. Dem topographischen Körper der physischen Oberfläche („topobody“) stellt sie dessen neuronale Repräsentation im Kopf, den „neurobody“ gegenüber. Zwischen beiden kann ein dritter, ein „translator body“, vermitteln, der nach dem Prinzip eines Schaltbretts beispielsweise die Handfläche zur erogenen Zone umdefiniert. Stones Interesse gilt der Position des Körpers am Ende des mechanischen Zeitalters und auf der Schwelle zum virtuellen. Der Zeichnung eines schwerelos im Raum schwebenden Cyberspace Cowboys, dessen Bewußtsein über Drähte direkt mit der virtuellen Welt à la William Gibsons Roman „Neuromancer“ (1984) verknüpft ist, während sein Körper jeglicher Relevanz zu entbehren scheint, stellte sie das Bild ihrer kleinen Tochter vor einem Computermonitor gegenüber. Dem männlichen Diskurs der Entkörperung innerhalb der Hackergemeinde, der nahtlosen Verzahnung von Technologie – Hardware – und menschlichem Bewußtsein – Software –, setzt sie in all ihren Performances als „grounding exercise“ und Mahnung stets die Körperlichkeit ihrer eigenen Tochter entgegen. Um ihre Zukunft sorgt sie sich, denn ihr Gesicht auf dem Foto scheint vom Widerschein des Monitors zu glühen und mit diesem zu verschmelzen. An der Schnittstelle Mensch/Maschine sind die Übergänge fließend geworden. Selbst wenn sich Bewußtsein und Identität(en) weitgehend vom Körper entkoppeln lassen, sich als Performances offenbaren, so ist die Bühne dieser Performances doch nach wie vor

¹ Vgl. Bernstein, Kate: *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*. New York 1995.

² Stone, Allucquère Rosanne: *Will the Real Body Please Stand Up?: Boundary Stories about Virtual Cultures*. In: Benedikt, Michael (Hg.): *Cyberspace. First Steps*. Cambridge, Mass. 1991, S.81-118, S.85.

³ Vgl. zu einer genaueren Darstellung in der vorigen Ausgabe des Ko-Blatts: Anke Bahl, Stefan Beck: *Technogene Nähe. Handlungsbedingungen und -optionen computer-medierter Kommunikation*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr.46, April 1996, S.43-57, S.44ff.

der Körper; und dieser ist in eine Machtstruktur eingebunden, in der Schmerz das Mittel der Kontrolle ist. In dem allgemeinen Trend zur Entkörperung streicht Stone die enorme Bedeutung des Körpers heraus:

Zwischen diesen Bildern hin und her zu springen, zwischen den virtuellen Gemeinschaften und dieser Welt, zwischen jenen Gemeinschaften, in denen Lust und Schmerz eine andere Bedeutung haben, und dieser Gemeinschaft, in der Schmerz etwas sehr Spezifisches bedeutet, wo uns Machtstrukturen in bestimmten, kontrollierbaren Identitäten gefangen halten – dieses hin und her ist ein Problem; ein Problem für das die Lösung erst gefunden werden muß. Bevor wir die Schwelle zu den virtuellen Welten überschreiten, müssen wir begreifen, wie diese Strukturen hier, in der physischen Welt, funktionieren. Bevor wir die Freiheit dieser wunderbaren Netzwerke genießen, müssen wir darauf achten, was hier passiert: welche Rolle der Schmerz in unserem jeweiligen individuellen Selbst spielt und auf welche Weise uns Machtstrukturen physisch an bestimmte Orte fesseln – und nicht nur physisch, sondern genauso in psychischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Macht ist dann am machtvollsten, wenn sie unsichtbar ist. Und in den neuen sozialen Räumen der Kommunikationstechnologie bleibt die Macht vorläufig ziemlich unsichtbar.⁴

Als literarischen Aufhänger und Beispiel für ihre eigene Position im Kontext virtueller Welten zog sie den Vampir Lestat aus Anne Rice's gleichnamigem Roman (1979) heran. Als Grenzgänger zwischen Leben und Tod, Vergänglichkeit und Ewigkeit ist er dem Cyborg in seinem Zwitterzustand als halb Mensch, halb Maschine vergleichbar. Von seiner Randposition beobachtet er, wie das Leben der Menschen durch den Pfeil der Zeit, Traditionen etc. bestimmt wird, von denen er selbst ausgeschlossen ist. Erst ein ihm von Stone 'verordnetes' Anthropologiestudium aber öffnet ihm die Augen dafür, daß die Menschen nicht nur in der Zeit, sondern auch in ihren Subjektpositionen gefangen sind. Mit dem Blick des Vampirs ist Lestat in der Lage, Subjektivität und Geschlechtsidentität nicht als gegeben und unveränderlich anzusehen, sondern deren befreiendes Potential der Wahl, Multiplizität und Maskerade wahrzunehmen:

The vampire of subjectivity sees the play of identity from the metalevel, sees the fragrant possibilities of multiple voice and subject position, the endless

⁴ Stone, Allucquère Rosanne: Der Blick des Vampirs. Unter den Untoten am Beginn des virtuellen Zeitalters. In: Angerer, Marie-Luise (Hg.): *The Body of Gender. Körper. Geschlechter. Identitäten*. Wien 1995, S.187-204, S.201.

refraction of desire, with a visual apparatus that has become irreducibly and fatally different.⁵

Vor dem Kuß (oder Biß?) des Vampirs ist niemand sicher, d.h. niemand wird völlig unberührt von den sich rapide abzeichnenden Veränderungen an der Schwelle zum virtuellen Zeitalter bleiben, auf seiner traditionell begründeten Subjektposition, an seinem gewohnten Platz. Für Stone stellen Vampire dieser Art zwar einerseits eine bedrohliche Herausforderung, aber andererseits vor allem ein hoffnungsvolles Versprechen virtueller Systeme dar, denn sie machen die gesellschaftliche Maschinerie der Subjektpositionierung und -disziplinierung sichtbar. Und so deutete sie zum Abschluß ihrer Vorstellung ihre eigene Zwitterposition als „transgendered academic“ mit uneindeutiger Geschlechtsidentität durch eine traumhafte Begegnung mit ihrem schon verstorbenen Vater an, welcher sie als Sohn anspricht. Sie teilt den Blick des Vampirs, denn sie lebt freiwillig auf der Grenze zwischen Subjektpositionen und hat deren Performativität selbst erfahren.

II.

Allucquère R. Stone ist Dozentin am Institut für Radio-TV-Film der University of Texas in Austin und Leiterin des Advanced Communication Technologies Laboratory. Ihr Forschungsinteresse gilt der Entwicklung einer „Interaction theory“, woran sie gemeinsam mit ihren StudentInnen arbeitet. Der Studiengang ist interdisziplinär angelegt und führt Studierende aus Kunstgeschichte, Performance Art, Performance Studies, Jura, Betriebswirtschaft und Informatik zusammen. Sie verfolgen jeweils eigene Projekte und Methoden, tauschen sich aber zu Fragen von „agency“, „interface“, „gender“, „power“, „history of innovation“ und „uses of technology“ untereinander aus. Das Labor betreibt ein text-basiertes Mehr-Personen-Rollenspiel im Internet (MOO), in das sich SpielerInnen aus aller Welt parallel einloggen können, um dann auf spielerische Art und Weise mit anderen zu kommunizieren. Zu Beginn werden sie darauf hingewiesen, daß ihre gesamte Aktivität im Spiel zu wissenschaftlichen Zwecken gespeichert wird. Damit ist auch die ethische Frage gelöst, mit der sich Ethnographen des Netzes bei ihren Recherchen neben neuen methodologischen Problemen sonst konfrontiert sehen. Das Feldforschungstagebuch wird dabei durch eine Diskette ersetzt. Ein Projekt besteht darin, das Verhalten der SpielerInnen hinsichtlich Geschlechtsidentität und Begehren in dieser virtuellen Gemeinschaft näher zu untersuchen, um damit zu

⁵ Dies.: *The War of Desire and Technology at the Close of the Mechanical Age*. Cambridge, Mass. 1995, S.182f.

allgemeinen Erkenntnissen über den Prozeß der sozialen Herstellung von Geschlecht etc. zu gelangen.

Der Cyberspace als Forschungsfeld bietet sich laut Stone besonders für derartige Erkenntnisinteressen an, denn er ist noch nicht so „naturalisiert“ für unsere Augen wie unsere direkte Umwelt, sondern als konstruiert und künstlich erkennbar. Außerdem bietet er Raum für Kreativität und Spiel und den Vorteil, daß eine Methodologie zu seiner Erforschung erst noch entwickelt werden muß und somit offen zur Diskussion steht.

III.

In den die Vorstellung nachbereitenden beiden Workshopeinheiten erläuterte Stone u.a., daß es ihr bei der Vermittlung ihrer Inhalte darum geht, mit den herkömmlichen akademischen Formen der Re-/Präsentation zu brechen. So lautet ihr Wahlspruch: „Refuse closure; insist upon situation; and seek multiplicity.“⁶ Die Geste der Performance ist ihr wichtig, sowohl in ihrem persönlichen Auftreten als auch auf dem Papier, und sie drückt sich auch in ihrem Verständnis von Identität aus. In der soziologischen Tradition der symbolischen Interaktionisten sieht sie Identität als ein kontinuierliches Ausbalancieren verschiedener Identitätsfragmente, so daß jede einzelne Interaktion im Grunde eine unterschiedliche Persönlichkeit produziert. Anders als gemeinhin üblich teilt sie nicht den Glauben an eine primäre Kernidentität („root persona“), welche sich vorübergehend äußerer Masken bedient, sondern möchte in ihren Performances herausstellen, daß es sich nicht um soziale Masken, sondern um jeweils authentische, vollkommen unterschiedliche „selves“ handelt. Den Begriff der Maske wendet sie ins Ontologische:

My current *I* has been as palpably a mask to me as any of my other *I*'s have been. Perceiving that which is generally invisible as really a kind of capital has been more than a passing asset (as it were); it has been a continual education, a source of endless challenge, not to mention fear, and certainly not least, an ongoing celebration of the sacred nature of the universe of passing forms.⁷

Ihre bevorzugte Vorgehensweise ist die eines „storyteller“, einer Erzählerin, die Abenteuergeschichten, durch Beutezüge in die Welt der Theorie bereichert, aneinanderreih. Verschiedene Diskursstränge bestehen nebeneinander in produktiver Spannung, ohne in einer einheitlichen Stimme zusammenzufallen. Es soll dem Publikum überlassen bleiben, daraus eine Synthese zu ziehen, (sollte es diesem darum überhaupt zu tun sein).

⁶ Ebd., S.30.

⁷ Ebd., S.2.

Weiterhin ging es im Workshop auch um ihre Auffassung von „gender“. Sie unterscheidet vier verschiedene Positionen:⁸

1. Die essentialistische oder naturalistische Position, nach der kein Unterschied zwischen biologischem Geschlecht (sex) und Geschlechtsidentität (gender) besteht. Beide bestehen von Geburt an und sind unveränderlich. „Natürlich“ sind allein die männliche und die weibliche Geschlechtsidentität.

2. Die soziale oder konstruktivistische Position, nach der sowohl das biologische Geschlecht als auch die Geschlechtsidentität sich durch soziale Interaktion erst herausbilden, dann jedoch naturgegeben erscheinen.

3. Der Gender Performance Ansatz von Judith Butler u.a., nach dem sich Geschlechtsidentität unabhängig vom biologischen Geschlecht allein im Handeln, in der Performance manifestiert und am ehesten durch Performance Studies und Theaterwissenschaft untersucht werden kann (Körpersprache, Kleidung, Stimme etc.).

4. Der „Memory and Language Generation“ Ansatz, bei dem in Anlehnung an Noam Chomsky der Körper als sprachgenerierend (und damit auch Geschlechtsidentität stiftend) verstanden wird, der in der Lage ist, nicht nur alte Symbole zu reproduzieren, sondern auch neue zu entwickeln. Dem Körper wird hier eine viel tiefer gehende Kapazität zur Erinnerung zugeschrieben als dem Geist.⁹

Auf die Frage, ob man sich für die Zukunft eine Vielzahl an Geschlechtsidentitäten erhoffen kann, bzw. warum die bisherigen im Grunde immer dichotom gedacht werden müssen, hatte sie noch keine Antwort. Sie gab jedoch die enge Verknüpfung von Geschlechtsidentität und Begehren zu bedenken. Bevor man eine neue Geschlechtsidentität erschaffen könne, müsse man verstehen, wie „difference“ und „desire“ funktionieren. Begehren in einer dialogischen Situation ist entweder narzistisch, d.h. auf eine Spiegelung der eigenen Erfahrungen hin orientiert, oder wird durch das Gegensätzliche, Andere hervorgerufen. Zwar gibt es in dem Internet-Rollenspiel LambdaMoo die Möglichkeit, zwischen neun Geschlechtskategorien zu wählen, da deren erotische Besetzungen aber nicht klar sind, wird dieses Angebot bislang kaum genutzt.

Im Zusammenhang mit ihrem Modell eines sprachgenerierenden Körpers wies Stone darauf hin, daß Kommunikation zu 99 Prozent über Körpersprache verläuft

⁸ Vgl. hierzu Stones Darstellung auf ihrer Homepage im Internet zum Stichwort „transgender“ (<http://www.actlab.utexas.edu/~sandy>).

⁹ Stones theoretische Ausführungen muten in diesem Bereich etwas mythisch an und sind nicht immer leicht verständlich, was aber auch daran liegen mag, daß sie sie oft mit dem Stilmittel der Ironie bewußt verfremdet.

und nur zu einem Prozent über Worte/Text. „Storytelling“ vor einem körperlich anwesenden Publikum ist für sie daher ein wichtiges Mittel, diese anderen Kanäle zu nutzen. Das Körpergedächtnis schätzt sie als weitaus mächtiger und unabhängig von dem repräsentationalen, geistigen Gedächtnis operierend ein. Bewegungen riefen alte Erinnerungen und Erfahrungen wach und seien so in der Lage, Amnesien aufzubrechen. Sie fragt sich aufgrund ihrer bisherigen Erfahrungen, ob hier nicht der Schlüssel zu dem weiblichen Traum von einer originalen, essentialistischen Sprache liegt, von einer transkulturellen Körpersprache. Der Körper habe seine eigene Grammatik und Syntax, ein Wissen, für das es noch keine Worte gebe, aber er biete einen ernstzunehmenden Zugang zur Theorie. Und so forderte sie zum Abschluß ihres Workshops dazu auf, pantomimisches Spiel nicht nur zuzuschauen, sondern ihm zuzuhören und die Sprache des Körpers zu erspüren.

MARIE- LUISE ANGERER

In-Between: Der Körper zwischen Narration und Information

Der Körper ist zu einem auffälligen Austragungsort geworden. Doch – anders als etwa in den 70er Jahren, als die Frauenbewegung sich wesentlich auf ihre „Körperlichkeit“ bezog – nimmt er in der aktuellen theoretischen Diskussion die Position eines Unbekannten ein, dessen selbstverständlich hingenommene Vertrautheit sich vielfach infrage zu stellen begonnen hat. Die körperliche Materialität, der Körper als immer schon gedoppelter, als immer schon realer und repräsentierter, seine Technologien, seine Inszenierungen und Performances stehen im Zentrum poststrukturalistisch-feministischer Dekonstruktions-Verfahren. In diese Gedoppeltheit eingespannt bzw. an die Materialität des Körpers gekoppelt ist dabei die *Existenzweise des Geschlechts* (Andrea Maihofer), deren untrennbare Ineinssetzung in einem Netz von Bedeutungsverfahren die Produktion gesellschaftlich intelligibler Identitäten betreibt.

Im Mittelpunkt meines Themas steht die Frage nach den Kontexten, innerhalb derer sich – zeitlich parallel – diese Verunsicherung gegenüber (körperlichen-geschlechtlichen) Identitäten artikuliert hat. Ich denke, daß **medientechnologische Entwicklungen** und **theoretische Auseinandersetzungen hinsichtlich Körperlichkeit und Geschlechteridentitäten** in ihrer jeweiligen Bezüglichkeit gelesen werden können. Eine Bezüglichkeit, die sich in einer historisch spezifischen

gesellschaftspolitischen Matrix als deren Rahmenbedingung notwendigerweise einstellen muß.

Medien- und kommunikationstechnologische Entwicklungen werden nach wie vor vage und sehr allgemein diskutiert. Als ein besonderes Charakteristikum des Zeitalters telekommunikativer/virtueller Realitäten gilt dabei die Auflösung von Raum- und Zeit. „The *space of power* is transformed into image flows over which we have less and less control, while the *space of meaning* is reduced to the *microterritories* of new tribal communities.“¹ Es wird unwichtig sein, an einem bestimmten Ort zu wohnen, wesentlich wird es hingegen sein, eine spezifische Position im Raum einzunehmen. „Ihre Nächsten sind nicht mehr Ihre Nachbarn, es sind Bilder, die Ihnen die Medien präsentieren“, wie Gérard Raulet² die soziologische und philosophische Bedeutung der Neuen Kommunikationstechnologien zu beschreiben sucht. Diese Vorstellung läßt sich weitertreiben – denn die Bilder haben mittlerweile sprechen gelernt, die medialen Inszenierungen sind zu aktiven Partnern geworden, mit deren Hilfe zunehmend mehr an Alltagsorganisation bewältigt wird.

Die Restrukturierung räumlich-zeitlicher Ordnungen durch die techno- mediale Penetration macht es notwendig, Orte und Räume neu zu definieren. Marc Augé spricht beispielsweise von *Orten und Nicht-Orten*. Nicht-Orte sind für den Anthropologen Räume, die nichts Spezifisches mehr an sich haben – beispielsweise Flugzeughallen, Shopping- malls, Umfahungsautobahnen und Urlaubszentren. Die Bewegung der einzelnen dabei in einer permanenten dichten Menschenmenge läßt, so Augé, ein spezifisches Einsamkeitsgefühl entstehen.³ Margaret Morse hat diese Wahrnehmungsveränderung der eigenen Position auf einer Zeit-Raum-Achse einmal als eine Art von „nonspace of both experience and representation, an *elsewhere* which inhabits the everyday“ bezeichnet.⁴

Die Neuen Medientechnologien in ihrer Verschränkung mit postmodernen/-industriellen Gesellschaftsstrukturen bilden den Rahmen, innerhalb dessen sich in einer **spezifisch neuen Überfülle ein Vakuum** im Sinne einer **Wiederholung**

¹ Manuel Castells zitiert in: David Morley/David Robins: *Communication Technologies and the Reconfiguration of Europe*. In: *Screen* 30/4, 1989, 10- 34.

² Gérard Raulet: *Die neue Utopie. Die soziologische und philosophische Bedeutung der neuen Kommunikationstechnologien*. In: Manfred Frank/Ders./Willem van Reijen (Hg.): *Die Frage nach dem Subjekt*. Frankfurt 1988, 283- 316.

³ Vgl. Marc Augé: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt/Main 1994.

⁴ Margaret Morse: *An Ontology of Everyday Distraction: The Freeway, the Mall, and Television*. In: Patricia Mellencamp (Hg.): *Logics of Television*. Bloomington, Indianapolis 1990, 195.

einschreibt: In der neuen Überfülle von Zeit und Raum entfalten sich in einer Dezentrierung von Mobilität und Erfahrung, von Isoliertheit und Vernetzung, von Nähe und Distanz, von Monolog und Multilog *Figurationen*, die sich um den Körper, seine Oberflächen, seine Texte zentrieren, in und durch die seine geschlechtlichen und anderen Identitäten sich performativ artikulieren. Auf dem Spiel stehen *Wahrnehmungsweisen*, die *neue Grenzverläufe* auszumachen beginnen – zwischen innen und außen, zwischen eigenem und anderem Körper, zwischen weiblich und männlich, zwischen Mensch und Maschine – eine neue *Ordnung von interfaces* fordert ihre theoretisch-politischen Definitionen ein.

Die Sehnsucht nach Nähe

Die Ankündigung neuer Ordnungen ist jedoch zunächst einmal als historischer Entwicklungsgang zu begreifen, das heißt, jedes neue Medium hat eine Kette von Imaginationen und Realitätseffekten nach sich gezogen, die alte Wahrnehmungsorganisationen sich haben verschieben lassen.

Medien sind, mit Marshall McLuhan gesprochen, Verlängerungen des Menschen, Prothesen, mit deren Hilfe der Sinnesapparat um jeweils spezifische Momente verstärkt, verschärft und erweitert wird: das Fernglas, die Brille, die Kamera, das Mikroskop, das Mikrofon, Kino, Radio und Fernsehen sind derartige Fühler und Werkzeuge in der Hand und im Auge des Menschenmannes.⁵

Diese Bestimmung der Medien als Erweiterung und Werkzeug ist dem Mensch- und Kulturbegriff Sigmund Freuds – wenn auch vielleicht nicht in bewußter Weise – zutiefst verpflichtet. So schreibt Freud in „Das Unbehagen in der Kultur“: „Mit all seinen Werkzeugen vervollkommenet der Mensch seine Organe – die motorischen wie die sensorischen – oder räumt die Schranken für ihre Leistung weg. Die Motoren stellen ihm riesige Kräfte zur Verfügung, die er wie seine Muskeln in beliebige Richtungen schicken kann, das Schiff und das Flugzeug machen, daß weder Wasser noch Luft seine Fortbewegung hindern können. Mit der Brille korrigiert er die Mängel der Linse (...) Mit Hilfe des Telefons hört er aus Entfernungen, die selbst das Märchen als unerreichbar respektieren würde; die Schrift ist ursprünglich die Sprache des Abwesenden, das Wohnhaus ein Ersatz für den Mutterleib, die erste, wahrscheinlich noch immer ersehnte Behausung, in der man sicher war und sich wohl fühlte.“⁶

⁵ Marshall McLuhan: *Understanding Media*. McGraw-Hill 1967, dt.: *Die magischen Kanäle*. Düsseldorf/Wien 1992, 34.

⁶ Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur* (1930 [1929]). In: *Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*, Studienausgabe, Bd. IX, hg. von Thure von Uexküll und Ilse Grubrich-Simitis. Frankfurt/M. 1974, 5. Aufl., 221 f.

Die Sehnsucht nach dieser *ursprünglichen Behausung* taucht nun im Kontext der Neuen Medientechnologien konzentriert auf. Vom Eintauchen, Süchtig- und Angeschlossen- Sein, vom Leben im Netz usw. lauten die Schlagworte, die alle mehr oder weniger explizit um die Behausungs-Thematik kreisen. Je virtueller, umso libidinöser – so hat es den Anschein – werden Räume besetzt, umso überdimensionierter entfaltet sich das Imaginäre mit seinen phantasmatischen *Figurationen*. Dies wird dadurch ermöglicht – so argumentiert die Anhängerschaft McLuhans – daß die Neuen Medientechnologien eine neue oder besser zusätzliche Taktilitätsdimension aufweisen, eine Dimension, die ein Zusammenspiel aller Sinne (an interplay of senses) bewirkt. Hören, Sehen, Fühlen – durch die traditionellen Medien – wie Zeitung, Kino, Radio und Fernsehen spezialisiert und fragmentiert, verschmelzen in den Neuen Medientechnologien zu einer „spezialisiert- ganzheitliche(n) Aufmerksamkeit“ – eine, wie McLuhan es genannt hat, „ikonische Aufmerksamkeit“, die der „mythischen Welt der Neuen Medien angemessen“ ist. Paul Virilio hat diese zusätzliche taktile Dimension als *Teletaktilität* bezeichnet, eine Taktilität, die sich zwar erst, wie er meint, auf die Hand beschränke, die sich „aber schon morgen (...) auf den gesamten Körper erstrecken (wird)“. Die Versammlung auf Distanz – wie Tele- oder Videokonferenzen – wäre ein erster Schritt, die erotische Dimension, also „den Körper eines anderen über tausende von Kilometern hinweg spüren zu können“ wird logischerweise folgen.⁷

Die Frage nach einem möglicherweise anderen Spiegelstadium

„Mit keinem Menschen verbringe ich soviel Zeit wie mit meinem Computer“, hat Allucquère R. Stone dieses sich herausbildende, neue medientechnologische *interface* einmal benannt und weiter gemeint, daß es an der Zeit wäre, unseren Realitätsbegriff zu redefinieren. Was bedeutet es nämlich, fragt sie, in eine virtuelle Welt einzutreten, was bedeutet es für meinen physischen Körper, wo lasse ich ihn, wie entlasse ich ihn, – aber auch – wie Mark C. Taylor und Esa Saarinen sich fragen: „Where do I meet my body in the net?“ Denn im *cyberspace*, wie das Autorenpaar der „Imagologies“ schreibt, kann ich mein Selbst so leicht wechseln wie meine Kleidung, Identitäten werden unendlich plastisch in einem endlosen Spiel von Bildern. Konsistenz ist keine Tugend mehr, sondern wird zu einem Laster. Integration bedeutet Limitation, denn wenn etwas sich immer verändert, ist jede/r ein niemand.⁸

Die Frage nach dem Subjekt und seinen Identitäten angesichts virtueller Welten und psychischer Datenbanken kann allerdings die um seine Materialität nicht umgehen, eine Materialität, deren Definition und Wahrnehmung sich angesichts

⁷ Paul Virilio im Gespräch mit Bion Steinborn. In: *Filmfaust*, Heft 89- 90, 1994, 33.

⁸ Marc C. Tayler/Esa Saarinen: *Imagologies*. Media Philosophy. New York 1994, 8 f.

des *Mirror of the Cyborg* möglicherweise verschoben wird. Bereits McLuhan hat in der Bestimmung einer endogenen Betäubung, einer schockartigen Betäubung, wie sie dem medialen Environment zugesprochen wird, eine Form des Spiegelstadiums beschrieben. Denn die Sage von Narziß handle nicht, wie er betont, von Selbstverliebtheit, sondern benenne die schockartige Betäubung des Narziß angesichts des eigenen Bildes, das er als den Anderen interpretiert. Die Selbstverkenntung ist nun jedoch das eigentliche der Theorie des Spiegelstadiums Jacques Lacans, das von einer projektiven Identifikation als ursprünglicher Verfehlung im Prozeß der Subjektkonstitution handelt. Das „Menschenjunge“ zwischen dem 6. und 18. Monat, also noch im Zustand völliger motorischer Abhängigkeit, nimmt – so Lacan – im Spiegel die Ganzheit (s)eines Körpers wahr und anerkennt dieses vollkommene Bild als sein Ideal- Ich. In diesem Vorgang wird die Instanz des Ichs auf einer fiktiven Linie situiert, „die das Individuum allein nie mehr auslöschen kann, oder vielmehr: die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird, wie erfolgreich immer die dialektischen Synthesen verlaufen mögen, durch die es, als Ich, seine Nichtübereinstimmung mit der eigenen Realität überwinden muß.“⁹ Dieses Spiegelbild-Verhältnis als ursprüngliche Verkenntung und Ich-Erfindung soll nun im *cyberspace* überwältigt, nochmals anders vervielfältigt werden. Das heißt, der neuen Phase einer *terminal identity* (Scott Bukatman) wird eine völlig andere Dynamik als dem Lacanschen Spiegelstadium zugesprochen. Wie N. Kathrine Hayles dazu ausführt, ist dabei vor allem der Prozeß der Identifikation ein ganz anderer bzw. muß erst als solcher neu analysiert werden: „Moving into cyberspace binds subject and object positions together in a reflexive dynamic that makes their identification problematic.“ Wenn dem Imaginären Lacans – so N. Katherine Hayles – eine neue dreidimensionale Physikalität entspreche, bedeute dies notgedrungenermaßen in diesem Sinne durch die Autorin weitergedacht – eine Herausforderung an die Grenzen des Körpers, „opening them to transformative configurations that always bear the trace of the Other. The resulting disorientation can function as a wedge to destabilize presuppositions about self and Other.“¹⁰

Die Beschreibung einer Begegnung im *cyberspace*, in dem die Repräsentation meines Körpers auf diejenige eines anderen trifft, oder in der sich *je* und *moi* voneinander und zueinander bewegen, ist möglicherweise ein Vorgang, der die Lacansche Subjektkonstituierung radikalisiert in sich trägt. Sowohl die euphorischen Ankündigungen eines ganz anderen Spiegelstadiums als auch die pessimistischen Verlustformulierungen verstellen dabei den Blick auf die ursprüngliche

Spaltung des Subjekts. Mein Körper-Bild sowie mein sich nachträglich einstellendes *moi* sind nämlich immer schon auf der Seite des Anderen. Was sich in einer virtual reality vielmehr einstellt, ist die Manifestation dessen, was immer schon ist, jedoch nicht als virtuell wahrgenommen wird, unsere Realität ist immer schon Virtualität gewesen. Oder wie Slavoj Žižek es formuliert: wir bewegen uns von einem In-sich zu einem Für-sich, das heißt, „die Virtualisierung, die bisher *in sich* war, ein Mechanismus, der implizit ablief als die verborgene Grundlage unseres Lebens, wird nun explizit und als solcher postuliert, was entscheidende Folgen für die *Realität* selbst hat.“¹¹

Umschreibungen des Körpers und seiner geschlechtlichen Identitäten

Mitte der 80er Jahre hat Donna Haraway ihre Fassung eines *female cyborg* als adäquate Metapher für mögliche (weibliche) Subjektivitäten in einer postindustriellen Gesellschaft erstmals vorgestellt. Wir alle sind cyborgs – so Haraway – Kreaturen, halb Mensch, halb elektronische Maschine, die sich auf dem Weg in eine Gesellschaft hybrider Maschinen und Organismen befinden. Der/die *cyborg* verweist nun unübersehbar auf die Fragilität und Künstlichkeit des Körpers und seiner sich an ihm festsetzenden Identitäten.¹² Der physische Körper, traditionellerweise als vertrauensvoller Grund für ein komplexes Bündel von Identitäten angenommen, hat in einer bio- und kommunikationstechnologischen Gesellschaft seine Unschuld eingebüßt. „A visual reading of gender, or any other cultural marker of identity, of the surface of the body will be hopelessly confounded.“¹³

Bio- und kommunikationstechnologische Entwicklungen produzieren jedoch nicht nur pessimistische Haltungen, sondern sind movens für unterschiedliche Auseinandersetzungen in Kunst und Theorie (Marge Piercy und Sadie Plant). Feministische Künstlerinnen – wie Valie Export, Cindy Sherman, Mary Kelly u.a. – griffen den Körper im Schaffens-Prozeß an, zerstörten ihn, um damit seine Identität und Authentizität als unendliches Spiel von Maskeraden zu entlarven. Die französische Performancekünstlerin Orlan bildet einen vorläufigen Höhepunkt

⁹ Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ich- Funktion. In: Schriften I. Frankfurt/M. 1975, 64.

¹⁰ N. Kathrine Hayles: The Seductions of Cyberspace. In: Verena Andermatt Conley (Hg.): Rethinking Technologies. Minneapolis/London 1993, 187.

¹¹ Slavoj Žižek: Über virtuellen Sex und den Verlust des Begehrens. In: Karl Gerbel und Peter Weibel (Hg.): Mythos Information, 128.

¹² Donna Haraway: A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s. In: Linda J. Nicholson (Hg.): Feminism/Postmodernism. New York, London 1990, 190- 233. (dt.: Ein Manifest für Cyborgs. In: dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M. - New York 1995, 33-72.)

¹³ Ann Balsamo: Reading Cyborgs. Writing Feminism. In: Communication, vol. 10, 1988, 340.

bzw. radikalisiert diese Strategien. Sie greift ihren Körper nicht nur an, um ihn zu entlarven, sondern „indem Orlan die Nähte an ihre Haut legen läßt, (macht sie) sich zum Artefakt, rückt sie die Ideologie der Machbarkeit und die Allmachtsphantasie, die dahinter liegt, ins grelle Licht des Operationssaales. Selbstreflexiv baut sie den *Kunstfehler* systematisch ein (...).“¹⁴

Auch die feministischen Theorien haben eine Art Kunstfehler in der Auseinandersetzung um ihre zentralen Kategorien wahrnehmen müssen. Denn immer deutlicher wurde in den letzten Jahren – wie die *women of color*, lesbische Frauen und Frauen anderer Klassen und Religionen mit immer mehr Druck einklagten – wie sehr mit Hilfe der Kategorien *Frau*, *Identität*, *sexuelle Differenz*, *Körper* universalistische *Meisterinnenerzählungen* aufgerichtet worden waren. Mit der Verlagerung des Fokus vom Begriff *Frauen* (*women*) auf die Differenzen zwischen den Frauen setzt sich *gender* als Bezeichnung der Relationalität geschlechtlicher Positionen durch. Damit wird zum einen die bislang unsichtbar gehaltene *Ver-geschlechtlichung des Männlichen* artikulierbar, zum anderen erweitert sich der Themenbereich, der bislang als *gender relevant* betrachtet worden ist. „Beschreibbar und überprüfbar werden jetzt die Grenzlinien, mit denen Gesellschaften *genderization* durchführen, also genus- spezifische von vorgeblich genus- unspezifischen, *allgemeinen* Bereichen trennen.“¹⁵

Doing gender wird in der Folge das Schlüsselwort, um die *Performativität* geschlechtlicher Identitäten ins Blickfeld zu rücken. Performativität, wie Judith Butler den Begriff in die gender- Debatte eingebracht hat, bedeutet dabei die Herstellung geschlechtlicher Identitäten als ständige Akte einer Wiederholung vorherrschender Normen. Eine *diskursive Performativität*, die das, was sie benennt, produziert, um auf diese Weise, um in diesem Prozeß den eigenen Referenten, die geschlechtliche Identität, zu inszenieren. Butler verabschiedet sich mit ihren *Gender trouble* von Identitätskonzeptionen, die sex und gender (als das biologische und kulturelle Geschlecht) trennen, um es durch das Begehren untrennbar wieder zu verquicken. Diese Unterscheidung mache nämlich, so Butler, den *Körper* zu einem passiven Moment, „dem die kulturellen Bedeutungen eingeschrieben sind, oder (er würde) als Instrument (betrachtet), mittels dessen ein aneignender und interpretierender Wille für sich selbst eine kulturelle Bedeutung festlegt. In beiden Fällen wird der Körper als bloßes *Instrument* oder *Medium* dargestellt, das nur äußerlich mit einem Komplex kultureller Bedeutungen verbunden ist. Doch der *Leib* ist selbst eine Konstruktion. (...) So stellt sich die Frage, inwiefern der Körper erst in und durch die Markierung(en) der Geschlechtsidentität *ins Leben gerufen*

¹⁴ Silvia Eiblmayr: Suture – Phantasmen der Vollkommenheit. In: Salzburger Kunstverein, Ausstellungskatalog. Salzburg 1994, 12.

¹⁵ Friederike Hassauer: Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens. Wien 1994, 13.

wird.“ Geschlechtliche Identitäten als sich ständig verschiebendes und kontextuelles Phänomen zu begreifen, unterstreicht den Prozeß, ein Geschlecht zu werden (*to become a gender*), indem man/frau das Geschlecht in performativen Akten inszeniert und wiederholt (*doing gender*). Weil jedoch diese Herstellungsarbeit einem ideologischen Prozeß der *Naturalisierung* und damit Ausblendung anheimfällt, wodurch jene prohibitiven Momente, die Eindeutigkeiten bzw. einander ausschließende Oppositionierungen erzwingen, unsichtbar werden (müssen) – werden geschlechtliche Identitäten, männlich und weiblich, *wirklich*.¹⁶ Die Kritik an einer ausschließlich *textuellen* Fassung des Körpers – wie Judith Butler rasch unterstellt wurde – hat eine intensive Auseinandersetzung um den Körper und seine begrifflichen Interpretationen im deutschsprachigen Raum folgen lassen.

Es bilden dabei nicht nur die Eingriffe unter die Haut – wie sie Gen- und Schönheitstechnologien beispielsweise praktizieren – ein mögliches Moment, das die Instabilität körperlicher Grenzziehungen aufzudecken vermag. Überlappungen von menschlichem Körper mit elektronischen Teilen sind ein weiteres in dieser Serie, wie ich dies bereits im ersten Abschnitt ausgeführt habe. So stellt beispielsweise das kanadische Ehepaar Marilouise und Arthur Kroker zynisch fest, daß sich unsere Körper längst in eigenständige *parts* aufgelöst hätten und sich in einer Kombination von Hyper- Exterritorisation (von Organen) und Hyper-Interiorisation (von Designer-Subjektivitäten) manifestierten.¹⁷

Bei all diesen hier kurz skizzierten Unternehmungen den Körper und seine Wahrnehmungen, anders zu bestimmen, bleibt ein Rest, der sich auf das bezieht, was die Materialisierungen all dessen betrifft.

Auf diesen Umstand verweist u.a. Gesa Lindemann vor einem ethnomethodologischen Hintergrund, der diese Überlappungen bzw. –formungen biologischer Differenzen aufgrund kultureller immer schon postuliert hätte. Lindemanns Kritik unterstellt der Butlerschen Setzung geschlechtlicher Identität eine Auslassung – nämlich jene der anderen Seite, jene der Wahrnehmung durch den/die Andere(n). Denn „es bleibt – wie sie schreibt – eine offene Frage, wie die heterosexuelle Matrix den einzelnen derart unter der Haut sitzt, daß sie nicht nur die Darstellung, sondern auch die Wahrnehmung der Geschlechter strukturiert.“¹⁸ Auch Andrea Maihofer betont die Notwendigkeit, als Frau oder Mann wahrgenommen zu werden und damit in einer sozialen Interaktion aufgenommen zu sein/anerkannt zu

¹⁶ Judith Butler: Gender trouble – Feminism and the Subversion of Identity. New York, London 1990; dt.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991.

¹⁷ Marilouise Kroker/Arthur Kroker: Body Invaders. Panic sex in America. New York 1987, 22.

¹⁸ Gesa Lindemann, in: Frankfurter Rundschau, 22.6.1993; sowie dies.: Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechterkonstruktion. In: Feministische Studien, Heft 2, 1993, S. 44-54.

werden. Allerdings setzt sie diese Geschlechterbinarität in einen historisch-kulturellen Entstehungsverlauf. So muß das Zwei- Geschlechter- Modell als eines begriffen werden, das sich über eine Kette von „Mikro- Konfrontationen“ (Laqueur) hergestellt hat, das heißt: „Die (fundamentale) Geschlechterdifferenz ist eine der folgenreichsten Effekte der Geschlechterdialektik der Aufklärung.“¹⁹ Kultureller und historischer Kontext müssen jedoch auch für die Butlersche Position ausgemacht werden. In ihrer Anlehnung an und Kritik des Lacanschen Spiegelstadiums ist diese Kontextualität notwendigerweise miteinzubeziehen. Das heißt, Wahrnehmung kann im spekulären Prozeß der Subjektkonstituierung nicht als gesondertes Moment eingeführt werden, sondern ist immer schon deren Konstituens. Die unterschiedlichen theoretischen Auseinandersetzungen um den Körper und seine geschlechtlichen Identitätsflächen haben jedoch die Wahrnehmung u.a. darauf gelenkt, daß sich *darunter* oder *dahinter* nichts verbirgt. Das Spiel der geschlechtlichen Identitätsmaskeraden ist keines der Verhüllung und Verkleidung, dem die Entschleierung ein Geheimnis entreißen könnte, sondern vielmehr das einzig mögliche, um die Leerstelle des Identischen zu umgehen.

Bodies in-between

Die nur angerissenen Definitionsbemühungen von Judith Butler – von gender und Körper – und die daran anschließenden Debatten haben die Schwierigkeiten verdeutlicht, dieses gedoppelte Sein des Körperlichen in den Griff, in den Begriff zu bekommen.

Ich möchte im folgenden nun noch kurz auf eine mögliche andere Schiene verweisen, an deren Ausformulierung ich jedoch erst sitze. Dazu möchte ich zwei Begriffe einbringen: den der Repräsentation und den des Körperbildes – in einem psychoanalytisch- philosophischen Sinn.

Deutlich ist, daß alle diese Definitionsbemühungen immer ein in-between versuchen, also zwischen Kultur und Natur, zwischen sex und gender. Dabei hat die Diskussion um Butler vielleicht einen positiven Nebeneffekt produziert, nämlich nochmals zu verdeutlichen, daß wir den Körper nicht einfach haben, sondern daß er immer schon und nur als repräsentierter verfügbar ist. So etwas wie ein authentischer Zugang – als ein nicht- mediatisierter – ist Illusion. Repräsentation bedeutet dabei sowohl Darstellung als auch Vorstellung und Vertretung im politischen Kontext. Wesentlich für meinen Kontext sind die beiden ersten Bedeutungen: Vorstellung und Darstellung. Eingeschrieben ist hier allerdings auch jenes Moment, das Lacan als „non- representative representation“ bezeichnet hat

und damit auf den Umstand verweist, daß Repräsentation nie lückenlos greift, daß etwas sozusagen immer *außerhalb* oder *jenseits* verbleibt, was sich entzieht. Stephen Heath hat dieses „spielerische Verhältnis“ zu Repräsentation oder besser mit ihr mit folgendem Satz einmal umschrieben: „So tun, als ob ich ein Mann bin, weil ich einer bin.“²⁰ Ich finde, diese Aussage macht mehr als deutlich, was unter gender identity zu verstehen ist, was sich alles miteinschreibt, um so etwas wie männlich und weiblich in ihrer durchaus körperlichen Repräsentation zu produzieren.

Das Körperbild nun – strenggenommen vom Begriff der Repräsentation nicht eigentlich zu trennen, ist ein Schwellen- Begriff, ein Begriff, der sowohl sich auf die Natur als auch auf die Kultur bezieht. Ausgehend von Freuds Unterscheidung von Trieb und Instinkt, wodurch menschliche Sexualität unausweichlich im Repräsentationssystem aufgefangen ist, meint Charles Shepherdson, daß der imaginäre Körper, in seiner Lacanschen Fassung, nicht nur durch das Spiegelbild hergestellt wird, „but only with the first substitution, the inscription of the void, the intrusion of nothingness, around which the body is structured.“ Der Körper ist – so Shepherdson weiter, durch Worte und Bilder organisiert: „Born as an organism, the human animal nevertheless has to acquire a body, come into the possession of a body (to be born again –) through the image and the signifier.“²¹

Bilder sind – und nun komme ich auf den philosophischen Gehalt, etwas womit ich denke, was es mir ermöglicht, mich zu definieren (that by which what I think is able to define myself)²².

Diese Einhüllung des physischen Körpers in seine Bilder wäre nun durchaus auf andere Realitäten übertragbar. So wie nämlich der Körper im *cyberspace* an computergenerierte Bilder abgegeben wird und vom virtuellen Raum umhüllt wird, lassen sich diese Vorgänge unschwer mit einer psychoanalytischen Fassung des imaginären Körpers verbinden.

All dies macht deutlich, wie theoretisch und epistemologisch unsicher dieses *in-between* zu fassen ist, wie sich der Körper permanent als der Andere im Sinne einer vermeintlichen Materialität einem immateriellen, psychischen Selbst entgegengesetzt.

¹⁹ Andrea Maihofer: Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von Geschlecht. In: Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt/M. 1994, 182f.

²⁰ Stephen Heath: Ethics of sexual difference. In: Discourse, vol.12, no.2, 1990, 148.

²¹ Charles Shepherdson: The Role of Gender and the Imperative of Sex. In: Joan Copjec (Hg.): Supposing the Subject. London/New York 1994, 169 f.

²² Vgl. Elspeth Probyn: This Body Which is Not One: Technologizing an Embodied Self. In: Hypathia, Special Issue: Feminism and the Body, Fall 1991, 116 f.

Über die Logik der postmodernen Entkörperung: Das System unter der Haut

Bei dem Tübinger Gespräch im Herbst 1995 habe ich – aus dem Stegreif – streitbar Marie-Luise Angerer und Alluquère Stone gegenüber die sinnliche Wahrnehmung des Fleisches als unabdingbare Voraussetzung für das Zustandekommen sukzessiver, epochenspezifischer Körper-Erlebnisse betont. Nur unter dieser Bedingung – darauf habe ich bestanden – konnte ich mich überhaupt auf die Diskussion der system-derivaten Themen der binären Geschlechter-Codierung, der beliebigen Selbst-Textualisierung, ja selbst der Notion von „Differenz“ einlassen.

Durch dieses Beharren darauf, das dekonstruktive Gespräch über den Frauenkörper aus historischer Perspektive als eine „Singularität“, also als Abbruch aller körpergeschichtlichen Voraussetzungen zu deuten, wollte ich zur Fruchtbarkeit des Gespräches beitragen. Mit der Veröffentlichung des hier folgenden Manuskriptes hoffe ich, die nun angebaute Kontroverse solider fortzuführen.

Im Laufe des Treffens wurde wohl allen deutlich, daß die Historikerin ihre Meinungen, Haltungen und Interpretationen in Sätzen formuliert hat, deren grammatikalisches Subjekt „ich“ ist, und daß sie darauf bestand, daß dieses Subjekt sich mit Haut und Haar einsetzt, während das Subjekt ihres Gegenübers stets ein „man“ (kann sagen), „es“ (wird sein), „one“ (understands) war. Daß also – im Sinne der klassischen Rhetorik – die Voraussetzung für ein Gespräch gar nicht vorhanden war. Denn „ich“ machte *Aussagen*, während mein Gegenüber mit Text, Code, Kommunikation entgegnete. In diesem Essay untersuche ich die Zeitgeschichte dieser Reduktion des aussagefähigen Subjektes auf ein sozial kodiertes, textverarbeitendes System. Ich spreche also von einem zeitgeschichtlichen Vorgang, den wir alle jetzt miterleben.

Es gibt Momente, die zeichnen einen. Sie graben sich ins Gedächtnis. Sie bleiben über Jahre, ja auf ein Leben hin Orientierungspunkte beim Erinnern. In meinem Leben gibt es solche Momente, die werde ich nicht mehr los, auch wenn sie – an und für sich – nicht zählen sollten. Ein solcher Moment entstand für mich bei einem Podiumsgespräch in Essen. Außer mir saßen da noch drei andere um den Funktisch. Einer von ihnen war Prof. XY, der soeben erklärt hatte, daß seine Prominenz als Genetiker ihm bei der Ausübung des ärztlichen Berufes in die Quere kam: seine Kompetenz hatte aus dem Arzt, der diagnostizieren und Heilbares therapieren kann, etwas Neues gemacht, eine Kreuzung aus dem Wahrsager, Trauerberater und offiziellen Vertröster auf den Fortschritt der Wissenschaft, die

eines Tages imstande sein würde, die genetischen Konstellationen der Empfängnis-Stunde irgendwie zu verstellen. Mit diesem Mann also hatte ich zu diskutieren. Denn ich wollte es nicht wahr haben, daß wir von Patienten als „Immunsystemen“ sprechen sollten. Und in diesem Wortgefecht sagte er so nebenbei: „Ja, Frau Duden, auch Sie sind ein Immunsystem“. Nun gegen diese Frechheit konnte ich nur protestieren, und ich tat es so, wie Frau eben einen Mann bittet, einen sprachlichen Fehltritt zu berichtigen. Zu meiner Überraschung konnte aber der Kollege überhaupt kein Verständnis für mein Entsetzen aufbringen. Im Brustton des Belehrenden verwies er mich: „Frau Duden, was glauben Sie denn sonst zu sein, wenn nicht ein Immunsystem“.

Ich will mit diesem Strang in meiner Lebensgeschichte beginnen, um Sie an den Grund meiner Empörung heranzuführen, denn manche der Kolleginnen, die von ihrem Körper als Schreib-Unterlage sozialer Programmatik zu sprechen gelernt haben, erleben sich vielleicht auch als zweibeiniges Immunsystem. Man kann heute nie wissen!

Die leibhaftige Frau als Subjekt der Geschichte

Wie viele Frauen meiner Generation habe ich vor Jahren begonnen, mich mit der Geschichte von Frauen zu befassen. Das konnte ich nicht sehr lange tun, ohne mich auch bald an der Ausblendung der Frau aus dem Themenkreis der Akademie zu stoßen. Was damit gemeint ist, das wissen Sie: nicht so sehr der Ausschluß der Frau aus den Kreisen der historischen Forschung und Lehre als die Unsichtbarkeit der Frau als Subjekt der Geschichte. Und gleichzeitig waren mir die damals vorgeschlagenen Begründungen für die Unsichtbarkeit der Frau als historisches Subjekt sehr bald nicht mehr ausreichend. Denn diese Erklärungen schienen mir am Wesentlichen vorbeizugehen, nämlich dem Fleisch.

Was Frauen von Männern unterscheidet, war immer fleischlich. Es war immer ein Unterschied im Fleisch, im Leib als einer historischen und immer nur historisch erlebbaren Wirklichkeit. Der Ausschluß der Frau aus den Objekten der Forschung wurde mir also zum entscheidenden Beweis für die Unfähigkeit der Geisteswissenschaften, den leibhaftigen Menschen mit Haut und Haaren und was sonst dazu gehört, zu ihrem Gegenstand zu machen. Es war also die Suche nach dem historischen Faktor, der die Frau unsichtbar machte, die mich zur Geschichte des Körpers geführt hat.

Ich kann griechische Termini nur mit großer Mühe im Wörterbuch finden. In der frühchristlichen und mittelalterlichen Welt kann ich mich deshalb orientieren, weil ich mich jahrelang unter der Führung ungewöhnlich beschlagener Kollegen da herumgetrieben habe. Ich blieb also bei meinen Leisten: dem Übergang von der

frühen zur barocken Neuzeit. Ich begann die *Somatik* - also die erlebte Körperlichkeit - von Frauen im frühen achtzehnten Jahrhundert zu untersuchen. Denn um den erlebbaren, epochenspezifischen Grund des So-seins von Frauen zu verstehen, mußte ich an den Körper herankommen, an den Körper als Prägstock der Sinnlichkeit und ebenso an den Körper als fleischliches Echo des Erlebens. Und da begann ich mich - und das ist schon weit über ein Jahrzehnt her - in die Klagen von Eisenacher Adelsdamen vor ihrem protestantischen Provinzarzt einzulesen. Dabei habe ich gelernt, daß das Fleisch, von dem die Stimmen der Toten sprechen, in meinem Fleisch kein Echo findet.¹

Die Frauen in Eisenach um 1720 sprechen von etwas, das mir zutiefst fremd ist: vom Blut, das schwer, dunkel, drängend, irrend seinen Ausgang sucht; vom orientierten Fleisch, das etwas will; vom Fleisch, das fließt, und in dem das „rechts und links“, das „oben und unten“, das „inwendig und auswendig“ verschieden erlebt werden. Sie sprechen zu ihrem Arzt von ihrem Geblüt, das durch die Zufälle, die ihnen im Laufe ihres Frauenlebens zugestoßen sind, in eine falsche Richtung gestoßen wurde, und jetzt da oder dort klumpt. Sie erzählen dem Arzt von bösen Gesichtern, die sich bei ihnen eingegraben haben und von giftigen Blicken, von denen sie getroffen wurden. Und all das versteht der Arzt: ja, er sieht seine Aufgabe in der Exegese dieser Klagen, und in der Suche nach Kräutern und Metallen, die auf diese Erlebnisformen lindernd wirken.

An die erste Zeit - die ersten zwei oder drei Jahre - im Umgang mit Quellen dieser Art erinnere ich mich noch sehr genau: ich war verstört, ja oft angeekelt von dem Schleim, Quatsch und Blut. Nur schrittweise habe ich gelernt, dem Arzt und nicht nur seinen Patientinnen jenes methodisch disziplinierte Verständnis entgegenzubringen, auf dessen Praxis historische Forschung beruht. Nur langsam wurde es mir möglich, aufmerksam und nicht aufgeregt, ja angewidert mich von der Qualität dieses mir fremden Körpergefühles überraschen zu lassen. Es wurde mir klar, daß ich, um mich historisch mit vergangenen Formen des Körpererlebens auseinanderzusetzen zu können, die epistemische Epochenklammer zurren mußte, durch die ich meine Autozeption als Resultat meiner Lebens-Geschichte (also *bio-graphisch*) und nicht mehr als Naturprodukt (also *zoo-morph*) verstehen würde. Und in dieser epistemischen Entfremdung, dieser *hystero-historischen* Disziplin wurde mir dann klar, daß sich aus den Erlebnissen meines Fleisches, meines Körpers, meiner Leibhaftigkeit keine Brücke bauen läßt, die zum Erlebnis der toten Frauen führen könnte.

¹ Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart 1991.

Der Frauenkörper im Konstrukt der „sozialen Konstruktion“

Um die Heterogenität, die Unvergleichbarkeit des vergangenen Leiberlebnisses zu verstehen und um den Toten nicht meine eigenen Selbstverständlichkeiten überzustülpen, begann ich dann den modernen Körper zu thematisieren. Und dabei kam ich immer tiefer zur Überzeugung, daß eine unüberbrückbare Heterogenität besteht zwischen dem, was Substanz, Substrat, Referent und Erlebnis der Frauenklagen im 18. wie im 12. Jahrhundert war, und dem wie heute (z.B. in feministischer Theorie oder in Einladungen zu Tagungen) vom Körper gesprochen wird:

- vom „gesellschaftspolitisch bedeutsamen Frauenkörper“
- der ins Bewußtsein „geschrieben, gehämmert und projiziert wird“;
- vom Körper als „sozialer Konstruktion“ und
- vom Körper als Instanz der sozialen Repräsentation der Differenz oder
- vom Körper als Instanz der Selbst-programmierung oder Selbst-herstellung;

Ich, diese Barbara, bin ebensowenig Schreibfläche, Kinoleinwand, Glotze oder politisches Manifest, wie ich ein Immunsystem bin!

Dieses Treffen, dessen eigentliches Thema der Schriftzug unserer Zeit im Leibe ist, stellt mich deshalb vor eine Wahl: Ich könnte mit anderen mich analytisch an die Exegese und Hermeneutik dieses Geschriebes machen, oder ich kann (und ich werde!) - sozusagen somatische Schriftstück-Kunde betreiben. Ich werde also danach fragen, was elektronische Aufzeichnungs-Technik, digitale Schirmgestaltung, das Verschwinden der Schreib-Werkzeuge (von der Feder zur Wachstafel und zum Papier) aus dem Schrift-Stück gemacht haben. Ich kann also wie Ludolf Kuchenbuch in Hagen und nun auch andere wie Le Roy Ladurie mit dem „Schriftstück“ mit dem „Frauen-Körper“ als wahrhafter „UR-KUNDE“ umgehen, und mich nicht auf den formellen Inhalt beschränken, sondern nach seiner materiellen, historischen Ganzheit fragen. Denn ich weigere mich, den Bildschirm oder die Diskette als Urkunden zu begreifen. Ich bin nicht bereit, das was heute viele Frauenforscherinnen „meinen Körper als den Träger kultureller Kodierung und als die Projektionsfläche gesellschaftlicher Interessen und Phantasien“ nennen, mit jenem greif- und spürbaren Selbst zu identifizieren, mit dem ich mich in der Frauengeschichte vertraut gemacht habe. Und um das zu tun, suche ich nach Methoden, mit denen sich durch den Kontrast mit Vergangenen, das moderne Erlebnis des „körperlosen“ Subjektes fassen läßt.

Bei meinen Studien sitze ich also daran, vergangene und gegenwärtige, „verkörperte“ *Gewißeheiten* zu untersuchen. Das sind Gewißeheiten, die zur zweiten Natur geworden sind.

- Im Griechischen und Lateinischen gab es für diese zweite Natur ein Wort: *hexis* nannte man das im Griechischen, *habitus* im Latein. Beides sind Begriffe, mit denen das Geprägtsein durch Gewohnheiten bezeichnet wurde; die körperliche *hexis* bildet sich durch Gewohnheiten in jeder historischen Epoche unterschiedlich aus; *hexis* meint eingefleischte Vorstellungen und Wahrnehmungen, die so unter der Haut sitzen, daß ihre gesellschaftliche, also historische Natur nicht mehr ins Bewußtsein tritt.²

- Michel Foucault führte für diese Befindlichkeit den Begriff des (*le souci de soi-meme*) ein, und damit läßt sich die epochale „*experience*“ bezeichnen. Was uns beschäftigen wird, ist also diese einzigartig epochenspezifische Erlebnisform des Leiblichen, jener „Körper“, der aus Worten, Gesten, Praktiken, Ritualen, Übungen erwächst und der das Fleisch, *le chair*, den Leib als Echo, als Resonanzboden seiner Zeit charakterisiert.

- Ich frage mich also, wie dieses Konstrukt, von dem Professor XY in Essen sprach, „Fleisch“ wird. Auf welchen Stationen wandert der „Körper als Text“ und der Körper als „System“ aus der Literaturkritik und dem molekularbiologischen Labor aus? Wie wird er zu „Haut und Knochen“ im Selbst- und Lebensgefühl? Oder: spiegelt das Konstrukt des Labors – die informationsverarbeitende Zelle im System – Grundmetaphern einer gesamtgesellschaftlichen Konstellation, denen die Wissenschaftler bloß Konsistenz geben?

- Ich bin, wie Sie wissen, nicht Biologin. Wenn ich von „Biologie“ spreche, so handelt es sich stets um ein institutionelles Unternehmen, das im 19. und 20. Jahrhundert von Generation zu Generation anders sich ein Objekt schafft. Deshalb kann ich es mir leisten, das was im Laufe der letzten 15 Jahre zur Biologie wurde, als Instanz zu verwenden, als Exempel zu verstehen, *auf die, durch die oder dank* derer ich tiefere Einsichten in das Hauptobjekt meiner eigenen Studien gewinnen kann, und das ist die Historizität des Körper-Erlebnisses.

² Siehe Ritter: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Art.: *hexis* (*habitus*) stellt einen Dauerzustand des Seienden dar, aber doch im Sinne einer besonderen Seinsweise, nämlich des Habens (Vorliegens) bestimmter Momente gerade jetzt und hier. Wissen ist dann etwa 'Haben von Erkenntnis', aber diese 'Habe' ist keine natürliche, sondern erworben und kommt als etwas Neues auf. Mit Natur (*physis*) hat *hexis* gemeinsam, daß sie ebenso umwandelt wie diese: Ständiger Umgang mit Schlechtem macht schlecht. Dem gegebenen Naturverlauf tritt ein vorher nicht bestehender Einübungsvorgang an die Seite, und neben das Reich der Natur kommt der ganze Komplex des zur 'zweiten Natur' Gewordenen zu stehen.

Nicht unüberlegt war mein Zögern in der Suche nach einem Wort, das besagt, in welcher Weise die Biologie als *Bildfläche* dient. Ist die Leinwand die rechte Metapher, von der aus gesamtgesellschaftliche Konstellationen dramatisch und autoritär ins Alltagsbewußtsein zurückgespiegelt werden? Oder ist es die *Mattscheibe*, durch die das, was im Alltagsbewußtsein gilt, dann auch *meta ta physika* durch die *Physis* – im Dunkel, in dem Biologen ihre Mythopoesis betreiben – Gültigkeit gewinnen? Oder dankt die Gesellschaft ihre Begrifflichkeit den biologisch entdeckten oder konstruierten Konstellationen?

Diesem Thema will ich nachgehen. Als Instanz für diese große Frage soll mir das sogenannte „Immunsystem“ dienen. Am „Immunsystem“ möchte ich die Hypostatisierung des Systembegriffs in der Geschichte des Körpers zum Problem machen.

Von der Immunität und der Abwehrkraft des Körpers zum „Immunsystem“

Ich könnte Verschiedenes hier anbieten; ich könnte z.B. aus der Geschichte der Immunologie Beispiele heranziehen, um zu zeigen, wie neu der Systembegriff in diesem alten Fach ist; erst 1972 taucht das Wort erstmals in einem Biologie-Lehrbuch auf. Erst seit den frühen 1980er Jahren ist das „Immunsystem“ kaum mehr aus einem Buch oder Artikel der Immunologie wegzudenken; eine erstaunliche und unwidersprochene Durchsetzung eines Konzeptes in der Leitwissenschaft des Jahrzehnts, die erklärt werden müßte. Ich könnte auch über das Immunsystem als Star in den Medien sprechen. Sie alle erinnern sich vielleicht an Rachel Welch auf einer phantastischen Filmreise, wie sie mit den Anti-Körpern der Russen kämpfte. Hier müßte ich über die rasche Gewöhnung während nur eines Jahrzehnts an diese Bilder und über die Veralltäglichsung dieser phantastischen Gesellen sprechen: Fiktion wurde zur Alltagswirklichkeit.

Nun – von all dem werde ich nicht sprechen. Ich bleibe bei meinem Leisten, und der erlaubt mir nur eins: mich diszipliniert an die Frage zu halten, wie das Immunsystem das Leiberlebnis von Menschen infiziert; wie das Immunsystem die epochale Befindlichkeit von Menschen im späten 20. Jahrhundert prägt. Um da dran zu kommen, mache ich eine Anleihe bei einer amerikanischen Anthropologin. Sie heißt Emily Martin und sie hat bald ein Jahrzehnt lang „Immunität“ als Konzept in der amerikanischen Kultur untersucht. Das Buch heißt: *Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture from the Days of Polio to the Age of*

AIDS.³ Als Anthropologin setzt Emily Martin das Besteck ihrer Wissenschaft auf einem neuen Feld an: wie andere Kollegen hat sie einen Blickwechsel vollzogen. Statt fremde, entfernt liegende, archaische (kalte) Gesellschaften zu untersuchen, studieren diese Forscher die eigene Kultur mit den Augen des Feldforschers; vom Exotismus der Fremde zur Gegenwart als Exotikum. Emily Martin, die in einer früheren Studie die körperliche Selbstwahrnehmung US-amerikanischer Frauen beim Bluten, in der Menopause und beim Gebären analysiert hatte⁴, wollte herausfinden, wie das Konzept des „Immunsystems“ das Gewebe der amerikanischen Kultur durchzieht; mit welchen Metaphern und Bildern die Wissenschaftler im molekularbiologischen Labor arbeiten; welche Bilder die Medien verbreiten; was die Leute auf der Straße von der Sache halten; wie modernes Management den wendigen, robusten Angestellten nach dem Modell des Immunsystems testet. So hat sie monatelang in einem molekularbiologischen Labor Gläser gespült, als freiwillige Helferin AIDS-Kranke gefüttert und in der Umgebung Baltimores über 200 Männer und Frauen „follow-up“ interviewt; sie hat in Kliniken gearbeitet und bei AIDS-Supportgroups mitdiskutiert; sie hat an Management-Kursen teilgenommen; sie hat das Belegschafts-Training von Computer-Firmen mitgemacht und sich beim Psycho-Härtetest der Rockford Company vom „Pamper Pole“ (Verhättschelungs Punkt) herunter geschmissen. Das Buch zeigt auf S. 215 die Autorin, wie sie nach dem Absturz in einem Laubwald im Fangschutz baumelt.

Emily Martin stellt die Frage, ob und wie das medienvermittelte *Immunsystem*, das von den TV-screens und auf den Filmleinwänden so grell und marktschreierisch verkauft wird, in den Köpfen der Durchschnittsamerikaner Platz genommen hat. Hat die Bildwelt des „inneren Krieges“, von dem die Medien künden, eine Bedeutung im Alltag? Glauben die Leute diesen Berichten? Fraglos operieren die Mikrobiologen in den Labors mit solchen Bildern. In ihren Notizbüchern und auf den Tonbändern hielt die Anthropologin erstaunliche Äußerungen der Forscher fest, die auch den wissenschaftsgläubigen Laien davon überzeugen sollten, daß Forscher den Trivialalltag nicht mit dem weißen Kittel ablegen. Sexistische – da gibts die 'weiblichen' Helferzellen – rassistische – die bösen und fremden 'Killerzellen' – Vorurteile filtern den Blick durchs Elektronenmikroskop. In welcher Gestalt aber kommen diese Geschichten aus dem Labor ins Alltagsleben? Was würden die Leute auf die Frage antworten: „Sie sind mit jemandem zusammen, der was Ansteckendes hat, sagen wir mal Grippe. Sie kriegen aber keine Grippe, warum?“

³ Emily Martin: *Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture. From the Days of Polio to the Age of AIDS*. Boston 1994.

⁴ Emily Martin: *Die Frau im Körper. Weibliches Bewußtsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens*. Frankfurt/M. 1989.

Nr. X: „Na, in Deinem Körper, innen drinnen wehrt Dein Körper die Keime ab. Ich habe einen National Geographic Video gesehen, da gabs so'n Ding. Ich glaube, es ist in Deinen weißen Blutkörperchen oder so; und dann dringt ein Keim in Deinen Körper ein, und da, na das umschlingt es dann eben.“

Frage: wer? die weißen Blutkörperchen?

„Mmmm, die gehen drum rum, die fressen es. Das ist, was passiert... Ich würd sagen, früher, na, da hätte ich gedacht, was passiert ist, daß Du eben Glück hattest, daß Du die Grippe nicht gekriegt hast; das hat Dir eben nichts ausgemacht, das hat Dich nicht berührt. Aber jetzt weiß ich's besser.“

Frage: Das haben Sie früher nicht genauer analysiert?

„Nein, ... wahrscheinlich, weil Du auf Dich selbst aufgepaßt hast. Also, dann hast Du z.B. genug geschlafen, nachts, sowas, Sie verstehen schon oder Du hast gut gegessen oder sowas. Aber jetzt versteh ich, daß es da was in Deinem Körper gibt, das die Sachen abwehrt, und da kommen die Sachen heute nach innen und dann wehren die drinnen sie ab.“ (S. 65/66)

Ein anderer sagt auf die Frage, was denn das Immunsystem sei:

„Früher wußten die vom Verdauungssystem, weil sie essen mußten und die wußten vom Blutkreislauf, weil man blutet, wenn man sich schneidet oder wenn man hinfällt. Aber wer um Himmelswillen hat jemals an das Immunsystem gedacht? Bloß ganz wenig Auserwählte, eine Elite und vielleicht Leute mit Allergien habens verstanden. Bloß die Handvoll einer Elite und jetzt sollen wir das lernen? Das Immunsystem, das überall im Körper sein soll? Und, mein Gott, was ist eine Thymus-Drüse?“ (S. 64)

Jerret, Jewells und Shirley antworten typisch. *Alle* Leute, die vom Team befragt wurden, haben etwas zum Immunsystem zu sagen. Das Konzept steckt fest in Vorstellungswelt und Alltagskausalität des durchschnittlichen Amerikaners und der Amerikanerin. Essen und Trinken, Schlafen und Sich-Ausruhen, was man so gemacht haben mochte, um sich wohl zu fühlen, die erklären heute nicht mehr ausreichend, wie es einem geht; denn jetzt gibt es im Körper diese Instanz, die die Sache im Inneren – unabhängig von Deinem persönlichen Verhalten – managt. Du hast nicht mehr Glück oder einfach gut gegessen und geschlafen, sondern Dein System erhält Dich, ganz unabhängig von Dir selbst.

Katherine Johnson, eine euro-amerikanische Hebamme, Mitte 30, bringt das klassisch auf den Begriff:

„Entweder werd ich den Bakterien ausgesetzt und kann sie nicht bekämpfen und der andre kanns; ne andere Art es zu sehen ist, daß wir beide dem ausgesetzt werden, aber mein System hats nicht ertragen, seins aber schon; und noch ne andre

Art es zu sehen ist, daß wir beide die Bakterien hatten, aber wegen dem Streß oder so hat es sich in meinem System durchsetzen können und nicht in seinem.“ (S. 67).

So intensiv die Reportagen von der Laborfront den Krieg der Zellen proklamierten – im Alltagsbewußtsein werden die Militär-Metaphern nicht aufgegriffen. Nur eine Altersgruppe sprach in den Termen der Invasion und Abwehr vom Körper als einer belagerten Festung. Es sind Männer, die in den späten 1940er und 1950er Jahren erwachsen wurden, die Generation der Baby Boomers, deren Weltbild im Kalten Krieg gestanzt wurde. Sie stellen sich auch die *Immunität* nach dem Muster des Geheimdienstes vor. Sie sind aber eindeutig eine Minderheit. Die jüngeren Befragten, vor allem die heute Zwanzigjährigen, dann die meisten Frauen, ältere Menschen schütteln den Kopf. Sie lehnen diese aggressiven, gewaltdurchtränkten Bilder für das eigene Innere als Zumutung ab. Nein, so sind sie nicht!

Andererseits sprechen die Befragten lebhaft, ja mit Leidenschaft und gelegentlich begeistert vom Immunsystem. Obwohl die interviewten Leute oft die Fachtermini der verschiedenen Zellstämme des Immunsystems nicht benutzen – also Lymphozyten, Makrophagen, T-Zellen – haben alle etwas dazu zu sagen, ob reich oder arm, arbeitslos oder alleinerziehende Wohlfahrtsmutter, schwarz oder weiß. Einzig – das müssen Sie sich vorstellen! – eine Sozialarbeiterin wußte rein gar nichts zu sagen auf die Frage nach ihrem Immunsystem. Erst spät fand Martins Team heraus, daß die Frau gesetzlich blind ist, niemals Zeitungen liest, nie TV sieht. Nur die strikte Isolation von der dominanten Kultur erklärt, warum diese Frau unabsichtlich darum herumkam, sich mit dem Immunsystem zu infizieren. Wortreich und mit Respekt erzählen die Interviewten von „ihrem Immunsystem“, und damit meinen sie folgendes: das eigene Innere als komplexes, nicht-hierarchisches System, das seinerseits Teil weiterer Systeme ist, die ihrerseits in weiteren interaktiven Systemen operieren. Nicht die expliziten, metaphernreichen (militaristischen) Botschaften der Medien sind also im Bewußtsein hängen geblieben, sondern das, was diese unterschwellig mitliefern: eine unscharfe, untergründige Vorstellung vom alles durchdringenden *System*. Was sich im Common sense der Leute verfindet und in die Alltagswahrnehmung hineinhängt, das sind nicht Killer-Zellen, sondern *das komplexe System*. Die Leute sprechen nicht mehr davon, ob ihre Umgebung krankmachend, gesund oder unerträglich ist, sondern davon, ob „ihr Immunsystem“ stark genug ist, die Umgebung zu ertragen. Die Entscheidung übers Wohlbefinden findet nicht mehr *außen* in der Lebenswelt statt, sondern im Inneren. Noch in den frühen 70er Jahren war die Idee vorherrschend, daß man sich am besten vor Krankheiten schützt, wenn die Umgebung sauber gehalten wird: Wasser und Seife, um die Keime abzuwehren. Heute glauben die Leute, daß die Umgebung immer voller Gefahren, Unwägbarkeiten, voller Feinde steckt, gegen die sich nichts machen läßt. Entscheidend ist nur, wie das Selbst „als System“ dieser Umwelt standhalten kann.

Der Organismus als datenverarbeitende Maschine, die sich selbst über Rückkoppelung organisiert

Was ist das Immunsystem als „komplexes System“? Eine exemplarische Antwort will ich zitieren:

„Im Grunde ist das ne äußerst komplexe Sache, wo alles mit allem in Verbindung steht. Und wenn was in Deinem Körper schief geht, da wird da was signalisiert und die Zellen machen sich dran, das anzugreifen. Ich glaub, im Kern ist das ein System von 'checks und balances' und das meiste, was das Immunsystem im Körper kann, das kann es ganz von selbst ... die meiste Zeit. Da hält es eben grad mal alles in Ordnung mit dem Kreislaufkomputer.“

Frage: was ist denn das, der Kreislaufkomputer?

„Ich denk mir mal, das ist so. Du brauchst das einfach. Daß da immer Kontrolle ist im Körper. Daß die guten Sachen dauernd richtig laufen, und die schlechten vermieden werden.“ (S.72).

Wie stellen sich die Leute dieses komplexe System vor?

1. Das Immunsystem hat keinen Ort, es ist ortlos und deshalb überall.
2. Es besteht aus unglaublich vielen Elementen, „mehr als man sich je träumen lassen kann“ und „die Teile arbeiten unglaublich komplex zusammen“. Es ist in den Worten eines Befragten „ein komplexes Netzwerk, ein back-up-System“.
3. Das Immunsystem sitzt überall im Körper. Als komplexes System ist es mit anderen komplexen Systemen ununterbrochen im Austausch.
4. Im Alltagsbewußtsein ist also die Sache ein verstreutes komplexes System, das mit anderen komplexen Systemen verbunden ist. Die Systeme sind *flach*, d.h. sie sind nicht-hierarchisch aufeinander bezogen. Niemand hat die Kontrolle. Zu verschiedenen Zeiten übernehmen einzelne Systeme je unterschiedliche „Rollen“.
5. Dieses ganze System operiert nicht *linear*, es hat keine Orientierung, keine Richtung und keine Befehlsstation: seine Effizienz besteht in ununterbrochener Veränderung, Anpassung, Einstellung, Korrektur je nach dem letzten Zustand.

Das Immunsystem ist wie ein *perpetuum mobile*:

„...wenn ich mir das mal im Kopf vorstelle, na, dann stelle ich mir amoebenartige Formen vor, die bewegen sich im Körper herum und die helfen immer dann, wenn es ein Problem gibt oder eine Krise oder wenn ein Knotenpunkt geschwächt ist oder sonstwas. Und das geschieht ununterbrochen. Ich stell mir das Immunsystem

wie ein Perpetuum mobile vor. Die sagen zwar immer, daß niemand ein perpetuum mobile erfinden kann, aber eigentlich ist es so, wenn ich das überlege, wirklich, bis wir tot sind, sind Körper so ne Art perpetuum mobile. So stell ich mir das vor. Bewegung, das ist es für mich. Andauernde Bewegung.“

Was bewirkt die Zuschreibung dieses Modell für die Selbst- Wahrnehmung? Aus Martins Zitaten schält sich ein Paradox heraus. Die Re-Interpretation des Selbst als System schafft das Gefühl völliger Entmündigung bei gleichzeitiger Totalverantwortung. Martins Interviewte sprechen davon, für ihre Wohlsein verantwortlich zu sein, während sie sich total machtlos fühlen. Während man früher wußte, wie gut auf sich aufzupassen mit Essen und Schlafen, Wasser und Seife, Gurgeln und Zähneputzen, hat das Immunsystem die Grenze um die Person vernichtet: da alles mit allem in Verbindung gebracht werden kann und der Körper in einer globalen Abhängigkeit steht, ist der Einzelne entmündigt und doch schuld. Diese Entmündigung durch Entgrenzung schreit nach *Kontrolle* und *Management* durch Professionelle, denn wenn sich in den Immunparametern das Schicksal der Person entscheidet, diese Parameter unsichtbar, der direkten Wahrnehmung unzugänglich und andererseits durch *alles* beeinflussbar sind, dann muß das eine Mischung von Paranoia, Kontrollbedürfnis, Angewiesensein auf Regulierung und Management herstellen, die grenzenlos ist. Wer soll derartiges kontrollieren können?

Ein Biologiestudent formulierte, was Bill Arney theoretisch auf den Begriff brachte. Das „Selbst“ wird zum Zeugen der Realisierung des eigenen Systems in seinen Potentialitäten und Möglichkeiten; die Person ist nur noch ein Programm im Vollzug des Unvermeidlichen. Der Student fragte sich, was mit ihm geschieht, wenn er die elektronenmikroskopischen Visualisationen von Zellen in seinem Körper sieht:

„Ich könnte mir vormachen, ich hätte mehr Kontrolle, denn natürlich gibt es viele Dinge, die Du tun kannst, um etwas in Deinem Körper zu bewirken; aber dann denk ich, ich habe weniger Kontrolle, denn da gibt es so vieles andere in Deinem Körper, von dem Du vielleicht nicht einmal was weißt. Also, deshalb kann ich auch denken, daß ich weniger Kontrolle hab. Eine ganz andere Welt ist das...“ (S. 123).

Der mit dem Immunsystem behaftete, zum Immunsystem gewordene Mensch schrumpft auf die Dimension seiner Zellen und seines genetischen Programms. Menschliche, d.h. historische, sinn- und bedeutungsvolle Zwecke, Handlungen, Interessen haben keinen Vorrang mehr vor den Erfordernissen anderer Systeme und vor deren Subsystemen. Das Denken im System zwingt zur Gleichung, Vergleichbarkeit und letztlich Ersetzbarkeit von allem und jedem. Hierin liegt das tödliche des Systemdenkens: in der letztlich totalen Äquivalierung und Vergleichbarkeit von Menschen und Mikroben.

Ein Student grübelt darüber, wie er seinen Schülern das Immunsystem erläutern kann:

„Ich würde es bestimmt nicht mit militärischen Metaphern erklären. Für mich sind wir Teil des environment. AIDS ist eine spannende Krankheit ... denn da wird die Grenze verwischt zwischen dem Menschen, dem Selbst und der Umwelt. Dinge, die sonst nicht in Dir wachsen würden, die wachsen dann in Dir ... Leute werden zu Medien der Kultur. Ich meine, Du wirst zu 'ner Substanz, auf der vieles wachsen kann, wachsen und gedeihen. Schau mal mit dem Standpunkt des Mikro-Organismus: die wachsen und gedeihen jetzt in Dir. Du wirst da zu einem üppigen Feld, auf dem sich was multiplizieren kann. Natürlich, wenn Du den Standpunkt des Menschen einnimmst, dann ist das beunruhigend...“ (S.126).

Wenn wir das Immunsystem mit älteren und früheren Bildern des Körpers vergleichen, wird klar, daß wir nicht nur vor etwas Neuartigem, sondern auch vor etwas Unvergleichbarem stehen. In der Geschichte des Körpers als Erlebnissecho liegt das Immunsystem jenseits einer historischen Wasserscheide. Denn, das *Immunsystem* hypostasiert eine Funktion, d.h. es macht ein Subjekt aus einer Funktion.⁵ Darin liegt für mich der entscheidende Punkt: eine Funktion, – die irgendwo immer noch eine metaphorische Bedeutung hätte, nämlich „ähnlich“, „vergleichbar mit“ – wird zum Subjekt gemacht. Der Mensch *ist* ein Immunsystem. Basta. Es ist „irgendetwas“. Die absolute Beliebigkeit. Paßt perfekt in die Welt der Bildschirme, Plastikwörter und des Poststrukturalismus.

Das Selbsterlebnis wird davon tief anders infiziert und durchdrungen als auf der Ebene eines poetischen Vergleichs. Denn hier geht es um etwas anderes, als wenn wir sagen: „bei der Grippe, da tut der Körper etwas, das muß Du Dir so vorstellen wie bei einem Angriff einer fremden Armee, da mobilisierst Du Deine eigenen Abwehrkräfte, und wenn Du gesund wirst, dann muß Du Dir vorstellen, daß Deine Abwehr-Kräfte sich gegen die fremden Keime und bösen Bakterien durchgesetzt haben.“ Bei der Zumutung, daß der Mensch ein *Immunsystem* ist, wird das – vormalis heuristische – Modell „System“, also die Funktion der Rückkoppelung zum Subjekt. Das Selbsterlebnis sagt Dir jetzt: ich bin ein Risiko, nichts ist sicher, nichts ist wahr, nichts kann mehr versichert werden, trau Deinen Sinnen nicht. Jeder Begriff kann sich überschlagen. Das Immunsystem steht also für ein neues Lebensgefühl: wie in meinem Computer, wenn am E-Netzanschluß ein Virenschirm eingebaut sein muß, so auch, wenn ich tanzen gehe. Ich will irgendwo den Grad meiner Widerstandskraft ablesen, bevor ich es riskiere, schon im Mai

⁵ *Hypostase*, gr. hyp (in Zusammensetzungen) = unter... Hypostase: Grund- Unterlage, eine zum *Substrat* gemachte Eigenschaft oder Disposition; *hypostasieren*, ein Abstraktes bzw. eine Eigenschaft zu einem Wesen verselbständigen.

schwimmen zu gehen. Ich nehme Vitamin C und vielleicht 3 Gr. Calcium pro Tag als Alltagsvorkehrung; dann kommt Echinacin, wenn ich mich für die Herbstgrippe wappne; dann kommt der Arztbesuch, um einen strategischen Plan für die gepflegte Immunität einer älter werdenden Frau auszuarbeiten.

Die totale Entortung, Entwurzelung, Entkörperung

Natürlich zweifeln wir daran, daß das Wort „Immunsystem“ am Mittagstisch des US-Amerikaners und des Bundesbürgers bewußt zu dieser Selbstverwandlung zum strategischen Computermodell eingesetzt wird. Es ist eine Beschwörung und dient trotzdem diesem Zweck. Denn es ist für den Nicht-Techniker, für den nicht mit den Wassern der Informationstheorie gewaschenen Laien ein leeres, nichtssagendes, denotationsarmes Wort, dessen Zauberkraft, Beschwörungsmacht nur umso größer ist. Uwe Pörksen⁶ nennt so ein Wort ein „x“. Der Bub von Familie „x“ denkt bei dem Wort wahrscheinlich an Kondome und die Mutter an die Akne der Tochter. Ich wette, daß bei einem Assoziationstest zum Wort bei vielen Leuten nur etwas wie „...immun“ wahrgenommen würde. Und doch bin ich davon überzeugt, daß Donna Haraway⁷ recht hat und daß die Selbstwahrnehmung als „System“, die Emily Martin so wortreich bei den Leuten in der Gegend von Baltimore/ Washington fand, richtig beobachtet wurde: das Wort „Immunsystem“ ist das unschlagbare Emblem für das Lebensgefühl nach dem Fall der Mauer. Eine Reihe von Gründen kommen da zusammen; ich kann sie nur plakatierend andeuten.

Erstmal, das Verständnis der Welt als System. Das, was Wolfgang Sachs als „Globalität“ analysiert hat⁸: die Vorstellung der Welt als ein grundsätzlich homogener, gleichförmiger, alles mit allem in Verbindung bringender Raum. Was der Spätkapitalismus und der Kolonialismus nicht geschafft hatten, nämlich eine Welt als Vorstellungsgröße in das Bewußtsein von Herrn Jedermann zu befördern, das ist jetzt im letzten Jahrzehnt gelungen und zwar durch die besondere Weise, in der die „ökologische Krise“ gefaßt worden ist. Sachs hat die Ambivalenz des ökologischen Denkens in den 80er und 90er Jahren auf den Begriff gebracht, wenn er zeigt, daß hier ein technokratisches Wissenschaftskonzept aus der Ökologie – nämlich das „Öko-System“ – mit einer Protestbewegung verschmolz. Die

⁶ Uwe Pörksen: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart 1987.

⁷ Donna Haraway: The Biopolitics of Postmodern Bodies: Determinations of Self in Immune System Discourse. In: dies.: Simians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature. London 1991, 203-230 (dt.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/M./New York 1995).

⁸ Wolfgang Sachs: Die eine Welt. In: ders. (Hg.): Wie im Westen – so auf Erden. Reinbek 1993, 429-450.

wachsende Sorge um den Erhalt der Natur, die Furcht vor saurem Regen, Luftverschmutzung, Klimaveränderung, Polkappen-Abschmelzung – alles Abstrakta, von denen wir nichts spüren, riechen, schmecken können – sind nach Sachs im Emblem der Erde als schlichtweg runder Kugel, als blaue Scheibe bildlich auf den Begriff gebracht worden. Und die blaue Erde steht für das „Öko-System“. Dadurch war ein griffiges Bild in Umlauf gekommen, das aufs beste das „Ökosystem“, den neuen Begriff der Ökologie als Wissenschaft veranschaulichte.⁹ Ein ursprünglich fachwissenschaftlicher Begriff aus der Biologie (nämlich das Öko-System) konnte so zur Zeitgeistformel aufsteigen. Das Konzept des „Ökosystems“, also ein Wort, das Globalität, „Leben“ und „Überleben“ signalisiert, eignet sich bestens dafür, parallel zur Re-Formulierung des menschlichen Körpers als „Immunsystem“ die Reformulierung der Welt zu leisten.¹⁰ Wenn also die Erde wie die Natur, die Pflanze wie die Gesellschaft für den Bürger systemisch gefaßt wurden, dann lag es nahe, auch das eigene Innere systemisch fassen zu lassen. Für den Grünen ebenso wie für die Gewerkschaftler hat die Ökologie die Welt zum System gemacht; und nur so läßt sich Mitzi Müllers Wunsch erklären, in diesem Sommer wirklich braun zu werden, denn in drei Jahren wird der Zustand des globalen Systems das Sonnen nicht mehr erlauben. Sich als Immunsystem zu denken verinnerlicht, was als Medienbotschaft Angst macht, eingehämmert wird und diffus hängen bleibt: Alles ist in allem; es ist zeit- und ortlos. Ich bin grenzenlos hilflos.

Zweitens: Nicht nur die ökologische Krise stützt das Denken im Immunsystem: für jedermann ist das Wahljahr medienvermittelt eine Einladung zur Systemanalyse. Die Rückkoppelung von Einwanderung oder gebremster Gen-Forschung oder Sozialhilfe auf den Anstieg oder Abfall der Arbeitsplätze oder die Inflation erfordert das Denken im System. Jede Plastikkarte in der Brieftasche verankert

⁹ Wolfgang Sachs: „Natur als System. Vorläufiges zur Kritik der Ökologie.“ In: Kulturwissenschaften. Das Magazin des Wissenschaftszentrums NRW 1 (1991) 13: „Die Brücke, welche den Kreis der Fachbiologen mit der weiteren Gesellschaft verband, schlug der Begriff des Ökosystems ... es ist wohl kaum zuviel behauptet, daß der Begriff zu einer Grundkategorie des herrschenden Weltbilds am Ausgang dieses Jahrhunderts werden dürfte.“

¹⁰ Ebd., 13: „Es kann eine fast universale Reichweite zur Geltung bringen, da es nicht nur Pflanzen und Tiere umfaßt ... sondern auf der einen Seite die unbelebte Natur und auf der anderen Seite den Menschen miteinschließen kann. Darüber hinaus ist es in seiner Tiefenschärfe frei verstellbar und daher für jeden Größenmaßstab anwendbar: Ökosysteme werden in allen Größen angeboten, die stecken ineinander wie russische Puppen, von der Zelle bis zum Planeten, von der mikroskopischen Ebene hinauf zur makroskopischen des Satellitenauges. Ökosysteme sind nicht weniger als omnipräsent; sie bieten sich als Universalschlüssel zum Verständnis von Ordnung in der natürlichen Welt an.“

jeden in vielen komplexen Systemen. Viel gründlicher als der Ahnenpaß fügt die Speicherung der Anamnese und des Tablettenkonsums auf dem Krankenkassen-Versicherungsausweis in die Selbstwahrnehmung in verwaltbaren Kategorien.

Drittens sorgt die Umgangssprache dafür, daß jedes Ego sich zu einer Konkretion von Abstrakta macht: meine Sexualität und Ihre Kommunikation; meine Produktivität und Dein Informationsstand; meine Gesundheit und seine Erziehung „plastifizieren“ die Sprecherin. Denn wie Uwe Pörksen gezeigt hat, hat jedes dieser Wörter durch seinen Bezug in eine Art plastischen Systems so unzählige Konnotate, daß es die Fähigkeit zur Denotation, zum Benennen der konkreten Wirklichkeit eingebüßt hat. Denn mit jedem Satz: „meine Sexualität verlangt das und jenes, Deinem Informationsstand mangelt das und das“, topft sich der Sprechende unausweichlich aus seiner/ihrer konkreten, genauen, historisch distinkten, je einzeln erlebten Situation aus – in der Liebe ebenso wie bei dem Gefühl, etwas nicht zu wissen – und bezieht sich in ein Netz von Abstrakta ein, in Bezug auf die er oder sie nur eine Konkretion darstellt: einen Fall, eine Unterabteilung aus der Klasse „Sexualitätsträger“ oder „Informationsempfänger“. Hier wird im Sprechen nicht die Wirklichkeit zum Gegenstand des Denkens und der Aussage, sondern ein abstraktes Konstrukt.

Die totale Vernichtung des Ich – Du Verständnisses, des Erlebnisses, der Wahrnehmung, der Hingebung in ein Für-Sich-Sein

Durch die Entkörperung, Entsinnlichung, Ent-Ortung im Erlebnis des „Selbst“ als etwas, das so plastisch ist wie der Schirm eines Computers, wird jede „Beziehung“ zu einem anderen Immunsystem gleichzeitig unbegrenzt „funktionell“ und jeder Bedeutung entleert. Was meine ich damit?

Unbegrenzt funktionell – meist mit Berufung auf Chaos-Theorie und Fraktale – wird jede „Beziehung“ zu einem anderen Immunsystem, also das, was man vor kurzem noch die Begegnung von Personen nannte, weil durch die Verinnerlichung des „Systems“ die konkrete Situation unüberschaubar wird; Sie haben wahrscheinlich schon einmal von den verrückten Laborversuchen der angewandten Forschung gehört, die die Immunparameter von streitenden Ehepaaren oder von altruistischen Handlungen „messen“ und dadurch auf einen gemeinsamen sinnlosen Nenner bringen. Die Wortmagie des Immunsystems impliziert, daß jede konkrete Situation entgrenzt und neu eingereiht wird in eine Funktion des Immunsystems, zu einem unerlebbaren komplexen Ineinanderwirken von Allem in Allem.

Bedeutungslos wird jeder konkrete Bezug aufeinander, weil „mein System“ sich ja nur richtig auf Deines einstellen muß. Die Frage nach Deiner und meiner Wirklichkeit wird ebenso sinnlos wie mein bezugsloses (weil auf Funktionen reduziertes) Da-Sein. Vor einigen Wochen traf ich in Oxford Keith Sutherland und Antony Freeman, die Herausgeber einer neuen Zeitschrift: des *Journal of Consciousness Studies*. Ich war doch erschrocken und sprachlos, als mir die beiden beim Mittagessen klarmachen wollten, daß heute die zentrale Frage folgende ist: „Does anything follow from the existence of consciousness that would not follow just as readily if we were all zombies who acted as if we were conscious?“ Also: hat die Existenz des Bewußtseins Konsequenzen, die nicht selbstverständlich genauso zu ziehen wären, wenn wir alle bloß Zombies wären, die handeln, als ob sie ein Bewußtsein hätten?

Entkörperung und epistemische Sentimentalität

Die neuartige „epistemische Sentimentalität“ z.B. von Schwangeren oder Bundesrichtern¹¹ verleitet dazu, sich in eine Zelle einzufühlen, in dem man sie vermenschlicht, ihr menschliche Züge anmutet. Dadurch wird für das Alltagsbewußtsein der Unterschied zwischen wirklichen Personen und animierten Nichtsen, Laborkonstrukten verwischt, ein wichtiger Vorgang. Entscheidender aber ist für mich der umgekehrte Vorgang: wenn nämlich wirkliche Personen, solche mit Kopf und Herz, auf ein „x“, auf eine Funktions-Notation, auf ein „System“ reduziert und damit annulliert werden. Das nenne ich Totalentkörperung.

Was mich interessiert, ist die Entkörperung durch die Verkörperung von Abstrakta. Ich habe mich in einem anderen Zusammenhang mit der Verkörperung des Ultraschallbildes, das zum Neoplasma in der schwangeren Frau, zu „ihrem Baby“ wird, beschäftigt.¹² Ich könnte auch das chemische Testergebnis nennen, das zum Ausgangspunkt eines monatelangen Hirngespinnstes von selbst zugeschriebenen Verkörperungen der Schwangeren wird, oder ich könnte vom Erlebnis des Hormonspiegels sprechen. Ich habe mich aber entschieden, das Erlebnis des Selbst als System hier zum Ausgangspunkt zu machen. Der Zusammenhang zwischen fremdbestimmten, technogenen Lehren oder Modellen und der Selbstherstellung einer neuen, für die 90er Jahre typischen Körperlichkeit ist mein Thema.

¹¹ Barbara Duden: Das „Leben“ als Entkörperung. Anmerkungen zum Urteilsspruch zu Paragraph 218 durch das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe, Mai 1993. In: Frauen gegen Bevölkerungspolitik (Hg.): LebensBilder. LebensLügen. Leben und Sterben im Zeitalter der Biomedizin. Hamburg 1996, 89-100.

¹² Barbara Duden: Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. München 1994.

Es gibt einen notwendigen Zusammenhang zwischen der Verkörperung wissenschaftlicher Tatsachen, technischer Konstrukte oder gar eines Rückkoppelungsmodells einerseits und der Entkörperung von Frauen und Männern andererseits. Wissenschaftliche Tatsachen, auch die Leukozythen und Makrophagen oder Immunparameter beruhen auf „Beobachtungen“, also kritisch dimensionierten, objektiven Messungen. Sie sind ihrem Wesen nach erlebnisfremd. Ich bin Zeugin dafür, daß man Proteine, Statistik und Informationsabläufe nicht 'erleben' kann. Wieso das andere können, weiß ich nicht. Achtung verbietet mir, sie zu meinem Studienobjekt zu machen, aber Neugier und Freundschaft verleiten mich dazu, sie verstehen zu wollen. Ich verstehe, daß Leute ihrer diffusen Angst einen Körper geben, daß sie in einer undurchschaubaren, allseitig verknüpften, abstrakten und bedrohlichen Welt leben. Ich verstehe, daß sich Leute das Modell einkörpern, das ihnen die Labormedizin heute als Gesamtzusammenhang des Körpers anbietet. Tragisch ist daran, daß die einzige Haltung, die befähigt dieser Zumutung zur allseitigen Totalentkörperung zu entrinnen, dadurch unterminiert und ausgelöscht wird: nämlich bei sich, bei Sinnen, bei Hand und Fuß zu bleiben, also im Rahmen der historisch gewordenen *conditio humana*.

STEFAN BECK

Der Körper als hybride Verlaufsform

Technologisches „body building“, Grenzregimes und Autotopographien*

Einleitung

Im Jahr 1973 schlug der Künstler Christian BOLTANSKI einer Reihe von Museums-konservatoren vor, einen Ausstellungsraum zur Verfügung zu stellen, in dem alle diejenigen Dinge ausgestellt werden sollten, die einen Verstorbenen während

* Dieser Text ist die gekürzte Version eines Vortrages, der am 28.6.1996 im Rahmen der von der Lehrkanzel für Kommunikationstheorie organisierten Veranstaltungsreihe „wiener extra-zimmer“ an der Hochschule für angewandte Kunst, Wien, gehalten wurde.

seines Lebens umgeben hatten, Alltagsdinge, die – so BOLTANSKI – auch noch nach dessen Tod „Zeugen seines Lebens“ blieben: „Diese Objekte, die von den durch die Person benutzten Taschentüchern bis zur Garderobe reichen sollen, die in ihrem Raum stand, sollen allesamt in Vitrinen gezeigt und sorgfältig beschriftet werden.“¹ Von den angefragten 62 Museen setzten vier seinen Plan um. Jahre später griff die Kulturanthropologin Jennifer A. GONZÁLES diese Grundidee auf, nach der Alltagsgegenstände und ihre Anordnung im unmittelbaren Wohnraum als räumliche Repräsentation der Identität der Besitzer zu interpretieren seien, als – wie sie das nennt – „autotopography“. Der Wohnraum erscheint hier als liebenswertes „prosthetic territory“ des Selbst.²

Überraschend ist hier wie an BOLTANSKIS Ausstellungsidee die zutiefst nostalgisch anmutende Konzeption von Raum, Dingen, Körper und Selbst: Entworfen wird eine seßhafte Person, die sich im unmittelbaren Nahbereich mit einfachen Dingen umgibt (technische Geräte werden nicht erwähnt) und ihnen durch dauerhafte Handhabe und Abnutzung ihren unverwechselbar individuellen Stempel aufdrückt – den typischen Geruch, die Form des Gesäßes auf dem Sofa, den Speckrand am Kragen usw. Nähe und Unmittelbarkeit zum Körper kennzeichnen damit diejenigen Objekte, an denen sich Spuren des authentischen Selbst finden. Umgekehrt gilt, daß Ferne und zunehmende Vermittlung für eine solche Art der Spurensuche schlechte Bedingungen darstellen – das „authentisch Menschliche“ scheint da irgendwo steckenzubleiben, verlorenzugehen oder nicht anhaften zu können. Und schließlich handelt es sich nach dieser Konzeption bei der Beziehung des Menschen zu den Dingen um eine Einbahnstraße: Der Mensch prägt – im noch dazu sehr wörtlich verstandenen Sinne – seine Umwelt, Körper und Dinge bleiben wohlgeordnet in einer stabilen, eindeutigen Relation. Die „Prothesen“ wachsen lediglich metaphorisch ans Herz. Das Grenzregime zwischen Dingen und menschlichen Körpern wird dabei zuverlässig von der Haut übernommen, die als „natürliche“ Grenze zwischen Innen und Außen klare Unterscheidungen zwischen Objekt- und Subjektstatus, und damit als Austausch- und Wahrnehmungszone die geordnete Erfahrung der Realität ermöglicht.

Diese wohlorganisierten Autotopographien wirken mehr als 20 Jahre nach BOLTANSKIS Briefen befremdlich idyllisch in der heutigen Diskurslandschaft. Mit den informationstechnologischen Entwicklungen – so etwa Florian RÖTZER 1991 – setze eine Immaterialisierung des Raumes und der Körper ein, die die körperliche Anwesenheit und die „Verschränkung von Auge und Leib, Blick und Tastsinn, von

¹ Zit. n. GRASSKAMP, Walter: Artists and Other Collectors. In: A.A. BRONSON, Peggy GALE (eds.): Museums by Artists. Toronto 1983, Art Metropole, S. 129 (eigene Übersetzung).

² GONZÁLES, Jennifer A.: Autotopographies. In: Gabriel BRAHM Jr., Mark DRISCOLL (eds.): Prosthetic Territories. Politics and Hypertechnologies. Boulder, San Francisco, Oxford 1995, Westview, S. 133–150, S. 133.

Erfahrung und materiellem Gegenstand³ reduziere und so das herkömmliche Verständnis von Realität verändere. Im gleichen Sinne argumentiert etwa die Kommunikationsökologin Barbara METTLER-MEIBOM: Neue Kommunikationstechnologien bauten „in immer stärkerem Maße Primärerfahrungen (im Sinne körperlich-sinnlicher Aneignung von Wirklichkeit) zugunsten von Sekundär- oder gar Tertiärerfahrungen (vermittelten oder gar künstlich erzeugten)“ ab.⁴ Und Dietmar KAMPER – um ein letztes Beispiel zu nennen – bestreitet zwar die gegenwärtig herrschende Generalhypothese, daß die Medien als „Faktoren der Entkörperlichung“ anzusehen seien, doch teilt er die Einschätzung, daß sie „körperaversiv“ seien.⁵ Allerdings – und dies ist ein wichtiger Punkt – weist er darauf hin, daß nicht der Körper schlechthin verschwände (eine These, die etwa die kanadischen Kommunikationstheoretiker Arthur und Marilouise Kroker mit freudigem Erschauern verbreiten⁶), sondern ein für weite Strecken der Moderne charakteristisches rational-kontrolliertes Körperverständnis durch technologische Entwicklungen irritiert sei.⁷ Auf der Tagesordnung stünde jetzt eine Rückbesinnung auf vormoderne, auf ekstatische und mythische Körpererfahrungen, so KAMPER.

Weder diese warnenden noch die weniger verbreiteten freudigen Diagnosen über das Verschwinden des Körpers sollen hier übernommen werden; auch KAMPERS merkwürdig paradoxe Operation, mit der er historisch argumentierend eine transzendente, überzeitliche, weil vormoderne Körperlichkeit prophezeit, überzeugt nicht recht. Statt dessen möchte ich vorschlagen, diese verbreiteten Thesen als Symptome statt als Analysen für sehr grundsätzliche Transformationsprozesse sowohl auf einer *materialen* als auch auf einer *imaginären* Ebene zu interpretieren, die durch die Gleichzeitigkeit technologischer Entwicklungen und Veränderungen in Repräsentationssystemen ausgelöst werden. Diesen zweiten Aspekt thematisiert die britische Anthropologin Mary DOUGLAS, die darauf hinweist, daß sich „Kulturen durch den Körper denken“; für DOUGLAS besteht ein

dialektischer Zusammenhang zwischen dem sozialen Körperverständnis und der physischen Körperwahrnehmung in einer spezifischen Kultur:

The social body constrains the way the physical body is perceived. The physical experience of the body, always modified by the social categories through which it is known, sustains a particular view of society. There is a continual exchange of meanings between the two kinds of bodily experience so that each reinforces the categories of the other.⁸

Diese analytische Perspektive soll im folgenden so modifiziert werden, daß neben dem sozialen Körperverständnis und der durch diese Repräsentationsweisen angeleiteten Körperwahrnehmung auch die gegenwärtig durch informationstechnische Entwicklungen angestoßene Modifikationen der Körperverhältnisse auf der Ebene materialer Praxen in den Blick genommen werden. In Fortführung der Überlegungen von Mary DOUGLAS ist somit davon auszugehen, daß über den *biologischen Körper* immer nur gemäß der sozialen und technologischen Ausstattung einer jeweiligen Gesellschaft, *gemäß der „topical contextures and equipmental complexes“* (Michael LYNCH) einer *historischen Situation* verfügt werden kann – sowohl in *pragmatischer* als auch *imaginärer* Hinsicht. Deutlich ist dabei hervorzuheben, daß nicht jede, durch eine technologische Inskription⁹ ausgelöste Veränderung des kulturellen Konstrukts Körper bereits als tragischer Verlust interpretierbar ist; denn – wie Elaine SCARRY zutreffend bemerkt – wenn technische Artefakte keine Wirkung auf ihre Nutzer entfalten, gäbe es wohl kaum einen Grund, sie zu entwickeln: „we make things so that they will in turn remake us“.¹⁰ Statt zu einer Verlustgeschichtsschreibung beizutragen, sollte zwischen zwei grundverschiedenen, idealtypischen technologischen Projekten der Moderne unterschieden werden: einerseits *technologischen Koppelungen* und andererseits *technologischen Ko-Operationen*. Damit sind zwei konkurrierende Entwicklungspfade der technologischen Entwicklung benannt, mit denen gleichzeitig sehr verschiedene Körperkonzepte verbunden sind.

Unter dieser differenzierenden Perspektive sollen im folgenden einige Aspekte der Transformation der „autotopographies“ oder „prosthetic territories“ aufgenommen

³ RÖTZER, Florian: Mediales und Digitales. Zerstreute Bemerkungen und Hinweise eines irritierten informationsverarbeitenden Systems. In: Ders. (Hg.): Digitaler Schein. Ästhetik der elektronischen Medien. Frankfurt/M. 1991, Suhrkamp, S. 9–78, S. 44.

⁴ METTLER-MEIBOM, Barbara: Informatisierung des privaten Alltags. In: Gert KAISER, Dirk MATEJOVSKI, Jutta FEDROWITZ (Hg.): Kultur und Technik im 21. Jahrhundert. Frankfurt/M., New York 1993, Campus, S. 54–61, S. 58f.

⁵ KAMPER, Dietmar: Das Mediale – das Virtuelle – das Telematische. Der Geist auf dem Rückweg zu einer transzendentalen Körperlichkeit. In: Manfred FABLER, Wulf HALBACH (Hg.): Cyberspace. Gemeinschaften, virtuelle Kolonien, Öffentlichkeiten. München 1994, Wilhelm Fink, S. 229–237, S. 229.

⁶ Cf. Arthur KROKER, Marilouise KROKER (eds.): Body Invaders: Panic Sex in America. New York 1987, St. Martin's Press.

⁷ KAMPER, Das Mediale, S. 235f.

⁸ DOUGLAS, Mary: Natural Symbols: Explorations in Cosmology, rev. ed.. New York 1982, Pantheon, S. 65.

⁹ Vgl. hierzu LATOUR, Bruno: Mixing Humans and Non-Humans Together: The Sociology of a Door-Closer. In: Social Problems, Vol. 35, 3/1988, S. 298–310.

¹⁰ SCARRY, Elaine: The Merging of Bodies and Artefacts in the Social Contract. In: Gretchen BENDER, Timothy DRUCKREY (eds.): Culture on the Brink. Ideologies of Technologies (Dia Center for the Arts: Discussions in Contemporary Culture, No. 9) Seattle 1994, Bay Press, S. 85–97.

werden, Veränderungen in den technologisch moderierten Abstandsregelungen und Grenzregimes zwischen Körpern und Dingen, die zu modifizierten Körperwahrnehmungen und zu einer differenten „moralischen Ordnung“ des Körpers und seiner Repräsentationen beitragen. Die *leibhaftige Körperlosigkeit*, als spezifisch nachmoderne, am eigenen Leib erfahrene Veränderung der Körperlichkeit,¹¹ wird damit als ein paradoxer Effekt der alltäglichen „Arbeit am Körper“ verstanden, die ihre Basis nicht nur – wie in den Analysen der „Cultural Studies“ bisweilen einseitig betont wird – in symbolischen Strategien der medialen Repräsentation des Körpers besitzt.¹² Unterhalb dieser diskursiven Ebene von Bildern und Texten – so die hier vertretene Position – werden gegenwärtig die *materiellen Bedingungen* der Körpererfahrung durch den Einbau neuer Technologien in alltägliche Praxen subtil und weitgehend stillschweigend modifiziert. Es ist hierbei gerade die Alltäglichkeit dieser Arbeit am Körper und der Modifikation des körpergebundenen „tacit knowledge“, die sie zum wissenschaftlich wenig bearbeiteten Gebiet macht und die Ironie verbirgt, daß „Körperlosigkeit“ als Effekt gerade der Einwirkung auf den Körper bedarf.¹³ Im Gegensatz zur theoretisch modischen Semiotisierung des Körpers ist daher gerade dessen Materialität zu betonen und – aus einer praxistheoretischen Perspektive – darauf hinzuweisen, daß sich Körperkonzepte, -wahrnehmungen und -praxen mit den jeweils realisierbaren sozialen, kulturellen und technologischen Handlungsoptionen wandeln: „the body is what it is capable of doing“¹⁴. Damit gilt es „Körper“ in seiner Prozeßhaftigkeit sichtbar zu machen als sozial, kulturell und materiell-technologisch bedingt – und damit als *essentiell* unessentiell und inauthentisch.

Etwas anders als DOUGLAS, die zwischen einer sozialen und physischen Ebene unterscheidet, wird im folgenden zwischen einer materiellen und einer repräsentationalen Ebene zu beobachtender Transformationen unterschieden, zwischen

¹¹ Vgl. KÖSTLIN, Konrad: Körper-Verständnisse. In: Körper-Verständnisse-Erfahrung. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge, Bd. 31, 1996, S. 9–21.

¹² Vgl. exemplarisch für diese Betonung der *medialen* zu Lasten der *sozialen* Realität etwa SPRINGER, Claudia: Electronic Eros. Bodies and Desire in the Postindustrial Age. Austin 1996, University of Texas Press.

¹³ Vgl. hierzu auch HAYLES, N. Katherine: Virtual Bodies and Flickering Signifiers. In: October 66, Fall 1993, S. 69–91, S. 90f.

¹⁴ GROSZ, Elisabeth: Experimental Desire. Rethinking Queer Subjectivity. In: Joan COPJEK (ed.): Supposing the Subject. London, New York 1994, S. 133–157, S. 140, zit. n. ANGERER, Marie-Luise: A Delirious Resurrection. Körper. Technologien. Geschlecht. In: Materialität. Körper. Geschlecht. Facetten Feministischer Theoriebildung, Materialband 15. Frankfurt/M. 1996, S. 31–68, S. 57. Vgl. zur Bedeutung der Materialität des Körpers in neueren feministischen Studien auch BALSAMO, Anne: Technologies of the Gendered Body. Reading Cyborg Women. Durham, London 1996, Duke University Press, S. 39f.

den technologischen Kon-Texten und den diskursiven Ko-Texten als Bedingungen gegenwärtiger Körperlichkeit. Als Einstieg dienen Beschreibungen der Grenze zwischen Körper und Artefakt, die für unterschiedliche disziplinäre Perspektiven, unterschiedliche Zeitpunkte und differente Sensibilitäten stehen, die jedoch alle auf einen Bruch der idyllischen, nähräumlich konstituierten Körperlichkeit reagieren. Die Absicht ist dabei allerdings nicht *historisch*, sondern *systematisch*: Es geht im folgenden nicht darum, zu einer *Geschichte des technologisch-diskursiven body buildings* beizutragen,¹⁵ sondern einige derjenigen Faktoren und theoretisch-methodischen Perspektiven zu benennen, mit denen den fröhlichen Spekulationen der oben erwähnten Apokalyptiker und diskursiven Körperfresser begegnet werden kann.

Veränderte Grenzregimes oder: Der Fall der Haut als Verteidigungslinie im Kalten Krieg der Menschlichkeit gegen die Technik

Eine erste Annäherung an das hier verfolgte Problem läßt sich mit Maurice MERLEAU-PONTYs Überlegungen in seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ erreichen, in dessen Zentrum das Problem der Genese des Körperschemas, verstanden als die empfundene und wahrnehmbare Räumlichkeit des eigenen Leibes steht. Körper ist nach diesem Konzept nicht unproblematisch gegeben, sondern ist immer nur kinästhetisch im Zusammenhang einer dynamischen Situationsräumlichkeit wahrnehmbar: „Halte ich, aufrecht stehend, in der Hand meine Pfeife, so ist die Lage meiner Hand nicht *analytisch* bestimmt durch die von Hand und Unterarm, Unter- und Oberarm, Arm und Rumpf und schließlich Rumpf und Boden gebildeten Winkel. Vielmehr weiß ich mit absolutem Wissen, wo meine Pfeife ist, und *daher* weiß ich, wo meine Hand ist, wo mein Körper ist.“¹⁶ Für MERLEAU-PONTY ist es mithin die Topographie der Dinge, die die Wahrnehmung des eigenen Körpers, die „autotopography“ ermöglicht. Aber diese Topographie des Körpers ist nicht statisch, da sie durch routinisierten Umgang auf Artefakte ausgedehnt werden kann. MERLEAU-PONTYs Beispiel hierfür ist etwa eine Frau, die „ohne jede Berechnung zwischen der Feder ihres Hutes und Gegenständen, die sie zerknicken könnten, einen Sicherheitsabstand ein[hält], sie hat es

¹⁵ Vgl. hierzu insbes. Michel FEHER: Of Bodies and Technologies. In: Hal Foster (ed.): Discussions in Contemporary Culture, No. 1. Seattle 1987, Bay Press (Dia Art Foundation), S. 159–165, und den Überblicksartikel von Anthony SYNNOTT: Tomb, temple, machine and self: the social construction of the body. In: British Journal of Sociology, Vol. 43, No. 1, March 1992, S. 79–110.

¹⁶ MERLEAU-PONTY, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966, S. 125.

im Gefühl, wo die Feder ist, wie wir fühlen, wo unsere Hand ist. Habe ich die Gewohnheit, einen Wagen zu führen, so sehe ich, in einen Durchgang einfahrend, daß »ich vorbei kann«, ohne erst die Breite des Weges mit dem Abstand meiner Kotflügel vergleichen zu müssen, so wie ich die Tür durchschreite, ohne deren Breite mit der meines Körpers zu vergleichen.«¹⁷ Diese Schilderung bewegt sich noch weitgehend im Rahmen des konventionellen „Prothesen-“ oder „Extensions-“ Diskurses: Artefakte werden einverleibt oder „embodied“, indem das Körperschema auf sie ausgedehnt wird. Weniger konventionell ist allerdings die Beobachtung bei MERLEAU-PONTY wie bei anderen Phänomenologen oder amerikanischen Pragmatisten, daß dieses „embodiment“ die Wahrnehmung des Körpers und des Raumes subtil modifiziert: Umwelt- und Raumwahrnehmung sind hier „technologisch infiziert“ (B. WALDENFELS).

Die nächste Geschichte – erzählt von der amerikanischen Kommunikations-theoretikerin Allucquère Rosanne STONE – bricht mit dieser Logik der *Ausdehnung* des Körpers. Hier ist plötzlich gar nicht mehr so klar, was noch Körper ist und wo schon Technik beginnt: Sie beschreibt eine Gastvorlesung des berühmten Astrophysikers Steven HAWKING auf dem Campus ihrer Universität, die wegen des großen Andranges per Lautsprechersystem auch außerhalb des Lehrsaales übertragen wurde. Weil sie das Bedürfnis hatte, HAWKING direkt zuzuhören, schlich sich STONE jedoch in den Veranstaltungsraum bis in die erste Reihe. Auf der Bühne sieht sie HAWKING in seinem Rollstuhl, in dem er wegen einer schweren Nervenkrankheit sitzen muß, eine Krankheit, die seine Bewegungsfähigkeit bereits soweit zerstört hat, daß er nur noch die Finger bewegen und sehr schleppend und kaum artikuliert sprechen kann. Ein befreundeter Computer-Ingenieur konstruierte deshalb ein kleines Gerät für ihn, um seine Verständigung zu erleichtern. Es besteht aus einem Bildschirm, auf dem menüartig Worte angeboten werden, einem Speicher, in dem die mit einer Art joy-stick ausgewählten Worte gespeichert werden, bis ein Absatz komplett ist. Dann werden diese Daten an einen kleinen Sprachgenerator ausgegeben. Möglich ist auch, eine bereits vorbereitete Datei auf diesen Generator auszugeben, der schließlich mit der Verstärkeranlage auf der Bühne und auf dem Campus verbunden ist. STONE steht also vor HAWKING und fragt sich, ob sie ihm jetzt näher ist als zuvor auf dem Rasen vor dem Gebäude, denn

[i]n an important sense Hawking doesn't stop being Hawking at the edge of his visible body. There is the obvious physical Hawking, vividly outlined by the way our social conditioning teaches us to see a person as a person. But a serious part of Hawking extends into the box in his lap. (...) No box, no discourse (...). On the other hand, with the box his voice is auditory and

¹⁷ MERLEAU-PONTY, Phänomenologie, S. 172f.

simultaneously electric, in a radically different way from that of a person speaking into a microphone. Where does he stop?¹⁸

Die Frage, die noch den Jargon und die analytischen Kategorien mitführt, die die Authentizität und Reinheit der Körper als selbstverständlich gegeben ansieht, ist natürlich absichtsvoll falsch gestellt. Richtig formuliert wäre etwa – im Sinne von Gilles DELEUZE und Félix GUATTARI – zu fragen nach den heterogenen Elementen der Einheit HAWKING–Eingabe-und-Speicherapparatur–Lautsprecher, die zusammen eine hybride, durch Rekursion und Kommunikation in Gang gesetzte „Maschine“ bilden; so beschreiben DELEUZE/GUATTARI etwa den Komplex „Mensch–Pferd–Bogen“ als „nomadische Kriegsmaschine unter den Bedingungen der Steppe.“¹⁹ Die Haut als Grenze zwischen Mensch und seinen „equipmental complexes“ ist hier zwar noch intakt, doch wird sie eher in ihrer *verbindenden* Funktion beschrieben. Im nächsten Beispiel dagegen wird auch diese Grenze technologisch aufgehoben – im doppelten Wortsinn.

Im September 1960 veröffentlichten der Ingenieur Manfred E. CLYNES und der Direktor des für psychiatrische Experimente bekannten Rockland State Hospitals Nathan S. KLINE einen wahrhaft revolutionären Vorschlag zur Überwindung einiger der gravierendsten Probleme, die sich der bemannten Raumfahrt stellten. Für interstellare Flüge, die nach den Planungen der NASA Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte dauern sollten, mußten für das fliegende Personal adäquate physiologische und psychologische Bedingungen geschaffen werden, die ihr körperliches und geistiges Überleben sicherstellten. Statt der bis dahin favorisierten Lösung, eine möglichst weitgehende Imitation der Erdumwelt auf den Raumschiffen zu erzeugen, schlugen CLYNES und KLINE eine diametral entgegengesetzte Lösungsvariante vor:

To illustrate, there may be much more efficient ways of carrying out the functions of the respiratory system than by breathing, which becomes cumbersome in space. One proposed solution for the not too distant future is relatively simple: Don't breathe!²⁰

Anstatt seine gewohnte Atmosphäre an Bord zu nehmen – ein technisch schwieriger und stets lebensgefährlicher Versuch – solle sich der fliegende Mensch den

¹⁸ STONE, Allucquère Rosanne: *The War of Desire and Technology at the Close of the Mechanical Age*. Cambridge 1995, MIT Press, S. 5.

¹⁹ DELEUZE, Gilles, Félix GUATTARI: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Frankfurt/M. 1977, Suhrkamp, S. 498.

²⁰ CLYNES, Manfred E., Nathan S. KLINE: *Cyborgs and Space*. In: *Astronautics*, September 1960. Wiedergedruckt in Chris HABLES GRAY (ed.): *The Cyborg Handbook*. New York 1995, Routledge, S. 29–33, S. 30.

Weltraumbedingungen teilweise dadurch anpassen, daß zentrale homeostatische Mechanismen aus dem Körper ausgelagert und technisiert wurden. „Atmung“ als komplexer physiologischer Vorgang etwa kann nach diesem Konzept durch ein Gerät substituiert werden, das den Gashaushalt des Blutes kontinuierlich überprüft und innerhalb festgesetzter Werte reguliert. Zentral sei hierbei allerdings, daß solche selbstregulierenden Mechanismen arbeiteten, ohne daß Bewußtsein für die betreffenden ausgelagerten Prozesse nötig sei – einerseits, um so die Koordination mit anderen körpereigenen homeostatischen Systemen zu gewährleisten, andererseits um den Astronauten „ihre Freiheit zu gewährleisten“:

If man in space, in addition to flying his vehicle, must continuously be checking on things and making adjustments merely in order to keep himself alive, he becomes a slave to the machine.²¹

Für diese von ihnen vorgeschlagene Mensch-Maschine-Koppelung prägten CLYNES und KLINE den inzwischen notorischen Begriff *Cyborg*, technisch definiert als ein Organismus, der ausgelagerte Komponenten re-integriert, mit denen die Selbstregulationsfunktion des Organismus erweitert wird, um den Organismus an neue Umweltbedingungen anzupassen.

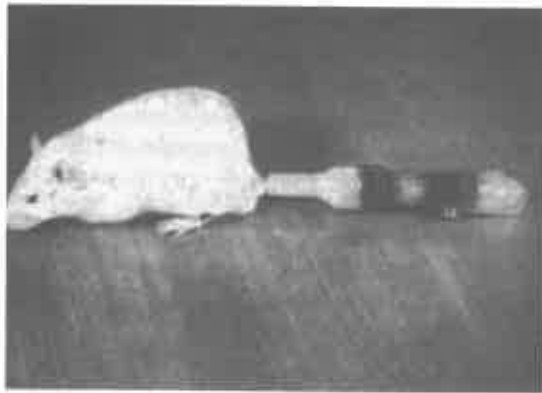


Abb. 1: Der erste Cyborg: Eine Standard-Laborratte mit „angebauter“ osmotischer Pumpe, die die stetige, kontrollierte Injektion eines chemischen Cocktails in den Organismus erlaubte „without any attention on the part of the organism“. (CLYNES/KLINE, *Cyborgs*, S. 30)

Die analytische Einheit ist hier eindeutig nicht mehr durch die Haut des Lebewesens begrenzt, sondern durch die Grenzen des oder der homeostatischen Systeme, die diesen Organismus am Leben erhalten. Der Körper präsentiert sich als Hybride, dessen materiale Heterogenität interpretatorisch dadurch homogenisiert wird, daß er *biotechnologisch* und *informationstechnologisch* redefiniert wird.

²¹ CLYNES/KLINE, *Cyborgs*, S. 31.

Für diese Rekonzeptualisierung des Körpers griffen CLYNES und KLINE auf ein Konzept zurück, das der Mathematiker Norbert WIENER zusammen mit dem Neurobiologen Arturo ROSENBLUETH und dem Ingenieur Julian BIGELOW 1943 in einem Aufsatz vorstellten und das die theoretische Basis der in den folgenden Jahren aufblühenden *Kybernetik* bildete: Den Kern ihres Ansatzes stellte eine analytische Perspektive dar, die die unterschiedslose Behandlung menschlicher und nicht-menschlicher Akteure ermöglichte, da die internen Struktureigenschaften der beobachteten Handlungseinheiten – ganz im Sinne behavioristischer Grundsätze – konsequent *geblack-boxed* werden: Untersucht werden sollte allein der „Output“ eines Beobachtungsobjektes in Relation zu seinem „Input“²² mit dem Ziel, ein aktursfreies Konzept der Verhaltenssteuerung zu entwickeln, das auf Menschen, Dinge und ihre komplexen Koppelungen gleichermaßen Anwendung finden konnte. Hierzu führten sie den Begriff des „*negativen feed-backs*“ ein. Danach wird ein Handlungsziel erreicht, indem zur Steuerung des Objektes die Abweichung von einem definierten Endzustand verwendet wird: „the signals from the goal are used to restrict outputs which could otherwise go beyond the goal.“²³ Die komplexen Voraussetzungen dieser informationstheoretischen Definition von Handlung und Handlungssteuerung können hier ebenso übergangen werden wie die Folgerungen, die die Autoren für die neue Wissenschaft der Kybernetik zogen. Entscheidend ist hier lediglich, was hieraus für ein kybernetisches Konzept des Körpers folgt: Wendet man den Ansatz von ROSENBLUETH, WIENER und BIGELOW auf die hier verfolgte Problematik des Körpers und seiner Definition an, dann wird schnell klar, daß im Gegensatz zu den oben diskutierten Modellen hier die Reichweite des Erklärungsbereiches durch die Ausdehnung von Feedback-Schleifen definiert wird.

Damit ist weder die Definition von Einheiten – etwa Subjekten und Objekten – notwendig, die dann in einem zweiten Schritt mit einer Grenze – etwa Haut – separiert werden müssen, noch muß umgekehrt mit der moralischen Begründung einer Demarkationslinie – etwa zwischen dem Göttlichen und dem Profanen – begonnen werden. Statt dessen wird von den informationellen *Verbindungen* her argumentiert, den feedback-Schleifen. Der „Körper“ – wenn denn dieser Begriff im Rahmen dieses Modelles überhaupt noch etwas erklärt – findet seine Grenze da, wo das Feedback endet. Dieses Feedback kann dabei sowohl dazu dienen, einmalig ein Ereignis herbeizuführen oder aber auch dazu verwendet werden, Zustände dauerhaft zu stabilisieren, ein Zusammenhang, den der Physiologe Walter B. CANNON 1929 erstmals als Homeostase (= Fließgleichgewicht) bezeichnete.²⁴ Auf

²² ROSENBLUETH, Arturo, Norbert WIENER, Julian BIGELOW: Behavior, Purpose and Teleology. In: *Philosophy of Science*, Vol. X, No. 1, 1943, S. 18–24, S. 18.

²³ ROSENBLUETH/WIENER/BIGELOW, Behavior, S. 19.

²⁴ CANNON, Walter B.: Organization for Physiological Homeostasis. In: *Physiological Reviews*, Vol. IX, No. 3, July 1929, S. 399–431; „Homeostase“ wird hier wie folgt definiert: „In an open system such as our bodies represent, ... constancy is in itself

diesem letzteren Prinzip beruhen die von CLYNES und KLINE konstruierten Cyborgs, ein Konstruktionsprinzip, das inzwischen weite Verbreitung fand; wie die amerikanischen Cyborgologen Chris HABLES GRAY und Steven MENTOR formulieren:

A cyborg, or cybernetic organism, is an organic creature (animal or human) intimately connected to the machine, exchanging information and perhaps energy in a homeostatic system. (...) Anyone with an artificial organ, limb, or supplement (such as a pacemaker), anyone reprogrammed to resist disease (immunization) or drugged to think/behave/feel better (psychopharmacology) is technically a cyborg. But even if many individuals in the industrial and postindustrial countries aren't full cyborgs, we all live in a 'cyborg society'. Machines are intimately interfaced with humans on almost every level of existence.²⁵

Was sich in diesen drei Transgressionsszenen andeutet ist nach meiner Auffassung der Fall der Haut als Verteidigungslinie in dem für die Moderne charakteristischen Kalten Krieg der Menschlichkeit gegen die Technik. Dieser Prozeß setzt mit der modernen Biologie ein: Haut, die als „last line of defense“ westlicher Subjektphilosophie²⁶ und wichtigstes Kriterium zur Differenzierung von Ich und Welt herangezogen wurde, verlor bereits seit Anfang des Jahrhunderts aufgrund neuerer physiologischer Erkenntnisse ihren Status als unproblematische weil „natürliche“ Grenze. Diese wissenschaftliche Revolution ist spätestens mit der AIDS-Epidemie und der durch sie geschaffenen Aufmerksamkeit für immunbiologische Problemstellungen auch im öffentlichen Diskurs „angekommen“: Der Körper wird inzwischen auch im populären Verständnis als offenes, stets in Austauschprozessen mit seiner Umwelt stehendes System konzipiert.²⁷ Im Zentrum steht dabei der in

evidence that agencies are acting, or ready to act, to maintain this constancy. "If a state remains steady it does so because any tendency towards change is automatically met by increased effectiveness of the factor or factors which resist the change." (S. 424f.)

²⁵ HABLES GRAY, Chris, Steven MENTOR: The Cyborg Body Politic and the New World Order. In: Gabriel BRAHM Jr., Mark DRISCOLL (eds.): Prosthetic Territories. Politics and Hypertechnologies. Boulder, San Francisco, Oxford 1995, Westview, S. 219–247, S. 222f.

²⁶ BENTLEY, Arthur F.: The Human Skin: Philosophy's Last Line of Defense. In: Philosophy of Science, Vol. VIII, No. 1, January 1941, S. 1–19

²⁷ Vgl. MARTIN, Emily: Citadels, Rhizomes, and String Figures. In: Stanley ARONOWITZ, Barbara MARTINSONS, Michael MENSER (eds.): Technoscience and Cyberculture. New York, London 1996, Routledge, S. 97–109, S. 105; vgl. ausführlich DIES.: Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture – From the Days of Polio to the Age of AIDS. Boston 1994, Beacon Press.

seiner Umwelt situierte Organismus, ein Verständnis, das vielfältige Interdependenzen und Abhängigkeiten betont und feste Grenzverläufe und dadurch garantierte Autonomien negiert.

Aber auch in anderen Diskurssystemen lassen sich Spuren dieser fundamentalen Paradigmenverschiebung finden: Zu verweisen ist hier vor allem auf die Kunst des 20. Jahrhunderts und ihre Behandlung von Technik, beispielsweise im Futurismus, oder in der vom Dadaismus beeinflussten Kunstszene der Weimarer Republik, wie sie etwa kürzlich von Matthew BIRO aufgearbeitet wurde,²⁸ bis hin zu – um nur noch ein weiteres Beispiel zu nennen – Oswald WIENERS literarischem Entwurf des „bio-adapters“ aus dem Jahr 1965/66, der die von CLYNES und KLINE thematisierte Problematik ironisch erhellte: der bio-adapter sollte für den Träger die schlechte Welt durch eine glückstiftende Umgebung ersetzen und der „trockenlegung des kosmos“ und der „liquidierung des homo sapiens“ dienen.²⁹

Was sich in all diesen wissenschaftlichen, künstlerischen oder technologischen Debatten abzeichnet, ist die Erkenntnis – und das Anerkenntnis – einer tiefgreifenden Hybridisierung des Körpers und des vormals in seiner Haut sicher aufgehobenen, autonomen Selbst, das – so die nachmoderne Erkenntnis – in vielfältige *Mensch-Maschine-Koppelungen* und – was wörtlich zu verstehen ist – *Kooperationen* verstrickt ist. Im folgenden soll vor allem thematisiert werden,

- wie in den Sozialwissenschaften und ethnographisch arbeitenden Disziplinen diesem Problem der Hybridisierung des Körpers methodisch, durch neue Kriterien der Beobachtung Rechnung getragen werden kann, und
- wie der Beobachtungsbereich *adäquat abgegrenzt werden sollte*; damit stellt sich also die Frage nach dem Objektstatus der Technik und dem Subjektstatus des Nutzers.

Objekt- und Subjektstatus, Koppelungen versus Ko-Operationen, Figurationen versus Kon-Figurationen

Entscheidend ist im hier diskutierten Zusammenhang, daß diese kybernetischen Mensch-Maschine-Kombinate in der Regel auf Dauer gestellte *Koppelungen* darstellen, deren Performanz nicht an das Bewußtsein des Techniknutzers gebunden ist. Wissen, Kompetenz, Aufmerksamkeit und Entscheidung sind durch

²⁸ BIRO, Matthew: The New Man as Cyborg: Figures of Technology in Weimar Visual Culture. In: New German Critique, No. 62, Spring/Summer 1994, S. 71–110.

²⁹ WIENER, Oswald: der bio-adapter. prospekt 1965/66. Wiederabgedruckt in Florian RÖTZER, Peter WEIBEL (Hg.): Cyberspace. Zum medialen Gesamtkunstwerk. O.O. 1993, Boer, S. 114–126, S. 114f.; vgl. hierzu Peter WEIBEL: Virtuelle Realität: Der Endo-Zugang zur Elektronik. In: Ebd., S. 15–46, insbes. S. 15–18.

technologische Codierungen, Schaltungen oder feedback-Schleifen weitgehend ersetzt. Angesichts der Herkunft des Cyborg-Konzeptes aus dem Kontext militärischer Befehl/Gehorsam-Ketten bzw. des Entwurfs von Lebenserhaltungssystemen in der Raumfahrt ist dies auch nicht verwunderlich: Nach CLYNES geht es ja in diesen Bereichen gerade um die Externalisierung und Automatisierung der „Controls“. „Handeln“ wird – sobald die Kybernetik nicht mehr nur „behavior“ analysiert, sondern technisch in Mensch-Maschine-Koppelungen erzeugt – durch Verhalten des Cyborgs ersetzt. Alternativ formuliert: Handeln findet seine Grenze nicht mehr im „stählernen Gehäuse“ moderner, schwerindustrieller Organisation und Technologie, sondern in einer „Intrastruktur“³⁰ aus subkutan stabilisierten Homeostasen oder extern automatisierten feedback-Schleifen. Die Performanz dieser Mensch-Maschine-Koppelungen ist denn auch weitgehend Situations-unempfindlich und gegen Kontingenzen so weitgehend immunisiert, daß von technischem Handeln im sozialwissenschaftlichen Sinn kaum noch die Rede sein kann.

Diesem Prinzip der Koppelungen möchte ich das der *Mensch-Maschine-Ko-Operation* gegenüberstellen. Im Gegensatz zur auf *Inskriptionstechniken* beruhenden Koppelung sind für geglückte Ko-Operationen von Mensch und Maschine *Inkorporierungstechniken* erforderlich. Damit ist aus der Sicht des Techniknutzers ein Wechsel vom Passiv zum Aktiv verbunden: Auch die Inkorporation geht unter die Haut, doch ist dies hier kein bewußtseinsfreier Prozeß, sondern setzt die aktive Beteiligung und damit sowohl die Selbsttransformation des Techniknutzers voraus als auch die Möglichkeit, das technologische Angebot ablehnen zu können. Der Körper, dem in den Koppelungen eine zentrale, wenn auch nur passive Rolle zukommt, wird in Mensch-Maschine-Ko-Operationen zu einem wichtigen technologischen Exerzier- und praxeologischen Exerzitienfeld. So wie sich – von Pierre BOURDIEU exemplarisch herausgearbeitet – der Körper als *Depot sozialspezifischer Handlungs- und Geschmacksnormen* rekonstruieren läßt, wird der Körper in routinisierten, technologischen Handlungssequenzen als „Gedächtnisstütze“ eingesetzt. Dabei wird dieses in komplexen Lernprozessen erworbene, inkorporierte Handlungs- oder Ablaufwissen nicht schematisch angewandt, sondern weist improvisatorische Elemente auf, die sich seinem situativen Erwerb verdanken. Es ist gerade der performative Charakter dieses „tacit knowledge“ im Umgang mit Technik, der einerseits seine relative Veränderungsresistenz bedingt, sich andererseits jedoch gerade durch die Improvisationsspielräume auch veränderten Situationen und technologischen Figurationen immer wieder anzupassen vermag.

³⁰ Vgl. VIRILIO, Paul: Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. In: Die Eroberung des Körpers. Vom Übermenschen zum überreizten Menschen. München 1994, Carl Hanser Verlag, S. 108–144.

Die Bedeutung dieses stillschweigenden Körperwissens soll abschließend kurz an drei konkreten Beispielen aus dem Bereich von Informations- und Kommunikationstechnologien skizziert werden, indem dort den Handlungsbedingungen und speziell den *materiellen Bedingungen der Erzeugung von Immaterialität* nachgegangen und jeweils nach den in die technischen Figurationen, den in spezifischen „topical contextures and equipmental complexes“ der Handhabung eingelassenen „body politics“ gefragt wird, nach der *Kon-Figuration des Nutzers und seines Körpers*.

Zur Materialität des „mode of information“, zur Trennung von Blick und Hand oder: der Mensch-Mensch-Mensch-Maschine-Groove.

Insbesondere Katherine N. HAYLES wies kürzlich³¹ darauf hin, daß die bei der Nutzung virtueller Realitäts-Systeme oft gemachte Erfahrung der Immaterialisierung des erfahrenden Körpers auf eine Irritation des Körperschemas zurückzuführen ist. VR-Systeme integrieren bekanntlich den Nutzer in eine intensive und direkte Feedback-Schleife mit einer computergestützten Simulation. In den zur Zeit gängigen Systemen trägt der Nutzer einen Helm, über den er einerseits von der nicht-simulierten Umwelt abgeschlossen wird, andererseits wird ihm eine stereoskopische Bild und Stereoton der simulierten Umwelt angeboten. Über Sensoren werden seine Bewegungen in die Simulation übertragen: Der Nutzer kann dort – gemäß der programmierten Spielräume – agieren und erhält von seinen Aktionen ein visuelles oder akustisches Feedback.

Hier ist lediglich wichtig, daß diese technische Figuration nur eine Kon-Figuration des Nutzers zuläßt, die die Propriozeption, also das Autofeedback des Körpers irritiert: Ich laufe sitzend, beschleunige ohne Wechsel der Schwerkraft und durchbreche Mauern ohne Widerstand. Der Effekt dieser Irritation des gewohnten Körperschemas liegt auf der Hand – es wird eine radikale Deaktualisierung des Körpers erzeugt, die John Perry BARLOW treffend so beschrieb: „I felt as though my everything had been amputated.“³² Der Körper verschwindet natürlich nicht, er wird nur kurzfristig eskamotiert, ein Effekt, der auf eine sehr körperliche Reaktion zurückgeht, deren Irritationspotential jedoch durch kulturelle und individuelle Lernprozesse reduziert werden kann: Auch der Kameraschwenk im Kino wird nach 100jähriger Sehschule kaum noch als Provokation der Wahrnehmung empfunden.

³¹ HAYLES, Katherine N.: The Materiality of Informatics. In: Configurations, 1(1)1992, S. 147–170.

³² BARLOW, John Perry: Being in Nothingness. Mondo 2000, 1/1990, S. 34–45.

Komplexer sind im Gegensatz hierzu schon die Wirkungen, die die neue telematische Technik endoskopischen Operierens für die beteiligten Chirurgen hat. Bei dieser „nicht-invasiven“ Operationstechnik werden alle Instrumente und eine Kamera mit Beleuchtungseinheit durch in der Regel drei Teleskopstangen in den Körper des Patienten eingeführt. Die Kamera, die von einem Assistenten gesteuert wird, überträgt ein Videobild des Bauchraumes auf einen zentral angebrachten Videomonitor an der Decke des Operationssaales, eine Projektion, die der Operateur für seine Manipulationen als visuelles Feedback seiner Aktionen nutzt. Das Erlernen dieser Technik, die nur von erfahrenen Chirurgen ausgeführt werden darf, erweist sich nun aber als komplexer Vorgang, an dem bisweilen gerade die besseren Operateure zu scheitern drohen. Denn diese Technik erfordert gravierende Re-Konfigurationen: Das Gefühl in den Fingerspitzen wird durch die visuelle Differenzierungsfähigkeit des Monitorbildes ersetzt, der oft festzustellende Orientierungsverlust im Bauchraum – „Wo bin ich gerade?“ – ist einer tendenziellen Dekontextualisierung der Handlungen durch den Wechsel vom dreidimensionalen Bild zum zweidimensionalen Bildschirm geschuldet; zudem muß die Körperhaltung der Operateure völlig umgestellt werden, ein Wechsel, der offenbar die Mobilisierung des körpergebundenen Erfahrungswissens gravierend erschwert. Aber nicht nur im Verhältnis zum eigenen Körper ergeben sich bedeutende Veränderungen. Wie mir eine Chirurgin – selbst etwas verwundert über ihre Selbstbeobachtung – schilderte, könne sie sich nicht vorstellen, „die Hände im Bauchraum“ einer nahestehenden Person zu haben und



KLAUS-DIETER GIEßT SEINE VIRTUELLEN KAKTEEN
EINMAL IN DER WOCHE.

Klaus-Dieters virtuelle Kakteen.
(NZZ-Folio, Februar 1996)

etwa den Herzschlag zu spüren; dagegen sei eine endoskopische Operation kein Problem.

Das letzte Beispiel soll hingegen verdeutlichen, daß informationstechnologische Figurationen durchaus nicht notwendig zu einer Deaktualisierung des Körpers führen müssen, sondern die „topical contextures“ und „equipmental complexes“ einer programmierten Handlungsumgebung auch sehr körperzentrierte Erfahrungen ermöglichen – und dies ausgerechnet im Bereich computergenerierter Musik, einem Feld, das gemeinhin eine eher zerebralistische Orientierung aufweist. Das vom Komponisten Dean JACOBS entworfene Computermusiksystem „dr. deans group dynamics“ ermöglicht den Nutzern die unmittelbare musikalische Interaktion in einer „jam session“, ohne daß sie über Vorkenntnisse eines Instrumentes verfügen müssen. Maximal drei Personen „spielen“ ihre Instrumente zu einer vorprogrammierten Melodie, indem sie stabförmige „Shaker“, die mit einem leistungsfähigen Computer verbunden sind, rhythmisch bewegen. Die unterschiedlichen Bewegungsrichtungen (oben–unten, links–rechts, vorne–hinten) rufen hierbei verschiedene Instrumente ab, die Intensität und Geschwindigkeit der Bewegungen entspricht der Intensität des Instrumenteneinsatzes. So steuert ein Shaker etwa über Auf- und Abbewegungen die Streichinstrumente, durch Bewegungen in der Querachse eine Orgel und durch Bewegungen in der Längsachse einen Synthetizer; der zweite Shaker ist entsprechend etwa für unterschiedliche Blas- und Seiteninstrumente, der dritte für Percussions-Instrumente zuständig. Die jeweils gespielte Melodie ist hierbei ebenso wie der Grundrhythmus vorprogrammiert.

Das System „dr. deans group dynamics“ ermöglicht damit in mehrfacher Hinsicht Interaktivität: Einmal zwischen Nutzern und Computer, indem ihre Bewegungen unmittelbar in einen Instrumenteneinsatz umgesetzt und über ein Verstärkeranlage ausgegeben werden. Das vom Komponisten vorprogrammierte Musikstück wird – zweitens – durch die von den Nutzern frei wähl- und modifizierbare Instrumentierung immer wieder neu und anders *realisiert*, ähnlich wie dies bei Jazz-Stücken auch der Fall ist. Und drittens kann es *zwischen* den drei Nutzern des Systems zu sehr intensiven Interaktionen kommen: Gelingt es ihnen, ihre „Instrumente“ mit denen der anderen Teilnehmer durch Beobachtung der Körperbewegungen und des musikalischen „Outputs“ zu koordinieren, entsteht – ganz wie bei geglückten „jam sessions“ – ein wirklicher „groove“. Es ist mithin die in die technische Konfiguration der „equipmental complexes“ des Computersystems und seiner Eingabemöglichkeiten eingelassene „body politics“, die zu einer besonderen Betonung der Körperlichkeit der Nutzer beiträgt.

Methodisches zum Schluß

Oben wurde die These vertreten, daß über den Körper immer nur gemäß der jeweiligen technologischen Ausstattung bzw. gemäß der kulturellen Modelle einer

Gesellschaftsformation verfügt werden kann. Methodisch ist daher die Rekonstruktion der kon-textuellen ebenso wie der ko-textuellen Bedingungen des Handelns und der Körperwahrnehmung geboten. Wie bereits im Zusammenhang der zwei Beispiele angedeutet wurde, ist als zentraler Punkt einer solchen, noch auszuformulierenden sozialwissenschaftlichen Methodik die Konzentration auf die Beobachtung der *Performanz von Mensch-Maschine-Kombinaten*, also von Koppelungen und Ko-Operationen anzusehen. Diese Konzentration auf die Performanz erscheint aus zwei Gründen dringend geboten: Erstens bestehen etwa virtuelle Realitäten ausschließlich zum Zeitpunkt ihrer Nutzung und nur für ihre Nutzer; hier ist mithin besonders plausibel, was allgemein gilt: Unter einer sozialwissenschaftlichen Perspektive interessiert allein die *genutzte* Technik. Die Konzentration auf konkrete, situierte Nutzungsakte legt damit – zweitens – eine Orientierung an performanz- oder praxistheoretischen Modellen nahe, während gleichzeitig strukturelle oder systemische – also akteursfreie – Modellbildungen tendenziell entplausibilisiert werden.

Methodisch ist damit eine komplexe Situationsanalytik geboten, die Rekonstruktion der relevanten Ko- und Kontexte der technologischen Praxen bzw. ihr Raum- und Zeitbezug; hierzu ist insbesondere den potentiellen oder obligatorischen Feedback- oder Feedforward-Schleifen technischer Ausstattungen nachzugehen; Augenmerk sollte hierbei auch auf die Variations- oder Innovationspotentiale gerichtet werden, die den Nutzern eine Abweichung von den Gebrauchsanweisungen gestatten. Als hier wichtigster Punkt gilt jedoch, daß die im Umgang mit Technik zu beobachtende *situative Konstitution des Handelnden*, die technologische Inifizierung seiner Selbst- und Weltwahrnehmung zu analysieren ist. Angesichts der technologischen Regimes von Koppelung und Ko-Operation und der damit verbundenen Konstitution des Körpers ist offensichtlich, daß die Haut keine privilegierte „Kontaktfläche“ zur Welt und damit keine analytisch geeignete Grenzkategorie darstellt, um den Körper unter dem Regime von Kybernetik und Bionik zu thematisieren. Stattdessen sollte – wie dies kürzlich Susan Leigh STAR vorschlug – Körper redefiniert werden als technologisch verteilte aber auch technologisch reintegrierte Einheit in Zeit und Raum:

We are relatively localized for many bodily functions and for some tasks we perform alone. But for many other kinds of tasks we are highly distributed – remembering for example (...). So much of our memory is in other people, libraries, and our homes.³³

³³ STAR, Susan Leigh: Introduction. In: Dies. (ed.): *Ecologies of Knowledge. Work and Politics in Science and Technology*. Albany 1995, State University of New York, S. 1–35, S. 19.

Vor dem Hintergrund dieser technologisch verteilten Existenzweise in der Nachmoderne können Analysen von Autotopographien, die sich allein auf die taktil erreichbare Nahwelt beschränken, gefährliche Komplexitätsreduktionen und nostalgische Vereinfachungen produzieren. Andererseits gilt aber auch, daß vorschnelle Diagnosen einer postmodernen Liquidierung des Körpers oder der Körperlosigkeit von Erfahrungsmodi durch die Analyse der spezifischen Materialität des „mode of information“ empirisch korrigiert werden sollten, um semiotischen Realitätsvergessenheiten nicht aufzusitzen. Ein wichtiges Ziel empirisch-kulturwissenschaftlicher Analysen wäre damit die auf soziale und kulturelle Unterschiede achtende Untersuchung der nachmodernen Bedingungen von „embodiment“ in alltäglichen Praxen, der Modifikation von „embodied knowledges“ und der Rekonstruktion von Körperwahrnehmung und -praxen angesichts der gegenwärtig zu beobachtenden technologischen Veränderungen. Damit könnte ein Beitrag geleistet werden, „Körper“ als immer historisch gebundenes Konzept und sozio-kulturell bedingte Erfahrungsweise zu rekonstruieren – und damit als hybridisiert und inauthentisch.

GUDRUN M. KÖNIG

Stadtgeschichte und Konstruktion der Geschlechter

Eine Forschungsskizze am Beispiel des Tübinger Marktplatzes¹

Die öffentliche Erinnerungskultur ist immer noch meilenweit davon entfernt, Frauengeschichte oder Frauenpräsenz in der Geschichte zu symbolisieren, zu bedenken oder zu benennen. Vor kurzem habe ich darauf hingewiesen, daß und wie durch die Feminisierung der Stadtgeschichtsschreibung seit gut zehn Jahren versucht wird, dieses Manko zu beheben.² Inzwischen scheint Frauengeschichte

¹ Das Projekt wird von den Frauenbeauftragten der Stadt, Edda Rosenfeld, und der Universität Tübingen, Prof. Brigitte Schlieben-Lange, in Zusammenarbeit geplant.

² Vgl. dazu: Gudrun M. König: Ein Phänomen des Übergangs? Zur Feminisierung der Stadt in der Frauengeschichtsschreibung. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg*. 6. Bd. 1995, S. 235–245; und ebenfalls meinen Vortrag für die Ring-

Konjunktur zu haben, und ich frage mich, welche Re-Visionen damit einhergehen. Wenn ich nachfolgend wenige methodenkritische Bemerkungen anschließe, dann mache ich das nicht in Mißachtung des Erreichten, sondern zu dem Zweck, in der Auseinandersetzung und im Nachdenken künftige Arbeiten anzuregen.

Die sich daran anschließende und in der Auseinandersetzung mit Frauenstadtgeschichte geschulte Forschungsskizze stellt auf dem Hintergrund derzeitiger Theorien zur Geschlechterkonstruktion hingegen Stadtgeschichte als Geschlechtergeschichte in den Mittelpunkt. Sie skizziert den Versuch, Frauenstadtgeschichte weder als additive noch als eigene Geschichte zu exemplifizieren, sondern beide Geschlechter, Frauen und Männer, als bezeichnungsbedürftige Kategorien einzuführen. Dieser Ansatz zur Tübinger Stadtgeschichte geht davon aus, die Konstruktion der Kategorie Geschlecht und das Werkzeug, die Mechanik und die Wirkweise dieser Konstruktion aufzuzeigen. Bevor ich die Spezifik dieses Ansatzes darstelle, möchte ich kurz auf die Feminisierung der Stadtgeschichtsschreibung eingehen.

Stadtgeschichte als Frauengeschichte

Das Genre der Stadtgeschichten hat eine eigene Tradition. Es wurde von der Frauengeschichte nicht entdeckt, jedoch zunehmend von ihr besetzt. Gehen wissenschaftliche Stadtanalysen von der Stadt als sozialem und politischem Organisationsprinzip aus, deren Einzelercheinung zugunsten von strukturgegeschichtlichen Verallgemeinerungen entschwindet; so thematisieren und strukturieren einzelne Stadtgeschichten die Eigenentwicklung und vernachlässigen in der Regel allgemeine strukturbedingte Aussagen. Aus diesem Grund gehören die Stadtgeschichten zu einem eher populären Wissenschaftszweig, häufig auch von Laien betrieben, die in akribischer Quellenarbeit Fakten zusammentragen. Nur am Rande sei bemerkt, daß die Frauenstadtgeschichten meist von Wissenschaftlerinnen verfaßt wurden. Das Genre hat durch die Frauengeschichte eine gewisse Aufwertung erfahren. Ihre unsystematische Sonderstellung und die Verabsolutierung des Einzelfalls bilden jedoch die Grundlage für den weitgehenden Ausschluß aus der Zunft der Historiographie.

Einer vorgeblich geschlechtsunabhängigen Perspektive wird in den Frauenstadtgeschichten eine sich der Leiblichkeit des Denkens, der Geschichte und der Geschichtsschreibung bewußte Akzentuierung beigegeben, zuweilen gegenübergestellt. Seit etwa zehn Jahren mehrten sich Frauenstadtgeschichten rasant. Eine weibliche Historiographie entdeckt die Stadt als Lebensraum der Frauen. Neben der Publikationsdichte von rund 70 deutschsprachigen Frauenstadtgeschichten

vorlesung der Universität Tübingen im SS 1995: „Spuren suchen – Spuren lesen. Frauengeschichte als Stadtgeschichte“.

besteht ein beachtliches Angebot an frauenhistorischen Stadtrundgängen, deren Organisatorinnen sich vor einigen Jahren unter dem Namen „Miss Marples Schwestern“³ bundesweit zusammengeschlossen haben.

In der Regel wird der Boom dieser Projekte als Erfolg der Frauenforschung gesehen und ein verändertes öffentliches Bewußtsein zur Geschlechterfrage angenommen. Die begrüßenswerte Bereitstellung städtischer Geldmittel für die Aufarbeitung von Frauengeschichte ist jedoch keineswegs immer von einem feminisierten Bewußtsein getragen. Sie kann ebenso auf einer Mixtur aus parteipolitischen Interessen, kurzfristigen Krisenstrategien, fremdenverkehrspolitischen Maßnahmen und auf dem Engagement der städtischen Frauenbeauftragten beruhen. Insbesondere eine naiv operierende Frauengeschichtsschreibung bietet sich für unbeabsichtigte Vereinnahmungen an. Zwei Beispiele mögen hier genügen:

Im Vorwort zu der Maintaler Frauenstadtgeschichte⁴ schreibt der Bürgermeister: Frauen hätten heute noch nicht den Stellenwert in der Öffentlichkeit, der ihnen gebühre „und deshalb soll dieses Buch auch ein Ansporn für Frauen sein, sich im Bewußtsein ihres geschichtlichen Wirkens 'auf den Weg zu machen', um den Anspruch unserer Verfassung auf Gleichberechtigung zu verwirklichen“. Was zunächst frauenfreundlich klingt, entpuppt sich als Herausstellenwollen aus einer Geschichte, für die beide Geschlechter verantwortlich sind, wo sich demnach nicht ein Geschlecht auf den Weg machen kann, um seine Gleichberechtigung zu verwirklichen, sondern nur beide. Immerhin hätte ein derartiges Buch auch lehren können, daß einem anvisierten Machtzuwachs von Frauen ein Machtverlust der Männer gegenüberstehe, der jedoch ein Gewinn an persönlicher Freiheit und familiärer Selbstverwirklichung für beide Geschlechter bedeuten könnte. Dann müßten sich nicht nur Frauen, sondern auch Männer auf den Weg machen.

Ein aktuelles Beispiel war eine Ausstellungssequenz des Freilandmuseums Wackershofen in Schwäbisch Hall im Frühjahr 1996: „Aus ihrem Schicksal das Beste gemacht – Frauen im Dorf“: Stellen wir uns vor, wir hätten eine Ausstellung mit dem Titel: Männer in der Fabrik – aus ihrem Schicksal das Beste gemacht, oder Soldaten im Krieg – aus ihrem Schicksal das Beste gemacht! Soziale Klassenlagen und kulturelle Verhältnisse als Schicksalsfrage umzuformulieren, individualisiert hier unzulässig die kulturelle Konstruktion des Geschlechts „Frau“. Fragwürdige Identifikationsangebote und damit politische Ohnmachtsstrategien werden auf diese Weise vermittelt. Im Blick auf die vier dokumentierten Haller Frauenlebensläufe empfinde ich die Kommentierung, die im Titel mitschwingt als

³ Karin Schrott (Hg.): Miss Marples Schwestern. Historische Spurensuche nach Frauen vor Ort. Stadtrundgänge und -fahrten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Regensburg 1994.

⁴ Margret Schulz: Frauen machen sich auf den Weg. Eine Dokumentation zur Geschichte der Frauen in Maintal. Hanau 1994.

ahistorisch, beschönigend und als moralisierende Distanzlosigkeit, solcherart mit Strukturen, Verhältnissen und Geschichte umzugehen.

Die meisten mir bekannten stadthistorischen Frauengeschichten können als Strategie gewertet werden, „die auf eine Enthierarchisierung der Differenz abzielt, ohne das binäre Grundmuster in Frage zu stellen, alle Versuche der Aufwertung 'des' Weiblichen erscheinen nämlich aus dieser Perspektive notwendigerweise immer auch als Bestätigung und Reifizierung genau jenes Klassifikationsvorgangs, ohne dessen Dekonstruktion eine qualitative Veränderung des Geschlechterverhältnisses nicht möglich ist“⁵. Sich der vielfältigen historisch-strukturellen und methodologischen Probleme der Geschichtsschreibung häufiger bewußt zu sein, wäre vonnöten, um nicht in einer naiven Identifikation mit einem „Schicksal Frau“ steckenzubleiben. Verstärkt wird die Vereinnahmungsmöglichkeit durch eine weibliche Geschichtsschreibung, die sich ausschließlich auf eine „Fraueneigengeschichte“ bezieht und nicht grundsätzlich das Verhältnis der Geschlechter ins Zentrum der Untersuchung stellt.

Zwei methodische Probleme sind in vielen, beileibe nicht in allen Frauenstadtgeschichten besonders auffällig. Zum einen eine von Empathie und Identifikation geleitete Distanzlosigkeit gegenüber vergangenen Lebenswelten und Lebensläufen, die vorschnell dazu führt, Kategorien und Kriterien, die gegenwärtig unser Leben prägen, auf die Vergangenheit zu transferieren. Zum anderen setzen einige Frauenstadtgeschichten ungeprüft das „public-private“-Konzept im Rekurs auf Karin Hausens „Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ ein, obwohl gerade die empirische historische Stadtforschung die Möglichkeit hätte, die vielschichtigen und veränderlichen Funktionen und Grenzen der privaten und öffentlichen Bereiche aufzuzeigen.⁶ Zu wenig wird bedacht, daß die starre Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit ein „gesellschaftspolitisches Konstrukt“⁷ ist, vor dessen unreflektierter Übernahme gerade, aber nicht nur Karin Hausen seit Jahren

⁵ Regine Gildemeister, Angelika Wetterer: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer (Hg.): Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg 1992, S. 201-254, hier S. 248.

⁶ Zum Stand der feministischen Kritik an der Konzeption der Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit vgl. Margrit Brückner: „Geschlecht und Öffentlichkeit. Für und wider das Auftreten als Frau oder als Mensch“ und Jean L. Cohen: „Das Öffentliche und das Private neu denken“. Beide in: Margrit Brückner, Birgit Meyer (Hg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg 1994, S. 19-56 und S. 300-326.

⁷ Anne-Charlott Trepp: Anders als sein „Geschlechtscharakter“. Der bürgerliche Mann um 1800 – Ferdinand Beneke (1774-1848). In: Historische Anthropologie, 4. Jg. 1996, S. 57-77, besonders S. 58-62.

entschieden warnt.⁸ Die häufig verkürzenden Interpretationen der nur arbeitenden, überforderten und ins Haus gedrängten Frauen klammern andere historischen Bedingungen und Möglichkeiten von vorneherein aus. Jedenfalls war es auch die Übernahme von Karin Hausens Beschreibungsmodell, die die Frauen in der Geschichtsschreibung ans Haus feselte, und nicht immer die profunde Kenntnis der historischen Geschlechter-Realität. Ohne zwischen Modell und Wirklichkeit zu unterscheiden und ohne zu fragen, wie sich etwa Frauen im Freien bewegten, wurde durch das Überstülpen des Modells das genaue Ausloten unterschiedlicher Radian der Begrenzung verhindert.

Die Schlagwörter der frühen Stunde der Frauenforschung wie „blinde Flecken füllen“ und „sichtbar machen“, die mit positivistischem Eifer zur Wissensvermehrung einer Fraueneigengeschichte beigetragen haben, erweisen sich inzwischen als problematisch in der Unterbewertung sozialer und ethnischer Differenzen, in der vernachlässigten Korrektur der herrschenden Geschichtsschreibung und in der Voraussetzung binärer Gesellschaftstrukturen.

Die Feminisierung der Stadtgeschichtsschreibung entlarvte gleichwohl einen Mangel, wertete um und legte ein Gitternetz über die Lächer des Vergessens. Ereignissen wurde Gewicht verliehen, die bislang in den Stadtgeschichten vernachlässigt worden waren. Nicht immer wurden die ermittelten Tatsachen genügend begründet, um ihnen Bedeutung zuzumessen, und bisweilen wurden empirisch gewonnene Thesen weder theoretisch untermauert noch Theorieansätze revidiert.

Die hier vorgestellte Konzeption hat es sich zur Aufgabe gemacht, die aktuellen Kontroversen um die Kategorie Geschlecht aufzunehmen und auf dieser Basis neue Wege im Umgang mit Frauenstadtgeschichte als einer Stadtgeschichte der Geschlechter zu beschreiten. In den theoretischen Debatten, insbesondere in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung besteht Einigkeit über die Konstruktion der Kategorie Geschlecht und allgemeine Ablehnung, sie als natürlich-ontologische Kategorie zu begreifen. Als konstruiert gelten nicht mehr nur die soziokulturellen, politischen und ökonomischen Attribute des Geschlechts (gender), sondern auch was bislang als biologisches Substrat, als Körpergeschlecht (sex) angesehen wurde.⁹ „Sex“ und „gender“, die Unterscheidung in ein natürliches

⁸ Karin Hausen: Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen. In: Dies., Heide Wunder (Hg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte. Frankfurt, New York 1992, S. 81-88, hier S. 85.

⁹ Judith Butler argumentiert in ihrem Buch „Gender trouble“ (Dt.: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M. 1991) für die Auflösung der sex/gender-Trennung in gender, da sex selbst schon ein gender-Produkt sei: Körperlichkeit scheidet Männer und Frauen nicht materiell, sondern diese „Fiktion“ komme erst durch den bedeutungsgebenden, diskursiv gesteuerten Blick zustande. Vgl. Feministische Studien 2/1993, Einleitung, S. 4.

und ein soziokulturelles Geschlecht ist somit selbst zur Frage geworden. An die Stelle der Eindeutigkeit auch des Körpergeschlechts¹⁰ ist der Prozeßcharakter getreten, nämlich beides, „sex“ und „gender“, werde im Diskurs erzeugt. Für die historische Forschung, so stellte jüngst Ute Frevert fest, gelte es diesen Produktionsprozeß räumlich-zeitlich zu situieren, seine Triebkräfte zu benennen, seine Verfahrensweise zu analysieren, seine Alternativen zu bedenken und seine Folgen zu ermitteln, denn die Aufgabe der Geschlechtergeschichte sei es, den Konstruktionscharakter des Geschlechts historisch transparent zu machen.¹¹

Berechtigt ist eine Kritik an der Kategorie Geschlecht gerade für die historische Frauenstadtforschung in dem Maße, in dem ein feministischer Biologismus neue Mythen feiert. Berechtigt ist sie, wenn sie sich gegen die „Naturalisierung“¹² der Geschlechtergestalt als exklusiv, eindeutig und lebenslänglich richtet. Das diskursanalytische, ethnomethodologische und wahrnehmungstheoretische Rütteln an den Grundfesten der Kategorie „Geschlecht“ sensibilisiert für das „Fremdverstehen“ in der Geschichte. In Differenz und mit Distanz gilt es zu beschreiben, wie Frauen und Männer in der Geschichte sich gefühlt, wie sie gedacht und gelebt haben.

Frauenstadtdenkmäler und – ausstellungen sind ohne Zweifel ein wichtiger Zweig identitätsstiftender populärer Geschichtsschreibung und kultureller Wissenschaftspraxis. Das Bemühen, Frauen in der Geschichte „sichtbar“ zu machen, führte einerseits zu genauer Kenntnis der Mehrfachbelastung, der Unterprivilegierung und andererseits zur Einsicht in biographische Gegenstrategien und neuen, wenn auch nicht verbindlichen Politikkonzeptionen. Die Stärke vieler Frauenstadtdenkmäler ist die Deskription dieser Situation, nicht ihre Analyse. Die Frage nach dem „Wie“ der Konstruktion der Geschlechter rückt die Perspektive weg von Ausschluß- und Mangelkonzepten der Frauengeschichte und lenkt sie auf das Lesen kultureller Prozesse als „gendered entities“¹³. Wir sollten uns von Vorstellungen distanzieren, die den von Irit Rogoff festgestellten Sprachmangel wiederholen, im Beharren auf eine Fraueneigengeschichte jene Form von Männlichkeit „als geschlechtliche

¹⁰ Vgl. die Zusammenfassung von Caroline Bynum: Warum das ganze Theater mit dem Körper? Die Sicht einer Mediävistin. In: Historische Anthropologie 4. Jg. 1996, S. 1-33; dazu: Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt/M. 1994.

¹¹ Ute Frevert: „Mann und Weib, Weib und Mann“: Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995, S. 14f.

¹² Hilge Landweer: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung. In: Feministische Studien 2/93, S. 34-43, hier S. 42.

¹³ Irit Rogoff: From Ruins to Debris: The Feminization of Fascism in German-History Museums. In: Daniel J. Sherman, Irit Rogoff (Hg.): Museum Culture. Histories, Discourses, Spectacles. Minneapolis 1994, S. 223-249, hier S. 226.

Subjekte oder bezeichnungsbedürftige Kategorie“¹⁴ zu ignorieren. Um die Mechanismen der Konstruktion von Geschlecht aufzuzeigen, muß deshalb die Ebene einer additiven Frauengeschichte verlassen und die Herstellung der Differenz als solche rekonstruiert werden. Mit der Abwendung von der Frauen- hin zur Geschlechterforschung stimme ich mit Kathrin Braun darin überein, daß diese Verschiebung „nicht notwendig mit einer 'Entpolitisierung' verbunden ist“¹⁵, sondern andere Schwerpunkte, Standpunkte und Strategien notwendig macht.

Das verkürzende Auffüllen der Kategorie „Geschlecht“ mit einer und nur einer Kategorie „Frau“ konnte zwar unter Wissenschaftlerinnen eine hohe Akzeptanz aufweisen, gerade auch in den Formen kulturpraktischer Arbeit wie Ausstellungen und Frauenstadtdenkmäler, jedoch nur auf der Basis intellektueller Selbstbeschränkung und einer normativen weiblichen Identitätspolitik. Wenn wir heute die Verflüssigung der Kategorie Geschlecht und ein „doing gender“ ernst nehmen, bedeutet dies, daß die klaren Konturen der Frauenforschung verschwimmen, eine Geschlechterforschung jedoch an Reflexionsniveau und Erklärungsfähigkeit gewinnt.

Ein topographischer Ansatz: Der Tübinger Marktplatz

Der Tübinger Marktplatz wird als zentraler Untersuchungsraum gewählt. Er ist Ort städtischer Politik, er ist aber auch Treffpunkt von Obrigkeiten und Untertanen, von Einheimischen und Fremden, von Individuen und Gruppen, von Ober- und Unterstädtern, von Bürgerinnen und Händlerinnen, von Männern und Frauen. Der größte freie Platz im Ortszentrum, gesäumt von Bürgerhäusern, dominiert vom Rathaus und geziert vom Brunnen bietet ein Szenarium sozialer Beziehungen, kultureller Begegnungen und mentaler Befindlichkeiten dar. Hier verbinden sich politisch-praktische Interessen mit ästhetischen Funktionen; zugleich ist er ein Ort kultureller Praxis. Die topographische Begrenzung auf den Marktplatz und der daraus resultierende Quellenzugriff erlauben es, den kulturellen „Herstellungsmodus der Differenz“¹⁶ der Geschlechter aufzuzeigen und nicht nur mitzudenken. Im reflektierenden Nacherzählen des Normalen und Alltäglichen muß auf der interaktiven Ebene die Realisierung der Geschlechterkategorien in ihrer kulturellen Konstruktion bezeichnet werden. Das politische Ziel einer Enthierarchisierung der Geschlechterdifferenz, wie das alle bisherigen Ansätze des Sichtbarmachens

¹⁴ Irit Rogoff: Er selbst – Konfigurationen von Männlichkeit und Autorität in der Moderne. In: Ines Lindner u.a. (Hg.): Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte. Berlin 1989, S. 21-40, hier S. 21.

¹⁵ Kathrin Braun: Frauenforschung, Geschlechterforschung und feministische Politik. In: Feministische Studien, 11/1995, Nr. 2, S. 107-117, hier S. 107.

¹⁶ R. Gildemeister/ A. Wetterer (wie Anm. 5), S. 247.

anvisiert haben, wird erweitert im Blick darauf, die binäre Gesellschaftsstruktur selbst in Frage zu stellen. Eine Frauengeschichte, die meint, durch ein frauenzentriertes Wissen zur Enthierarchisierung der Geschlechter beizutragen, geht von einem biologistischen zweigeschlechtlichen Strukturmodell aus und verkennet, daß das Geschlecht „Frau“ oder „Mann“ nicht nur eine (mehr oder weniger eindeutige) Körpertatsache, sondern vielmehr eine unterschiedlich bewertete Kulturtatsache darstellt.

Der Markt bietet über die lokale Identifikation hinaus in verschiedenen Segmenten Ausschnitte sozialer Wirklichkeit: als Herrschafts- und Öffentlichkeitstraum, als Wirtschafts- und Arbeitssphäre und als Geselligkeits- und Repräsentationszone. Vielschichtig überlagern sich in der Analyse des Tübinger Marktplatzes als Interaktionsraum unterschiedliche Ebenen: Das Rathaus als Repräsentant städtisch-bürgerlicher Verwaltung, der Markt als ökonomischer Tausch- und Handelsplatz, der Marktplatz als öffentlicher Stadtraum und die MarktplatzanwohnerInnen mit ihren Verflechtungen in dieser politisch-ökonomischen Stadtkultur.

Anhand von Häuserbiographien¹⁷ in drei Zeitschnitten sollen unterschiedliche Lebensweisen von Männern und Frauen in der Geschichte dargestellt werden. Wir haben einen begrenzten Raum, der dennoch Ausblicke und Anknüpfungspunkte in sozial gegliederte und nach Geschlechtern konstruierte städtische Lebenswelten liefert. Mit dem topographischen Ansatz des Tübinger Marktplatzes wird nicht vorab festgelegt, welche Fragen und Themen für die vergangenen Frauen- und Männer-Leben relevant, repräsentativ oder prägend gewesen sein könnten, sondern mit einer Ethnographie des Raums rückt der kulturelle Prozeß der Konstruktion der Geschlechter selbst ins Zentrum der Analyse. Dabei richtet sich der interpretierende Blick auf Geschlechterkonflikte, aber auch auf alltägliche Normalität, um diese als geschlechterzentrierte Realität wahrzunehmen.

Wenn man Markt in dieser Weise als einen inhaltlichen und topographischen Zusammenhang sozialer Situationen und Szenen begreift, gerade auch als begrenztes und in sich geschlossenes Marktplatz-Ensemble, dann läßt sich die zentrale Frage nach dem Verhältnis zwischen Männern und Frauen immer wieder neu aufnehmen und darstellen, ohne Frauen als marginalisierte Gruppe zu behandeln oder ihnen eine inaktive Sonderbehandlung anzudienen. Vielmehr wird die bisherige Stadtgeschichtsschreibung im Ansatz revidiert und eine neue geschlechteradäquate Interpretation angegangen. In der Näherung an historische Realität wird gefragt, wie zum Beispiel neue Rechtsnormen und Wirtschaftsregeln in

¹⁷ Zur biographischen Hausforschung vgl. Sigrid M. Philipps, Sabine Rumpel: Häuser und Menschen. Biographische Methoden der Hausforschung im Freilichtmuseum. In: Bettina Heinrich u. a. (Hg.): Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 10). Tübingen 1992, S. 146-158.

individuelle Gruppenlebensläufe eingreifen. Wichtig erscheint die Darstellung des Exemplarischen und des Allgemeinen, ohne eine Frauengeschichte unabhängig von einer Männergeschichte zu situieren, sondern in ihren männlich und weiblich positionierten Eigenheiten kenntlich zu machen. Das Marktplatz-Prinzip ist beides: topographische Situation und Modell politischer und kultureller Beziehungen mit Konflikten um materielle und kulturelle Lebens-Mittel.

Methode und Programm

Grundprinzip der geplanten Untersuchung ist ein dreistufiges Analysemodell. Auf der ersten Stufe werden einzelne Marktplatz-Segmente wie Rathaus, Brunnen und Markt in ihrer geschlechter-kultur-historischen Bedeutung dargestellt. Auf der zweiten Stufe werden die Anwohner und Anwohnerinnen des Tübinger Marktplatzes nach Alter, Beruf, Vermögen und Wohnung anhand von Marktplatz-Soziogrammen für die Jahre 1820, 1870 und 1920 ermittelt, die sich aus hausbiographischen Forschungen zusammensetzen. In einer Vorstudie wurde die Tragfähigkeit dieser Konzeption beispielhaft für ein Marktplatz-Soziogramm des Jahres 1870 geprüft. Die erarbeitete Anwohnerskizze¹⁸, die die Bewohner, Bewohnerinnen und die Gewerbe und Geschäfte nach Häusern rund um den Platz aufschlüsselt, wurde ergänzt durch die Analyse der Tübinger Chronik des Jahrgangs 1870.

Die drei Jahresschnitte sind mit Bedacht gewählt: Um das Jahr 1820 waren die Bewältigung der Krise der Napoleonischen Kriege und der Hungersnot 1817 nicht mehr vordringliche Alltagsaufgabe, eine gewisse Normalisierung äußerer Bedingungen läßt Fragen nach der sich etablierenden bürgerlichen Gestalt der Geschlechter-Verhältnisse zu, die sich nach der Französischen Revolution maßgeblich gewandelt hatten. Im Zweigenerationensprung¹⁹ soll geprüft werden, wie die politischen und ökonomischen Veränderungen das Verhältnis der Geschlechter stabilisierten und neu formatierten. Dem Kriegsjahr 1870 kommt besondere

¹⁸ Die Daten können anhand des Gebäudekatasters erhoben und durch kirchliche Personenverzeichnisse wie personenbezogene Vermögensakten ergänzt werden. Für das Jahr 1870 und die Zeit um 1920 liegen zwar Adreßbücher vor, die jedoch nur erste Anhaltspunkte liefern. Vgl. Ludwig Sturm: Adreßbuch der Universitätsstadt Tübingen. Tübingen 1870.

¹⁹ Anne-Charlott Trepp kritisiert die gängige Vorstellung der biographischen Historiographie, nach der zwischen zwei Generationen etwa ein Altersabstand von 30 Jahren bestehe, als männlich perspektiviert und setzt dagegen, orientiert am weiblichen Lebenslauf, einen Abstand von 20-25 Jahren fest. Vgl. Anne-Charlott Trepp: Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840. Göttingen 1996, S. 31. Im Rahmen der Migrationsforschung hat sich darüber hinaus bestätigt, daß Veränderungen im kulturellen Handeln in der Regel zwei Generationen voraussetzen.

Bedeutung für die Geschlechterbeziehungen zu, die in der Nachkriegszeit 1920 unter veränderten sozioökonomischen und politischen Bedingungen mit ihren Auswirkungen auf Berufs- und Alltagsleben erneut untersucht werden sollen. Gerade die Zeit der Weimarer Republik stellt für die Tübingen-Geschichte ein Forschungsdesiderat dar. Eine personenbezogene Datenrecherche und die Auswertung der Tageszeitung insbesondere die Rubrik „Hiesiges“, Versteigerungshinweise und Werbeanzeigen ermöglichen auf der dritten Ebene zeitliche, soziale und biographische Verdichtungen.

Mit den drei anvisierten Marktplatz-Soziogrammen und den entsprechenden biographischen Daten, ergänzt und korrigiert durch die örtlichen Zeitungen und Archivmaterialien, können weitere Quellengattungen im Blick auf die namentlich bekannten Personen und den Marktplatz erarbeitet werden, wie etwa die Strafverzeichnisse²⁰ mit Unzuchtsvergehen, Verbalinjurien, Händeln, nächtlichen Ruhestörungen usw. Bei diesem Untersuchungsschritt müßte auch geprüft werden, ob es die Quellenlage zuläßt, eine öffentliche Warnung des Stadtdirektors wie: „Es wurden in der neuesten Zeit mehrfache Prellereyen unter Mitwirkung liederlicher Dirnen verübt, die auf einen gewerbsmäßigen Betrieb schließen lassen“²¹, zur Grundlage einer verdichteten Analyseebene zu machen. In Anbetracht der Reichhaltigkeit der Fragen und des Materials sollte auf einen relativ engen Marktplatz-Bezug geachtet werden.

Durch diese drei zeitlichen Untersuchungsschnitte und die drei Untersuchungsebenen können die sich wandelnden kulturellen Konstruktionen der Geschlechter und die unterschiedlichen Dimensionen einer Geschlechtergeschichte systematisch analysiert werden.

Marktplatzsegmente als erste Untersuchungsebene

Ausgangspunkt des geplanten Projektes ist der historische Moment, in dem die Ausstattung des Marktplatzes dem heutigen Bild äußerlich weitgehend entspricht, und das ist zu Beginn der 1820er Jahre. Das Rathaus, öffentlicher Repräsentations-sitz städtischer Bürgerinteressen war nicht nur ein Gebäude der Verwaltung, sondern hatte vielfältige Funktionen. Der Mehrzweckbau Rathaus als bürgerliche Form architektonischer Selbstdarstellung war eingerichtet für das wirtschaftliche, politische, juristische und öffentlich-repräsentative Leben. Das Rathaus als Sachrepräsentant städtischer Verwaltung griff auf vielfältige Weise in das wirtschaftliche und alltägliche Leben ein. Steuern, Gebühren und Genehmigungen wurden meist noch direkt erbeten, der Publikumsverkehr war entsprechend hoch.

²⁰ Strafverzeichnis, 1. Bd.: 1830-1850, Stadtarchiv Tübingen.
²¹ Intelligenz-Blatt, 29.1.1849, S. 53.

Das ikonographische Programm seiner Innen- und Außenhaut ist nicht nur hinsichtlich der Ausstattung mit allegorischen Frauengestalten zu befragen.

Der Markt- oder Rathausbrunnen hatte nicht nur repräsentative Funktion, sondern diente den Marktplatzbewohnern zur Wasserversorgung. Der Brunnen als Ort des Alltags²² war Begegnungsort der Geschlechter und sozialer Gruppen mit hohem Unterhaltungswert. Zahlreiche Verordnungen sorgten für die immens wichtige Reinhaltung des Wassers. Räumliche Nähe zum Brunnen war auch Ausdruck sozialer Privilegien. Brunnen, Rathaus und Markt sind verdichtete Kommunikationszonen städtischer Alltagskultur, in denen sich die Konturen und die Prägekraft kultureller Geschlechter-Konstruktionen prüfen lassen.

Der Marktplatz war einerseits zentraler Warenumserschlagplatz für den regelmäßigen Wochenmarkt wie für die zweimal jährlich stattfindenden Krämermärkte. Über Gebührenregulative können wir erschließen, welche Waren auf dem Wochenmarkt verkauft wurden. Das Angebot der Marktboutiquen auf dem Martini- und Georgimarkt kann durch die „Meßwarenempfehlung“²³ in der örtlichen Zeitung genau analysiert und muß in Verbindung mit der Entwicklung des Einzelhandels betrachtet werden. Die zunehmende Diversifizität einerseits und die Konfektionierung andererseits sowie die Internationalisierung des Warenangebots wirkten sich auf das Einkaufen, die Vorratshaltung und die Hausarbeit aus, veränderten männliche und weibliche Berufsbilder, situierten je neu die Hierarchien zwischen den Geschlechtern. Das temporäre und das stationäre Warenangebot vom Alltags- bis zum Luxusbedarf lassen darüber hinaus Rückschlüsse auf die politische Lage, das Einkaufsverhalten und Eßgewohnheiten zu. Die Dokumentation und Analyse des Warenangebots erlaubt vielfältige Rückschlüsse auf veränderte ökonomische Bedingungen und auf das Alltagshandeln.

Am Beispiel der Marktfegerinnen – nicht nur für Tübingen, sondern auch für andere württembergische Orte belegt, jedoch bisher nicht erforscht – ließe sich aufzeigen, wie ein Geschlechtswechsel von Berufen Statusveränderungen impliziert. Die Entwicklung vom Marktfegen als weibliche, unprofessionalisierte Armenbeschäftigung hin zu einer männlichen Profession der Straßenreinigung bedeutete im landläufigen Sinn zwar noch keine prestigeträchtige Verbesserung, doch war eine Statuserhöhung mit der regelmäßigen Entlohnung verbunden. Brüchigkeiten und Veränderungen, die mit dem „Geschlechtswechsel“²⁴ der

²² Carola Lipp: Der Brunnen. In: Heinz-Gerhard Haupt: Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte. München 1994.

²³ Regelmäßig erscheinen zunächst im Intelligenzblatt und später in der Tübinger Chronik in den Tagen vor den Märkten sogenannte Meßwarenempfehlungen. Die auswärtigen Marktbesucher listen detailliert ihr Warenangebot auf. Vgl. etwa Intelligenzblatt 1834, S. 183 und 22.4.1842, 164 oder Tübinger Chronik 1845, S. 215 usw.

²⁴ R. Gildemeister/A. Wetterer, (wie Anm. 5), S. 222.

Straßenreinigung einhergingen, erlauben die soziale Konstruktion der Herstellung der Differenz der Geschlechter zu veranschaulichen.

Der freie Platz war nicht nur als ökonomischer Warenumschlagplatz eine Gemeinschaftseinrichtung, sondern diente mit öffentlichen Inszenierungen dem politischen, religiösen und geselligen Leben, seien es die Feier des Geburtstages der Königin Katharina, Siegesfeiern oder als Ausgangspunkt des Festzuges zum 400-jährigen Universitätsjubiläum. Neben diversen städtisch-kulturellen Veranstaltungen war er Aktionsraum einzelner sozialer Gruppen. Über den Tübinger Marktplatz als öffentlichen Versammlungsraum im Freien und „Demonstrationsraum“ gibt es bisher keine kontinuierlichen Aufzeichnungen: Huldigungsfeiern, Festzüge, Siegesfeiern wären nur einzelne Stichpunkte einer politischen Geschichte. Das bereits im 19. Jahrhundert belegte Maisingen der Studenten auf dem Marktplatz ist nur ein Beispiel, wie sich universitäre und städtische Öffentlichkeit hier überkreuzten.

Schauspieler, Gaukler und Tiermenagerien dienten auf dem Marktplatz der städtischen Unterhaltung. Johan Vilhelm Snellmann, ein schwedischer Reisender, beschreibt die sich drängelnde Menschenmenge auf dem „holprigen und vieleckigen Marktplatz“²⁵ mitten im Winter des Jahres 1841. In der tönenden, neugierigen und wogenden Menge auf dem Marktplatz begegnen sich soziale Gruppen, Männer und Frauen, Alte und Junge.

Unter denen am Markt gelegenen Gasthäusern kam dem „Gasthaus zum Lamm“ eine Vorrangstellung zu. Als Poststation und Veranstaltungsort kleinstädtischer Vergnügungen und Sensationen war es das erste Haus am Platz. Hier zeigte ein Glasbläser seine Kunst²⁶, wurde ein mechanisches „Eisenwerk“ für drei und sechs Kreuzer Eintritt vorgeführt²⁷, eine Schlangen-Menagerie²⁸ und Polyoramen²⁹ ausgestellt wie auch „ein Neger gezeigt vom Stamm der Ashantees“³⁰. Neben diesen kleinstädtischen Attraktionen zogen Maler und Handwerker mit optischen Instrumenten für drei bis vier Tage in das Gasthaus³¹, um ihre Dienste anzubieten. Bei dieser Spannweite des Unterhaltungs- und Dienstleistungsangebots wird deutlich, wie vielschichtig und mehrdimensional Bewegungs- und Begegnungsräume der Geschlechter angelegt waren.

²⁵ Johan Vilhelm Snellmann: Deutschland. Eine Reise durch die deutschsprachigen Länder 1840-1841. Stockholm 1842 (Erstausgabe), hier hg. von Hans Peter Neureuter. Helsinki 1984; S. 167-170.

²⁶ Intelligenz-Blatt, 1828, S. 220.

²⁷ Intelligenz-Blatt, 1828, S. 135.

²⁸ Intelligenz-Blatt, 1829, S. 2.

²⁹ Intelligenz-Blatt, 1829, S. 347, 359.

³⁰ Intelligenz-Blatt, 1831, S. 482.

³¹ Tübinger Chronik, 28.7.1845, 362f.

Marktplatz-Soziogramme als zweite Untersuchungsebene

Die hausbiographischen Anwohnerskizzen geben nicht nur die relativ genaue soziale Wohn- und Berufssituation wieder, sondern sie sind auch die Grundlage für die Analyse der örtlichen Zeitungen, um das Soziogramm des Marktplatzes zu komplettieren und kritisch gegenzulesen.

Die vielfältigen Funktionen des Rathauses spiegeln sich im Jahr 1870 im ersten Adreßbuch wieder. Hier residierten Notariat und Executionsamt, Polizeiamt und Wachstube, der Stadtschultheißenamtsdiener Christian Karrer und das städtische Lagerhaus. Aufstreichverhandlungen (Versteigerungen) von Häusern³², „Fahrniß“-Auktionen bei Mobiliar und Feldern insbesondere bei Verschuldungen trafen häufig Witwen und minderjährige Waisen, meist fanden die Versteigerungen im Rathaus statt. Da diese öffentlich angekündigt werden mußten, können soziale und geschlechtsspezifische Profile der Verarmung nachgezeichnet werden. Im 19. Jahrhundert dienten die Räume des Rathauses als Treffpunkt für Vereine und für semiprivate Initiativen. Diese weder öffentliche noch private Raumnutzung wurde bisher nicht nur in Tübingen kaum untersucht. Beides kann gut über das Intelligenzblatt und die Tübinger Chronik recherchiert werden. Das Rathaus verkörpert darüber hinaus den Ort, an dem man neueste städtische und politische Nachricht gemeinsam auf dem Anschlagbrett lesen oder sich vorlesen lassen und debattieren konnte.³³

Im Jahr 1870 waren am Markt ansässig: zwei Apotheken, ein Arzt und eine Hebamme, vier große Handlungen, das Gasthaus Lamm, das Café des Rudolf Genschowski und die Weinwirtschaft des Friedrich Lächler, wenige Universitätsangehörige und sehr viele Handwerker. Thematisch umkreisen die Berufsfelder also den Handel, das Gesundheitswesen, das Handwerk, die Universität, die Stadtverwaltung und die Gasthäuser. In diesem breiten Berufs- und Ökonomiespektrum darf nicht vergessen werden, daß sowohl Handwerk, Handel als auch Dienstleistungen eng verzahnt waren mit und abhängig von den studentischen und professoralen Bedürfnissen.

³² Hausverkauf: „Mein Hausanteil, bestehend Parterre in einem Laden gegen den Markt, Stallung, 2 Keller, gemeinschaftlichen Hof und einer Dunglege, sowie ferner in dem gemeinschaftlichen großen Haus-Oehrn, worin eine gemeinschaftliche doppelte Mosttrotte, endlich ein Hof, 2 Scheuren Bühnen; sodann im 2. und 3. Stock 3 heizbaren Zimmern, großen Bühnen und mehreren Kammern“ und kommt auf dem Rathaus zum Aufstreich „Traiteur Dennele“ – Tübinger Chronik 3.8.1847, S. 700.

³³ Wichtige Nachrichten, unter anderem von den Kriegsschauplätzen des Krieges 1870/71, wurden am Rathaus angeschlagen. Vgl. Tübinger Chronik 17.8.1870.

Männerberufe und Frauenarbeit

Neben dem Rathaus an der Ecke zur Haaggasse wohnte im Jahr 1870 die Schneiders Witwe R. Maur und handelte mit Kleidern. In der sogenannten Silberburg lebte Barbara Rauser, eine Obsthändlerin. Im „Calwer Haus“ führte eine Frau Renner, Reviermeisters Witwe, einen Kostisch. Ein biographisches Profil der Erwerbsarbeit könnte klären, inwieweit die berufliche Kodierung der Geschlechter nach Lebensalter und Familienstand variierte. Selbständige Frauenerwerbsarbeit war nicht nur bei Witwen weit verbreitet.

Typisch für weibliche wie männliche Tätigkeiten sind die zahlreichen Hinweise auf Funktionshäufungen und mehrfache Erwerbsquellen: Barbara Rauser vermittelte Dienstmädchen, der Kammacher Friedrich Schmidt verkaufte Kanarienvögel und der Marktmeister J. Haller, Inhaber der neuen Badeanstalt in der Gartenstraße, war zugleich Kommandant der Feuerwehr und Werkmeister. Vermietungen von Möbeln, Dachböden, Kellern und Wohnungen boten ein notwendiges Zubrot. Die inserierten Mietgesuche und Wohnungsangebote vermitteln Einblicke in die Innenausstattung der Räume und Häuser am Marktplatz und lassen Rückschlüsse auf die Mobilität der Geschlechter zu.

Die regelmäßigen Werbeanzeigen der größeren und kleineren Handlungen am Markt erlauben, für den gesamten Untersuchungszeitraum Warenlisten zu erstellen und in Beziehung zum Marktangebot zu setzen. Die größeren Handlungen auf dem Markt machten nicht nur mit Annoncen auf aktuelle Warenzugänge, sondern auch auf das permanente Angebot aufmerksam. Ausweitung wie Spezialisierung des Angebots reagierten auf die sich wandelnden Bedingungen des Hauswirtschaftens, auf modische Veränderungen, selbst auf tagespolitische Ereignisse. Auch bei den Händlern haben wir noch im Jahr 1870 eine auffällige Funktionshäufung: Bleichenvermittlung, Staatsanleihen und eine breite Angebotspalette von Zitronen über Hustenbonbons begleiten unterschiedliche Hauptwarengruppen vom Tuch- und Kleiderhandel bis zu Eisengeräten und Möbeln.

Entsprechend ihrer privilegierten sozialen Stellung waren die Besitzer der größeren Handlungen am Markt stadtpolitisch sehr engagiert. Die Proklamation der Französischen Republik, der die Kapitulation des Französischen Kaiserreichs und die Gefangennahme Napoleon III. vorausgegangen war, wurde groß auf dem Marktplatz gefeiert. Den Aufruf zur feierlichen Versammlung unterschrieben unter anderen die Kaufmänner Baur sen. und jun., Bräuning, Raach und der Wirt Bayha zum Lamm.³⁴ Parallel dazu passen die Kaufleute ihr Sortiment den politischen Gegebenheiten an: Sie verkaufen Illuminationslampen, Feuerwerk und Pulver – jederzeit gerüstet für die erhoffte Siegesfeier.

³⁴ Tübinger Chronik, 6.9.1870.

Verdichtungen als dritte Untersuchungsebene: Biographisch, zeitlich, sozial

Dem topographischen Grundszenario, das hier mit den Stichworten Rathaus, Markt und Handel, Handwerk und Hausbiographien gekennzeichnet wurde, folgen in einem dritten Schritt biographische, soziale und zeitliche Verdichtungen. Für die Zeit um 1870, die hier im speziellen als Grundlage dient, betrifft das die Familie Kurz im Haus Kronenstrasse 11, heute Café Pfuderer, die Auseinandersetzungen um den Wochenmarkt mit dem beabsichtigten Ausschluß auswärtiger HändlerInnen und die Gründung des Frauen-Sanitäts-Vereins im Kriegsjahr 1870. In all diesen Rekonstruktionen stellen sich Fragen nach der Reichweite der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Partizipation der Geschlechter. Beispielhaft sei hier nur die politische Intensivierung weiblicher Wohltätigkeit im 1870er Krieg angeführt. Parallel zu dem im Juli 1870 gegründeten „Hilfsverein für die im Felde stehenden Soldaten und ihre hilfsbedürftigen Familien“³⁵ gründete sich ein Frauen-Verein. Vereinszweck war die Unterstützung des (männlichen) „hiesigen Hilfsvereins“ und dies bedeutete Verbandmaterial herzustellen, Weißzeug und Kleidungsstücke für Soldaten und für Familienangehörige zu sammeln und Lazarett-Ausrüstungsgegenstände bereitzustellen oder sich an der Krankenpflege zu beteiligen durch „Ausrüstung geeigneter Personen, welche sich der Pflege der Verwundeten und Kranken, resp. der Sorge für die Wäsche und der Küche der Lazarethe unterziehen“³⁶. Unterschrieben wurde dieser Gründungsauftrag von zehn Tübinger Frauen, von denen Frau Stadtschultheiß Rapp und Frau Kaufmann Bräuning am Marktplatz wohnten.³⁷ Ute Planert³⁸ führt dagegen aus, Mathilde Weber hätte zusammen mit Universitätsprofessor Niemeyer den Tübinger Sanitätsverein ins Leben gerufen. Dies stimmt mit der Eigendarstellung der Vereine in der Tübinger Chronik nicht überein. Die Gründung des „Hilfs-Vereins“ unterzeichneten namentlich am 27.7.1870 zwanzig Männer: Professoren, Kaufleute, ein Hausmeister, ein Gemeinderat, ein Druckereibesitzer, darunter eben auch Niemeyer. Gleichzeitig wurde aber ein Frauen-Verein gegründet. Diesen Aufruf signierte Mathilde Weber jedoch nicht. Dies spricht keinesfalls gegen ihr zweifellos belegtes Engagement für die Einrichtung und Unterstützung des Lazaretts. Doch durch Planerts Reduktion auf eine einzige Vereinsgründung wird die strikt

³⁵ Tübinger Chronik, 27.7.1870.

³⁶ Tübinger Chronik, 27.7.1870.

³⁷ Vgl. Ute Planert: Mathilde Weber in Tübingen: Eine „Wohlthäterin der Stadt“ zwischen Unterstützung und Disziplinierung. In: Helga Merkel (Hg.): Zwischen Ärgernis und Anerkennung: Mathilde Weber 1829 – 1901. Tübingen 1993, S. 53-70, hier S. 67.

³⁸ Zum Engagement des Frauenvereins und der Mathilde Weber vgl. Ute Planert und Tübinger Chronik 30.8 und 13.11.1870.

nach Geschlechtern und damit auch nach Aufgaben getrennte Vereinsarbeit nicht kenntlich und damit unterbewertet. Trotz der säuberlich nach Geschlechtern aufgeteilten Aktivitäten im „Hülf“- oder auch Sanitätsverein der Männer und dem Frauenverein, arbeiteten sie gemeinsam bei der Einrichtung des Lazarets. Die Herren Stein und Gös, Vorsitzende des Sanitätsvereins, „richten an alle deutschen Frauen, deren Herz blutet über die Leiden unserer heldenmüthigen Söhne, die Bitte, strenge Musterung in ihrem Hauswesen zu halten“³⁹, um Entbehrliches für die Einrichtung von 3 Lazaretten für 150 Mann zur Verfügung zu stellen. Die intern-familiären Zuständigkeiten wurden nicht in Frage gestellt, sondern zementiert. Anders gesagt: Wenn Frauen in ihrer patriotischen Eigenschaft als Staatsbürgerinnen angesprochen wurden, dann nicht etwa im neuen Aushandeln von politischer Mündigkeit und Verantwortung, sondern in der Demonstration scheinbar weiblicher Qualitäten und Zuständigkeiten wie Fürsorge des Haushalts, wie Wäsche-, Kleider- und Krankenpflege. Keine der Spendenlisten zeigt, daß Frauen mit der Verwaltung der finanziellen Hilfe in Berührung kamen. Während sich die Herren für Geldspenden bedankten, machte dies Ottilie Wildermuth für Kleiderspenden⁴⁰. Die kulturellen Geschlechtereigenschaften und Zuständigkeiten wurden immer wieder aktualisiert, konstruiert und habitualisiert.

Die Vorstudie, auf der diese topographische und geschlechterhistorische Konzeption aufbaut, hat gezeigt, daß die projektierte methodische Annäherung für eine Stadtgeschichte als Geschlechtergeschichte neue Perspektiven eröffnet. Die Materiallage ist günstig, sie bedarf des Lesens nach Kategorien einer geschlechterorientierten Partizipation.

³⁹ Tübinger Chronik, 21.8.1870.

⁴⁰ Tübinger Chronik, 25.10.1870.

KASPAR MAASE

Zum wissenschaftlichen Profil der „Zeitschrift für Volkskunde“

Eine Analyse der Jahrgänge 1986-1995¹

Der folgende Beitrag stellt einige Ergebnisse einer Inhaltsanalyse der Jahrgänge 1986-1995 der „Zeitschrift für Volkskunde“ vor und erörtert sie knapp. Leitende Fragestellung war: Welches Profil wissenschaftlicher Arbeit ergibt sich aus den veröffentlichten Aufsätzen? Welche Gegenstände, welche Methoden, welche Kontextualisierungen sind in welchem Maße vertreten? Dahinter steht natürlich das Interesse, Aussagen über Tendenzen und Orientierungen im Vielnamenfach Volkskunde/EKW/Europäische Ethnologie/ Kulturanthropologie/ Kulturwissenschaft zu machen. Doch genau hier, bei der Reichweite der Ergebnisse, sind einige methodisch begründete Einschränkungen notwendig.

Grenzen und Probleme der Methode

Strenggenommen stellen die gedruckten Texte das Ergebnis der Publikationspolitik der beiden Redakteure der ZsfVkdar. Sie sind zwar eingebunden in die DGV und die Fachöffentlichkeit, und so „darf ... die ZsfVkd – und seit etwa 1970 in besonderem Maße – als ein wesentlicher Brennpunkt der ... volkskundlichen Fachdiskussion ... gelten.“² Aber eine Betrachtung der Zeitschrift oder gar des ausgewählten Textkorpus als getreuer Spiegel des Fachs scheint doch nicht erlaubt. Beispielsweise gehört es zum Profil der Zeitschrift, Beiträge nicht deutschsprachiger und dem Fach benachbarter AutorInnen zu drucken – immerhin fast ein Viertel des Samples.³

¹ Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags im Institutskolloquium des LUI, WS 1995/96, zum Oberthema „Neuere theoretische Ansätze in den Kulturwissenschaften“.

² Helge Gerndt, Einleitung, in: Gesamtregister der Zeitschrift für Volkskunde, hg. v. Helge Gerndt und Klaus Roth, Göttingen 1995, S. 11.

³ (19 Texte) Zum Fach gerechnet wurden AutorInnen aus Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz, die als Volkskundler usw. ausgewiesen sind und/oder gegenwärtig eine Stelle im Fach innehaben. Bei wichtigen Auszählungen werden diese AutorInnen, die im engeren Sinne „das Fach vertreten“, unterschieden von den übrigen, die als „keine deutschsprachigen Volkskundler“ oder verkürzt als „keine Volkskundler“ bezeichnet werden.

Die Redaktion⁴ bemüht sich weiterhin um die Wiedergabe von Antrittsvorlesungen und Habilvorträgen, woraus sich eine Tendenz zum Theoretisch-Fachgeschichtlichen ergibt, und sie räumt sinnvollerweise der Selbstreflexion des Fachs und allgemeineren theoretischen Erörterungen viel Raum ein. Empirische Studien, die den Großteil der Veröffentlichungen im Fach ausmachen, sind daher systematisch unterrepräsentiert.⁵ Ein halbwegs angemessenes Bild der Situation müßte unbedingt regionale Zeitschriften und Jahrbücher einbeziehen. Die Praxis des Viennamenschs ist weitaus facettenreicher und hat deutlich andere Schwerpunkte, als es die Analyse des „Schaufensters“ ZsfV ergibt. Was die folgenden Ergebnisse also über den Zustand des Fachs aussagen, muß letztlich dem Urteil der Leser überlassen bleiben. Der Autor kann nur empfehlen, mit Verallgemeinerungen zurückhaltend zu sein.

Dafür ist neben der Frage, wofür die Befunde eigentlich stehen, ein weiteres, grundlegendes Problem verantwortlich. Wie sind die Befunde zustande gekommen und wie weit sind sie verlässlich, intersubjektiv nachvollziehbar?⁶ Ausgewählt wurden alle Beiträge⁷ im Aufsatzteil der 10 Jahrgänge. Die Texte wurden verschiedenen Kategorien zugeordnet, die in unterschiedlichem Maße objektivierbar sind. Die Rubrizierung nach empirischen und theoretischen Studien sowie die Aussagen über benutzte Quellengattungen scheinen relativ problemlos. Schon bei der Einordnung nach verwendeten Methoden ergab sich in einer zentralen Frage die Notwendigkeit zur subjektiven Ermessensentscheidung. Viele Texte rechnen auch Beobachtungen der Verfasser unter ihr Belegmaterial – allerdings in einem derart unterschiedlichen Ausmaß, daß die einfache Feststellung, ob überhaupt solche Quellen verwendet wurden, eine wichtige Differenz verschleierte hätte. Wo allerdings die Grenze liegt, die das beiläufige Heranziehen eigener Erfahrung von der systematischen und reflektierten Verwendung ethnographischer Formen der Erkenntnisgewinnung trennt, ist nicht objektiv festzulegen. In die Rubrizierung gingen daher unvermeidlich das Methodenverständnis und die Methodenbewertung des Autors ein.

⁴ Auch diese Studie beschränkt sich auf das, was im Text mit einem Hauch von kritischer Konnotation als „Schreibtischarbeit“, armchair ethnology, rubriziert wird. Zur weiteren Validierung der Befunde wären zumindest Interviews mit den Redakteuren und anderen Fachvertretern nötig.

⁵ Gerndt, Einleitung, S. 14, macht dafür Platzgründe verantwortlich.

⁶ Aus Platzgründen ist es leider nicht möglich, die Zuordnung jedes Beitrags zu den verschiedenen Kategorien darzustellen, so daß der Leser sie am Text überprüfen könnte. Ausnahme: Rolf Lindners knappe „Anmerkungen zur 'Wahmbecker Resolution'“ im Jg. 1990.

Das gilt auch für weitere Merkmale wie historische Kontextualisierung, die Bedeutung von Aspekten gesellschaftlicher Machtstruktur und die Charakterisierung der Forschungsgegenstände selbst. Im folgenden werden daher „harte“ und „weiche“ Befunden unterschieden; das sollte aber nicht den Anschein erwecken, irgendein Datum sei nicht Ergebnis des gewählten, immer auch anders denkbaren Untersuchungsdesigns. Alle Befunde sind – wenn auch in unterschiedlichem Maß – konstruiert. Für die kritische Benutzung kann vielleicht folgende Faustregel gelten. Die Qualitäten, auf die sich der kommentierende Schlußteil des Textes als wichtige Kriterien bezieht, sind in den Befunden tendenziell etwas untergewichtet dargestellt – gerade weil der Autor hier relativ hohe Ansprüche hat.

Der Textkorpus

Untersucht wurden 83 Texte von insgesamt 92 Verfassern (Mehrfachzählung)⁸ – 23 Frauen und dreimal so vielen Männern (69). 42 erschienen im Jahrfünft 86/90 und 41 im Jahrfünft 91/95. 30 Beiträge sind als theoretisch zu qualifizieren, 53 als empirisch. Damit liegt der Theorieanteil insgesamt bei 37%, 30% (13:29) im ersten Jahrfünft und 40% (17:24) im zweiten. Unter Theorie fallen 12 Studien zur Fachgeschichte und 18 zur aktuellen Fach- und Methodendebatte; die Proportion blieb über beide Jahrfünfte ungefähr gleich.

Betrachtet man die fachgeschichtlichen Arbeiten auf die herangezogenen Quellen hin, so ergibt sich folgendes Bild. Nur in einem Viertel der Studien wird Material ausgewertet, das über veröffentlichte wissenschaftliche Texte hinausgeht. Zwei Aufsätze ziehen je einen, einer zwei Archivbestände heran – jeweils zu Personen aus der Fachgeschichte. Analysiert wird rein philologisch, ideengeschichtlich. Es findet sich keine Beziehung zu Theorien und Methoden der sozialwissenschaftlichen oder historischen Wissenschaftsforschung. Nur in einem Text, in Hermann Bausingers „Wir Kleinbürger“, sind Ansätze zu einer Ethnographie der Ethnographen erkennbar.

„Harte“ Befunde zu den empirischen Studien

Im folgenden werden die 53 empirisch angelegten Aufsätze näher betrachtet; sie bilden die Basis aller Prozentuierungen. 16 dieser Aufsätze (30%) stammen nicht von deutschsprachigen Volkskundlern. Dieser Anteil ist etwa gleich bei den aktuellen und bei den historischen Arbeiten. Aktuelle und zeitgeschichtliche

⁸ Einige Texte stammten von mehreren AutorInnen; einige AutorInnen waren im Untersuchungszeitraum mit mehreren Texten vertreten.

Gegenstände (Zeitraum seit 1945) behandeln 26, schwerpunktmäßig vorher liegende Themen 27 Aufsätze. Der historische Anteil an den empirischen Arbeiten betrug im ersten Jahrfünft 55% (16 von 29), im zweiten 46% (13 von 24). Der historische Anteil (ohne Fachgeschichte) an allen Beiträgen lag im ersten Jahrfünft bei 38% (16 von 42), im letzten nur noch bei 27% (11 von 41) – und nach Abzug der „fachfremden“ AutorInnen beträgt der Anteil zwischen 1991 und 1995 nur noch 17% (7 von 41).

Welche Materialien werden für die empirisch-kulturwissenschaftlichen Studien herangezogen? Wie werden sie gewonnen und mit welchen Methoden werden sie interpretiert? Als reine Schreibtischarbeiten sind rund 40% der Beiträge (21) zu qualifizieren. Sie verwenden nur allgemein zugängliches gedrucktes Untersuchungsmaterial, im wesentlichen Schriftliches und dazu einige Bildquellen. Weitere 5 Beiträge beziehen selbst gesammeltes sprachliches Material (Witze, Sagen) ein. Im letzten Jahrfünft ist der Anteil der „Schreibtischarbeiten“ allerdings deutlich höher; er liegt bei 58% der empirischen Untersuchungen (14 von 24).

Es scheint angemessen, die Arbeiten zusammenzufassen, die fast ausschließlich sprachliche Texte interpretieren. Auch die mündlichen Gattungen fungieren in den entsprechenden Aufsätzen nur in verschriftlichter Form; Aspekte der Oralität und der Performanz bleiben marginal. Textanalysen in diesem Sinn (Schreibtischarbeiten plus Untersuchungen mündlicher Gattungen) machen 49% aller empirischen Aufsätze aus, 62% im Jahrfünft 1991/95. Die Dominanz des Philologischen in der ZsfVfK ist unübersehbar; sprachlich Repräsentiertes (in allgemein zugänglicher Form!) stellt den Großteil des untersuchten Materials.

Welche sonstigen Quellen und Methoden dienen zur Erkenntnisgewinnung? Archivalien zumindest in bescheidenerem Umfang verwenden 8 Arbeiten (5 im ersten, 3 im zweiten Jahrfünft); darunter sind nur 3 Studien von VolkskundlerInnen. Auch bei großzügiger Auslegung des Begriffs beruhen nur 5 Beiträge schwerpunktmäßig auf Feldforschung (1 und 4), darunter sind 2 (!) von VolkskundlerInnen. Fragebogen und Interviews lieferten die wesentliche Materialgrundlage für 8 Aufsätze (5 und 3), doch nur die Hälfte davon stammt aus dem Fach. Ergebnisse systematischer Beobachtung sind in 10 Texte eingegangen (5 und 5). Intensivere Sachkulturanalyse wird in 3 Beiträgen betrieben, zentral ist sie nur für einen aus dem ersten Jahrfünft.

Einige der genannten Kategorien überschneiden sich; daher seien die Hauptbefunde noch einmal zugespitzt. Vom Anspruch des Fachs, (auch) eine historiographisch arbeitende Disziplin zu sein, ist nicht viel zu erkennen, wenn in 10 Jahrgängen nur 3 volkscundliche Arbeiten in nennenswertem Maße Archivalien heranziehen. Methoden, die spezifisch sind für eine Ethnowissenschaft – Feldfor-

schung, systematische Beobachtung, intensive Sachkulturanalyse – bilden nur für 16 Aufsätze (7 und 9) die Grundlage. Davon stammen 12 aus volkscundlicher Feder, das sind 22% der empirischen und 15% aller untersuchten Artikel.

„Weiche“ Befunde zu den empirischen Studien

Im folgenden sollen die Beiträge nach Qualitäten kategorisiert werden, die sehr viel schlechter objektivierbar sind als die bisher herangezogenen Kriterien. Die anschließenden Aussagen beruhen also noch weitaus stärker auf dem subjektiven Blick des Autors. Daher sollen die Befunde auch in erster Linie als Trendaussagen formuliert werden, nicht in der scheinbaren Exaktheit von Prozentangaben.

Die Feststellung, daß wir es überwiegend mit Schreibtischarbeiten zu tun haben, die sprachliche Texte analysieren, sagt noch nichts darüber aus, was denn eigentlich der Gegenstand der Untersuchung ist, den man über die sprachliche Repräsentation zu fassen sucht. Auch auf diesem Wege kann (und oft: muß) man ja die eigentlichen materialen Praktiken untersuchen, die doch zum Kernbestand der zu erforschenden Alltagskultur gehören. Also: Wie viele Texte befassen sich mit gegenständlich handelnden – nicht nur pauschal mit Sprechenden und Hörenden, schreibenden und lesenden – Menschen? Zentral ist dieser Gesichtspunkt in rund einem Viertel der empirischen Beiträge – von denen aber nur gut die Hälfte aus dem Fach stammt. Von den Aufsätzen volkscundlicher AutorInnen aus dem letzten Jahrfünft konnten nur 3 hier eingeordnet werden. Als relevant, aber doch nur als ein Gegenstand unter anderen, werden Praktiken in einem weiteren knappen Fünftel der Artikel behandelt; allerdings fungieren sie hier mehrfach als „Realmetaphern“ (G. Korff) in Analysen, die auf die Rekonstruktion symbolischer Texturen im Sinne einer interpretativen Kulturforschung à la Geertz zielen.

Manche Befunde werden hier mit kritischem Unterton formuliert, als Ausdruck eines Mangels. Dahinter steht zweifellos eine Idealvorstellung vom wissenschaftlichen Profil des Vielnamensfachs, die im abschließenden Kommentar hoffentlich deutlicher wird. Doch darüber hinaus scheint es angebracht – bei aller Bemühung um sachliche Einordnung sine ira et studio –, gar nicht den Schein einer „objektiven Analyse“ zu erwecken. Ihren Sinn bekommt die hier vorgestellte Untersuchung nur im Kontext der Debatten um das Selbstverständnis des Fachs, und daher soll hier nicht „Neutralität“ inszeniert werden.

„Mangel“ bezieht sich nicht auf eine verbindliche Norm, der jeder einzelne Text zu genügen hätte, sondern auf eine Vorstellung von Proportionen im Gesamt der wissenschaftlichen Arbeit. Daß mit dem diskursanalytisch-interpretativen Ansatz, der im untersuchten Textkorpus deutlich vorherrscht, wichtige und für das Fach zentrale Erkenntnisse zu gewinnen sind, steht außer Frage. Das gilt auch, wenn

materiale Praktiken, sozialhistorischer Kontext, geschichtliche Gewordenheit und gesellschaftliche Machtstrukturen in der einzelnen Studie keine nennenswerte Rolle spielen. Mit kritischem Unterton wird hier nur gefragt, was es bedeutet, wenn derartige Ansätze das Profil der repräsentativen Fachzeitschrift bestimmen.

Die folgenden Fragen sind im Horizont der Debatte um den vermuteten „Kulturalismus“ des Fachs anzusiedeln. Sie versuchen quasi, Wolfgang Kaschubas „kulturwissen-schaftlichen Imperativ“ zu operationalisieren, der lautet: „Soziale Unterschiede, geschlechtsbezogene Unterscheidungen, kulturelle Differenz und deren jeweilige Begründungen wie Folgerungen müssen Leitkoordinaten ethnologischer Forschung sein.“⁹ Auch wer diesen Anspruch nicht akzeptiert, wird doch kaum Helge Gerndts Aussage widersprechen können, das Fach sei „seit der Studentenrevolte Ende der 1960er Jahre aktueller und politischer geworden“ und habe „sozialkritische und zeitgeschichtliche Aspekte integriert.“¹⁰ So wurden die empirischen Aufsätze daraufhin betrachtet, ob die Strukturen von „class, race, gender“ (zumindest eine davon) von systematischer Bedeutung für Untersuchung und Ergebnis sind. Im strikten Sinn trifft das nach Meinung des Autors für etwa ein Fünftel der empirischen Aufsätze zu. Hier werden Kategorien wie „Frau“, „Bürgertum“ oder „Jude“ nicht bloß deskriptiv oder pauschal charakterisierend zur Eingrenzung des Themas verwendet, sondern die Produktion von Strukturen der Ungleichheit, Ausgrenzung, Unterdrückung wird systematischer, mit Bezug auf einschlägige Theorien und empirische Studien verfolgt.¹¹

Legt man allerdings den „Imperativ“ weiter aus und fragt, ob soziale Ungleichheiten und Machtverhältnisse behandelt werden, meist durch die Wahl eines Gegenstandes, der mit Minderheiten, Verfolgten, Diskriminierten verknüpft oder ausdrücklich auf die „Kultur der breiten Massen“¹² bezogen wird, so trifft dies für weit mehr als die Hälfte der empirischen Beiträge zu. Aufsätze aus dieser Kategorie finden sich deutlich häufiger im zweiten Jahrfünft des Untersuchungszeitraums.

Abschließend sei gefragt, ob und wie weit die untersuchten empirischen Arbeiten ihre Ergebnisse in einen sozialhistorischen Kontext (im weiten Verständnis, nicht im Sinn der „Bielefelder Schule“) einordnen. Wirklich systematisch scheint eine sozialhistorische Studie nur in wenigen Beiträgen angestrebt zu sein; davon kommen 2 aus dem Fach. Fast die Hälfte der Aufsätze stellt ihre kulturalanalytischen

⁹ Wolfgang Kaschuba, Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, in: ZsfVvk I/1995, S. 32.

¹⁰ Gerndt, Einleitung, a.a.O., S. 15.

¹¹ Unter dieses Kriterium fiel nur einer der Beiträge im Heft II/1987, die sich mit Juden und Jüdischem in deutscher Geschichte befassen.

¹² Studienplan des Ludwig-Uhland-Instituts, beschlossen 1973, Stand Juli 1994, S. 3.

Befunde in einen eher knapp skizzierten politik- oder sozialgeschichtlichen Rahmen. Das ist für einen kulturwissenschaftlichen Aufsatz, der auf begrenztem Raum seine spezifische Empirie zu präsentieren und zu interpretieren hat, wahrscheinlich die praktikabelste Vorgehensweise. Immerhin zwei von fünf Texten verzichten nahezu auf jede sozialhistorische Kontextualisierung der Befunde.

Kommentar

Die dargestellten Beobachtungen sollen abschließend unter fünf Gesichtspunkten kommentiert werden.¹³ Das Vielnamenfach ist in der ganzen Breite seiner Arbeit sicher facettenreicher und zeigt andere Schwerpunkte als die untersuchten Beiträge in der ZsfVvk (wenngleich man den Textkorpus insgesamt wohl als Selbstdarstellung der deutschsprachigen Volkskunde in ihrem zentralen wissenschaftlichen Organ qualifizieren darf). Die folgenden Bemerkungen sollten daher nicht als Situationsanalyse gelesen werden, sondern als Anmerkung zu einigen Tendenzen, die dem Autor diskussionswürdig erscheinen. Ob sie für die Volkskunde der Gegenwart zentral oder marginal sind, ist sicher noch zu debattieren.

Um einen Maßstab für die historische Justierung des Urteils zumindest anzudeuten, bietet es sich an, noch einmal eine frühere Studie zur ZsfVvk zur Hand zu nehmen. Im legendären Sammelband „Abschied vom Volksleben“ eröffnete Roland Narr seinen Beitrag über „Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft“ mit einer kurzen Analyse von ebenfalls 10 Jahrgängen der Zeitschrift, 1960-1969.¹⁴ Hier ging es nun wirklich um eine Generalabrechnung, und entsprechend drastisch fielen die Urteile aus. Der unhistorisch romantisierende Bezug auf „Volk“ und „Volkskultur“, ein vorherrschend untheoretisch-„antiquarischer“ Zugriff auf das Material, „Verklärung der Vergangenheit“ und „Trübung des Blicks für die Gegenwart“ im Geist einer „restaurativen“ Kulturkritik¹⁵ – all das scheint einer fernen Vergangenheit des Fachs anzugehören. Ist nun das Pendel völlig in die Gegenrichtung ausgeschlagen? In den 1960ern behandelten drei Viertel der Aufsätze Gegenstände aus der Zeit vor

¹³ Es wird darauf verzichtet, die Befunde detailliert zu neueren Einschätzungen der geistigen Situation des Fachs in Beziehung zu setzen. Pauschal sei verwiesen auf die Beiträge von Wolfgang Kaschuba, Konrad Köstlin, Martin Scharfe, Werner Schiffauer, Andreas Schmidt in den Heften I/95 und I/96 der ZsfVvk, auf den Sammelband „Kulturen, Identitäten, Diskurse“ (Berlin: Akademie 1995), auf Beiträge von Wolfgang Brückner in den letzten Jahrgängen der „Bayerischen Blätter für Volkskunde“ und auf den Beitrag von Brigitte Bönsch-Brednich auf dem Karlsruher Volkskundekongress 1995.

¹⁴ Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970, S. 38-48, 70-73.

¹⁵ Zitate ebd., S. 42, 45, 46.

1900;¹⁶ in den 1990ern stammt weniger als ein Drittel der empirischen Arbeiten in der Zeitschrift von VolkskundlerInnen, die die Geschichte vor 1945 in den Blick nehmen (7 von 24).

Damit wäre dann gleich das *erste* Problem benannt. Dürfte sich das Fach heute noch guten Gewissens als historische Disziplin bezeichnen? Mit dieser Frage soll nicht die Wendung zu Gegenwart und Nachkriegsgegenwart rückgängig gemacht werden. Es geht vielmehr darum, ob die kulturellen Befunde – gleich, wie fern oder wie nah sie uns zeitlich liegen – auf gesellschaftsgeschichtliche Kontexte und Entwicklungen bezogen werden. Sollten sich volkskundliche (usw.) Beiträge zur Kultur der Gegenwart nicht gerade durch das Herausarbeiten sozial- und alltagsgeschichtlicher Gewordenheit vom besseren Feuilleton abheben? Wer nur kulturelle und im traditionellen Sinn kulturgeschichtliche Untersuchungen (vielleicht sogar die alte Kuriositätengeschichte) vorlegt, darf sich dann nicht beschweren, wenn Historiker „unser“ Material in Arbeiten mit einem umfassenderen Erklärungsanspruch einbauen und damit größere Beachtung finden.

Zweite, eng damit zusammenhängende Beobachtung: Methodische Strenge und theoretische Reflektiertheit bei der Verwendung des empirischen Materials scheinen nicht gerade Konjunktur zu haben. Nicht selten wird sehr „locker“ mit den benutzten empirischen Quellen umgegangen, insbesondere mit Beobachtungen, Erfahrungen, oralen Texten, aber auch mit schriftlich fixiertem Sprachmaterial. Ort, Zeit und Bedingungen der Materialgewinnung sowie die Position des Forschenden im kulturellen Feld werden ebenso wenig durchschaubar gemacht wie performative und soziale Kontexte der verschiedenen Praktiken und Texte. Die Frage nach sozial-, geschlechts- und regionalspezifischem Gebrauch, nach gesellschaftlicher Verbreitung und historischer Repräsentativität (im qualitativen Sinn: wofür steht eine Beobachtung oder ein Text?!) des herangezogenen Materials wird oft kaum beleuchtet. Kurzum, es gibt eine Tendenz zur assoziativ gewirkten Textur, manchmal sprachlich funkelnd und reizvoll, doch letztlich mehr auf die Maßstäbe anspruchsvollen Feuilletons und weniger auf die einer historisch und sozialwissenschaftlich arbeitenden Disziplin bezogen. Unzweifelhaft ist: Das Fach braucht gewagte Hypothesenbildung und produktive Spekulation. Die Frage ist allerdings, ob dem nicht eine *dritte* Tendenz entgegensteht.

Traf Orvar Löfgren nicht auch einen wunden Punkt unseres Fachs, als er auf dem Karlsruher Kongreß 1995 monierte, die dominierende Richtung in der Symbol- und Diskursanalyse löse sich zunehmend von der Materialität der alltäglichen Praktiken? Es gibt in dieser Disziplin, die für sich Bezeichnungen wie empirische

Alltagsforschung, Ethnographie und historische Anthropologie reklamiert, eine Neigung, die Wirklichkeit in Text zu verwandeln und sich dabei vor allem auf sprachliche Texte zu beziehen. Zu wenig „blood, sweat, and tears“, mahnte Löfgren mit Churchill an, und die hier vorgestellten Befunde scheinen seine Kritik eher zu bestätigen als zu entkräften.

Vielleicht kann man *viertens* die angeführten Tendenzen unter dem Begriff einer ebenso realitätsangemessenen wie problematischen Bescheidenheit das Fachs subsumieren. Gemeint ist die Neigung, dem Anspruch ethnographischen oder europäisch-ethnologischen Fremd-Machens von (aktuellem oder vergangenem) Alltag auszuweichen. Mit der „Angst des Forschers vor dem Feld“ wird beinahe schon kokettiert. Verfremdung unserer Lebenswelt ist eine zeitaufwendige und in mancher Hinsicht riskante Sache, ganz gleich, ob man das an historischen Quellen, Feldforschung, Sachkultur oder systematischer Beobachtung und Befragung zu leisten sucht. Und sie ist kein Selbstzweck. Sie wird produktiv und relevant in dem Maß, in dem sie das Sperrige, Vieldeutige, Eigensinnige von Handlungslogiken und symbolischen Ordnungen herausarbeitet und damit gängige Etikettierungen und Deutungsmuster der öffentlichen Meinung wie auch sozialwissenschaftliche Makrotheorien (Modernisierung, Individualisierung, Erlebnisgesellschaft, Auflösung der Familie, Vidiotismus usw.) in Frage stellt.

Dazu ist allerdings die systematische Kritik des intellektuellen Ethnozentrismus verlangt, und der steht außer den Selbstbestätigungsmechanismen des Habitus auch eine auf ihre Weise durchaus realistische Berufsorientierung entgegen. Es ist in dieser Perspektive sinnvoll, sich auf das postmoderne Feuilleton in allen Medien einzustellen. Dort sind die Phänomenologie des Alltags, Populärkulturanalyse, der Blick für Rituale und symbolische Strukturen der Lebenswelt und auch Kulturgeschichtliches im herkömmlichen Sinn gefragt, und die Absolventen des Vielnamenfaches tun gut daran, die Spielregeln dieses möglichen Berufsfeldes zu beherrschen. Die Resonanz, die volkskundliche (usw.) Beiträge etwa auf den Geisteswissenschafts-Seiten der „Frankfurter Allgemeinen“ finden, scheint da aussagekräftig.

Im Feuilleton gelten allerdings spezifische Relationen für das Verhältnis von Forschungsaufwand und Ertrag. Die an den Hochschulen meist mißtrauisch betrachtete Kunst der Darstellung steht hoch im Kurs, ja sie ist manchmal die einzige Währung, die zählt. Und der Bedarf nach Verfremdung hält sich im Rahmen dessen, was liberale Gesellschafts- und Kulturkritik ohnehin schon weiß. Hier ist letztlich Illustration gefragt – nicht das anstrengende, verunsichernde und bedrohliche Sich-Einlassen auf immer noch fremde Praktiken und Dinge außerhalb (oder auch, und das ist keineswegs einfacher: innerhalb) der Welt kultivierter Mittelschichten. Was passiert z. B. in assessment centers und in der Männerwelt

¹⁶ Ebd., S. 45.

des leitenden Managements, in Verbindungen und Eliteeinheiten, in Hochsicherheitslabors und High-tech-Forschungszentren? Wie kommen die folgenreichen Entscheidungen solcher Teilkulturen zustande? Könnten ethnographische Forschung und kulturanthropologische Interpretation hier nicht einiges ans Licht fördern, das am Lack einer Gesellschaft kratzt, die sich selbst als rational und effizienzorientiert sehen möchte?

Bescheidenheit im hier problematisierten Sinn, das wäre die *fünfte* Anmerkung, fördert die Tendenz zum Profilverlust des Fachs. Kulturwissenschaftler ist heute jeder. Demnächst sollen ja die heute noch als Geisteswissenschaften firmierenden Disziplinen insgesamt das Etikett „Kulturwissenschaften“ verliehen bekommen. Studiengänge, Fachrichtungen und Zeitschriften mit „Kultur“, „Ethno“ oder „Anthropologie“ im Namen liegen „voll im Trend“. Die Theorieangebote, auf die das Fach sich bezieht – Bachtin, Barthes, Bourdieu, de Certeau, Douglas, Elias, Foucault, Freud, Geertz, de Saussure, Simmel, Turner usw. -, werden in vielen benachbarten Fächern genutzt. Jeder gute Kulturpublizist kann heute eine Symbol-, Diskurs- oder Ritualanalyse abliefern. Wie wäre da ein Claim für das Vielnamenfach abzustecken?

Vielleicht sind Pflöcke in den Werkzeugkästen zu finden, die nach Maßgabe unseres Samples eher selten benutzt werden: bei der historisch und sozialwissenschaftlich aufgeklärten Handhabung spezifischer Methoden der Ethnowissenschaften wie Feldforschung, Beobachtung, dialogische Beziehung zu den Erforschten, Sachkulturanalyse, systematische „Beobachtung des Beobachters“. Sie ermöglichen, in Kombination mit historiographischem und semiologischem Handwerkszeug, eine methodisch reflektierte Annäherung an das kulturell Fremde wie an das scheinbar Vertraute im Alltag unserer Gesellschaft. So könnten vielleicht intersubjektiv kritisierbar ausgewiesene Untersuchungen vorgelegt werden mit dem Ziel, die symbolischen Ordnungen in verschiedenen Feldern materieller und geistiger Praxis zu entschlüsseln.



Wie gratuliere ich? Eine Frage, die sich bei den zahlreichen freudvollen Anlässen im Leben *Hermann Bausingers* immer wieder stellt. So gratulieren wir heute gleich zweimal:

zum 17.9.1996 – von Herzen

und

zum 18.9.1996 – mit Respekt

zur Auszeichnung mit dem Justinus-Kerner-Preis der Stadt Weinsberg. So wünschen wir mit Justinus Kerner:

"Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!"

Das Ludwig-Uhland-Institut

Lehrprogramm im Wintersemester 1996/97

Vorlesung

Einführung in die Empirische Kulturwissenschaft: 2 st., Do 11-13

Grundstudium

Rationalität und Ritual. Zur Ethnographie des universitären Lehrbetriebs (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st., Mi 14-16

Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Tourismusforschung (= Grundzüge historisch-sozialwissenschaftlichen Argumentierens): 2 st., Mi 18-20

Bildanalyse. Übungen an Materialien der Sammlungen des LUI (= Empirische Verfahren): 2 st., Di 9-11

Kulturtheorien: 2 st., Do 14-16

Regionale Identität: 2 st., Mi 11-13

Techniken wissenschaftlichen Arbeitens: 2 st., Mi 11-13

Frauen in der populären Musik: Kulturgeschichtliche Prozesse und aktuelle Entwicklungen: 3 st., Mo 16-19

Hauptstudium

Fastnachtsforschung als Exempel empirisch-kulturwissenschaftlicher Brauch-, Bild- und Symbolanalyse (mit Exkursionen): 2 st., Mi 16-18

Geschlechterverhältnisse und Lachkulturen in den Medien: 2 st., kompakt am 18./19.10., 6./7.12., 24./25.1.97, jeweils 12-18

Kannibalismus: 2 st., Mo 18-20

Jeggle

Warneken

Welz

Korff

Warneken

Maase

Jeggle

Bechdolf

Korff

Kotthoff

Maase

Der kulturwissenschaftliche Essay: 2 st., Do 9-11

Maase

"Handelt, wie ein Jude ...": 2 st., Di 11-13

Berger

Jahrhundertwende in Württemberg: Die "Konferenzsaufsätze" als volkskundliche Quelle: 2 st., Mo 11-13

Staib

Jugend(sub)kultur zwischen Selbstfindung und Selbsterfindung (Grunge/Techno): 2 st., Mo 14-16

Balistier

Müllkultur: Alltagswahrnehmung und Alltagsorientierung: 2 st., Mi 9-11

Silberzahn-Jandt

"Katrin". Produkt- und Rezeptionsanalyse einer Familienserie (Projekt I): 4 st., Di 14-18

Bechdolf/Warneken

Schwabenbilder (Projekt III): 2 st., Fr 9-11

Jeggle

Aby Warburgs "Schlangenritual". Eine Detail- und Korrespondenzlektüre: 2 st., Di 18-20

Korff

Tradition und Kritik: 2 st., Fr 11-13

Welz

Kolloquien

Magisterkolloquium: 2 st., Do 16-18

Alle Lehrenden

Institutskolloquium: 2 st., Do 18-20

Alle Lehrenden

DoktorandInnen-Kolloquium: 2 st., kompakt

Alle Lehrenden

BETR.: EINLADUNG ZUR MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Tübingen, im September 1996

Liebe Mitglieder,

Wir möchten Sie herzlich zur nächsten Mitgliederversammlung des Vereins einladen. Sie findet

• am 25. Oktober 1996, 16h,
im Übungsraum des Ludwig-Uhland-Instituts statt.

Die Tagesordnung:

1. Arbeitsbericht für 1995 (incl. Buchverkauf, Finanzlage und Kassenabschluß)
2. Künftige Vorhaben
3. Aussprache über 1. und 2.
4. Bericht der Kassenrevisoren
5. Entlastung des Vorstands (des 1. Vorsitzenden, des 2. Vorsitzenden und der Kassierin)
6. Neuwahl des Vorstands
7. Neuwahl des Beirats
8. Wahl der RevisorInnen
9. Verbesserungen bei Werbung und Vertrieb
10. Verschiedenes

Gez. Elke Bidell, Bernd Jürgen Warneken

Tübinger Korrespondenzblatt
H. 40-47

Z

36